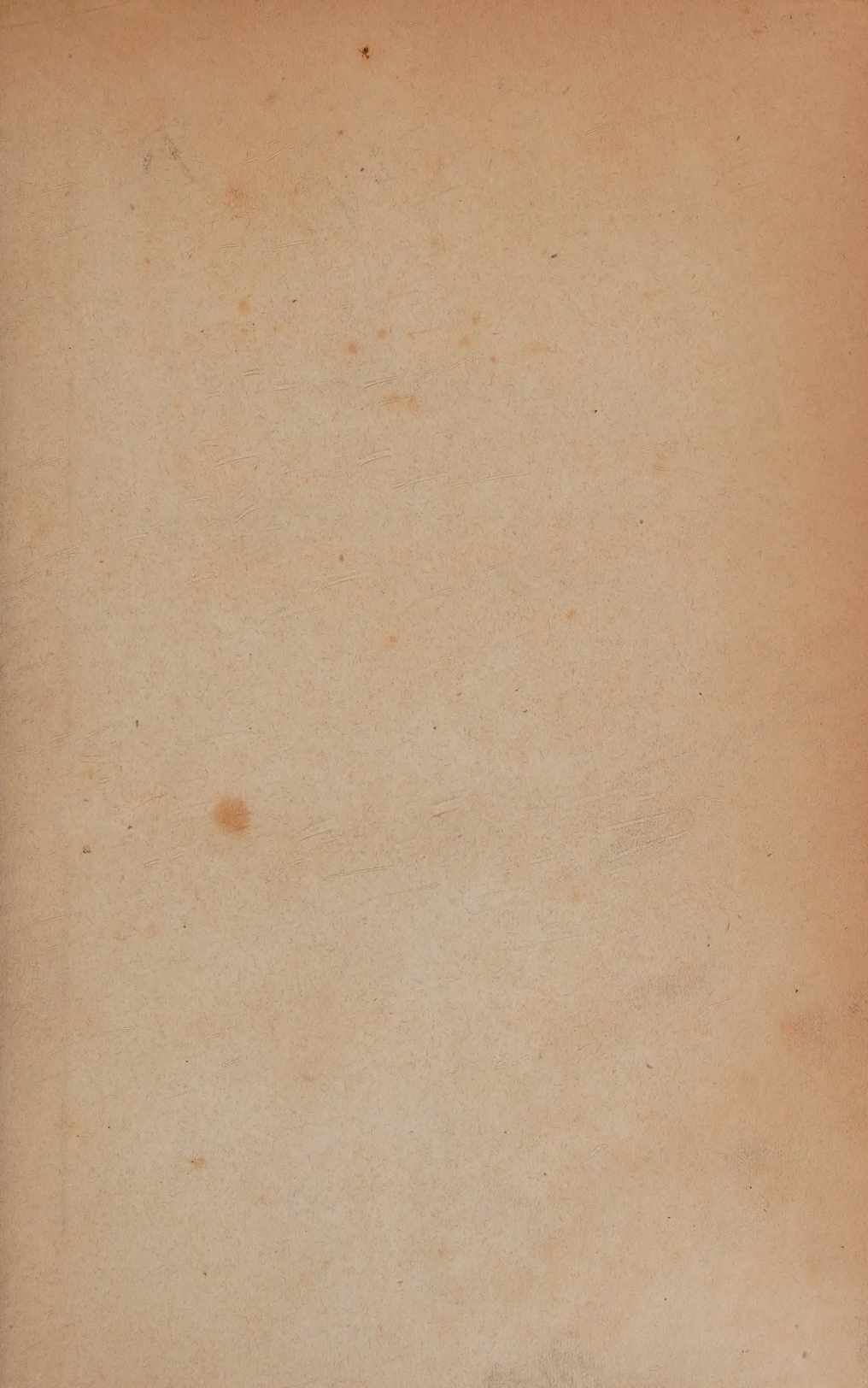




2.50

FEB 19 1970

Van. 9464 R.



Christliche Biographie.

Lebensbeschreibungen

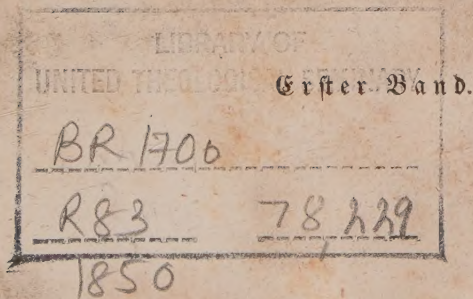
der

Zeugen der christlichen Kirche

als Bruchstücke zur Geschichte derselben

von

Dr. A. G. ^Rudelbach.



Leipzig 1850.

Dörffling und Franke.

Er. Hochwürden

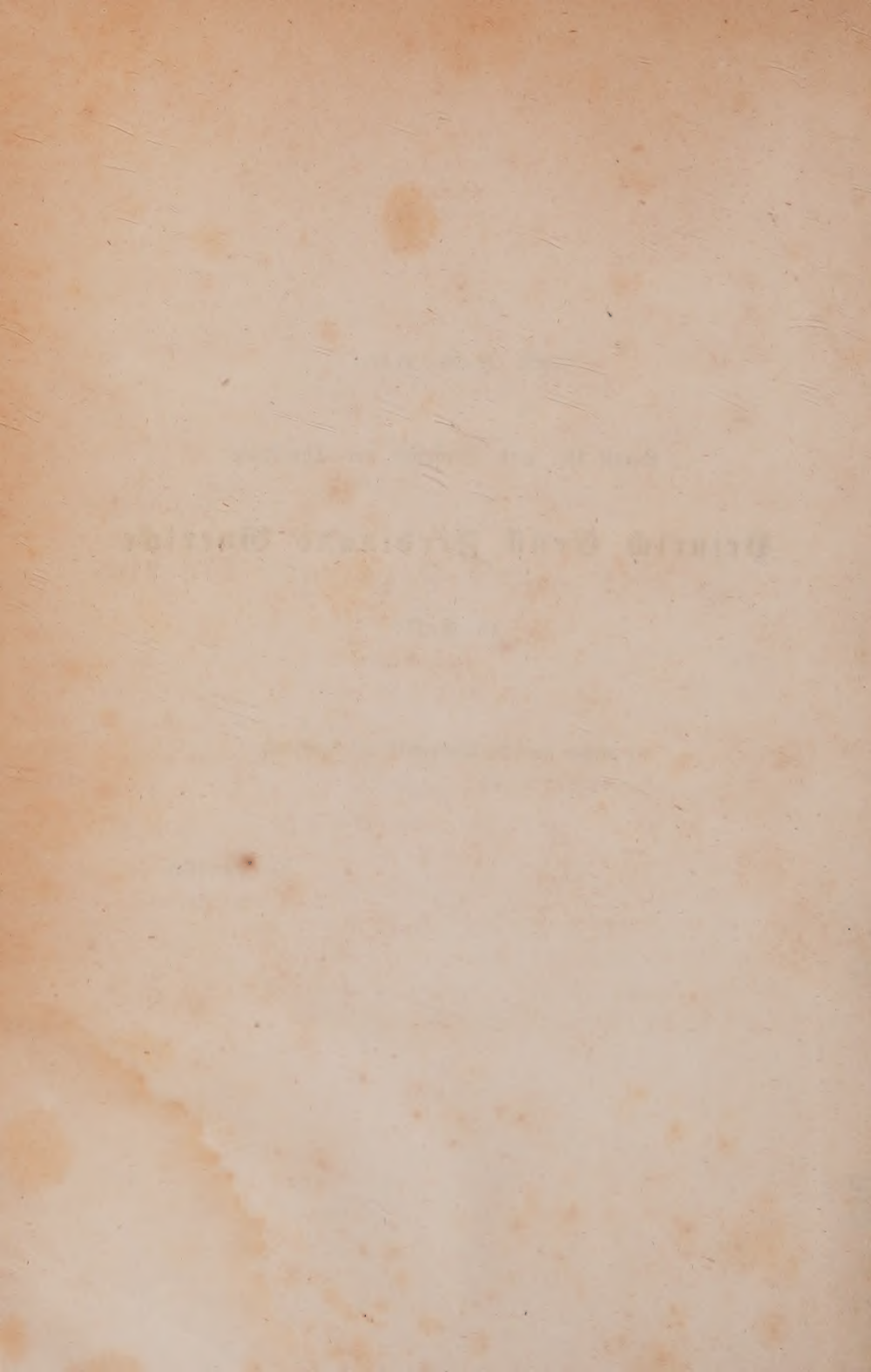
Herrn Dr. und Professor der Theologie

Heinrich Ernst Ferdinand Guericke

zu Halle

als Zeichen innigster Bruderliebe und Verehrung

der Verfasser.



Es sind ja, verehrter Freund und Bruder, nicht blos die großen aufgethanen Vorrathskammern, sondern auch manchmal die kleinen, scheinbar verlornen Häufchen, aus welchen die Wissenschaft sich bereichert, oder die sie wenigstens rettet, so daß sie nicht ganz verloren gehen. So lassen Sie denn, Theuerster, auch diese Brocken kirchengeschichtlicher Betrachtung (denn für Anderes wollen die vorliegenden Biographien nicht geachtet werden) sich gefallen, und reihen, wenn etwas Brauchbares darunter ist, dasselbe mit gewohntem Fleiß und künstlerischer Liebe Ihrem Aufriß der Kirchengeschichte ein, der nun schon bald zwei Jahrzehnte hindurch immer erneuten Segen gebracht, und kräftig mit dazu beigetragen hat, ein künftiges Geschlecht zu erziehen, das in der That den Herrn lobet ob seiner wunderbaren Wege und zu seinen Thoren mit Frohlocken einzieht. Vor Allem aber gedenken Sie dabei Ihres entfernten Freundes, Mitpilgers und Mitkämpfers für den Glauben aller Heiligen, der uns hienieden erhält bei Gott und dort vor seinem Angesichte einst mit ewiger Bonne erfüllen wird!

I n h a l t.

	Seite
Thascius Cäcilius Cyprianus, Bischof von Carthago († 258). . .	1
Ambrosius, Bischof von Mailand (340 — 397)	71
Johannes Tauler, Dominicanermönch in Strasburg (1290 — 1361)	187
Die ersten evangelischen Märtyrer in den Niederlanden: Heinrich Boes, Johannes Esch, Lampert Thorn und Heinrich von Bütphen (1523 — 1524).	239
Jesper Swedberg, Bischof von Skara (1653 — 1735).	293
Hans Egede, Grönlands Bischof (1686 — 1758).	371
Johann Heinrich Jung, mit dem Schriftstellernamen: Heinrich Stilling, (1740 — 1817)	435

Chascius Cäcilius Cyprianus.

Bischof von Karthago.

+ 258.

I.

Das größte Schauspiel, das die Welt je gesehen, nächst dem des Helden, welcher der Schlange den Kopf zertrat, und seinem blutigen Tode auf Golgatha, ist der Fall des Heidenthums im Kampfe gegen die Nachkommenschaft dieses Schlangenüberwinders. Es war ein Kampf auf Leben und Tod, mit der Lebens- und Blutfarbe jedoch, welche das Leben des Christenthums demselben einhauchte, — ein Kampf von jener Seite mit dem Muth, welchen die Verzweiflung eingiebt; deshalb dauerte er gegen vier Jahrhunderte. So lange Zeit brauchte das Heidenthum um zu sterben. Zuletzt stand die glänzende Waffentrüstung der Wahrheit und Gerechtigkeit allein auf dem Kampfsplage, und weichte zu neuen Kämpfen ein, die schon mitten unter dem gegen das Heidenthum geführten in der Kraft des Herrn begonnen waren. Es ist eine Schande und eine Noth zugleich für die Christenheit unserer Tage, daß sie fast keinen lebendigen Begriff mehr von jenem Kampfe hat, welcher die Welt mit einer Davidschleuder eroberte und nur drei Steine in der Schleuder hatte: Glaube, Hoffnung und Liebe — eine Schande und Noth, daß diese unvergleichliche Großthat vor vielen Tausenden lediglich dasteht als ein dunkles Gerücht von fernen Tagen, dessen Anspruch nicht blos auf historische Bedeutsamkeit, sondern vor Allem auf Wiederholung und lebendige Fortsetzung, je nach dem Maaß und der Bedingung der Zeit, in hohem Grade bezweifelt werden müsse. Dennoch ist es ja außer allem Zweifel, daß eines der ersten christlichen Märtyrerbücher (und tragen nicht fast alle Neutestamentliche Schriften diesen Charakter?), der Brief an die Hebräer, welcher die Martyrien des Alten und des Neuen Bundes als Offenbarungen eines und desselben Glaubenskampfes zusammenbindet (Hebr. 11) — daß dieser Brief allen denen, welche unter die Fahne Christi sich

sammeln wollen, zuzuft: „Darum auch wir,“ dieweil wir einen solchen Haufen Zeugen um uns haben, laffet uns ablegen die Sünde, die uns immer anklebt und träge macht, und laufen durch Geduld in dem Kampf, der uns verordnet ist, und aufsehen auf Jesum, den Anfänger und Vollender des Glaubens, welcher, da er wohl hätte Freude haben mögen, erduldet das Kreuz, und achtete der Schande nicht, und ist geseffen zur Rechten auf dem Stuhl Gottes“ (Hebr. 12, 1. 2). Die Sache ist die: Die Welt ist zum zweiten Male alt geworden; sie denkt nicht dran, sie glaubt nicht, daß es eine ewige Jugend giebt, und daß das einzige Verjüngungsmittel eben auf dem blutigen Schlachtfelde gefunden wird, wo der Feind des Lebens, der Tod, durch den Tod zerschmettert ward, und das nackte Holz des Kreuzes zum Stamm der Unsterblichkeit im wiedergefundenen Paradiese ausschlug.

Mit nichts war es doch der Fall, daß jener verzweifelte Kampf des Heidenthums gleich vom Anfang an alle seine Macht und List wider das Christenthum entfaltet hätte. Von den ersten blutigen Verfolgungen an unter dem Kaiser Nero — wo die Christen als Brandfackeln in den kaiserlichen Gärten angezündet und von wüthenden Hunden zerfleischt wurden¹ — wo die Apostelfürsten Petrus und Paulus beide ihren Glauben mit dem Märtyrertode besiegelten² — war ein bedeutender Zwischenraum, bis die Unterdrückungen gegen die Christen unter dem Kaiser Trajan erst eine bestimmte Form annahmen (aufmerksam in hohem Grade mußten ja allerdings jetzt die Heiden werden, da sie die Tempel fast verödet sahen, und nur wenige Käufer zu den Opfethieren sich fanden)³ — und von hier wiederum bis zum letzten hinstrebenden Aufblühen der Wuth des Heidenthums unter dem abtrünnigen Kaiser Julian — bis er die Krone aus den Händen verlor und tödt-

1. *Taciti Annal. VI. c. 14* entwirft das schauderhafte Gemälde in folgenden Worten: „Igitur primo correpti qui fitebantur, deinde indicio eorum multitudo ingens, haud peius in crimine incendi, quam odio humani generis convicti sunt. Et pereuntibus addita ludibria, ut ferarum tergis contacti laniatu canum interirent, aut crucibus affixi, aut flammandi, atque, ubi defecisset dies, in usum nocturni luminis urentur. Hortos suos ei spectaculo Nero obtulerat, et Circense ludicrum edebat, habitu aurigae permixtus plebi, vel circulo insistens.“ Vgl. *Sulpicii Severi historiae sacrae lib. II. p. 370 sq.* (ed. Horn). Der Tacitus' Bericht benutzt, und *Interpret. vet. ad Juvenalis Satyras I. 155*: „Nero maleficos homines foeda et papyro et caera supervestiebat, et sic admoveri jubebat, ut arderent.“ Vgl. *Augustin. Sermo de diversis CVI.*

2. *Eusebii Historia ecclesiast. lib. II. c. 25. III. c. 1.* (auf Origenes' Zeugniß gestützt); *Demonstrat. evangel. lib. III. c. 7; Hieronymi Epist. 68 (ad Castrucium)*: „Quid Petro et Paulo sublimet? Neomanum gladium eruerant.“ *Prudentius perigr. aegyptiar., Hymn. VI, 11; III, 470; in Symmachum, II, 668.*

3. *Plinii Epistol. lib. X, 97*: „Certe satis constat, prope jam desolata templa coepisse celebrari, et sacra solennia diu intermissa repeti, passimque venire victimas, quarum adhuc rarissimus emptor inveniebatur.“

sich durchbohrt mit dem verzweifeltsten Ausrufe sank: „Du hast gesiegt, Galiläer“⁴ — sind viele Mittelstufen eines Kampfes, der, je mehr er von der Heiden Seite bloß weltliche Mittel in Bewegung setzte, seinen zweifellosen Ausgang vorhersehen ließ.

Allein wie verschieden auch der Gang in diesem Kampfe war, wie viel auch von zufälligen Umständen abzuhängen schien, wie klar es auch war und von den Christen selbst eingeräumt ward, daß die einzelnen, vom Herrn vergönneten, Ruhestunden ebenso nothwendig waren, damit die Kirche sich wieder sammeln und die tiefen Wunden heilen konnte, als von der andern Seite den Unbehutsamen gefährlich, die nicht bei jedem Friedensscheine sich zu neuem Kampfe rüsteten — dennoch ist es gewiß, daß die Welt einen solchen Kampf, in seiner Totalität genommen, nicht gesehen hat, und daß Gottes Volk sowohl hieraus als aus dem Worte die rechten Waffen der Kirche kennen lernen und entnehmen muß, die Waffen, mit welchen der Mensch Gottes tüchtig wird zu jeglichem guten Werke, tüchtig, am bösen Tage Widerstand zu leisten, und Alles wohl auszurichten, und das Feld zu behalten.

Dieses wollen wir, indem wir zu der Betrachtung des Kampfes eines einzelnen solchen Gotteszeugen einleiten, auf's neue, wenn auch in kurzen, flüchtigen Zügen, ins Bewußtseyn zurückrufen.

II.

Darüber kann ja kein Zweifel obwalten, daß das Christenthum als die Offenbarung der Wahrheit und Liebe Gottes Anknüpfungspunkte ans Heidenthum nicht weniger als ans Judenthum suchen mußte. Was dieses betrifft, so brauchte das Christenthum nur auf die Wurzel der Verheißung, auf den Fels, aus welchem Israel selbst gehauen, hinzuweisen: nicht über die Wahrheit und den göttlichen Charakter der Prophetie, sondern über ihre Erfüllung in der Gegenwart konnte gefragt werden; und wie liebevoll legte der Herr nicht dieses, Schritt vor Schritt, vor aller Augen dar! Wie war er bemüht, seinen Jüngern (die ja auch Juden waren) den schweren Schritt von der Verklärung bis zum Kreuzestode in einem mildern Lichte darzustellen, indem er sie aufmerksam machte, daß das Weizenkorn in die Erde fallen müsse, um Frucht zu tragen (Joh. 12, 24), daß er sie nicht verwaist lassen, sondern wiederkommen wolle, um sie zu sich zu nehmen (Joh. 14, 3), daß sie nun zwar traurig seyn würden, während die Welt sich freute,

4. *Theodoret's Historia eccles., lib. III, 20. Sozomen's Historia eccles. VI, 2.* Niemand wußte, woher der Pfeil, der ihn durchbohrte, kam. Die Soldaten fanden den Kaiser in seinem Blute liegend, Verwünschungen ausstoßend wider den Gott der Christen, klagend, daß weder Mars ihm geholfen, wie er zugesagt, noch Apollo seine Verheißungen gehalten, noch Jupiter mit seinem Blitze die Vermessenen niedergeschmettert habe.

aber daß sie bald, wenn die Stunde der Geburtswehen vorüber, eine Freude haben würden, die Niemand von ihnen nehmen könne (Joh. 16, 20 — 22)! Durch Geburt (denn er stammte ja, dem Fleische nach, von den Vätern, Röm. 9, 5), durch Lebensgemeinschaft, durch Unterwerfung unter das Gesetz (Gal. 4, 4), durch Werke der Allmacht und Herrlichkeit (Joh. 3, 2. Matth. 9, 8), durch Umhergeben und Heilen der Kranken, durch Trösten der Müden und Bekümmerten, so daß das Wort des Propheten in Erfüllung ging: „Fürwahr, er trug unsere Krankheiten und lud auf sich unsere Schmerzen“ (Jes. 53, 5), legte Jesus seine Lehre den Juden nahe.

Allein was die Heiden betraf, so lagen die Bedingungen der Annäherung bereits im Charakter des Erlösers; sie waren auf dieselbe Weise in dem Wesen des Christenthums als der Religion der Wahrheit gegründet. Schon die Propheten kannten ja den Erlöser als den, welcher „das zerstoßene Rohr nicht zerbrechen, das glimmende Tocht nicht auslöschten würde“, und unmittelbar neben dieser herrlichen Verheißung stehen die „Inseln“ (die Heiden), welche „auf sein Gesetz warten werden“ (Jes. 42, 3. 4). Israels Propheten rufen die „Inseln“, die „Völker in der Ferne“ herbei (Jes. 49, 1); denn es war Gott zu wenig, daß dieser Gerechte „sein Knecht seyn sollte, die Stämme Jakobs aufzurichten; er hatte ihn zum Licht der Heiden gemacht, daß er sein Heil sey bis an der Welt Ende“ (Jes. 49, 6). Sie kennen Israels Gott als den, welcher einst „gesucht werden sollte von denen, die nicht nach ihm fragten, und gefunden werden sollte von denen, die ihn nicht suchten; der zu den Heiden, die seinen Namen nicht anriefen, sagen würde: Hier bin ich, hier bin ich“ (Jes. 65, 1). Und obgleich die Offenbarung, nach ihrer allgemeinen Bedingung, nicht anders ins Leben treten konnte, als daß dort der Keim zuerst sproßte, wo die Wurzel war; obgleich also die Entfaltung der Herrlichkeit Christi allmählig geschehen mußte; obgleich wir folglich erwarten müssen, aus dem Munde des Erlösers anfänglich Worte wie diese zu vernehmen: „Ich bin nicht gesandt, denn nur zu den verlorenen Schafen vom Hause Israel; es ist nicht mein, daß man den Kindern ihr Brod nehme und werfe es vor die Hunde“ (Matth. 15, 24. 26) — so hatte doch, selbst indem er diese Worte sprach, die Barmherzigkeit sein Herz geöffnet (er selbst ist ja die ewige Barmherzigkeit), und er ließ sich, obwohl Gottes Sohn, überwinden (Matth. 15, 28). Von diesem großen Wendepunkte aus finden wir es nun in dem letzten Jahre seines Lehramts klar ausgesprochen, daß sein ganzes Hirtenamt sich in der Aufgabe sammelt, zu suchen und zu finden, zu leiten und herauszuführen, und zuletzt mit der Gabe des ewigen Lebens herrlich zu machen alle Verirrte, alle

Verlorne; so daß, wo jemand zweifeln möchte, welches im Gleichnisse das verlorne Schaf sey, das der Herr auf seine Achseln legt mit Freuden und trägt es heim (Luc. 15, 4 — 7) — eben das eine, damit alle und jeder einzelne sich darin erkennen möchten — so war kein Raum mehr für irgend einen Zweifel, wenn die Zerstreuten die Worte des guten Hirten hörten: „Ich habe noch andere Schafe, die sind nicht aus diesem Stalle, und dieselbigen muß ich herführen, und sie werden meine Stimme hören, und wird Eine Heerde und Ein Hirte seyn“ (Joh. 10, 16); wenn sie handgreiflich die große Verheißung (welche gleichfalls in die letzten Tage des Fleisches des Herrn und in die ersten seiner Verherrlichung gehört) in Erfüllung gehen sahen: „Wenn ich erhöht werde von der Erde, so will ich sie alle zu mir ziehen“ (Joh. 12, 32); wenn sie von dem Worte am Kreuze hörten, das nicht blos Heiden und Juden, das Himmel und Erde vereinigte: Es ist vollbracht.

Und diesen gewaltigen Zug des Herrn drückten die Apostel wie durch ihre Führungen, so durch ihren Wandel und ihr ganzes Zeugniß aus. So wie es eine der mächtigsten Thaten des Geistes in jenen ersten Tagen war, eben diesen Punkt zu verklären, alle die Hindernisse wegzuräumen, welche der Betrachtung geborner Juden sich anheften mußten, indem sie noch nicht völlig verstanden, was später die Lebensaufgabe des großen Heidenapostels ward darzulegen: daß Gott ebenso aus freier Gnade die wilden Delzweige in den guten Delbaum pflropfen, wie nach seiner ewigen Gerechtigkeit die natürlichen Zweige abhauen konnte, doch mit Hoffnung auf Wiedereinpflropfung (Röm. 11, 19 — 23) — so wie dieses ja schon am ersten Pfingstfeste symbolisch angedeutet ward durch die mannichfaltigen neuen Zungen, in welchen das Wort des Herrn den Scharen von Morgen und von Abend verkündigt wurde, die zwar diese ersten, mächtigen Flügelschläge, diese kräftige Nährung des Geistes vernahmen, aber nicht begriffen (Ap. Gesch. 2, 7 — 11) — so ward es ja der Beruf der Apostel, auf die Straßen und Gassen der Stadt und auf die Landstraßen hinauszugehen, ja selbst die an den Zäunen aufzusuchen, nachdem die Geladenen die Einladung zum großen Abendmahle verachtet hatten (Luc. 14, 21 — 24). Es ward der eigenthümliche Ausdruck des Apostolischen Amtes, der eigenthümliche Beruf der ersten Kirche, alle herein zu nöthigen, damit das Haus des Herrn voll werde (Luc. 14, 23), alle Menschen zu bitten an Christi Statt: „Lasset euch versöhnen mit Gott“ (1 Cor. 5, 20). Es ward Apostolische Grundlehre in dieser Beziehung: Gott will, daß allen Menschen geholfen werde, und zur Erkenntniß der Wahrheit kommen (1 Tim. 2, 4). Dieser Gnadenwille Gottes ward aber nach der Lehre der Apostel durch das Kreuz Christi verklärt, welches mit der Verkündi-

gung des Evangeliums die Feindschaft hinweggenommen, den Zaun abgebrochen und Frieden gemacht hat zwischen denen, die nahe, und denen, die ferne waren, so daß sie beide in einem Geiste den Zugang zum Vater hatten (Eph. 2, 14 — 18). Und endlich, was die vergangenen Zeiten betraf, in welchen Gott alle Heiden ihre eigenen Wege hatte wandeln lassen (Ap. Gesch. 14, 16), so war ja, nach Apostolischer Lehre, die Rechnung mit einem Male abgemacht, indem Gott die Zeiten der Unwissenheit übersehen, nun aber allen Menschen gebot an allen Enden Buße zu thun (Ap. Gesch. 17, 30). Das Unerforschliche in diesen früheren Führungen Gottes (deshalb unerforschlich, weil es immer so seyn muß, wo die verborgenen Gnadenwirkungen von den gerechten Gerichten Gottes durchkreuzt werden) ward durch das Licht der Gnade, das aufgegangen, gemildert, so daß alle Gottes Kinder wie mit einer Zunge zeugen und singen mochten: Gott ist geoffenbaret im Fleisch, gerechtfertiget im Geist, erschienen den Engeln, geprediget den Heiden, geglaubet in der Welt, aufgenommen in Herrlichkeit (1 Tim. 3, 16).

III.

Ueber alles dieses kann eben so wenig ein Zweifel obwalten, als irgendwie mit Recht bezweifelt werden kann, daß die älteste christliche Kirche in den ersten drei Jahrhunderten diese Spuren getreu bewahrt, und mit der Ausbreitung der Apostolischen Lehre gleich dem Apostel gesucht hat, Allen Alles zu werden. Es war gleichsam ein Liebesquell, der vom wahren Glauben ausströmte, ein Mutterbusen gleichsam, größer als der Umkreis der Welt, der sich öffnete, um die Welt zu Gott zu bringen. Vielfach waren ja wohl auch die Gebrechen der Gemeinden, wie wir recht klar aus den sieben Sendschreiben in der Offenbarung Johannis sehen; als nothwendig stellte es sich schon damals heraus, daß die Stimme immer stärker wurde, welche an die Gemeinde in Ephesus erging: „Das habe ich wider dich, daß du die erste Liebe verlässest. Gedenke, wovon du gefallen bist, und thue Buße, und thue die ersten Werke“ (Offenb. 2, 4. 5). Die Befleckung der Welt und des Fleisches blieb keineswegs ganz aus auch in diesen Tagen der ersten Liebe; und wie Johannes schon über einen Diotryphes klagen mußte, dessen Streben darauf ausging, vor den Uebrigen hoch gehalten zu sein (3. Joh. 9), so entwickelten sich im Begriff der Verfassung der Kirche, wenigstens in einer gewissen Richtung,⁵ Elemente,

5. Jeder, der irgendwie mit diesen Untersuchungen vertraut ist, sieht leicht, daß wir hier zunächst die im Glanze der Liebe und des Märtyrthums strahlende Betrachtung der Briefe des Ignatius vor Augen haben, seine Verachtung des Verhältnisses der Bischöfe einerseits zu den Presbytern und Diakonen, und andererseits zu Christo und Gott — eine Verklärung des Episcopats, welche unvermerkt der

welche drohten, das erhebende Bild des Mitpresbyters in Schatten zu stellen, der die übrigen Presbyter ermahnte, „die Gemeinde Christi, so ihnen befohlen, nicht gezwungen, sondern williglich zu weiden, nicht um schändliches Gewinnes willen, sondern von Herzensgrunde, nicht als die über das Volk herrschen, sondern als Vorbilder der Heerde“ (1 Petr. 5, 1—3). Wir werden eben bei der Betrachtung des Märtyrers, dessen Leben wir beschreiben wollen, Veranlassung finden zu beherzigen, wie die ganze Fülle der Apostolischen Liebe, der ganze Ernst der Wahrheit, welcher die Widersacher um der Sache willen scharf straft (Tit. 1, 13), Widerhalt thun mußte, um den Strom der Zeit nach dieser Seite hin zu dämmen. Allein noch war „die kleine Kraft“, welche der Herr in der Offenbarung Johannis denen verheißt, die seinen Namen nicht verleugnet haben (Offenb. 3, 8), mächtig genug, eine ganze Welt zum Gehorsam Christi zu ziehen. Ohne diese ziehende Liebe wäre es nimmer geschehen.

So vervielfältigten sich die Anknüpfungspunkte aus Heidenthum in der ersten christlichen Kirche; ein Netz wurde ausgeworfen, dessen Größe und Umfang nur mit demjenigen verglichen werden mag, welches die Jünger am See Tiberias nach der Auferstehung des Herrn auswarfen, (Joh. 21) — in welchem bekanntlich das christliche Alterthum ein Vorbild des großen Apostolischen Völker-Zuges erblickte. Die Liebe machte (wie stets) erfindend; unerschöpflich war man in der Darstellung der anziehenden Kraft des Christenthums, gleichsam eines großen himmlischen Magnets, der alle Enden der Erde anzog. Der Seufzer und die Sehnsucht der Seele, der Kampf der „natürlich christlichen Seele“ (wie Tertullian sich ausdrückt⁶) nach Licht und Frieden, das Unbewußte, dem Menschen in seinem natürlichen Zustande, folglich auch allen Heiden Verborgene, wodurch das ewige Licht von sich selbst zeugt (wie wenn z. B. die Heiden sagten: Gott weiß es; Gott siehet es; das

vom Apostolischen Munde gepriesenen unübertrefflichen Klarheit des Amtes des Neuen Testaments überhaupt (2 Cor. 3, 7—11) substituirt wurde. In dieser scheinbar geringen Abweichung und scheinbar folgerechten Entwicklung (so nämlich sind die meisten Neuern — namentlich Nothe in seinen „Anfängen der christlichen Kirche und ihrer Verfassung“ I, 1837 — geneigt die Sache anzusehen) lag der erste Keim der Entartung der Kirche von dieser Kirche. Ohne diese Voraussetzung wäre ein Verhältniß zwischen den Bischöfen, wie es schon in Cyprians Tagen, noch mehr unter Constantin dem Großen und dessen Söhnen, sich hervorthat, schlechterdings nicht denkbar.

6. *Tertullian. de testimonio animae*, c. 1 bezeichnet diesen Standpunkt unübertrefflich schön in folgenden Worten: „Te simplicem et rudem et impositum et idioticam compello, qualem habent, qui Te solam habent, illam ipsam de compito, de trivio, de textrino totam. Imperitia Tua mihi opus est, quoniam aliquantulae peritiae Tuae nemo credit.“ „Haec testimonia animae“, schließt er (Cap. 5 derselben Schrift), quanto vera, tanto simplicia, quanto simplicia, tanto vulgaria, quanto vulgaria, tanto communia, quanto communia, tanto naturalia, quanto naturalia, tanto divina.“

lass' ich Gott walten) — das Gewissen als ein zwiefacher Zeuge sowohl von der persönlichen Verantwortlichkeit des Menschen als von dem, der jedenfalls alle Menschen zur Verantwortung ziehen kann und wird⁷ — das war die eine Weise der Betrachtung, wodurch man darzutun sich bemühte, daß das Christenthum als eine leise, zurückgedrängte Stimme des Herzens einem Realischen nahe liege. Man ging einen Schritt weiter; man fand es unbedenklich einzuräumen, daß, obgleich die Philosophen allerdings als die „Erzväter der Lüge“ betrachtet werden müßten, weil sie in einseitigen und leeren Grübeleien das Gewisseste zweifelhaft gemacht, das Klarste getrübt hatten,⁸ dennoch auch bei ihnen, und nicht minder bei den Poeten, mancher Schimmer der Wahrheit gefunden werde, „nicht als ob sie selbst die Wahrheit erkannt hätten, sondern weil die Kraft der Wahrheit so groß ist, daß selbst das blinde Auge einen Schimmer sieht von der sich hervordrängenden göttlichen Klarheit;“⁹ denn es ist ja dasselbe, was wir in natürlichen Dingen sehen, „daß mitunter im Sturme, wenn die Spuren des Himmels und des Meeres sich vermischen, dennoch durch einen glücklichen Irrthum der Hafen erreicht wird, und zuweilen in der Finsterniß durch ein blindes Glück der Eingang oder der Ausgang irgendwo gefunden wird.“¹⁰ Es waren heidnische Herzen, die so sprachen, Herzen, die selbst von der Liebe Christi ergriffen, von dem Sturme in den Hafen, von den Irrgängen der Finsterniß zum Lichte des Friedens gelangt waren, so daß sie besser als sonst jemand wußten, wie es einem solchen Herzen zu Muthe ist, das noch auf dem wilden Meere der Welt herumgeschwankt, das seinen Frieden und seine Seligkeit nicht kennt, weil es seinen Gott nicht kennt. Deshalb müssen wir es wohl diesen erstgebornen Zeugen der Wahrheit verzeihen, wenn sie, bemüht, das verfühnende, ausgleichende, belebende Element der himmlischen Liebe darzulegen, die selbst in den irdischen Haß hineindringt, des himmlischen Lichts, das seine Strahlen in die irdische Finsterniß wirft — wenn sie manchmal dem abnennenden Sinne des Heidenthums (namentlich Platon, welcher vielen unter ihnen als ein wahrer Prophet des Heidenthums erschien, der ohne höhere Erleuchtung und Schöpfen aus dem Brunnen der Offen-

7. *Tertullian. de anima. c. 41.* Wie treffend wird hier das Unverwundliche des Weltesbildes im Menschen mit diesen Sätzen bezeichnet: „Quod enim a Deo est, non tam exstingnitur, quam obumbratur. Potest enim obumbrari, quia non est Deus; exstingui non potest, quia a Deo est.“

8. *Tertullian. de anima, c. 3:* „Patriarchis, ut ita dixerim, Haeticorum.“

9. *Lactantii Institutionum lib. I. c. 5:* „non quod illi habuerint cognitam veritatem, sed quod veritatis ipsius tanta vis est, ut nemo possit esse tam coecus, qui non videat ingerentem se oculis divinam claritatem.“

10. *Tertullian. de anima c. 2:* „Nunquam et in procella confusis vestigiis coeli et freti aliquis portus offenditur prospero errore; nunquam et in tenebris aditus quidam et exitus deprehenduntur coeca felicitate.“

barung die Klarheit nicht hätte erreichen können, welche seinen Schriften entströmt) zu viel beilegte, und auf unkritische Weise Sammlungen von Weissagungen (vornämlich der angeblich Sibyllinischen) benutzten, die jedenfalls in dieser Form mehrere Entwicklungsstufen durchgegangen und mit jüdisch-christlichen Bestandtheilen geschwängert waren.¹¹ Selbst dieses Streben, alles auch blos scheinbar Gleichartige in den einen großen Mittelpunkt bereinzuziehen, damit, so wie Himmel und Erde, so wie das Meer und die Sturmwinde und das Feuer, so wie Nacht und Tag das Lob des allmächtigen Schöpfers verkünden, so auch alle geistlichen Kräfte ihm lobsingen möchten, welcher seinen Geist aussendet und schenkt, damit die Menschen aufs neue geboren werden — selbst dieses war ja ein Zeugniß von der ziehenden und überwindenden Macht der christlichen Liebe.

IV.

Und was hätte wohl das Heidenthum mit aller seiner sinnlichen Lebensfülle und der Klarheit des irdischen Daseyns dem Geiste bieten können, der nach Frieden verlangte, der nimmer seinen Wahrheitsdurst aus den selbstgegrabenen Brunnen und trüben Behältern zu löschen vermochte, der kein Ziel vor sich sah, als ein solches, das beim Herannahen des Todes nothwendig als eine Fieberphantasie, als ein thörichter Traum erkannt werden mußte? Das Heidenthum forderte, das Christenthum gab; das Heidenthum ahnte, das Christenthum schenkte die Erfüllung der Ahnung; das Heidenthum täuschte — das Wort der Wahrheit, aus Gottes Herzen entsprungen, konnte nimmer täuschen; das Heidenthum glänzte mit den verführerischen Streiflichtern des äußern Lebens — hier, im Christenthume, war eine Hütte und ein Heerd, wo in Wahrheit himmlisches Feuer ewig brannte. Dieser praktische Grundbeweis der Wahrheit des Christenthums — die thatsächliche Auslegung der Worte des Herrn: „So jemand will den Willen thun deß, der mich gesandt hat, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sey, oder ob ich von mir selbst rede“, (Joh. 7, 17) — wurde mit einer unübertrefflichen Klarheit und mit eindringlicher Kraft von den ältesten christlichen Apologeten geführt; dort war und mußte der mächtigste Anknüpfungspunkt für alle diejeni-

11. Indes, wie unkritisch auch die Sibyllinischen Weissagungen von den Kirchenvätern überhaupt benutzt wurden, so waren doch einzelne derselben (wie Lactanz; s. dessen *Institutionum lib. I, c. 6*) auf dem Wege, das Zusammengewürfelte und die verschiedenartigen Bestandtheile derselben anzuerkennen. Daß übrigens ein heidnisch-prophetischer Kern trotz aller Uebearbeitungen und Verschmelzungen (namentlich von Seiten der Jüdisch-Alexandrinischen Gnostik) in diesen Büchern sich findet, ist mir wenigstens ebenso unzweifelhaft, als daß diese heidnische Prophetie, wie das große Bild derselben, Tiresias bei Homer, blind ist, d. h.: daß sie allein die Nothwendigkeit einer völligen Umgestaltung der alten Zeit erschaute.

gen unter den Heiden seyn, welche mit Ernst nach der Wahrheit fragten. Ueberall setzten die Christen die Wahrheit, welche frei macht, an die Stelle des Scheins und des eiteln Strebens. In einer zerrissenen Zeit, deren Symbol, so zu sagen, die Treubrücksigkeit (*perjuratiles*) war, zeigten sie, wie der freimachende Geist der Wahrheit nothwendig einen Glauben hervorrufen mußte, welcher die Welt überwunden hat, und eine Liebe, deren Blut selbst viele Wasser nicht auslöschen, deren Flamme die Ströme nicht ersäufen mögen. Sie stellten einen Bruderbund dar, geknüpft, wie der Apostel es verlangt, durch „Einen Herrn, Einen Glauben, Eine Taufe, Einen Gott und Vater, der da ist über uns allen, durch uns alle und in uns allen“ (Eph. 4, 5. 6) — ein so hehres Bild, daß selbst heidnische Herzen unwillkürlich ausbrachen: „Siehe, wie sie einander lieb haben;“¹² und gewiß hat der große heidnische Geschichtschreiber nicht falsch gesehen, wenn er den Charakter der Christen vornämlich nach diesen zwei Zügen auffaßt: „Bei ihnen ist der Glaube unbengsam und die Barmherzigkeit stets bereit.“¹³ Man wies auf die Freudigkeit und wahre Sicherheit des Lebens hin, welche das Christenthum seinen Bekennern verleiht; man stellte das erhabene Schauspiel von Menschen auf, die, weil sie allein Gott unterworfen sind, nichts Anderes in der Welt fürchten, als ob dasselbe ihnen die Freiheit oder die Seligkeit rauben könnte. Hier war ein weites Feld dem Beweise aus Thatfachen geöffnet, welche das Heidenthum tief beschämen mußten; denn worauf dieses trogte, das war entweder nur ein Schatten, oder (wie bei den Stoikern) ein Zerrbild der Kraft des Geistes, welche der Glaube allein schaffen und erhalten kann. Es ist der Beweis, welchen unter andern Minucius Felix führt, wenn er so die Heiden herausfordert, indem er ihnen das christliche Leben in seinem ganzen himmlischen Glanze vorführt. „Die meisten unter uns (sagt er) werden Arme genannt; das ist unsere Ehre, nicht unsere Schande. Denn die Seele, so wie sie vom Ueberflusse aufgelöst wird, so wird sie durch die Genügsamkeit gestärkt. Und doch wer kann wohl arm seyn, der nicht Noth leidet, der nicht geizt nach dem, was des Nächsten ist, der reich in Gott ist? Vielmehr ist der arm zu nennen, der, obgleich er viel hat, doch immer mehr begehrt. Allein ich will sagen, was ich meine: Niemand kann so arm seyn, als er auf

12. *Tertulliani Apologeticus adversus gentes* c. 39: „Vide, inquit, ut invicem se diligant! Ipse enim invicem oderunt. Et ut pro alterutro mori sint parati! Ipsi enim ad occidendum alterutrum paratiores.“

13. *Taciti Historiar. lib. V, c. 5*: „Apud ipsos fides obstinata, misericordia in promptu, sed adversus omnes alios hostile odium.“ Was der Geschichtschreiber hier von den Juden als ihren Grundcharakter prädicirt, darf zugleich von den Christen genommen werden, da die letzteren ihm nur als eine entartete jüdische Secte galten.

die Welt kommt. Die Vögel leben ohne Eigenthum; das Vieh findet sein Futter Tag für Tag; und doch sind diese für uns geschaffen; wir besitzen dieses Alles, sofern wir es nicht begehren. Deshalb, wie der, der auf einem Wege einhergeht, desto glücklicher ist, je weniger er beschwert ist, so ist der auf dem Wege des Lebens am glücklichsten zu preisen, der sich durch Armuth reich macht, und nicht unter der Last des Reichthums seufzt. Doch würden wir Gott um Mittel bitten, wenn wir sie für ersprießlich achteten; gewiß könnte er uns Etwas schenken, dem das Ganze gehört. Allein wir wollen lieber die Schätze verachten, als sie sammeln. Lieber bitten wir um Unsträflichkeit, fordern Geduld; wir wollen lieber rechtschaffen, als verschwenderisch seyn. Daß wir aber unter den menschlichen Gebrechen des Leibes leiden, das ist uns keine Strafe, sondern eine Kriegsübung. Denn die Tapferkeit wird durch leibliche Schwäche gestärkt, das Unglück ist oft eine Schule der Tugend, während sowohl die Kräfte des Leibes als der Seele ohne die Anstrengung durch Arbeit erschlaft werden. Weshalb auch alle eure tapfern Männer, die ihr mit hohem Lobe preiset, durch Leiden berühmt geworden sind. So muß nun Gott uns helfen, er kann uns nicht verachten, weil er der Lenker aller Dinge ist, und die Seinigen innig lieb hat; allein in der Trübsal prüfet und läutert er einen jeglichen; bis zum Tode selbst erforscht er den Willen des Menschen, übrigens unbekümmert, daß etwas ihm verloren geben könne. Deshalb, wie das Gold durch's Feuer geprüft wird, so wir durch Gefahren. Welch ein herrliches Schauspiel ist es dem Höchsten, wenn der Christ gegen den Schmerz in den Kampf zieht; wenn er sich gegen die Schrecken des Todes und das Drohen der Henker waffnet; wenn er seine Freiheit wider Könige und Fürsten erhebt; wenn er allein vor dem Gott sich beugt, dessen Eigenthum er ist; wenn er als ein wahrer Sieger selbst desjenigen spottet, der sein Todesurtheil schriebe! Denn in der That, derjenige hat den Sieg errungen, der das erreichte, wofür er kämpfte. Wo gäbe es einen Soldaten, der nicht unter den Augen des Feldherrn desto kühner die Gefahr herausfordern würde? Niemand empfing ja den Lohn, ohne sein Probestück abgelegt zu haben; und doch kann der Feldherr nicht das geben, was er nicht hat; kriegerische Ehrenzeichen kann er schenken, das Leben kann er nicht mit der Ewigkeit vermählen. Der Streiter Gottes aber wird ja selbst unter den Schmerzen nicht verlassen; selbst im Tode sieht er das Ende des Lebens nicht. So kann der Christ zwar unglücklich scheinen, aber nicht seyn. Ihr selbst erhebt die Männer, welche das Unglück stählte, zu den Wolken — einen Mucius Scävola z. B., der, als er des Königs gefehlt hatte, im feindlichen Lager würde umgekommen seyn,

wenn er nicht seine rechte Hand dahingegeben hätte. Allein viele der Unfrigen haben nicht blos das Verbrennen einer Hand, sondern des ganzen Körpers geduldet, auch wo die Freilassung in ihrer Hand stand. Und sind das etwa Männer, die ich mit Mucius, mit Aquilius, mit Regulus in Vergleich stelle? Nein, selbst Jünglinge, selbst schwache Weiber unter den Unfrigen trugen durch die in ihre Brust ausgegossene himmlische Geduld der Kreuzigung, der Zerreißung von wilden Thieren, allen Martern, allen Schrecknissen der Todesstrafe.“¹⁴

V.

Wir sollten meinen, eine Schamröthe müßte, wenn man diese aus der Mitte des christlichen Lebens in den ersten Jahrhunderten herausgehobenen Darstellungen liest, alle diejenigen in unserer Zeit ergreifen, welche durch ihren Wandel des christlichen Kampfes spotten, selbst wenn sie auf den christlichen Namen trogen. Allein ist auch dieses nicht einmal der Fall, begegnen uns selbst hier, wenn die Wunden vom Kampfplatze und die Werkzeichen eines unsträflichen Lebens dargelegt werden, manches Kopfschütteln, manche geistliche Verdrehung und Zweifel an der siegreichen Kraft des Christenthums; kann es selbst hier zu keiner ernststen Probe kommen, ohne daß man dem unbequemen Mahner den Rücken kehrt, und ihn bittet, wie Felix vormals Paulus bat: „Gehe hin auf diesmal; wenn ich gelegene Zeit habe, will ich dich herrufen lassen“ (Ap. Gesch. 24, 25); kostet es selbst hier so unendlich viel, die erste Liebe wieder anzufachen, hier, wo die Blut derselben mit Blut gefärbt, und vor allem von dem Blute desjenigen durchröthet ist, welcher die Versöhnung ist für die Sünde der Welt; ist man selbst hier gleich bereit den Schild des „dem Menschen Unmöglichen“ vorzubalten, oder sich hinter eine blos gemalte, erspeculirte, exträumte Uebereinstimmung mit der Wahrheit des Christenthums zurückzuziehen; ist selbst der Staub des Aergernisses, das die lauen Christen unserer Tage in die Luft aufwerfen, den Meisten weit mächtiger, als der Himmelsglanz des Kreuzes, das auf Golgatha gepflanzt ward: wie können wir uns dann wundern, daß trotz aller Anknüpfungspunkte, die das Christenthum darbot und mit wahrer Mutterliebe ausbreitete, dennoch das Misverstehen und die Misdeutung des Wesens desselben von Seiten des Heidenthums in den ersten Jahrhunderten ebenso groß, der Kampf des heidnischen Wesens wider das Heiligthum Gottes und das Panier Christi ebenso verzweifelt war, als auf der andern Seite der Kampf derjenigen, welche die Klarheit Gottes im Angesichte Jesu Christi geschaut hatten, mächtig, siegreich, von Gott

14. *Minucii Felicis Octavius, ed. Ouzelj, p. 335—339 (Auszug).*

gesegnet? Wie können wir uns darüber wundern, wenn wir beherzigen, daß die lebendige, ewige Wahrheit nimmer bloß eine Seite hat, nimmer bloß eine anziehende, sondern zugleich eine abstoßende Kraft, daß sie nimmer von dem Menschen Besitz nimmt ohne einen ernstlichen Kampf wider seine Lieblingsmeinungen, wider seine Neigungen und Leidenschaften, wider Alles, was, als Heu und Stoppeln, von der Glut der Wahrheit verzehrt werden muß, wider alles Unfruchtbare, das von der Axt abgehauen wird, die an die Wurzel der Bäume gelegt ist? Denn der, welcher die zerschlagenen Seelen heilet und alle Mühselige zu seiner Erquickung einladet, welcher das zerstoßene Rohr nicht zerknicken und den glimmenden Docht nicht auslöschen will — es ist ja derselbe, der ein Wort hat, schärfer denn kein zweischneidiges Schwert, das durchdringt bis daß es scheidet Seele und Geist, auch Mark und Bein, und ist ein Richter der Gedanken und Sinne des Herzens (Hebr. 4, 13). Mit diesem Worte muß der Kampf ausgeführt werden bis daß der Mensch überwunden ist, bis daß er erkannt hat, daß der Herr ihm zu stark war (Jerem. 20, 7). Allein ist dieser Kampf alle Tage gleich groß mit den Einzelnen, am größten mußte er doch im Ganzen seyn, am schärfsten mußte er hervortreten, wo, wie in den ersten Jahrhunderten, die Durchsäuerung erst vorbereitet wurde, wo eine heidnische Welt nicht bloß, wie jetzt, heimlich, sondern offenbar ihr Recht behauptete.

Man könnte meinen, was die Römischen Heiden dahin brachte, die anfänglich tief verachtete Secte auf Leben und Tod zu bekämpfen, das sey zu suchen in dem unbegreiflichen Fortgange des Christenthums ohne irgend welche äußere Mittel, schnurstracks gegen alle weltliche Berechnungen; man habe eigentlich den unsichtbaren Feind bekämpfen wollen, der jeden folgenden Augenblick einen ganzen, markvollen, gleichsam unsterblichen Körper darstellte, nachdem man in dem vorhergehenden hunderte, ja tausende von Leben ihm geraubt zu haben wähnte. Unstreitig hatte diese Ahnung einer dunkeln, unwiderstehlichen Macht, die doch keine andere war als die des Lichts selbst, ihren Antheil an den Verfolgungen: „der Staat, schrie man, ist gleichsam belagert; das Land, die besetzten Städte, die Häuser, Höfe und Durchgänge sind voll von Christen: Menschen jedes Geschlechts, jedes Alters, jedes Standes, jedes Ranges gehen über zu dieser Secte.“¹⁵ Allein diese Betrachtung gewinnt erst ihr vollkommenes Gewicht, wenn wir erwägen, welches die Streitpunkte waren, auf welchem Grunde der Kampf stand. Zuerst war es die wahre Offenbarung, in ihrem Wesen nur eine, hier aber wiederum gleichsam culminirend in einer Person, in Christo Jesu, welche

15. *Tertulliani Apologeticus adversus gentes, c. 1.*

den vielgestaltigen Begriff des Göttlichen im Heidenthume und die damit eng verbundene Menschenvergötterung herausforderte. Es war ferner die Universalität des Christenthums — ihr Grundgepräge, hervorgegangen aus der Grundthatfache desselben: dem Tode und der Auferstehung Christi für das Leben der Welt — welche einen unverföhllichen Gegensatz gegen die nationalen Gottesdienste und die volksmäßigen Götter-Offenbarungen des Heidenthums bildete; es war der höchste Begriff, den das Heidenthum ausgehoben hatte, welcher nun zum Kampfe im Lichte herausgefordert ward, während das Zeugniß des Judenthums in dieser Beziehung mehr ein stilles, vorbereitendes gewesen war.¹⁶ Es war endlich die unveräußerliche Forderung des Christenthums auf wahre sittliche Lauterkeit, welche mit Macht sich geltend machen mußte gegen die verborgene Unreinheit, gegen offene Laster, welche man (wie Viele heut zu Tage) mit einem Glanze, der auf nichts Geringeres auslief als die Nachahmung göttlicher Ungebundenheit, zu adeln kein Bedenken trug — so wie gegen den Egoismus menschlicher Tugend. So waren die Schranken des Kampfes eröffnet; laßet uns zusehen, wie derselbe geführt wurde.

VI.

Wenn das Christenthum als verkörperter Monotheismus wider den heidnischen Polytheismus auftrat, so war es nicht etwa blos eine Lehre, die gegen die andere gesetzt wurde, sondern im tiefsten Sinne ein Leben aus der Höhe, welche das am Jüdischen festhangende, durch und durch besleckte Leben zum Kampfe aufforderte. Jedes Zeugniß von dem einen Gott, dem allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde, in welchem wir leben, weben und sind — denn wir sind ja seines Geschlechts (Ap. Gesch. 17, 28.) — war gleichsam ein gezeichnetes Schwert, das die Eingeweide des Polytheismus zerfleischte. Denn selbst, daß die Heiden „die Herrlichkeit des unvergänglichen Geistes in ein Bild gleich dem vergänglichen Menschen, und der Vögel, und der vierfüßigen und der kriechenden Thiere verwandelt hatten“ (Röm. 1, 23), war ja im letzten Grunde eine unsittliche That, war daher entstanden, daß, „obgleich man wohl wußte, daß ein Gott sey, man ihn doch nicht als Gott gepriesen oder gedankt hatte, sondern eitel ward in reinem Trachten und verfinstert im unverständigen Herzen“ (Röm. 1, 21); die unaussprechliche Folge aber dieser Thorheit war, daß „Gott solche Menschen dahingab in ihrer Herzen Gelüste, in Unreinigkeit, zu schänden ihre eigenen Leiber an ihnen

16. Ein prophetisches namlich, durch welches der Begriff der Erwählung die Schranken sprengen mußte, welche Gott nur für eine bestimmte Zeit gesetzt hat, indem er diesen Begriff auf ein bestimmtes Volk übertrug, und durch seine Führungen mit dem letzteren die Mitter der Offenbarung, die Zukunft Jesu Christi ins Fleisch vorbereitete.

selbst, weil sie die Wahrheit Gottes in die Lügen verwandelt und gehret und gedienet hatten dem Geschöpfe mehr als dem Schöpfer, der da gelobt ist in Ewigkeit" (Röm. 1, 24. 25). Wie bereits das alte Testament an unzähligen Stellen einen jeglichen Gögendienst als eine geistliche Unzucht und Hurerei darstellt, so mußte das Zeugniß gegen den heidnischen Gögendienst nothwendig einen höchst ernststen, unversöhnlichen Charakter annehmen; denn „was hat die Gerechtigkeit für Genieß mit der Ungerechtigkeit? was hat das Licht für Gemeinschaft mit der Finsterniß? wie stimmt Christus mit Belial?" (2 Cor. 6, 14. 15). Und obgleich man keineswegs mit fleischernen Händen als mit Aexten die Altäre der Götter zertrümmerte — gerade das Zeugniß von dem „unbekannten Gott“, auch wenn er irgendwo (wie in Athen, Ap. Gesch. 17, 23.) seinen Altar hatte, war hinreichend jedes heidnische Gefühl und Streben herauszufordern, weil diese Grundwahrheit aufs innigste verschlungen war mit den übrigen Wahrheiten der Offenbarung, weil man unmöglich mit Ernst Gott als Schöpfer bekennen konnte, ohne zugleich an den zu glauben, „welcher an dem Tage, den er gesetzt, richten wird den Erdboden mit Gerechtigkeit" (Ap. Gesch. 17, 31). Jeder Schritt die Grundwahrheiten der natürlichen Religion zu beleben war ein Schritt auf das Gebiet des Christenthums hinein; sollte Ernst gemacht werden mit dem unzerstörbaren Zeugnisse des Gewissens, so mußte den Heiden gezeigt werden, daß dieses „in die Herzen geschriebene Gesetz" nothwendig auf den Gott hinweist, welcher ohne Ansehen der Person das Verborgene der Menschen richtet, so daß hier kein Unterschied ist zwischen Juden und Griechen, sondern welche ohne Gesetz gesündigt haben, die werden auch ohne Gesetz verloren (Röm. 2, 5 — 16). Der Gnadenstuhl in Christi Blut mußte selbst durch das Gesetz verklärt werden; Himmel und Erde mußten den Gesalbten Gottes verherrlichen. Die Heiden waren mehr als äußerlich, sie waren innerlich belagert und umzingelt von allen Seiten.

Dazu kam die Scham, welche ein heidnisches Herz nothwendig bei dem Gedanken empfinden mußte, daß all ihr Forschen und all ihr Trachten in der Hauptsache vergeblich gewesen sey; denn die Gnade allein, die freie Gnade, welche freilich sich Allen erbot, sollte Alles entscheiden. Es verdroß und grämte sie, hören zu müssen, daß von nun an Mägde und Jünglinge, ja Weiber und unverständige Kinder in der christlichen Versammlung mehr Licht haben sollten über das wahre Wesen der Gottheit, größere Sicherheit auf dem Wege des Lebens, als selbst die aufgeklärtesten heidnischen Philosophen — hören zu müssen (um uns eines Tertullianischen Worts zu bedienen, das uns recht lebhaft mitten auf den Kampfplatz versetzt): „Was hat wohl Thales,

jener Fürst unter den Naturphilosophen, Groesius, der ihn drum befragte, mit Gewißheit berichten können über das Wesen der Gottheit? Mußte er sich nicht eine Bedenkzeit nach der andern erbitten, und zuletzt bekennen, er wisse Nichts davon? Jeder christliche Handarbeiter hat Gott gefunden, und weist ihn auf, und kann in der That Alles angeben, was man überhaupt von Gott erfragen mag; obgleich Platon ja versichert, es sey nicht leicht, den Urheber des Weltalls zu finden, und, wenn man ihn gefunden, eben so schwer, sich darüber vor Allen auszusprechen.¹⁷ Im Heidenthume mußte die Wahrheit oder der Schimmer derselben, den man ersah, in die „Mysterien“ sich flüchten; hier, im Christenthum, kannte man nur ein „gottseliges Geheimniß“ (1 Tim. 3, 16), und ein jeglicher, der es ins Ohr vernommen hatte, verkündigte es auf den Dächern.

Es konnte nicht anders kommen, wo die Grundbetrachtung des Göttlichen so wurzelhaft verschieden war, da mußten überall praktische Conflicte sich herausstellen. Für die Heiden hatte es nichts Anstößiges, Menschen als Götter anzurufen und sie als solche zu verehren; dem Christen war es ein Götzendienst, eine Hand voll Weibrauch vor das Bild des Kaisers zu streuen; lieber als daß er seinen Schöpfer und Erlöser verleugnen sollte, ließ er sein Leben. Jene Vergötterung der Menschenkraft, die eigentliche Blüthe und Spitze des Heidenthums, mußte der ernste und demüthige Gottesverehrer nothwendig als ein Kündlein des Satans verwerfen: so bereit das Mitleid war mit der tiefsten und kläglichsten aller Verirrungen, so unbengsam mußte das Zeugniß davor sein, so daß man keineswegs Bedenken tragen konnte, es auszusprechen und in Apologien des Christenthums es als offenkundige Wahrheit hinzustellen, daß die Götter der Heiden Dämonen seien.¹⁸ Dies war ja im Munde des Christen schlechthin nichts Anderes als die unvermeidliche praktische Consequenz der Worte, womit der Apostel Johannes seinen ersten Brief schließt: „Jesus Christus ist der wahrhaftige Gott und das ewige Leben. Kindlein, hütet euch vor den Abgöttern“ (1 Joh. 5, 20. 21)! Denn die ächte Liebe ist schlechterdings unföhrlich gegen die Lüge; sie liebt nur die Wahrheit und freuet sich nur derselben (1 Cor. 13, 6).

VII.

Allein war von dieser Seite der Kampf unvermeidlich, und mußte er um so schwerer werden, je mehr der natürlliche Mensch sich dagegen sträubt, dasjenige aufzugeben, was „Fleisch und Blut,“ die einmal

17. *Tertulliani Apologeticus adversus gentes c. 42.*

18. Das Dämonische liegt aber in der Vergöttlichung des Nüchtigen. Die Rechtfertigung der Betrachtungsweise der ältesten Apologeten liegt von dieser Seite zunächst in 1 Cor. 8, 3.

Gottes Reich nicht erben können, mit geistlicher Farbe schmücken — schwerer war er dennoch von der andern Seite, die wir oben bezeichneten; wenigstens nahm er hier ein weit größeres Lebensgebiet ein. Alle heidnischen Religionen waren nicht blos in ihrer Wurzel pantheistisch, so wie in ihrer Entwicklung polytheistisch,¹⁹ sondern zugleich, sobald sie das Volk durchdrangen, Staatsreligionen; die Verherrlichung des Nationalen, als solchen, ward ihr Ziel.²⁰ Das Ueberlieferte, von den Vätern Ererbte, trat hier mit einem Scheine der Frömmigkeit und Dankbarkeit auf, der nothwendig Viele anziehen mußte. Grade auf diesem Boden war dieser oder jener Cultus entstanden, war ein fremder nie heimisch geworden; Alle, welche das Vaterland liebten, mußten — so schien es — den nationalen Gottesdienst als die Blüthe der gesammten Volksentwicklung schätzen und lieben. Auch das konnte ja nicht als Hinderniß in Anschlag gebracht werden, daß später viele fremde Götter eingeführt wurden; die Freiheit der Verehrung hielt der Mannichfaltigkeit das Gleichgewicht; die Römische Weltherrschaft schien sich selbst grade durch ein solches „Pantheon“ zu verherrlichen.²¹ Wo der Fuß sich hinsetzte, da schien man ein heiliges Denkmal der Vorzeit zu berühren, um desto ehrwürdiger, je mehr Geschlechter vor demselben vor-

19. Wir begegnen allerdings beim Eintritt in die Bildungsstätte des Heidenthums zuerst den postdiluvianischen Trümmern der Offenbarung, verwirrten Sagen, Mischgebilden, die kein rechtes Lager, keine festen Ansätze haben. Das Nächste aber, worauf wir stoßen, sind die pantheistischen Systeme. Das Titanische Zeitalter, der Titanenkampf ist der erste (Hellenische) Ausdruck derselben. Später erst, von der ursprünglich rohen Gestaltung befreit, gehen sie allerlei speculative und andere Verbindungen ein; wie im Indischen Mythos erbaut sich das eine pantheistische System auf das andere, das nachfolgende gleichsam die Potenzirung des vorhergehenden. Allein der Pantheismus zerlegt sich selbst, sobald er in die niederen Schichten kommt, in den Polytheismus; beide stehen bei einem und demselben Volke neben einander, bald successiv, wie bei den Griechen, bald simultan, wie bei den Indern. Die äußerste Degeneration des Polytheismus ist die plumpe Menschenvergötterung (wie die der Römischen Imperatoren) und die Deification des Abstracten (ebenfalls hauptsächlich Römisches, obschon auch bereits Griechisches Product). Hier angelangt ist der Polytheismus, seiner profliten Kraft gänzlich beraubt, auf dem Wege sich selbst zu zerstören. Er zehrt dann nur aus dem Gewesenen, Fremden, und wo die äußerste Anstrengung nochmals sich zusammenzufassen hervortritt, da kommt eine zweite speculative Umdentung der Mythen, der vermeintliche Kern der weggeworfenen Schale, an den Tag. Man echauffirt sich, und kann nicht gebären. Das war der Zustand des Polytheismus zur Zeit Christi und dreihundert Jahre nachher.

20. Nicht wie bei den Juden, wo der Nationalitätsbegriff blos ein Durchgangspunkt, und „der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs“ kein Gedankengebilde, wenn auch das höchste, sondern der lebendige, geoffenbarte Gott, den Himmel und Erde nicht umfassen konnte; denn die Himmel sind seines Sitzes Bestimmung, und die Erde seiner Füße Schemel. Nichts ist thörichter und verkehrter als die rationalistische Betrachtung des Nationalen im Judenthum. Vgl. die von mir gegebene biblische Entwicklung dieses Punktes in der Abhandlung: „Christenthum und Nationalität“; Zeitschrift für die gesammte Lutherische Theologie; 1848, III.

21. Dies war wenigstens das Römische Volkstreben bei den auch nicht von Staatswegen gutgeheißenen fremden Culten. Die Versuche der ersten Cäsaren, letztere zu beschränken, waren ganz fruchtlos.

übergegangen waren. Bald waren es die Wohlthäter der Menschheit, die Erfinder des Getraidebaus, des Weinbaus, die man feierte, bald große Ideen in körperlicher Gestalt, für welche man schwärmte. Und dieses Alles war umschlossen, getragen vom Geiste des Volkes, welches sich dasselbe angeeignet hatte.

Wie menschenfeindlich, wie aufstürmend gegen die Nationalität schien hingegen das Christenthum aufzutreten! Alle Anknüpfungspunkte waren wie mit einem Mal abgebrochen. Denn dort, im Heidenthum, kannte man zwar auch eine Universalität, aber nur eine solche, welche ihren Ausdruck in der Nationalform fand; hier, im Christenthume, mußten alle Nationalformen, soweit sie eine eigenthümliche Religions-Entwicklung und einen darauf gegründeten Bestand ausdrücken wollten, mußte jede weitere, blos menschliche, Sonderung gebrochen werden, damit dem Hause auf dem Berge des Herrn Raum geschafft würde, zu welchem, nach dem Gesichte des Propheten, in den letzten Tagen alle Völker hinaufgehen sollten (Jes. 2, 1 ff.); damit das geistliche Haus, das königliche Priestertbum, errichtet würde, von welchem allein geistliche Opfer dargebracht werden können, die Gott angenehm sind durch Jesum Christum (1 Petr. 2, 5—9). Es ist nicht blos Paulinisch, sondern christliche Lehre — ein Panier, das überall aufgeworfen wurde, wo nur das Christenthum hinkam: „Hier ist kein Jude noch Grieche, hier ist kein Knecht noch Freier, hier ist kein Mann noch Weib; denn ihr seyd allzumal Einer in Christo Jesu“ (Gal. 3, 28). Und wenn derselbe Apostel die Auflösung der selbstsuchtigen Nationalität, damit ein jegliches Volksthum mit dem Volke Gottes verschmelzen könne, im Strahlenglanze der christlichen Liebe verklärte, wenn er (gleichsam alles gesondert Individuelle, wo es sein mußte, freudig drangehend) das als Norm seiner Apostolischen Praxis aufstellte: den Juden als ein Jude zu werden, um die Juden zu gewinnen, denen, die ohne Gesetz waren, als ohne Gesetz zu werden (doch in dem Gesetze Christi), den Schwachen ein Schwacher, und Allen Alles zu werden, um ja Etlliche allenthalben selig zu machen (1 Cor. 9, 20—22) — so war ja gewiß seine Meinung nicht die, das Allergeringste von der Universalität des Christenthums aufzugeben, die mit dem Veröhnungswerke selbst gegeben war; im Gegenheil mußte seine Arbeit im Herrn darauf ausgehen, auch den Heiden es fühlbar zu machen, daß gerade hier das erhabenste Ziel gegeben sey: daß alle Eins würden durch die Einverleibung in den Einen, in das Leben und den Tod des Sohnes Gottes.²²

22. Ueber das Verhältniß des Neuen Testaments zum Nationalitäts-Begriffe erläutern wir uns auf die so eben gedachte Abhandlung zu verweisen, wo alle einschlagende Stellen genauer, als hier geschehen konnte, erörtert sind.

Mit einem Worte: das Christenthum mußte, seinem eigensten Wesen nach, als ein Fremdling in der Heidenwelt auftreten, als ein solcher, dessen Ein- und Ausgang, dessen Glaube und Entfagung, dessen Freude und Leid auf gleiche Weise mißverstanden wurden; es mußte mit Nothwendigkeit den Charakter des wahren Kosmopolitismus annehmen; und dieser Begriff — die Weltbürgerlichkeit mittelst der Bürgerschaft Gottes — ist die tiefste Beziehung des Christenthums zu allen äußeren Verhältnissen.

Nichts begegnet uns häufiger bei den Schriftstellern der ersten christlichen Jahrhunderte als der Ausdruck des Bewußtseyns, das schon in Davids Munde uns so entschieden entgegentritt: „Ich bin beides, Herr, dein Pilgrim und dein Bürger, wie alle meine Väter“ (Ps. 39, 13). Seine große Vertheidigungsrede vor den Lenkern des Römischen Reichs beginnt Tertullian fast wie in Trauerkleidern; nichts mehr begehrt er, als „daß es der Wahrheit vergönnt sey, wenn auch nur auf dem verborgnen Wege der schweigsamen Buchstaben vor ihre Ohren zu kommen.“ „Es ist ja nicht um seines selbst willen“, fährt er fort, „daß das Christenthum flehend auftritt. Es wundert sich nicht über sein Loos. Es weiß wohl, daß es als ein Fremdling auf Erden walle, und außer der Heimath wird man ja leicht auf Feinde stoßen. Das Christenthum erkennt wohl, daß seine Herkunft, sein Sitz, seine Hoffnung, seine Gunst und Würde im Himmel ist: das Einzige nur würde es mitunter mit Dank anerkennen, daß es nicht unerkannt verdammt würde.“²³ Derselbe Zug der stillen verkannten Würde, die ganz mit dem Apostolischen Worte sich deckt: „als die Unbekannten, und doch bekannt“ tritt uns aus dem herrlichen Schreiben Justins des Märtyrers an Diognetus²⁴ in der herzugewinnendsten Gestalt entgegen. „Um es in wenigen Worten zu sagen,“ heißt es, „was die Seele im Leibe ist, das sind die Christen in der Welt. Die Seele ist durch alle Glieder des Leibes verbreitet, die Christen durch alle Städte der Welt. Die Seele wohnt im Leibe; sie ist aber nicht vom Leibe. So wohnen die Christen auch in der Welt, sind aber nicht von der Welt. Die unsichtbare Seele ist gleichsam auf der Wacht gestellt im sichtbaren Leibe. Dasselbe ist das Kennzeichen der Christen, so lange sie in der Welt wallen: ihre Gottesfurcht (gleichsam ihre Seelenwacht) bleibet unsichtbar. Das Fleisch hasset die Seele und streitet wider sie, obgleich keineswegs von derselben verunglimpft, sondern lediglich weil von ihr den Lüften des Fleisches widersprochen wird. So hasset

23. *Tertulliani Apologeticus adversus gentes, c. 1.*

24. Daß dieses treffliche Bruchstück des Alterthums wirklich von Justin dem Märtyrer herrühre, dürfen wir nach den scharfsinnigen Untersuchungen von J. G. L. Dittö (*de epistola ad Diognetum. Jen. 1845*) als ausgemacht annehmen.

die Welt die Christen, obgleich diese keineswegs jene verunglimpfen, sondern nur den Lüsten der Welt sich widersetzen. Die Seele hält das Fleisch und die Glieder in Ehren, obgleich diese sie hassen. Auch die Christen lieben ihre Feinde. Die Seele ist im Leibe eingeschlossen; dennoch ist sie es, welche den Leib zusammen hält und bewahrt. Auch die Christen sind in der Welt eingeschlossen gleichsam als Wächter derselben; dennoch sind sie es, welche die Welt bewahren. Die unsterbliche Seele wohnt in der sterblichen Hütte. Auch die Christen haben ihre Hütten im Vergänglichen, und erwarten das Unvergängliche im Himmel. Die Seele, beraubt der Fülle der sinnlichen Genüsse, gewinnt an Kraft. Nicht anders mit den Christen, die, obgleich Tag für Tag gedrängt und geängstigt, dennoch an Zahl und Stärke zunehmen. Gott hat sie auf einen so ausgezeichneten Platz gestellt, den sie keineswegs aufgeben können oder dürfen.“²⁵

Was wollten die Heiden mit diesem überschwenglichen Begriffe einer Welthürgerlichkeit anfangen, die sich als die Seele verhielt zu allen bürgerlichen und Volks-Gemeinschaften, mit dem Begriffe eines Volkes Gottes, mitten unter alle Völker der Welt hingestellt, unsichtbar erobernd, unsichtbar erhaltend, obgleich sichtbar gehaßt und verfolgt? Nun erst verstehen wir die anders unbegreifliche Beschuldigung des „Hasses gegen das menschliche Geschlecht“, die man ihnen zuwälzte, verstehen, wie der fein fühlende und scharf urtheilende Römische Geschichtschreiber Tacitus dies als den dritten Grundzug im Charakter der Christen aufnehmen konnte. Er urtheilte wie alle Heiden vom Standpunkte der Nationalität. Noch klarer werden wir's verstehen, wenn wir darauf achten, wie dieser christliche Kosmopolitismus notwendig zu einer scharfen, gerechten Unterscheidung zwischen Kirche und Staat führen mußte. Die ganze „bürgerliche Theologie“ der Römer ward über den Haufen gestürzt durch einen Ausspruch Tertullians, wie dieser (womit er, wie mit allem Uebrigen in seiner trefflichen Verteidigungsrede, die Sache ihrer endlichen Entscheidung näher zu bringen trachtete): „Man hat die Christen unter die erlaubten Factionen zu rechnen angefangen. Allein wie konnte man damit meinen, ein Uebriges gethan zu haben, da doch jedenfalls der Staatsgrund, warum Factionen erlaubt oder nicht erlaubt werden, auf der größern oder geringern Besorgniß ruht, die ihr Bestehen dem Staate einflößt? Wir als Christen, schlechterdings eiskalt gegen alles Anstreben eitler Ehre, brauchen gar keine solchen Zusammenkünfte wie die andern; Nichts ist uns fremder als das ganze Staatsgetriebe. Wir erkennen nur einen gemeinsamen Staat

25. *Justini Martyris Epistola ad Diognetum c. 6 (ed. Benedict.).*

aller Menschen an; das ist: die Welt.“²⁶ Einen solchen „fremden Geist“ konnten die Heiden nicht einmal ertragen; wo solche Grundsätze entgegentraten, erwiderten sie den Christen: „Ihr habt kein Recht zu seyn.“²⁷

VIII.

Bis auf die äußerste Spitze ward der Gegensatz des Christenthums zum Heidenthum durch die offene Bekämpfung aller feinern und gröbern Unsittlichkeit von Seiten der Christen getrieben — nicht als ob sie diese Erscheinungen anders auffaßten denn als eine Folge der Entfremdung vom lebendigen Gotte, sondern weil grade in solchen Consequenzen der heidnische Polytheismus seinen Triumph feierte als die Religion der Freiheit, welche jedem menschlichen Streben gleiches Recht widerfahren ließ. Was in unsern Tagen als „Emancipation des Fleisches“ sich geltend gemacht hat — ein neues praktisches Heidenthum nach dem größten Maßstabe — das galt den Heiden damals als ein wohlermorbnos Recht; auch in dieser Hinsicht erschien das Christenthum ihnen als eine Verletzung der natürlichen Freiheit. Es ist bekannt, daß selbst die Götterlehre zur Verschmückung der schändlichsten Laster gebraucht wurde; daß alle Fleischeslust und Augenlust und hoffärtiges Leben leicht Verzeihung fanden, nicht nur weil dies die waltende Lebenspraxis war, sondern weil selbst dasjenige, was die Heiden als den Dienst der Götter bezeichneten, in vielen Fällen nicht zu Stande kommen konnte, ohne daß Sittlichkeit und Menschlichkeit in den Roth herabgezogen wurden.²⁷ Es war in der That so, wie der oft von uns angeführte Zeuge sagt: „Die Zügellosigkeit galt als Ehrfurcht; Veranlassung zur Böllerei und Liederlichkeit wurde Religion genannt, die öffentliche Schande ward als öffentliche Ehre angesehen.“²⁸ Die Finsterniß des Heidenthums war eine dämonische, ein „Erstorbenseyn in der Sünde“, wie der Apostel (doch nicht bloß mit Rücksicht auf die Heiden) sich ausdrückt (Eph. 2, 5). Gegen solche Ausbrüche der frechen Sünde, solche praktische Bepotung des Heiligen konnte das Christenthum nicht etwa bloß vertheidigungsweise auftreten. Ein jeder Christ war durch die Entsagung in der Taufe verbunden, nicht bloß zu fliehen, sondern aus aller Macht zu bekämpfen „den Teufel, und alle seine Werke, und all sein Wesen“.

26. „Non licet vobis esse.“ *Tertulliani Apologeticus*; c. 4.

27. Dazu gehörten vor Allem die Phallophorien beim Bakchusdienste, ähnliche Aufzüge bei den Ihesmophorien, so wie bei dem Kubele-Dienste, die Tempel und Altäre der Venus vulgivaga u. s. w., ein Gegenstand des Abscheus selbst den ernstesten Heiden. Aller Naturdienst muß, auf dem bewußten Lebensstandpunkte, mit unflätigem Wesen endigen. Vgl. über diesen Punkt die vielfach lehrreiche, tüchtige Abhandlung Höluck's: „Ueber das Wesen und den sittlichen Einfluß des Heidenthums, besonders unter Griechen und Römern“ (in der ersten Ausgabe von Reanders Denkwürdigkeiten aus der Geschichte des christlichen Lebens, I, 1, S. 143 ff.)

28. *Tertulliani Apologeticus*, c. 35: „Et malorum morum licentia pietas erit, occasio luxuriae religio deputabitur? O nos merito damnandos!“

Das Wort des Herrn, das in den Versammlungen der Christen verkündigt wurde, beschrieb die wahren Gottesanbeter, welchen die unverwelkliche Krone der Ehre hingelegt ist, mit den Worten des Herrn und Meisters: „Selig sind, die reines Herzens sind; denn sie werden Gott schauen“. Schon von den Tagen der Apostel war das der allgemeine Zuruf an alle, früher in weltlichen Lüsten, in heidnischen Gräueln Versunkene: „Die Stunde ist da aufzustehen vom Schlafe, sintemal das Heil uns jetzt näher ist, als da wir glaubeten. Die Nacht ist vergangen; der Tag aber herbei gekommen. So laßt uns ablegen die Werke der Finsterniß und anlegen die Waffen des Lichts; lassset uns ehrbarlich wandeln als am Tage, nicht in Fressen und Saufen, nicht in Kammern und Unzucht, nicht in Hader und Neid; sondern ziehet an den Herrn Jesum Christum, und wartet des Leibes, doch also, daß er nicht geil werde“ (Röm. 13, 11 — 14). Und zwar, je ausgebreiteter und lebhafter der Kampf gegen das Heidenthum ward, einen desto hellern Laut mußte jene Posaune geben. Bei den empfindlichsten Seiten mußte das Heidenthum angegriffen werden; der innerliche Moder und Leichengeruch desselben mußte an den Tag kommen, wie der Apostel Paulus es an mehreren Orten (z. B. Röm. 1, 26. 27) ungescheut thut. So schmerzlich den Heiden der Nachweis war, wenn sie z. B. über die Abnahme der Nahrung und des Gewerbes, oder über das Herabkommen der frühlichen Lebenslust durch das Betragen der Christen klagten, so mußte doch dieser Nachweis geliefert werden, und grade Tertullian thut es ohne alle Schonung in folgenden Worten: „Ich will es gradezu heraus sagen, welche jedenfalls, wenn überhaupt welche, sich über die Christen beklagen können, daß sie ihnen Nichts einbringen. Zuerst sind es die Kuppler, die Weiberzuführer, die Badeaufwärter; dann die gedungenen Menehelnmörder, die Giftmischer, die mit den magischen Künsten umgehen; weiter auch die Wahrsager, die Zeichen- und Sterndenter. Diesen Nichts einbringen, ist wahrlich ein großer Gewinn“.²⁹

Allein auch von einer andern Seite, wenn der heidnische Begriff der Tugend in Frage gestellt ward, und derselbe nach dem Maßstabe des Geistes (mithin nach den Wurzeln der Triebe, nach der Klarheit und Sicherheit des Zieles) geprüft werden mußte, stellte sich der unvermeidliche Kampf als ein gar schwerer heraus. Die Christen mußten fordern und forderten eine wahre Tugend, entquillend der Herzenswurzel, eine Tugend, die den Menschen nicht aufgeblassen machte, sondern demüthigte, die nicht eine Frucht eigner Einbildung, sondern eine That der erneuernden Gnade war, die nicht blos durch den Schein erfreute, sondern durch ihre Frucht Nutzen schaffte, die nicht den sittlichen Men-

schen mit seinen Gedanken an der Erde kleben ließ, sondern ihn zum Himmel erhob, zum Ziele und ewigen Quell aller Vollkommenheit. Sie mußten eine Liebe fordern, in ihrem Wesen eben so tief, als innig und selbstverleugnend, aus dem Quell entstammend, welchen der Apostel mit den Worten aniebt: „Lasset uns Gott lieben, denn er hat uns zuerst geliebt“ (1 Joh. 4, 19). Sie mußten scharf scheiden zwischen der buhlerischen Liebe, die nur sich selbst meint und sucht, und der lautern, treuen, die durch Aufopferung, durch Geduld, durch einen himmlischen Sinn vollendet wird — der Liebe, zufolge welcher der Christ nach dem Worte des Herrn angewiesen wird, seine Feinde zu lieben, zu segnen diejenigen, welche ihm fluchen, wohlzuthun denen, die ihn hassen, zu bitten für die, welche ihn beleidigen und verfolgen (Matth. 5, 44). Darf es uns wundern, daß mitten auf dem staubigen, heißen Kampfsplatz, wo es Mann gegen Mann, Brust gegen Brust galt, solche Ausdrücke geadelt sind bei christlichen Schriftstellen, wie diese bei Lactantius, womit er Cicero, den prunkenden Weisheitslehrer, herausfordert: „Warum versuchst du nicht lieber, wenn du etwas vermagst, das Volk weise zu machen (dessen Gottesdienst du als eitel verachtest)? Wahrlich, das wäre ein würdiges Feld, wo du alle Kräfte deiner Beredsamkeit versuchen könntest! Denn das ist nicht zu fürchten, daß die Rede dir hier versagen sollte, in einer guten Sache, der du so oft schlechte tapfer und ausführlich vertheidigt hast. Aber ich kann mirs denken, du fürchtest den Kerker des Socrates; darum wagst du es nicht, die Vertheidigung der Wahrheit zu übernehmen. Und doch müßtest du ja als ein Weiser selbst den Tod verachten. In der That, es wäre weit schöner, wenn du um guter, als um schlechter Reden willen stirbst; nimmermehr könnten selbst deine Philippischen Reden dir mehr Ruhm verschafft haben, als wenn du den Irrthum des menschlichen Geschlechts verschuecht, und die Gemüther der Menschen durch deine Dialektik zur Besonnenheit zurückgebracht hättest“.³⁰

IX.

So ward der Kampf zwischen dem Christenthume und Heidenthume in den drei ersten Jahrhunderten geführt; so verhielt es sich mit den anziehenden und den abstoßenden Kräften. Vor menschlichen Augen mußte es scheinen, als ob diese jenen nicht bloß das Gleichgewicht hielten, sondern sie weit überwogen. Deshalb dringt sich uns hier die

30. *Lactantii Institutiones*, II, 3. Lactanz zeigt hier auf eine durchaus ausgezeichnete Weise, wie inconsequent der heidnische Philosoph und Redner, nicht bloß in seinem Gedankengange, sondern auch in seiner That, war. Denn indem er die Weisheit für das Höchste erklärte, wollte er doch die Frucht der Weisheit nicht schaffen; und während er den heidnischen Aberglauben förmlich verfluchte, war er selbst darin befangen. — Noch weit schärfer und gewissermaßen blutiger ist die Ironie bei *Hermias* (in seinem *διαστροφός* oder „Spottrede über die heidnischen Philosophen“).

Frage auf: was für eine Kraft es war, die dennoch dem Christenthume einen unblutigen Sieg gewann, und den Thron desselben in den Herzen aufrichtete, während alle Blutströme der Sache der Gegner nicht aufzuhelfen vermochten, hingegen das für die Wahrheit vergossene Blut in dessen Hand nimmer verloren war, vor dem der Tod seiner Heiligen werthgehalten ist (Ps. 116, 15). Denn das könnte ja Niemand im Ernste meinen, daß es die Erklärung Constantins des Großen für das Christenthum war, welche die Sache zur Entscheidung brachte, so daß das Christenthum wirklich unter dieser Paniere gesiegt hätte; und getraute sich Jemand, Constantin in diesem Sinne den „ersten christlichen Kaiser“ zu nennen,³¹ dann würde er damit nur zu erkennen geben, daß er von „der ersten Liebe“ keinen Begriff hätte.

Wie könnten wir als Christen auch nur einen Augenblick zweifeln, wer der Sieger, und welcher Sieg es war, der keines irdischen Feldherrn, keiner irdischen Krone bedurfte? Er selbst, welcher in den Christen kämpfte, war auch der Sieger: der Vater mit dem Sohne und dem heiligen Geiste; der große Kampf, der zum Siege ausgeführt ward, war die Bestätigung des Johanneischen Worts: „daß der, welcher in uns ist, größer ist als der, welcher in der Welt ist“ (1 Joh. 4, 4). Diese Wahrheit, ohne welche Himmel und Erde ihres ewigen Grundes ermangeln würden, ist vor den Aeonen gegründet; sie gehet in Gottes ewiges Wesen zurück. Denn er kann sich selbst nicht leugnen (2 Tim. 2, 13); er kann sein Wort nicht verleugnen, er kann es in keinem Falle, und konnte es am allerwenigsten da, wo es dessen Ehre galt, welcher allein die Ehre seines Vaters suchte, wo die Verherrlichung desjenigen der Welt fund gethan werden sollte, dessen Leben und Tod allein auf die Verherrlichung des Vaters gerichtet war. Das Eine war des Andern ewiges Siegel. Mit derselben Zuversicht, mit welcher der Herr den Juden bezeugte: „So ich mich selbst ehre, so ist meine Ehre nichts; es ist aber mein Vater, der mich ehret, welchen ich preche, er sey einer Gott“ (Joh. 8, 54), und in dem großen hohenvaterlichen Gebet zum Vater flehte: „Und nun verkläre mich du, Vater, bei dir selbst mit der Klarheit, die ich bei dir hatte, ehe die Welt war“ (Joh. 17, 5) — mit derselben vollendeten Gewißheit zeugte der Vater selbst von den hohen Himmeln: „Ich habe ihn verkläret, und will ihn abermal³² verklären“

31 Gewissermaßen könnten wohl auch Philippus Arabs und dessen Sohn und Mitregent, der jüngere Philippus (250), auf diesen Namen Anspruch machen. *Eusebii Historia ecclesiast.* lib. VI, c. 34; *Orosii Historiar.* lib. VI, c. 20; *Baluzii Miscellanea*, T. II, 124.

32 Das *πάλι* in dieser Stelle geht wohl gewiß auf die Kämpfe der Kirche seit der Himmelfahrt des Herrn, so wie das vorübergehende *δοξάζειν* auf das irdische Leben Christi seit seiner Taufe im Jordan.

(Joh. 12, 28). Gottes Ehre war es, nichts Geringeres, welche es galt im Kampfe des Christenthums; deshalb mußte derselbe zum Siege ausgeführt werden. Es war ein Glied des großen Weltplanes, wie er schon im Alten Bunde uns enthüllt wird im Worte des Höchsten: „Setze dich zu meiner Rechten, bis ich deine Feinde zum Schemel deiner Füße lege. Der Herr wird das Scepter deines Reichs senden aus Zion. Herrsche unter deinen Feinden. Nach deinem Siege wird dir dein Volk willig opfern in heiligem Schmuck. Deine Kinder werden dir geboren wie Thau aus der Morgenröthe. Der Herr hat geschworen, und wird ihn nicht gereuen: Du bist ein Priester ewiglich nach der Ordnung Melchisedeks“ (Ps. 110, 1 — 4). Und zwar sollte dieser Plan, wie schon die angeführte Weissagung es klar ausspricht, nach dem Siege Christi mit Macht im Schwange gehen — „darum“ spricht der Herr in demselben Sinne beim Propheten Jesaja, „weil seine Seele gearbeitet hat, wird er seine Lust sehen, und die Fülle haben; darum will ich ihm die große Menge zur Beute geben, und er soll die Starken zum Raube haben; darum daß er sein Leben in den Tod gegeben hat, und den Uebertretern gleich gerechnet ist, und er Vieler Sünde getragen hat, und für die Uebelthäter gebeten“ (Jes. 53, 11. 12). Allein dem Willen des Vaters begegnete der Gehorsam und der Wille des Sohnes;³³ es ist seine Verheißung, wo er vor den Pforten des Todes steht: „Wenn ich erhöht werde von der Erde, werde ich sie alle zu mir ziehen“ (Joh. 12, 32), und wiederum, wo er in das Leben der Erhöhung eintritt: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis ans Ende der Welt“ (Matth. 28, 20).

Und wie der Sieger war, so auch der Sieg. „Denn Alles, was von Gott geboren ist, das überwindet die Welt; und unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat“³⁴ (1 Joh. 5, 4). Den Glauben und das ganze Leben im Glauben des Sohnes Gottes nennt die Schrift eine „kleine Kraft;“ die aber dennoch so mächtig ist, daß der Herr durch dieselbe die Seinen vor der Stunde der Versuchung behalten will, die über den ganzen Welt-Kreis kommen wird (Offenb. 3, 8. 10). So ist es; so bewährte es sich augenscheinlich in den ersten

33. Beides steht in unauflöslicher Verbindung, weil beides auf die vollkommenste Liebe gegründet ist zwischen Vater und Sohn. Man hat aber gewöhnlich den Willen des Sohnes viel weniger in Anschlag gebracht, weil die Form des Gehorsams weit überwiegend war. Doch tritt auch jener in den klarsten Ausdrücken hervor. Es ist im *θελόν* und im *εὐοκᾶν* zugleich: die zukünftige Bewahrung und Verherrlichung aller wahrhaft gläubigen Jünger Christi (Joh. 17, 20. 24).

34. Mit tiefer Bedeutsamkeit setzt der Apostel hier das Präteritum (*ἡ νικῆσασα*). Weil unser Glaube überwunden hat, überwindet er; denn Christus, in welchem das Object des Glaubens incarnirt war, und welcher die Welt überwunden hat, ist eben damit der Anfänger und der Vollender unsers Glaubens (Hebr. 12, 2).

Kampftagen des Christenthums. Nichts Anderes war es, was den Sieg herbeiführte, als „das verborgene Leben der Christen mit Christo in Gott“ (Col. 3, 3) und, was davon unzertrennbar ist, daß man sich hinein verlegt in die göttliche Wahrheit und Kraft des Evangeliums, so daß Christus selbst, die Gemeinschaft seiner Leiden und seiner Auferstehung von uns erfahren werde (Phil. 3, 10. 11), damit wir den festen Glaubenschluß machen mögen: „Sterben wir mit, so werden wir mit leben; dulden wir, so werden wir mit herrschen“ (2 Tim. 2, 11. 12). Das war und das ist der Sieg, daß man also praktisch „des Vaters Willen thut“ (Joh. 7, 17), welcher seinen Sohn sandte, damit die Welt durch ihn selig würde; daß alle Lebensverhältnisse das Gepräge dieses den Menschen umwandelnden Glaubens annehmen; daß man zuletzt mit dem Propheten vernehmen muß, man könne nicht anders, denn es wird in unsern Herzen wie ein brennendes Feuer in unsern Gebeinen verschlossen (Jerem. 20, 10), und mit einem spätern Wahrheitszeugen (den wie mir Recht ehren, weil Gott ihn geehrt hat) sagen: „Hier steh' ich; Gott helf' mir; ich kann nicht anders.“ Das war es, was diese ersten christlichen Streiter unüberwindlich machte im Leben wie im Tode; das war die dreifaltige Schnur, womit das Christenthum die Welt umspannte, und sie dem zu Füßen legte, dessen Namen hochgelobet ist in Ewigkeit. Alle fleischliche Mittel wurden von denen verabscheut, die es in der That gelernt hatten, daß das Reich Christi nicht von dieser Welt ist.

Allein es war ein „verborgnes Leben mit Christo in Gott.“ So wie wenn man von ferne eine Tenne sieht, und meint, es sey lauter Spreu, die herumfliegt, wenn man aber näher hinzutritt und schärfer es ansieht, Weizenkörner findet³⁵ — so war es auch hier: die eigentlichen Kämpfer und Ueberwinder waren ein solcher „verborgener Weizen“, oft dem Auge des Herrn allein sichtbar. Es war oft, als ob selbst „die kleine Kraft“, gegen die Masse von Spreu gehalten, noch geringer würde. Desto mächtiger zeigt sich dennoch die Kraft des Herrn in den Schwachen, in denen, welche Gottes Wort als die „Starken“ bezeichnet, die er „zum Raube haben sollte“.

Ein solches Weizenkorn, in welchem das Leben des Herrn zum fröhlichen Wachsthum kam — einer dieser Starken, deren Schwäche der Herr zu Kraft umwandelt, so daß seine Macht in ihnen überwindet — war der große Bischof und Märtyrer Cyprian, dessen Leben wir jetzt beschreiben wollen. Der Kampf des Christenthums mit dem Heidenthume stand zu jener Zeit in voller Flamme; alle die Züge desselben,

35. Augustini Sermo CCCXI, 10.

welche wir als allgemein bestimmend anerkannt haben, werden uns aus diesem Leben wiederum in vollem Glanze entgegentreten.

X.

Thascius Cäcilius Cyprianus war in Carthago geboren, wahrscheinlich auf der Grenze des zweiten und dritten christlichen Jahrhunderts. Aus einem vornehmen Geschlechte (sein Vater war Senator), schlug er zuerst den gewöhnlichen Weg ein, auf welchem Römer und Afrikaner, die nach einer höhern Bildung und bürgerlichem Ansehen trachteten, zum Ziele zu gelangen suchten. Sein Glanz war die Rhetorik, in welcher er Unterricht gab, sein praktisches Gewerbe die Advocatur. Alles Uebrige füllte bei ihm das sinnliche Leben aus. Ein üppiger Lebensgenuß reichte dem wissenschaftlichen Streben die Hand; von welchem Umfang letzteres gewesen, bezeugen auch seine christlichen Schriften. Es ging ihm, wie so Vielen, die später von der Gnade des Herrn ergriffen wurden, daß die frühern Lebensstufen, die ganze Erziehung, dennoch dem Hause Gottes nicht verloren gehen, wenigstens Nichts von dem, was zu geistlicher Waffe umgeschmiedet werden kann. Treffend sagt Hieronymus in dieser Beziehung, Gott habe ihn deshalb sich mit allen Schätzen Aegyptens bereichern lassen, damit er gleich einer schlanke Ceder auf Libanon das Haus Gottes schmücken und bauen möchte.³⁶ Was aber das Erstere betrifft, seine Versenkung in der Welt Luste, so ist das, was Gregor von Nazianz uns darüber berichtet — daß er nämlich zuletzt magischen Künsten sich ergeben habe, um die Liebe einer christlichen Jungfrau, Justina, zu gewinnen³⁷ — offenbar darauf berechnet, eine Theilnahme für den Helden zu erwecken, deren er in keiner Weise bedarf; so wie die ganze Darstellung jenes Schriftstellers in dieser Beziehung sehr überladen ist.³⁸

Sind wir berechtigt, aus dem ganzen Geiste der Schriften Cyprians, aus der tiefen Reue, die seine Betrachtung durchglüht, aus der Eile,

36. Hieronymus in *Jesaiä* LX, 13. 14. (Opp. ed. Benedict. repet. T. IV, 591.)

37. Dies soll, wie man denken kann, die Handhabe gewesen sein, bei welcher der Herr Cyprian ergriff und ihm sein thörichtes Beginnen zeigte. Die Jungfrau soll zu Gott, zur heiligen Gottesgebälerin, zum Rasten und Liegen auf bloßer Erde, „weil Gott durch Nichts so sehr geehrt werde, als durch die Bezähmung des Leibes,“ ihre Zuflucht genommen haben, und Cyprian, als er die Kraft vernahm, die ihm zu mächtig war, „zu dem Gott der Jungfrau, wie Saul zur Hölle Davids, geflohen sein.“ *Gregorii Nazianzeni Oratio XVIII.* (Opp. ed. Billi Tom. I. 278—280.)

38. Dieses Anschmücken des Lebens der Heiligen bis zum Romanhaften war in der Griechischen Kirche sehr in Gebrauch gekommen schon beim Ausgange des vierten Jahrhunderts. Und nicht einmal dies war das Schlimmste, sondern daß die wahren ethischen Grundsätze (wie wir aus der nämlichen Stelle des Gregor von Nazianz sehen) in demselben Grade fielen, und daß vieler Aberglaube neben dem wahren Glauben genährt wurde. Es ist überhaupt unglaublich, welch eine strenge ethische Kritik diese *Vitae Sanctorum* nöthig haben.

womit er nach dem Ziele rennt, einen Schluß zu ziehen, so hat gewiß der Herr nicht durch einzelne, sondern durch viele Winke ihn zu ziehen gesucht — auch er war einer von denen, von welchen es mit Recht heißt: „Mir hast du Arbeit gemacht in deinen Sünden, und hast mir Mühe gemacht in deinen Missethaten.“ (Jes. 43, 24). Es war kaum anders möglich, als daß christliche Verhältnisse und Zeugnisse, obgleich mit tiefer Schmach bedeckt, auf viele Weise sich ihm dargestellt und zu ihm geredet, auch wo er nicht hören und nicht sehen wollte. Nicht blos Handwerksleute, Bauern, Ungelehrte waren es, sondern Männer aus dem ritterlichen, und Senator-Stande, wie er mit Bildung und äußerlichem Ansehen vor der Welt geschmückt, die jetzt in Carthago Christum den Gefrenzigten bekannten.³⁹ Viel Licht und Salz war überhaupt in der Afrikanischen Kirche ausgebreitet.⁴⁰ Der größte unter allen Lateinischen Kirchenschriftstellern (später auch Cyprians Vorbild),⁴¹ der unvergleichliche Tertullian, hatte hier gezeugt, und zwar auf eine Weise gezeugt, wodurch die überschwengliche Herrlichkeit des Christenthums und die Finsterniß des Heidenthums gleichmäßig erleuchtet wurden.⁴²

Von dem langen Kampfe, worein Cyprian also, bald sich selbst entschuldigend, bald widerstrebend und fliehend von Gott, gestellt war, sehen wir nur den Schluß. Sein Leben beginnt da, wo seine Wiedergeburt eintrat; und zwar mit Recht; denn wie sein Biograph und Diakon Pontius vollkommen der Wahrheit gemäß bezeugt: „Die Thaten eines Menschen Gottes dürfen nur von der Stunde an gerechnet werden, wo er aus Gott geboren ist.“⁴³ Allein in dem Selbstbekenntnisse Cyprians von seiner Bekehrung (ein Actenstück von der größten Bedeutung, ohne welches wir doch im Finstern tappen würden) ist zugleich die innere Geschichte seiner vorübergehenden Kämpfe und der Arbeit Gottes an seinem Herzen enthalten.

„Als ich“, sagt er, „noch in der Finsterniß, in tiefer Nacht ver-

39. In seinen ausgezeichneten Untersuchungen über den Zustand der ältesten Afrikanischen Kirche hat Hr. Münter dieses nicht nur aus Tertullians eigenem Zeugnisse, sondern aus einem bisher übersehenen „*Carmen incerti auctoris*“ ins Licht gestellt. Es ist kaum übertrieben, wenn jener gelehrte Forscher mutmaßt, die Anzahl der Christen in Carthago beim Ausbruche der Decianischen Verfolgung habe sich auf etwa 20,000 Seelen belaufen. *S. Münteri Primordia ecclesiae Africanae* (Hafn. 1823), p. 20.

40. Die wissenschaftliche Bildung stand in einer solchen Blüthe in Carthago, daß Aulejus die Stadt nennt: „*Africae Musa coelestis. Camoena logatorum.*“ *S. Münteri Primordia ecclesiae Africanae*, p. 21.

41. Er völegte bei allen schwierigen Fragen, mit dem Ausdrucke: Da magistrum, auf Tertullian hinzuweisen als den Meister der Lösung.

42. Sein *Apologeticus adversus gentes* ist jedenfalls als das größte Meisterstück christlicher Apologetik anzuerkennen.

43. *Vita et passio Cypriani per Pontium*, c. 2.

sunken war, und schwankend hin und her auf dem ungestümen Meere der Welt herumgetrieben ward, nicht erkennend, worin das Leben besteht, entfremdet von der Wahrheit und dem Lichte, da dünkte es mir, nach meinem damaligen Gedankengange, äußerst schwer und hart, was mir von der göttlichen Gnade zum Heil angeboten wurde: nämlich daß ein Mensch von neuem könne geboren werden, und daß er, belebt durch das heilsame Wasserbad, gleichsam das Frühere ablegen möge, so daß er, obgleich am Leibe und dessen Zugen derselbe, dennoch ein ganz anderer Mensch dem Sinne und Herzen nach würde. Wie, sagte ich mir selbst, ist eine so große Umkehr möglich, daß dasjenige plötzlich, wie wenn man eine Hand umwendet, ausgezogen werde könnte, was durch natürliche Neigung gleichsam fest geworden, was durch lange Gewohnheit schon den Anspruch des Alters erhalten hat? Es hängt ja ein solches an gar zu tiefen Wurzeln. Wann wird der die Mäßigkeit lernen, welcher sich an kostbare Gelage und überflüssige Gerichte gewöhnt hat; und wer in köstlicher Tracht von Gold und Purpur einherging, wann wird der sich zu einer einfachen, gewöhnlichen Kleidung herablassen? Wer an den Abzeichen der Ehre und Macht seine Freude fand, kann doch unmöglich zur ungeehrten Stellung des Privatmannes herabsteigen. Wer sich früher von einem zahlreichen Haufen von Klienten umgeben sah, der wird es als eine Strafe ansehen, wenn er allein, von der Welt verlassen, dasteht. Die Leidenschaften halten denjenigen fest, welchen sie zuerst umgarnt haben, und schnüren ihn in immer stärkere Bande ein; es ist nicht anders, wenn die Liebe zum Trunk uns winkt, wenn der Stolz uns aufgeblasen macht, wenn der Zorn uns entflammt, wenn die Gewinnsucht uns stachelt, wenn die Grausamkeit uns hinreißt, wenn die Ehrsucht uns Freude macht, wenn die Wollust uns bestrickt. So sprach ich oft mit mir selbst. Denn so wie ich von den mannichfachen Irrthümern meines frühern Lebens, aus denen ich mich nicht herausreißen zu können wähnte, gefesselt war, so gehorchte ich nur gar zu gern der anklebenden Sünde; und, verzweifelnd am Bessern, schmeichelte ich meinen Fehlern, als zum Eigenthümlichen meiner Natur gehörig, als Freunden von Hause aus.⁴⁴

Hat Jemand vernommen, was es heißt, sich als einen Sklaven und Glenden zu fühlen, und doch die Fesseln nicht brechen zu wollen, sowie auf der andern Seite den Morgenschimmer der Freiheit zu ahnen, und doch zu meinen, es sey gar zu ungereimt, es sey unmöglich, daß ein solches Licht aufgehen könne — so wird er sich hier gleichsam in einem Spiegel erkennen. Eine zwiefache Unmöglichkeit hatte sich vor Cyprians Augen aufgethürmt: die eine, befaßt in der Nikodemus-Frage

(Die eigentlich alle Zweifel an der Wahrheit der Offenbarung, jeden Anstoß ausdrückt, den der Mensch an dem nimmt, was die Schrift als das „Thörichte Gottes“ bezeichnet): „wie kann ein Mensch geboren werden, wenn er alt ist? Kann er auch wiederum in seiner Mutter Leib gehen, und geboren werden?“ (Job. 3, 4) — die andere, weit tiefere, welche jene einfältige Frage „der Meister in Israel“ eigentlich ins Licht setzt, die ethische nämlich: daß der Mensch von der Sündengewohnheit nicht lassen, die Bande Satans nicht abschütteln will. Denn es bleibt ewig wahr, was der Herr sagt: „Das ist das Gericht, daß das Licht in die Welt gekommen ist; und die Menschen liebten die Finsterniß mehr denn das Licht; denn ihre Werke waren böse“ (Job. 3, 19). Die ganze geheime Geschichte des menschlichen Herzens ist in diesen zwei Punkten enthalten.

Allein gegen jene eingebildete doppelte Unmöglichkeit setzte der Herr in diesem Falle, und setzt bei allen denen, die nach dem Heil sich sehnen, nicht blos eine doppelte Möglichkeit, sondern eine doppelte Wirklichkeit: die eine erkennbar in der Arbeit des Geistes am menschlichen Herzen, bis es sich dem Herrn zu Füßen legt, die andre in dem heiligen Wasserbad im Worte. In beider Beziehung war Cyprian ein „Mann der Erfahrung“; er hatte „gesehen und geschmeckt, wie freundlich der Herr ist“; deshalb spricht er so klar und tröstlich davon.

XI.

Das ist der gewöhnliche Gang beim Ursprunge des geistlichen Lebens im Menschen: Feuer entzündet sich am Feuer; das Wort, das aus dem Herzen Gottes empfangen ist, wird gleich einem Samen Korn befruchtet in der Seele. Und wie in den ersten Tagen des Evangeliums so zeigt der Eine den Andern hin zu dem „Gefundenen“, zu ihm, „aus dessen Hülle wir alle genommen haben Gnade um Gnade“. So war es auch mit Cyprian der Fall und mit den Mitteln zu seiner Bekehrung. Ohne Zweifel war unter den letztern der Presbyter Cäcilius, „ein wahrer Priester der Kirche durch sein Alter sowohl, als durch seine Ehrenstufe“ das hauptsächlichste Werkzeug.⁴⁵ Als der Seelenkampf Cyprians, wie es scheint, am heißesten war, als er jenen nagenden Zweifel nicht länger ertragen konnte (der Geist selbst war es, der ihm diesen Schmerz unerträglich machte), da nahm er Cäcilius ins Haus und lernte bald ihn lieben, und das Zeugniß, das er führte. Dürfen wir annehmen (was große Wahrscheinlichkeit für sich hat), daß es der Cäcilius ist, der als handelnd auftritt in dem berühmten Dialoge des

45. Pontinus, von welchem die Worte im Texte entlehnt sind, sagt es geradezu; I. c., c. 4: „qui eum ad agnitionem verae divinitatis a saeculari errore correxerat.“

Minucius Felix: „Octavius“⁴⁶ — so sehen wir noch klarer das verborgne Feuer im Stein, aus welchem der Geist Gottes die Funken heraus- schlug. Denn dieser Cäcilius war ein so eifriger Heide gewesen, daß er nie bei einer gesalbten Serapis-Statue auf irgend einem Kreuzwege vor- überging, ohne einen stillen Kuß mit der Hand hinzuwerfen;⁴⁷ dieser Cäcilius hatte die ziehende Kraft der Wahrheit so klar erkannt, daß er, nachdem Octavius ihm gezeigt, er könne trotz allen Sophismen des Heidenthums nicht entschlüpfen, Gott die Ehre gab mit den Worten: „Wir haben beide gesiegt. Wie er (Octavius) mich überwunden hat, so habe ich, Gott sey gepriesen, den Irrthum überwunden.“⁴⁸ Es ist unglaublich, welch eine Kraft das Erfahrungs- Zeugniß eines recht gedemüthigten Menschen hat, welcher vom Geiste gewürdigt wird, als Werkzeug gebraucht zu werden: es ist grade das in höchster Potenz, was uns mit unennubarer Kraft zum Zeugnisse der heiligen Schrift hinzieht — denn was sind sie anders, von dieser Seite betrachtet, die Zeugnisse der Schrift alle, als eine große geistliche Erfahrungsschule, aufs unzweideutigste von Gottes Geist selbst besiegelt? Deshalb stimmt es ganz hiermit, was uns Hieronymus von der Befehrung Cyprians berichtet: daß die Niniviten, die durch Jonä Bußpredigt Säcke anzogen und sich in die Asche setzten (Jon. 3, 5. 6), unter der Ermahnung des Geistes, zuerst seinen Augen heiße Bußthränen entlockten.⁴⁹ Wir können's uns wohl denken: Carthago, die große Stadt mit den Vielen, wel- chen der Herr die Augen noch nicht aufgethan hatte, stand vor ihm als jenes gesunkene Ninive; er selbst mit seiner schweren Sündenlast als der eine Mann, den der Bußprediger, den Gott durch sein Wort jezt suchte.

So ward Cyprian Katechumen; mit ihm ein, wie es scheint, viel jüngerer Freund, Donatus; er selbst mag damals nahe an die 50 Jahre gewesen seyn. Vor allem lag es ihm am Herzen, thatsäch- lich der Sünde Gewalt und Herrschaft abzuschütteln. Je mehr er von einem langwierigen Selbstbetrüge umstrickt gewesen, desto unwürdiger kam es ihm vor, irgend Etwas, das der Sünde Nahrung geben könnte, zu erhalten. So wie er die Gnade als eine zuvorkommende erkannt

46. Rigaltius freilich (in der Ausgabe des Minucius Felix von Duzel) meint, es sey dies durchaus unsicher. Neuere Gründe haben wir allerdings in diesem Falle nicht; allein aus der ganzen geistigen Physiognomie des „Cäcilius,“ der in je- nem Dialoge auftritt, scheint die Identität der Person hervorzugehen.

47. *Minucii Felicis Octavius c. notis Variorum ed. Ouzelius, p. 12.*

48. *Minucii Felicis Octavius, p. 352.* Cyprian verehrte und liebte Cäci- lius als seinen geistlichen Vater, weshalb er auch den Beinamen nach ihm annahm; und dieser hinwiederum schenkte jenem das höchste Vertrauen, indem er auf dem Tod- bette eilig Cyprian holen ließ, und ihm seine Frau und Kinder empfahl. *Cypriani vita et passio per Pontium, c. 4.*

49. *Hieronymus in Jonam, c. 3; Opp. ed. Martianay, III. 1480.*

hatte, so wollte er mit der Kraft, die Gott schenkte, nachfolgen. Keineswegs würden wir also mit Pontius sagen „daß er anfang, vollkommen zu seyn, fast ehe er zu lernen angefangen“⁵⁰ (es liegt in diesen Worten schon ein Anflug jener falschen Verachtung der Gerechtigkeit und Vollkommenheit, die später in der Kirche fast herrschend ward; am allerentferntesten aber war Cyprian von dieser, der in der That festhielt an der Rechtfertigung durch den Glauben, der unverdienten Begnadigung eines armen Sünders vor Gott); sondern wir wollen es als eine natürliche Aeußerung der Behutsamkeit des geistlichen Menschen anerkennen, daß er seine weitläufigen Güter verkaufte, um aus dem gelösten Gelde die Armen zu unterhalten, so wie daß er dem Höchsten ferner eine unverbrüchliche Keuschheit gelobte, um, wie Pontius mit Recht sagt, „die Lüste des Fleisches durch ein ernstes, kräftiges Streben nach der Heiligung zu zertreten.“ Er hatte das Wort des Herrn gelernt: „Das Himmelreich leidet Gewalt, und die Gewalt thun, die reißen es an sich“ (Matth. 11, 12). Nur unerfahrene, um ihre Seligkeit unbekümmerte Menschen sind es, die da meinen, daß ohne ernsten, fortgesetzten Kampf, zuerst wider Fleisch und Blut, dann wider die höhere geistliche Bosheit, der Wachsthum des Geistes erreicht werden könne. Ernst ist Gottes Wille zu unserer Seligkeit; ernst muß auch unsere Aneignung desselben seyn.

Im Jahre 246 (vielleicht um Ostern herum) empfing Cyprian mit Donatus die heilige Taufe. Es im höchsten Grade lehrreich und geeignet, den Glauben zu stärken, wenn wir vernehmen, wie Cyprian sich selbst Rechenschaft ablegte von den Wirkungen der Taufe, und dabei die Gnade pries, „welche nicht auf einem weiten Wege der Erkenntniß uns führt, sondern ihr Werk kräftig hervortreibt und zeitigt.“ Derselbe Brief an Donatus, der uns seine Bekehrung und Erweckung aus dem Sündenschlafe darstellt, enthält auch dieses Zeugniß. Dort, in seinem frühern Zustande, war Finsterniß, hier Licht; dort eine eingebildete Unmöglichkeit, hier eine vom Herrn gesegnete Wirkksamkeit; dort Trogen aufs Fleisch, hier Demüthigung durch den Geist; dort Ohnmacht, hier die Kraft Gottes, die in dem Schwachen mächtig ist. „Denn nachdem die tiefe Befleckung des frühern Lebens“ (so drückt er sich darüber aus) „durch die Hülfe der wiedergebarenden Welle verwischt war, ergoß sich ein himmlisches Licht in die entsündigte, nunmehr reine Brust; ich schöpfte gleichsam Athem wie vom Himmel; die zweite Geburt machte mich zu einem neuen Menschen. Auf wunderbare Weise ward nun alles Zweifelvolle in mir gestärkt; alles Verschlissene ward offen; das Finstere ward hellschei-

50. *Vita et passio Cypriani per Pontium, c. 2.*

nend. Was früher mir schwierig schien, dazu war mir nun das Vermögen geschenkt; was mir unmöglich dünkte, konnte ich jetzt zu Stande bringen. Klar ward es mir, daß das Irdische, welches früher, nach der Geburt aus dem Fleische, unter der Sünden-Herrschaft lebte, jetzt anfang, Gottes zu seyn, ein solches, das der Heilige Geist beseelte. Du weißt es ja in der That selbst, und erinnerst dich wohl mit mir, was jener Tod der Sünden für eine Bürde uns abhob, jenes Leben der Gnade für eine Förderung uns angedeihen ließ. Du weißt es, ich rühme es nicht; jeder Selbstruhm ist vom Bösen; obgleich ja das kein eignes Rühmen seyn kann, sondern vielmehr tiefe Dankbarkeit, was nicht der menschlichen Tugend beige-schrieben, sondern als eine Gabe Gottes erhoben wird; denn es ist ja die Kraft des Glaubens, daß wir jetzt anfangen, nicht zu sündigen, so wie der frühere Zustand unter der Sünde ein Werk des menschlichen Irrthums war. Laut bekenne ich, es ist Gottes, ja Gottes allein Alles, was wir vermögen: dadurch leben wir; dadurch sind wir mächtig; daraus schöpfen wir und empfangen wir Stärke, so daß wir selbst hienieden in der Staubhütte die Anzeichen des Zukünftigen vorwegnehmen.“⁵¹

Wo finden wir leicht eine solche ethische Klarheit, vermählt mit prophetischem Blick, Zeit und Ewigkeit in der Betrachtung verschlungen, und beide zurückgeführt auf den Moment, wo Gott und Mensch (in der Taufe) den wunderbaren Bund schließen, der das Zeitliche selbst zu einem Bilde des Ewigen gestaltet?

XII.

Allein dieser seltene Bund großer natürlicher Gaben und einer wahren geistlichen Erneuerung blieb auch dem christlichen Volke zu Carthago keineswegs verborgen. Gleich nach seiner Taufe ward Cyprian zum Presbyter geweiht, und nach dem Tode des Bischofs Donatus, der eben damals sich ereignete, durch einmüthige Stimme des Volks zum Bischof erwählt. Es war damals nicht so wie jetzt fast aller Orten, daß der Mann das Amt suchte, sondern das Amt suchte den Mann, mußte ihn nöthigen. Ganz wie es uns oft im Widerscheine aus der

51. *Cypriani Epist. I., ad Donatum.* Dieser unvergleichliche Brief erinnert uns, der Form nach, an den Eingang zum 2. Buche Ciceros de finibus. Die Schrift scheint dadurch veranlaßt worden zu seyn, daß Donatus eine Lebensregel und zugleich eine Mittheilung der früheren Führungen von Cyprian wünschte. Es ist der Wille des Herrn, daß die Schwächeren sich an den Stärkeren emporranken und stützen, aber es ist nicht minder sein Wille, daß die Stärkeren ihre Gebrechlichkeit erkennen, und wie alle Kraft allein von ihm ist. Beides ist auf die schlagendste Weise in diesem Zeugnisse ausgeprägt. Es ist von einem Apostolischen Geiste durchweht, und im wahren Sinne des Wortes evangelisch, so wie alle Aussagen dieses Kirchenvaters von dem Anfange, dem Wachstume, der Vollendung des christlichen Lebens — eine Himmelsblume, von den Bergen Judäas zu den Gefilden Africas verpflanzt.

früheren Geschichte unserer evangelischen Kirche entgegentritt,⁵² war es auch bei der Bischofswahl Cyprians. „Als das ganze Volk“ (erzählt Pontius) „in Liebe und Ehrfurcht gegen ihn vor dem Herrn aufjauchzte, zog er sich demüthig zurück, den Aelteren weichend. Eine zahlreiche Bruderschaft hielt die Schwellen seines Hauses belagert; alle Zugänge hatte die sorgliche Liebe besetzt“. Diese Liebe bezwang Cyprians Herz. Er folgte dem Winke des Geistes, dem Willen des Herrn. Nur wenige waren ihm zuwider, fünf Presbyter und einige Laien; „gerade diese behandelte er mit großem Glimpf und großer Liebe, so daß er sie später zu seinen vertrautesten Freunden und Nächstangehörigen rechnete.“⁵³

So war, was die ganze älteste Kirche einstimmig abrieth, wogegen der Apostel selbst mit den Worten gewarnt hatte: „Die Hände lege Niemand bald auf“ (1 Tim. 5, 22), hier geschehen: beschleunigt war beides, die Ordination Cyprians und die Uebertragung des Bischofsamts an ihn. Dennoch hielt die Gemeinde sich überzeugt, daß es im Namen des Herrn geschehen sey. Er selbst mußte es bekräftigen, und bekräftigte es auf eine herrliche Weise.

Indem wir dieses der Betrachtung darlegen, werden wir zuerst Cyprian als christlichen Lehrer und Bischof im Allgemeinen, nach gewissen hervorspringenden Punkten, die uns seine ganze Individualität zu bezeichnen scheinen, darstellen, dann aber an dasjenige erinnern, was er auf seiner kurzen Heldendahn für die Kirche ertritten hat.

Wollen wir sein Wesen, die Substanz seines Lebens und seiner Betrachtung, in wenigen Worten zusammenfassen, dann wußten wir es kaum gedrängener und kürzer zu thun, als es in seinem eigenen Ausspruche enthalten ist: „Wir müssen fest auf Christi Wort stehen, so daß wir dasjenige lehren und thun, was er lehrte und that“.⁵⁴ Dieses, die eigentliche Summe des praktischen Christenthums, war das Symbol seines Lebens und Todes; es war in der That so, wie Augustin sich ausdrückt: „Weil er glaubte, darum redete er, und weil er redete, litt er den Märtyrertod.“⁵⁵ Darum lehrte er nicht blos, daß man den Herrn aufs Wort nehmen müsse, sondern er that es; wo es irgend eine Kirchenfrage galt, da lehrte er, um die sichere Entscheidung zu finden, stets auf das ursprüngliche Zeugniß der Heiligen Schrift, auf „die evangelische und Apostolische Tradition“⁵⁶

52. J. B. bei Joh. Arndt, Chr. Scriber u. a.

53. *Vita et passio Cypriani per Pontium*, c. 5.

54. *Cyprianus de unitate ecclesiae*; Opp. ed. Baluze, p. 194.

55. *Augustini Sermo CCCXII*, 6.

56. Die *παράδοσις* im ursprünglichen Sinne genommen, wie wir es auch bei Irenäus finden. Immer bleibt die heilige Schrift der Felsgrund, aus welchem

(wie er sie nannte) zurück; „denn von dannen“, behauptete er, „muß unsere ganze Thätigkeit in der Kirche ihren Ausgang nehmen, woher wir selbst unsern Ursprung und unsere Urständ haben“. ⁵⁷ Kurz, seine ganze Betrachtung des Lebens sowohl als der Lehre war im tiefsten Sinne des Worts evangelisch.

Hören wir zuerst ihn selbst, wie er den großen Gegensatz zwischen der Welt und Gott auffaßte, und die heilige Verpflichtung, die wir alle im Taufbunde übernommen haben, auslegte. Denn von diesem Standpunkte aus überblicken wir mit Recht sein ganzes Verhältniß zur Gemeinde: was er an Ermahnung, an Lehre, an Trost mittheilte, hängt alles davon, als von dem letzten Grunde, ab.

„Stelle dir einen Augenblick vor“, — so redet er Donatus (denselben, mit welchem ihn die Vorsehung bei der heiligen Taufe zusammengeführt hatte) an — „stelle dir vor, du wärest auf einen hohen Bergesgipfel versetzt, und betrachte nun von dort aus die Gestalt der Dinge, die unter dir liegen; blicke herab, entfernt von irdischer Berührung, auf die stürmischen Bewegungen in der Welt! Wahrlich, du wirst dann die Welt hemitleiden, du wirst, ob der Freude, entronnen zu seyn, deine Dankbarkeit gegen Gott verdoppelt fühlen. Siehe, wie überall die Erde gleichsam von Blut trieft; den Mord, wenn Einzelne ihn verüben, bezeichnet man als ein Verbrechen; wird er öffentlich begangen, nennt man ihn eine Tugend. Nicht die Unschuld wird als ein Anspruch auf Straßlosigkeit angesehen, sondern vielmehr die ausgesuchteste Grausamkeit. Rehest du aber deine Augen zu den volkreichen Städten — in der That du wirst dort ein Gewühl entdecken, viel trauriger als die schrecklichste Einöde. Dort bereiten sie ein Fuchterspiel; der Mensch wird zum Vergnügen anderer Menschen getödtet, das Morden gilt als Erfahrung, als Kunst, als Gewerbe. Ein Bruder sitzt dort, eine Schwester im Amphitheater; sie schauen den Bruder für die wilden Thiere gemästet, als ein Opferthier geschmückt; ja selbst die Mutter hat gern den erhöhten Eingangspreis bezahlt, um an ihrer eignen Herzensqual sich zu weiden. Und ist etwa auf dem Theater geringerer Stoff zum Schmerz, zur Scham? Der tragische Cothurn glaubt seinen Gipfel erreicht zu haben dadurch, daß man alte Verbrechen mit Hülfe der Dichtkunst verherrlicht. Längst vergangene Greuel müssen aufgefrischt und nach dem Leben gemalt werden; den Sünden vergönt man nicht zu sterben, den Verbrechen

das Wasser des Bekenntnisses fließt, und wo der Strom sich trübt, muß auf die Quelle zurückgegangen werden. Man erkannte die Nothwendigkeit davon schon im dritten Jahrhundert — ein glänzendes Zeugniß für die Ehenürtigkeit des Protestantismus.

57. *Cypriani Epistola LIV. (ad Pompejum); Opp. ed. Baluze, p. 141.*

nicht durch irgend eine Zeit ausgetilgt zu werden; was als Missethat zu seyn aufgehört hat, wird jetzt zum Beispiele hingestellt. Nicht anders in den Komödien: Unzucht wird dort gelehrt, während sie dargestellt wird; das Laster erhält den Stempel der Deffentlichkeit; die Keuschheit, die beim Eintreten es war, wird beim Ausgange zur Unkeuschheit. Und nun im Privatleben, wie tief ist da die Sittlichkeit verwundet, wie reich ist der Zunder dort zu allen Lastern und Schenslichkeiten! Männer setzen eine Ehre und einen Ruhm darein, den Charakter der Männlichkeit verloren zu haben; je weicher einer ist, desto mehr gefällt er dem andern Geschlechte. Ja, das Laster tritt nicht blos ohne Maske, sondern mit religiösem Schein und Gepräge auf; die Götter selbst, welche man nachahmt, sind Anführer aller Unlauterkeit, adeln jedwedes Schandbare. Ohne Scheu begeht man, was doch öffentlich bestraft wird; die selbst sitzen als Kläger im Gerichte, die mit demselben Laster besetzt sind, welches sie bestrafen. Doch vielleicht erscheint das Forum (die Gerichtsstätte) frei von jener Befleckung mit der Schande; vielleicht ist man dort geschützter gegen die giftige Berührung des Bösen? Allerdings sind dort die Geiße der zwölf Tafeln aufgehängt, in Erz eingegraben vor Aller Augen — aber nur um bespottet zu werden, nur um damit das Recht zu heugen und zu verdrehen. Zahlreich genug sind gewiß die Marterwerkzeuge: Büttel und Schwerter, Foltern und Haken (um das Fleisch von den Beinen abzureißen); Jener ist genug da; für den einen menschlichen Körper mehr Strafen, als er Glieder hat. Wer soll aber hier dem Gerechten helfen, der Nichts verbrochen hat? Der Advocat? Er ist selbst ein Betrüger. Der Richter? Er hat seine Stimme verkauft. Das Gesetz fürchtet Niemand mehr; man fürchtet dasjenige nicht, was man kaufen kann. . . Oder hätte vielleicht das, was man für Lebensgüter ansieht und begehrt, eine bessere Gestalt, einen reineren Charakter? Was Ehre, was Reichthum, was Macht bieten können — ist das Alles nicht gleich einem Becher, mit einem lieblichen Zaubertrank gefüllt; aber es birgt Gift in seinem Innern, und hat man es bis auf die Reize geleert, so liegt das Unglück auf dem Boden? Selbst der Genuß des Augenblicks ist vergällt, wird mit zehnfachem Jammer erkauft; mehr als alles Andere zeugen davon die zerrütteten Familienverhältnisse, das zu Grunde gerichtete Vermögen, das zersplittert wurde, um die feile Volksgunst zu erwerben. Jener senkt unter dem Gastmable, obgleich er aus Kelchen von Edelsteinen trinkt; wachend bringt der Glende die Nächte zu auf den weichsten Flaumen — und doch will er nicht einsehen lernen, daß das Gold ihn gekauft und sich zu eigen gemacht hat, der es besitzt, nicht aber umgekehrt. Ja, welch eine Verwirrung der Namen, welch ein frevles Spielen mit Worten! Sie nennen dasjenige ein Gut, das sie

nur zu Bösem gebrauchen, das ihnen selbst nur Böses zufügt. Je höher Jemand hinaufgestiegen ist, desto größer ist seine Furcht; die Gewalt, womit er Andre knechtet, ist sein eignes Schreckbild; sie schmeichelt ihm, um ihn zu betrügen; sie lächelt ihm, um wider ihn zu wüthen, sie lockt ihn, um ihn ins Verderben zu stürzen. . . Es giebt also in Wahrheit nur eine sichere und klare Ruhe, nur einen festen und dauerhaften Frieden. Da, da allein findest du ihn, wenn wir, ent-rissen den Stürmen der unruhigen Welt, unsern Anker ausgeworfen haben im Hafen des Heils — wenn wir dort unsre Augen von der Erde zum Himmel erheben, und, wie wir's jetzt im Bilde gesehen haben, so in der That alles dasjenige unter uns liegen sehen, was vor Menschenaugen groß und hoch ist. Wir werden dann geleitet, dasjenige zu lieben, was wir seyn werden, indem wir recht klar erkennen und ernstlich verdammen, was wir waren. Und zwar braucht man dazu weder Bestechung, noch Gunst, noch Gewalt, wie bei den irdischen Ehrenstellen; umsonst wird Gottes Gabe empfangen; leicht ist es, dieselbe zu erwerben. So wie die Sonne von selbst ihre Strahlen wirft, der Quell seine Fülle hervorsprudelt, der Regen in Strömen sich herabgießt, so strömt der himmlische Geist in unsre Brust ein. Wenn die Seele gen Himmel schauend, ihren Urheber erkannt hat, dann geht ihr Gang hoch über die Sonne und Alles, was die Sonne bescheint; sie fängt an dasjenige zu seyn, als was sie sich glaubt. Wenn du also mit Gott redest, wird Gott mit dir reden, wird dich in seiner Lehre unterrichten, wird dich zu seinem Kampfe ausrüsten; wen er aber reich gemacht hat, den kann Niemand arm machen.“⁵⁸

Solche Worte sprechen uns an, wie wenn wir die frische Luft auf Bergeshöhen einathmen. Wir verstehen es, wie das Christenthum, mit solchem Erz vom Scheitel bis zur Fußsohle bekleidet, unverrückt bestehend auf das Eine, was Noth ist, siegen mußte im Leben und im Tode seiner Befenner. Solche Zeugnisse, voller Kraft des Geistes, haben mehr als eine Welt erobert; ihre Erschlaffung und Abstumpfung in späterer Zeit — die Weltförmigkeit der Kirche, auch da, wo sie zum Berge des Herrn hinaufzugehen ermahnte — hat mehr als eine Welt verloren.

Allein man könnte meinen, es sey bei Cyprian und den ältesten Zeugen der Kirche überhaupt ein menschenfeindlicher Ernst gewesen, der so sich aussprach, ein Welt haß und eine Weltverachtung, die zugleich Gottes Geschöpf und Gaben verkannte, die vergessen hatte

58. *Cypriani Epistola I., ad Donatum; Opp. ed. Baluze p. 3 — 7.* Das Ganze in Auszüge mitgetheilt, doch ohne daß irgend ein wesentlicher Gedanke ver-wischt ist.

das Apostolische Wort, daß „alle Creatur Gottes gut ist, und nichts verwerflich, das mit Dankagung empfangen wird“ (1 Tim. 4, 4). Die „fuga saeculi“, welche Cyprian als das echte Gepräge des christlichen Lebens pries, war durchaus verschieden von der anachoretischen Ausschweifung, von dem, was man bereits im vierten Jahrhundert nicht selten als das Ideal der Heiligkeit auffaßte. Es sind durchaus unentbehrliche Züge, mit welchen uns der Diacon Pontius, in wenigen, aber kräftigen Worten, die Seelen-Contraste, den Lebensausdruck des großen Bischofs beschreibt. „Seine Gesichtszüge“, sagte er, „waren gleichsam eine Mischung von Ernst und Freude; weder eine abschreckende Strenge, noch eine übertriebene Freundlichkeit; so daß man ungewiß seyn konnte, ob er mehr Gehördt als Liebe verdiente; in Wahrheit aber verdiente er beides in gleich hohem Grade. Auch sein äußeres Auftreten war von dem Seelenausdruck seines Gesichts nicht verschieden; auch hierin beobachtete er eine gewisse mittlere Mischung. Allerdings war er vom hoffärtigen Leben der Welt weit entfernt; doch trug er im Geringsten nicht eine schmutzige Armuth zur Schau; eine solche affectirte Entsagung ist im Grunde nicht weniger hoffärtig als die Giteit selbst.“⁵⁹

Das wahre Martyrium, es sey nun das blutige oder das unblutige, ruhet auf dem Grunde des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe. Die Alten bezeichneten diese oft als die christlichen Cardinaltugenden; und insofern hatten sie Recht, als dieselben unstreitig die Grundsäulen des geistlichen Lebens sind, und zugleich die Lineamente darstellen, die mit stets größerer Klarheit bei Gottes Kindern sich herausstellen müssen. In dieser Beziehung scheint uns bei Cyprian als christlichem Lehrer Nichts klarer hervorzutreten, als das Gewicht, das er auf den Glauben legt. Er sagte denselben von seiner energischen Mitte als die Kraft, welche uns lebendig macht; die Kraft, welche von Gott empfängt, weil sie hat; die Kraft, welche die Welt überwindet, weil der in ihr ist, größer ist, als der in der Welt ist (1 Joh. 4, 4). In einem Buche mit der Ueberschrift: „Testimonia“ — eine Sammlung von Schriftstellen, welche deshalb große Bedeutung für uns hat, weil sie uns zeigt, wie man damals die ganze Lehre der Schrift zusammenzufassen suchte — ist ein Capitel überschrieben: „Daß der Glaube zu allen Dingen nützlich sey (zur Gerechtigkeit, zur Erleuchtung, zur Freude des Herzens), und daß wir so viel vermögen, als wir glauben“; ein anderes: „Daß Gottes Reich nicht bestehe in der Weisheit dieser Welt oder in der Wohlredenheit, sondern im Glauben an den Gekreuzigten und in einem heiligen Wan-

59. *Vita et passio Cypriani per Pontium, c. 6.*

del.“⁶⁰ Es war Cyprians Grundanschauung, was zu allen Zeiten der Kern des Bekenntnisses der evangelischen Kirche gewesen ist: „daß die Gnade uns nicht um unseres Verdienstes willen gegeben werde, sondern daß unsere Verdienste Gottes Gaben sind“;⁶¹ eben deshalb preist Augustin ihn an vielen Orten als einen rechten Lehrer der christlichen Kirche. Die ganze Entwicklung des Verhältnisses zwischen dem Glauben und den Werken ist deshalb — mit Ausnahme des einzigen Punktes von der Bedeutung der Almosen als eines, von Gott selbst verordneten, allgemeinen Mittels, um die nach der Taufe begangenen Sünden auszuwaschen⁶² — rein evangelisch. Uebrigens hat er ja — wie es bei uns allen seyn muß — die Augen vor Allem auf die Arbeit und den Kampf des Glaubens geheftet. Es wird christliche Bekenner freuen zu hören, wie er in dieser Beziehung die dritte Bitte des heil. Vater Unser's auslegt: „Dein Wille geschehe, wie im Himmel,“ also auch auf Erden.“ „Wir bitten so,“ sagt er, „nicht damit Gott thun möge, was ihm gefällt, sondern damit wir thun können, was Gott gefällt. Denn wer mag wohl widerstehen, daß er nicht thun könnte, was er will? Weil aber der Teufel uns widersteht, so daß unser Sinn und unser Thun nicht in Allem Gott gehorcht, so bitten und flehen wir, daß Gottes Wille in uns geschehe. Und daß dieser in uns vollbracht werde, ist eben Gottes Wille vonnöthen, das heißt: seine Hülfe und sein Beistand. Denn Niemand ist stark durch seine Kräfte, sondern durch Gottes Gnade und Erbarmung gesichert. Diese Gebrechlichkeit des Menschen ist es, welche der Herr zugleich trug und aufzeigte, indem er sprach: Ist es möglich, Vater, so gehe dieser Kelch von mir! Und indem er seinen Jüngern ein Beispiel geben will, daß sie nicht ihren, sondern Gottes Willen thun sollen, so fügt er hinzu: Doch nicht wie ich will, sondern wie du willst (Matth. 26, 39). Wenn nun aber der Sohn gehorchte, also daß er des Vaters Willen that, wie viel mehr muß nicht der Knecht gehorchen, so daß er des Herrn Willen thut! Und wie der heilige Johannes sagt: Wer den Willen Gottes thut, der bleibet in Ewigkeit (1 Joh. 2, 17), so müssen wir, die wir in Ewigkeit bleiben wollen, des ewigen Gottes Willen thun. Gottes Wille aber ist das, was Christus lehrte und that. Demuth in unserm ganzen Wandel, Festigkeit im Glauben, Bescheidenheit in Worten, Gerechtigkeit im Thun und Lassen, Barmherzigkeit in unserm Verhalten gegen An-

60. *Cypriani Testimonia adversus Judaeos lib. III.: Opp. ed. Baluze, p. 317. 324.*

61. Siehe die treffliche Schrift *de oratione Dominica* von einem Ende zum andern.

62. In der Schrift: „*de opere et eleemosynis*“; *Opp. ed. Baluze, p. 238 sqq.*

dere, sittliche Zucht und Keuschheit; Andern kein Unrecht zufügen, sondern das zugefügte dulden; Gott von ganzem Herzen lieben, ihn lieben in seiner Väterlichkeit, seine Gottesmacht fürchten; Nichts über Christum setzen, weil er Nichts über uns setzte; wie eine Klette an seiner Liebe kleben; in Geduld und völligem Glauben bei seinem Kreuze stehen, wo es den Kampf um seinen Namen und seine Ehre gilt; Standhaftigkeit ausweisen im Bekenntnisse seines Wortes; den Schild des Glaubens anziehen bei allen Verhören und Martern; im Tode die Treue bewahren, durch welche wir gekrönt werden — siehe, das heißt es: Christi Miterbe seyn wollen, Gottes Gebote halten, des Vaters Willen thun. Wir bitten aber, daß dieser Wille Gottes im Himmel und auf Erden geschehen möge; beides gehört dazu, um unser Heil zu vollenden. Denn da wir einen Leib aus der Erde haben und einen Geist vom Himmel, so sind wir selbst Erde und Himmel: wir bitten also, daß Gottes Wille an beiden geschehen möge, an unserm Leibe und an unserm Geiste. Denn es waltet ein Kampf ob zwischen Fleisch und Geist, gleichsam ein tägliches Treffen zwischen beiden, so daß wir nicht thun, was wir dem Geiste nach wollen, indem der Geist das Himmlische und Göttliche sucht, das Fleisch aber das Irdische und Verwesliche begehrt. Darum bitten wir mit Ernst, daß durch Gottes gnadenreiche Hülfe eine Einträchtigkeit zwischen diesen beiden entstehen möge, so daß, während der Wille Gottes in unserm Fleische und Geiste vollbracht wird, die durch ihn wiedergeborene Seele das Heil erlangt.“⁶³

Und so wie das Gebot, so war jede christliche Lebensäußerung Cyprian wichtig; er achtete Nichts geringe, das auf das Lob des Höchsten und die Erbauung des Leibes Christi gerichtet war. Wo er seine Rede an den Freund Donatus schließt, läßt er uns zugleich einen Blick in ihre christliche Lebensgemeinschaft thun. „Weil wir nun eben,“ sagte er, „Ruße haben, und Alles zur Stille sich neigt, so laßt uns was noch vom Tage zurücksteht, bis die Sonne sinkt mit Freuden vollbringen; selbst die Stunde des Mahls sey nicht untheilhaft der himmlischen Gnade! Unsere genügsame Tafel erschalle von Psalmen; und weil du ein festes Gedächtniß und eine liebliche Stimme hast, so übernimm du nach gewohnter Sitte dies Geschäft.“⁶⁴ Ueberhaupt zeigen uns alle seine Schriften — Gelegenheitschriften im eigentlichsten und besten Sinne, Worte, durch des Kampfes Augenblick, durch das Bedürfniß christlicher Freunde hervorgerufen — wie

63. *Cyprianus de oratione Dominica*; Opp. ed. Baluze, p. 208 sq. Die eigentümliche Erklärung der Worte. „wie im Himmel, also auch auf Erden“ ist, wie so vieles Andere bei Cyprian, mit ein Beweis seiner energischen Glaubensrichtung.

64. *Cypriani Epistola I. ad Donatum*; Opp. ed. Baluze, p. 7. Zugleich eine wichtige Stelle, um die frühe Annahme und stete Fortpflanzung des Psalmen-geanges in der christlichen Kirche darzuthun.

nahe selbst dasjenige ihm lag, was wir so leicht als geringfügig abweisen; wie seine Moral (darin ganz ein Abdruck der Apostolischen) auch z. B. der Tracht der christlichen Weiber dieselbe Aufmerksamkeit schenkte⁶⁵ wie Manchem, was wir sonst ausschließlich als bedeutsam, als Offenbarung des geistlichen Lebens betrachten. Es ist, nach unserer Ansicht, der Triumph des Christenthums, so Alles bis zu den äußersten Lebensgränzen in seinen Umkreis hereinzuziehen, demselben das christliche Gepräge aufzudrücken, den christlichen Geist einzuhauchen, und so gleichsam den Rand des Himmels und der Erde durch die Liebe zu verbinden. Cyprian hatte in dieser Beziehung geschärfte Sinne; denn er lebte, wie in und mit der Gemeinde, so für sie: Alles was dieselbe bewegte, was in ihr sich regte, durchströmte auch ihn, so daß er nach seinem Maße das Apostolische Wort erfüllte: „Wer ist schwach, und ich werde nicht schwach? Wer wird geärgert, und ich brenne nicht“ (2 Cor. 11, 29)? Vor Allem, wie Pontius berichtet, widmete er den Armen die zarteste Fürsorge, zeigte die größte Liebe gegen die Katechumenen,⁶⁶ und — fügen wir hinzu — wo Jemand überhaupt leidend oder in Noth gerathen war, da griff er mit wirksamer Selbstaufopferung ein, da half er leiden und streiten. So bethätigte dieser christliche Bischof, wie die Liebe Christi ihn bezwungen hatte. Es ist kein einziger dieser Züge, der nicht auf die unzweideutigste Weise bei seinem Laufe zum Ziele sich herausstellte.

Zuletzt aber — was Vielen fremd dünken mag, weil sie die Bedeutung der christlichen Hoffnung nicht gefaßt, noch die große Kraft erkannt haben, welche die wahre Uebung des Christenthums daraus schöpft, daß man stets bereit ist, den Herrn zu empfangen, zu welcher Stunde er nach seinem Worte kommen möge, es sey nun am Abend, oder zu Mitternacht, oder um den Hahnschrei, oder des Morgens (Marc. 14, 35) — war bei Cyprian der Rückblick (doch nicht so, daß er nicht vergessen hätte, was dahinten liegt) und der Einblick auf das engste mit dem Vorblicke verknüpft, mit der seligen Erwartung desjenigen, was allein die Freude der Christen völlig machen kann: der zweiten Zukunft des Herrn. Sein Rückblick galt der Apostolischen Gemeinde, den Tagen der ersten Liebe; mit diesem strafte, beschämte, entflamnte er sich selbst und Andere.⁶⁷ Sein Vorblick galt dem Charakter der damaligen Zeit, den antichristlichen Regungen in derselben, den Heimsuchungen Gottes über die Gemeinde, so wie demjenigen, was

65. Siehe seine Schrift: *de habitu virginum*. Auch hier ging er in Tertullians Spuren (*de cultu feminarum*). Vergl. 1 Petr. 3, 3—6.

66. *Vita et passio Cypriani per Pontium*, c. 6.

67. *Cypriani de lapsis liber*; *Opp. ed. Baluze*, p. 193: „Sic sub Apostolis fides vignet; sic primus credentium populus Christi mandata servavit.“

der Herr von dem Volke fordert, das ihm entgegengeht. Mit diesem Erz der Bosanne des Gerichts rief er der seinigen und allen christlichen Gemeinden zu: „Lasset uns in Wahrheit zeigen, daß wir das sind, was wir glauben, so daß wir nicht die Welt lieben, noch was in der Welt ist, sondern bereit seyen, in Allem Gottes Willen zu thun, und wenn der Tag kommt, da der Herr uns abholen will, daß wir dann ohne Zaudern, mit Freuden folgen seinem Rufe! So wie dies stets die Pflicht der Knechte Gottes war, so gebührt es ihnen jetzt um so mehr, als wir sehen, daß schwere Schicksale bereits Plag ergriffen haben, und wissen, daß Schwereres noch bevorsteht. Wahrlich, wenn in deinem Wohnhause die Wände vor Alter Misse bekämen, und das Dach mit Zusammenstürzen drohte, und das ganze Haus schwankte, würdest du dann nicht so eilig wie möglich ausziehen? Wenn die Windsbraut in finstern Massen sich sammelnd Alles empörte, und die Wellen immer mehr des Schiffes Meister würden, so daß Alles den nahen Schiffbruch verkündigte — würdest du nicht in Eile den Hafen suchen? Nun aber ist es die Welt, die da schwankt und zittert, und zwar nicht vor Alter, sondern im Vorgefühl des nahenden Endes — und du wolltest nicht Gott danken, nicht dir selbst Glück wünschen, daß du durch einen früheren Weggang dem drohenden Falle, dem ganzlichen Schiffbruche ent-rissen würdest? O, lasset uns bedenken, und abermals bedenken, geliebte Brüder, daß wir der Welt entsagt haben, daß wir hier nur als Fremdlinge und Gäste uns aufhalten! Wer, der in der Fremde wäre, wollte nicht eilen, ins Vaterland zurückzukehren? Wer, der zu den Seinen schiffte, wollte nicht einen günstigen Wind herbei wünschen, der ihn desto eher in die Umarmung der Lieben zurückführen könnte? Lasset uns als unser Vaterland das Paradies begrüßen, wo die Patriarchen uns schon ihre Vaterarme öffnen! Ja dort wartet auf uns eine zahllose Schaar von Eltern, von Brüdern, von Freunden, bereits ihrer Unsterblichkeit gewiß, aber um unser Heil besümmert; so lasset uns denn eilen sie zu begrüßen, sie zu umarmen!“⁶⁸

XIII.

Wir treten jetzt dem Charakter des christlichen Bischofs als solchen näher. Witten unter der reichsten Erfahrung des Lebens und Demüthigung unter die Gerichte Gottes suchte er stets im Mittelpunkt der Offenbarung sich zu erhalten durch ein anhaltendes, geistliches Studium der heiligen Schrift. Seine Regel dabei, welche ganz den tapfern Streiter Christi bezeichnet, war der Rath, den er oft (wie Pontius berichtet) zu ertheilen pflegte: „daß, wenn wir Jemand preisen hörten

68. *Cypriani de mortalitate liber*; Opp. p. 286. Vergl. *de unitate ecclesiae*; Opp. p. 200.

durch den Mund Gottes, so sollten wir nachforschen, wie er dieses Lob erhalten, und ein gleiches Zeugniß Gottes über uns herbeirufen.“⁶⁹ Mit einem Worte: sein ganzes Schriftstudium war praktisch; und eben deshalb, weil hier Erfahrung und Glaube, geistliches Leben und geistliche Betrachtung sich die Hand reichten, war seine Schriftauslegung so tief.⁷⁰

Alles Uebrige, was das Bild Cyprians als Bischof ausfüllt — vorausgesetzt natürlich, was ihn als Zeugen Christi und Kirchenlehrer überhaupt charakterisirt — läßt sich in zwei Worten befassen, die zugleich das Ziel seines ganzen Strebens ausdrücken, den Grundgedanken der ihn im Leben und im Tode begeisterte: die Einheit und die Freiheit der Kirche. Je geneigter in unsern Tagen Viele sind, die erstere ganz materiell aufzufassen, und deshalb die letztere zu verleugnen; je mehr Stimmen wir hören, die zwar den Schall, aber nicht das Erz der Kirche haben; und, vor Allem, je weniger der Bischöfe in unserer Zeit sind, die Cyprians Symbol zu ihrer Lebensregel machen: „Es gebührt sich einem Bischofe nicht blos zu lehren, sondern auch zu lernen; denn gewiß wird der besser lehren können, der selbst täglich wächst und gefördert wird durch Erlernung des Bessern“⁷¹ — desto lehrreicher wird uns die Ermägung seyn, wie Cyprian Beides aufgefaßt hat.

Sehr oft ist die Betrachtung der Einheit der Kirche, wie sie bei Cyprian uns entgegentritt, vornämlich von Protestanten, falsch dargestellt worden, doch nicht blos durch ihre, sondern auch durch seine Schuld. Es ist kaum zu verkennen, daß die verwundbare Ferse gleichsam der ältesten Kirchen-Theorie schon seit Ignatius Tagen in einem Doppelten bestand, indem man theils die einzelnen Kirchenämter vom Bischofe ab auf unmittelbar Apostolischen Ursprung zurückführte, statt daß dies nur von dem **einen** Presbyter-Amte hätte behauptet werden sollen, es seyen nun die Presbyter vorwiegend mit der Arbeit im Worte und in der Lehre, oder mit dem Regieren, Vorstehen beschäftigt (1 Tim. 5, 17), so wie vom Diakonate, welches den Lehrerstand mit der Gemeinde organisch verknüpft (Ap. Gesch. 6, 2 — 4), — theils die Einheit so zuspitzte, daß sie mit Nothwendigkeit ein irdisches Nachbild der himmlischen Staatslenkung, der Regierung Jesu Christi auf Erden in sich halten sollte. Gewöhnlich hat man nun Cyprian so

69. *Vita et passio Cypriani per Pontium*, c. 3.

70. Er gehört — was keineswegs gebührend anerkannt ist — zu den geistreichsten und besten Auslegern.

71. *Cypriani Epist. LXXIV. (ad Pompejum)*; *Opp. ed. Baluze*, p. 141: „Oportet Episcopum non tantum docere, sed etiam discere, quia et ille melius docet, qui quotidie crescit et proficit discendo meliora.“

beurtheilt — und zwar sind die Römischen Schriftsteller, wie sich von selbst versteht, die, welche am hartnäckigsten diesen Irrthum festhalten — als ob er in demselben Sinne wie die Römische Kirche (besonders vom sechsten Jahrhundert an) den göttlichen Ursprung und die höchste Würde des Primats gelehrt hätte. Dies ist doch keineswegs der Fall; der große Zeuge ist in dieser Hinsicht durchaus ohne Schuld. Seine ganze Auffassung des Verhältnisses ist von der Wurzel aus rein ideell; „so wie nur ein Gott ist,“ lehrt er, „und ein Christus, so muß auch seine Kirche eine seyn, und der Glaube einer, und das Volk eins; es muß das Ganze sich zusammenschließen zu einer festen feiblichen Einheit durch den Kelch der Einigkeit. Es giebt kein anderes Haus für die Gläubigen, als die eine Kirche; dort wohnen sie einträchtiglich zusammen; dort bleiben sie bei einander in aller Einfalt des Herzens.“⁷² Mit einem Worte: die ganze Tendenz der Offenbarung, die Einsetzung der Kirche und der Sacramente, der nothwendige Zweck des Reichs Christi, die Bedingung und das Wesen des Lebens der Gläubigen auf Erden, Alles deutet ihm auf die Einheit hin. Es ist nicht bloß die endliche Erfüllung des großen Hohenpriesterlichen Gebets, die er im Sinne hat, „daß sie alle Eins seyen, so wie Christus Eins mit dem Vater ist, er im Vater und der Vater in ihm“ (Joh. 17, 2), sondern die gegenwärtige Erfüllung dieses Gebets. Was hiemieden von der streitenden Kirche nach diesem Ziele hin erreicht werden kann, ist Cyprian zu wenig; die Einheit und Gemeinschaft im Wort und Sacrament⁷³ reicht ihm hierzu nicht aus; in seiner Betrachtung hat das Apostolische Wort: „Es müssen Ketten unter euch seyn, auf daß die, so rechtschaffen unter euch sind, offenbar werden“ (1 Cor. 11, 19) so gut wie keinen Raum. Erklären können wir uns wohl dieses Vorwegnehmen „des Vollkommenen“ von der Liebe; sympathisiren gewissermaßen können wir wohl damit; aber aneignen dürfen wir es uns nicht in dieser Ausdehnung, um den Raum offen zu erhalten für die verborgenen Wirkungen des Geistes. Sehen wir aber einen Augenblick ab von den nothwendigen Consequenzen dieser im eigentlichen Sinne ideellen Theorie, so muß es anerkannt werden, daß die Betrachtung des Episcopats und Primats bei Cyprian nicht weniger ideell gehalten ist. Allerdings lehrt er, „daß der Anfang von der Einheit ausgegangen, und daß das Primat Petrus gegeben sey, um darzutun, daß die Kirche Christi eine und der Kirchenstuhl einer sey.“⁷⁴ Aber die Einheit, die er so forderte, war nicht eine concrete, in

72. *Cyprianus de unitate ecclesiae*; Opp. ed. Baluze, p. 201. 196.

73. Wie in der Augsburgerischen Confession, Art 7.

74. *Cyprianus de unitate ecclesiae*; Opp. ed. Baluze, p. 195.

persönlicher Fülle hervortretende, sondern eine durchaus ideelle; er wollte, wie er sich ausdrückt, „daß ein Priester und ein Richter an Christi Statt zu jeder Zeit in der Kirche gedacht werden solle;“⁷⁵ das Episcopat war ihm nur in sofern eins, als „jeder einzelne Bischof gleichen Antheil daran hatte und gleiche Macht mit allen übrigen.“⁷⁶ Klarer kann dies Verhältniß nicht bestimmt werden, als es in diesen Worten ausgesprochen ist: es ist die reine Episkopal-Theorie, welche Cyprian repräsentirt.⁷⁷

Allein diese Einheit, die so vor Cyprians Geist stand, mußte zugleich alles Licht und Leben befaßen, so daß außer ihr nur Finsterniß und Dede sich finden konnten, die einst von Heulen und Zähnkappen abgelöst werden würden. „Derjenige kann Gott nicht zum Vater haben,“ lehrte er, „welcher die Kirche nicht zur Mutter hat,“⁷⁸ und übersah, daß diese Väterlichkeit nicht bloß unter sich hat, sondern fort und fort gebiert zu Gottes Kindern, die von Natur Kinder des Zorns waren, daß sie mithin eine große Provinz des Werdens hat, wovon unser Auge kaum einen Schimmer gewahrt, und daß die Kirche in der That, eben um die eine und allgemeine zu seyn, auch dort eine Anwartschaft sich bewahren muß, wo sie noch keinen Besiz hat. Er vermochte gar keine Pflanzung sich zu denken, die der himmlische Vater gepflanzt hätte, außer der, welche aus denjenigen besteht, „die in der Kirche **bleiben**, die feste Getraidehaufen bilden, und nicht wie Spreu vom Winde verweht werden.“⁷⁹ Damit ist der Begriff des Schisma und der Häresie bei ihm gegeben; dadurch bestimmte sich sein Verhältniß in dem bekannten Streite über die Gültigkeit der von Häretikern, wenn auch mit den Worten des Symbols und nach Vorschrift der Kirche, ertheilten Taufe. Indem nämlich die Römische Kirche, repräsentirt durch den Bischof Stephanus, sich unbedingt für die Gültigkeit der häretischen Taufe selbst in abweichender Form erklärte, wenn nur beim Rücktritt zur Kirche die Handauslegung „zur Befeh- rung“ erfolgte,⁸⁰ konnte Cyprian nur lehren: „daß allein in der wahren Kirche die Taufe und Sündenvergebung sich finden könne; denn die Taufe könne von der Kirche und dem Heiligen Geiste nicht geschieden werden; der Heilige Geist aber könne von Niemand mitgetheilt

75. *Cypriani Epistola LV. (ad Cornelium de Fortunato et Felicissimo); Opp. ed. Baluze, p. 82.*

76. *Cyprianus de unitate ecclesiae, Opp. ed. Baluze, p. 195: „Episcopatus unus est, cujus a singulis in solidum pars tenetur.“*

77. Wäre diese Betrachtung stichhaltig, dann wäre die Anglikanische Kirche die einzige wahrhaft christliche auf Erden.

78. *Cyprianus de unitate ecclesiae; Opp. ed. Baluze p. 195.*

79. *Cypriani Epistola LV.; Opp. ed. Baluze, p. 83.*

80. *Cypriani Epistola LXXIV.; Opp. ed. Baluze, p. 139.*

werden, der ihn nicht hätte; außer der wahren Kirche wäre keine Gewalt zu lösen, noch zu binden.“⁸¹ Nach seiner Betrachtung waren nicht bloß die Häretiker vom Leibe der Kirche ausgeschieden und aller Lebensströmung beraubt, so daß in ihrer Gemeinschaft „kein Geschlecht dem Herrn, sondern nur Söhne dem Teufel geboren werden könnten“⁸² — sondern auch die Schismatiker, alle, die irgendwie, aus irgend welchem Grunde, sich von der Kirche trennten, waren nur verdorrte Zweige am Weinstocke, die abgehauen und ins Feuer geworfen werden mußten. Nothwendig mußte man so zu den härtesten Consequenzen kommen, und Cyprian scheute sich nicht vor denselben, indem er lehrte, „daß solche Menschen, auch wo sie im Bekenntnisse des Namens Christi getödtet würden, dennoch Vergebung nicht finden könnten; eine solche Makel könnte selbst durch Blut nicht ausgewaschen werden;“⁸³ so wie „daß man auf keine Weise sich von der Kirche trennen dürfe, selbst wenn man denselben Glauben und dieselben Kirchengebräuche festhalte.“⁸⁴ — So trennte eine irrende Ansicht den Glauben und das Wort von der Kirche, gerade indem man meinte, sie am festesten zu bewahren; man verkannte in hohem Grade die Bedingungen des Kampfes der Kirche, die ebenso gut von Gott gesetzt sind, wie der Kampf selbst — verkannte vor Allem, daß die Kirche, indem sie mit Recht die Secten von sich ausschließt, dieselben dennoch nicht von der erbarmenden Gnade Gottes ausschließt, und indem sie auf diejenigen ernst und wehmuthsvoll sieht, die Trennung und Zerrüttung anrichten (Phil. 3, 2), doch eben damit zugleich sich aufs ernsteste aufgefordert fühlt, in sich zu geben, und zu forschen, ob sie denn, nach der Apostolischen Vermahnung, fleißig gewesen sey zu halten die Einigkeit im Geiste durch das Band des Friedens (Eph. 4, 3).

Wir haben mit Fleiß, ohne die Gegensätze in aller ihrer Schärfe zu scheuen, dargelegt, wohin eine bloß ideelle Betrachtung der Einheit der Kirche führen müsse; wir haben die große Frage berührt, wovon die Entwicklung der Kirche und ihre Gestalt in den folgenden Jahrhunderten zum großen Theile bedingt ist, wovon namentlich auch das Recht und die Gültigkeit der Reformation abhängt.⁸⁵ Es ist auf der andern Seite unsere Pflicht, mit aller Kraft geltend zu machen, daß,

81. *Cypriani Epistola LXX.*; *Opp. ed. Baluze*, p. 125.

82. *Cyprianus de unitate ecclesiae*; *Opp. ed. Baluze*, p. 197.

83. *Cyprianus de unitate ecclesiae*; *Opp. ed. Baluze*, p. 198.

84. *Cypriani Testimoniorum adversus Judaeos lib. III.*; *Opp. ed. Baluze*, p. 325.

85. Denn offenbar stand dieselbe auf dem entgegengelegten Standpunkte, und behauptete, daß das Wort und die Sacramente die Kirche bilden, oder (wie die Augsburgerische Confession, a. VII., sich ausdrückt), daß da, wo Gottes Wort recht gelehrt und die Sacramente nach Christi Einsetzung verwaltet werden, die wahre Kirche sey.

wie auch Cyprians Blick auf diesem Gebiete sich theoretisch verwirrt haben möge, er dennoch des praktischen Weges keineswegs verfehlte, und was von ihm in der Betrachtung der Einheit der Kirche gefehlt wurde, das ward reichlich ersetzt durch seinen Kampf für die Freiheit der Kirche. Denn ein so einseitiger Episkopalist er auch war, so war es doch keineswegs seine Meinung, als ob die Bischöfe Herren des Glaubens, Seelentyrannen seyn dürften (ein System, das die Römische Kirche zuerst consequent ausbildete, und das nothwendig, wenn der Herr anders Früchte an seinem Weinberg suchen wollte, durchaus eine so durchgreifende Opposition hervorrufen mußte, wie die Reformation sie darstellte) — im Gegentheil, dieser in Wahrheit demüthige und liebevolle Knecht des Herrn lehrte nicht bloß, sondern zeigte es durch die That, „daß er vom Anfange seines Episkopats nie etwas ohne die Berathung und Zustimmung des christlichen Volkes unternommen habe.“⁸⁶ Die freien kirchlichen Elemente waren ihm ebenso theuer, als diejenigen, welche durch die Macht des Lehramtes die Kirche zusammenhalten und ihren Wachsthum fördern zur Maasse des vollkommenen Alters Christi; er war in der Wahrheit und wollte nur seyn ein Mitpresbyter unter den Presbytern, ein Bekenner unter den Bekennern; er lebte im christlichen Volke, „trauerte mit den Trauernden, weinte mit den Weinenden, und wo irgend Jemand gefallen, da war es, als ob er selbst mit den Fall gethan hätte“.⁸⁷ Nur ein zu weit getriebener Eifer für die Freiheit des Leibes des Herrn konnte ihn dahin bringen, daß er so hart auf der unbedingten Nothwendigkeit der äußern Einheit bestand; selbst dieser aber konnte ihn nimmermehr verkennen lassen, daß es für evangelische Christen in letzter Instanz das Evangelium ist, das in allen streitigen Sachen den Ausschlag geben muß. Diesem in der That reformatorischen Sage galt ein großer Theil des Kampfes seines Lebens; um dieser Wahrheit willen ertrug er es, von dem Römischen Bischof Stephanus „ein falscher Christ, ein falscher Prophet, ein trüglicher, treulofer Arbeiter“ gescholten zu werden.⁸⁸ Mit der vollen Innigkeit des Glaubens verkündigt und lehrt er, daß alle Kegereien in der Kirche daher entstanden sind, „daß man nicht zum Ursprunge der Wahrheit zurückkehrt, nicht die Wurzel und die Quelle aufsucht, nicht die Lehre des himmlischen Meisters bewahrt“, und „daß nur dann der menschliche Irrthum aufhören könne, wenn wir dahin zurückkehren.“⁸⁹

86. *Cypriani Epist. V.; Opp. ed. Baluze, p. 11:* „quando a primordio episcopatus mei statuerim, nihil sine consilio vestro et sine consensu plebis meae privatim sententia gerere.“

87. *Cyprianus de lapsis; Opp. ed. Baluze, p. 182.*

88. *Cypriani Epist. LXXIV—LXXV (passim).*

89. *Cyprianus de unitate ecclesiae; Opp. ed. Baluze, p. 194.*

In dem Streite mit Stephanus über die Regertaufe entwickelt er dieses Princip mit der größten Schärfe, setzt der herbeiggerufenen Kirchenfite die göttliche Wahrheit selbst, und der angeblichen Tradition das unabwiesbare Ansehen der Apostel entgegen. „Nur dann“, sagt er, „wenn eine solche Tradition im Evangelio selbst oder den Briefen und der Geschichte der Apostel enthalten,“ will er sie „für heilig und unverbrüchlich halten“. Er will „von keiner andern Glaubenseinheit wissen als von derjenigen, die aus der Tradition Gottes des Vaters und unsers Herrn und Gottes Jesu Christi stammt“. Denn „die Gewohnheit ohne die Wahrheit“, schließt er, „das ist nur die Aufrechthaltung alter Irrthümer“. ⁹⁰ Denselben unlängbar grundevangelischen Standpunkt behaupten die Numidischen Bischöfe, die alle auf Cyprianus Seite standen, behauptet Firmilian, der Bischof von Cäsarea in Cappadocien; ⁹¹ sie alle bezeichnen als Nichtiges und Eitles, was nur Menschen, sey es in guter oder schlechter Meinung, gegen das allein entscheidende Ansehen des Wortes Gottes setzen wollen. ⁹²

XIV.

Ein solcher Kämpfer der Kirche, groß selbst wo er fehlte, stets sich demüthigend unter Gott und die ewige Wahrheit, war vor Allem in der schweren Zeit nöthig, in welche die Kirche jetzt gekommen war. Kein Wunder, daß man auf solche Zeugen hinblickte als auf Wachtfeuer, von den Bergen herableuchtend, auf welchen die Stadt Gottes erbaut ist, während die zahllosen Feinde in den Thälern trogiger und immer trogiger das Haus herausforderten, das sie sich schämten noch nicht ganz bis auf den Grund zerstört zu haben.

Eine solche grundheidnische Erbitterung gegen das Christenthum war es, welche die große Christenverfolgung unter dem Kaiser Decius (vom Anfange des Jahres 250) ⁹³ hervorrief. Glauben wir nämlich dem Berichte des Gregorius Nyssenus, so war es eben die Wahrnehmung des beständigen Wachstums der christlichen Gottesdienste, während die noch zahllosen Befenner des Heidenthums sich immer lauer und lauer zeigten, welche den, sonst für Bürgertugend und bürgerliche Ordnung schwärmenden, Kaiser ⁹⁴ bewog, die härtesten Edicte wider die Christen zu erlassen, indem er namentlich allen Statthaltern in den Provinzen höchst geschärfte Befehle gab, auf die Ausrottung der Secte hin-

90. *Cypriani Epistola LXXIV.*: *Opp. ed. Baluze*, p. 138. 141: „Nam consuetudo sine veritate vetustas erroris est.“

91. *Firmiliani Epistola ad Cyprianum*: *Epp. LXXVIII.*; *Opp. ed. Baluze*.

92. *Firmiliani Epistola ad Cyprianum*: l. c. p. 145.

93. Vor dem Anfange des Jähmers 250 finden wir keine Spur der Verfolgung.

94. *Gibbon, history of the decline and fall of the Roman empire*, I, 400.

zuarbeiten.⁹⁵ Doch der Wurm, der selbst an diesem Körper nagte, war Decius und seinen Helfershelfern ebenso verborgen, als der Arm der Kraft, welcher die Hände der Heiden entfesselte, so daß die Christenheit eine Zeit in ihre Gewalt gegeben ward. Diese innere Geschichte der Verfolgungen — wer sollte sie geben, als diejenigen, die da erkannt hatten die Sünde als des Volkes Verderben? Cyprian, einer von diesen, giebt uns Kunde darüber und enthüllt damit zugleich das providentielle Moment, woran das Ganze geknüpft war. In der langen Friedenszeit vom Kaiser Alexander Severus (221) bis zum Tode des Philippus Arabs (245) — denn die Verfolgung unter Maximinus Thrax (235) traf nur einzelne Bischöfe, nicht das ganze christliche Volk⁹⁶ — waren Viele in einen strafbaren Schlummer versunken; sie vergaßen den Ruf des Herrn zur rechtschaffenen Bekehrung und begnügten sich, wie so Viele in unsern Tagen, mit dem christlichen Namen allein. „Wo die Ursache des Falles offenbar ist,“ sagt Cyprian, „da wird auch Heilung für die Wunden gefunden. Der Herr wollte sein Gefinde prüfen, und weil ein langer Friede die uns von Gott überlieferte Lebensregel verunstaltet hatte, so mußte die himmlische Zucht den versunkenen, fast mücht' ich sagen schlafenden Glauben aufwecken. Und obgleich wir durch unsere Sünden weit mehr verdient hätten, so zeigte der gnadenvolle Herr doch überall einen solchen Glimpf, daß das Ganze mehr eine Erforschung als eine Verfolgung schien. Viele waren ganz in den irdischen Erwerb versunken; sie vergaßen wie die Gläubigen in den Apostolischen Tagen wandelten, ja viel mehr wie Christen zu aller und jeder Zeit wandeln müssen, und hatten nur die Vermehrung ihrer Güter und ihres Vermögens im Sinn. Bei den Priestern war keine wahre Demüthigung unter den Herrn, bei den Diakonen kein unbefleckter Glaube, überhaupt keine Barmherzigkeit in Werken, keine sittliche Zucht. Die Männer trugen falschen Bart, die Weiber schminkten sich. Man entblödete sich nicht, selbst nach Verkehr mit dem Heiligen unzüchtige Blicke zu wechseln; die Haare färbte man sich. List und Ränke wurden erfunden, um die Brüder zu hintergehen. Ehen wurden mit Ungläubigen eingegangen; man machte die Glieder Christi zu Gliedern der Ehebrecherin. Nicht bloß leichtsinnige Eide, auch Meineid gehörte zur Tagesordnung. Dazu gegenseitiges Aferreden von giftigen Zungen, un-

95. Decius scheint die Christen als eine Art geistlicher Gothen, als Friedensförderer angesehen zu haben, die man je eher je lieber sich vom Halse schaffen müsse. Auch möglich, daß, wie Eusebius (*Chronicon*, ad a. I. Decii; *Historia ecclesiastica*, VI, 39), Hieronymus, Drosius (*Historiar. VII*, 21) versichern, Rücksicht auf das entgegengesetzte System des Philippus Arabs und seines Sohnes, welche die Christen milde behandelten, den Kaiser Decius zu diesem Verfahren bestimmt hat.

96. *Sulpicii Severi Historia ecclesiast. lib. II, p. 384 ed. Horn.*

versöhnlicher Haß zwischen den Einzelnen. Unter den Bischöfen, welche die Uebrigen ermahnen und mit einem leuchtenden Beispiel vorangehen sollten, waren viele, die den göttlichen Beruf verachteten, und mit weltlichen Händeln sich abgaben; die ihr Amt, ihre Gemeinde verließen, und in fremden Provinzen sich herumtrieben; die, während die Brüder in der Kirche darbtten, schändlichem Gewinne nachbingen, auf betrügerische Weise Grundstücke an sich brachten, ja sogar hohe Zinsen nahmen und Wucher trieben. . . Darum empfangen wir mit Recht Streiche; denn, wie geschrieben steht: der Knecht, der seines Herrn Willen weiß, und hat sich nicht bereitet, auch nicht nach seinem Willen gethan, der wird viel Streiche leiden müssen“ (Luc. 12, 47).⁹⁷

Ueber die Ausdehnung und den ganzen schrecklichen Charakter der Verfolgung haben wir die glaubhaftesten Nachrichten.⁹⁸ Hüten wir uns auch, zu unterschreiben, was Gregor von Nazianz, hier — was nicht selten der Fall ist — mehr rhetorisirend als historisch berichtend, versichert, daß Decius gesucht habe, alle früheren Verfolger an Grausamkeit zu übertreffen⁹⁹ — dennoch ist es gewiß, daß die ganze Verfolgung so methodisch als möglich betrieben wurde; daß man erfindertisch war, Martern zu erfinden; daß kein Alter, kein Geschlecht, kein Stand verschont wurde; daß Niemandem eine Nachsicht geschenkt wurde, als den offenbaren Glaubensverleugnern. Ausgehend von Italien und Sicilien, erstreckte sich die Verfolgung nach Kleinasien hin (wo sie namentlich in Smyrna wüthete) bis zu den nördlichen Provinzen am schwarzen Meere, und wandte sich dann nach Nordafrika hinab, wo sie mit gleicher Wuth in Ober- und Niederägypten (namentlich in Alexandrien), in Carthago und der Numidischen Provinz einherschritt. Besonders in Carthago ging man systematisch zu Werke; der Proconsul Demetrian, ein Inquisitor ohne Gleichen, ließ Jedem, der wegen des Bekenntnisses des Namens Christi angeklagt wurde, einen Tag bestimmen, wo die Glaubensprüfung unternommen werden sollte; die Erscheinenden wurden den härtesten Martern übergeben; die nicht erschienen, als überwiesen behandelt und verfolgt.¹⁰⁰ Und selbst in jenen Martern suchte man nicht bloß den elenden Körper dem schmäblichsten Tode preiszugeben; nein, man wollte, wo möglich, auch die Seele

97. *Cyprianus de lapsis*, p. 183; *Epist. VII*, p. 13 (*Opp. ed. Baluze*).

98. Gibbon, nach seiner Gewohnheit bloß darauf bedacht, Alles zusammenzuhaufen, was geeignet sein möchte, den Ursprung des Christenthums nicht als ein Werk der Verheerung, sondern als ein Product eingetretener Umstände darzustellen, hat gesucht, auch diese Verfolgung so gering als möglich anzuschlagen (*History of the decline and fall of the Roman empire*, II. 128 ff.). Seine eigenen Gewährsmänner, die zuverlässigsten Geschichtschreiber, bezeugen das Gegentheil.

99. *Gregorii Nazianzeni Oratio XVIII (in Cyprian.)*.

100. *Cypriani liber de lapsis*; *Opp. ed. Baluze*, p. 182.

treffen; man vervielfältigte die Qualen und zog die Leiden in die Länge, damit der Gepeinigte zuletzt, wo nicht mit dem Munde, doch im Herzen verleugnen möchte. Es ist kaum glaublich, daß das Gefühl der Menschlichkeit bis zu dem Grade vernichtet werden kann, und dennoch nichtsdestoweniger gewiß. „Die Martern“, sagt Cyprian, indem er auf den Charakter dieser Verfolgung näher eingeht, „wurden fortgesetzt, und zwar, ohne daß man den Zweck des Peinigers absah, ohne daß die Verurtheilung erfolgt wäre, ohne den Trost des Todes; Martern, die nur schwer die Seele zur Krönung ließen, sondern unablässig peinigten, so lange nur ein Lebensfunke da war zum Auslöschen, es sey denn, daß Jemand durch Gottes besondere Gnade unter den Peinigungen selbst entrückt wurde und die unverwelkliche Ehre nicht sowohl durch die Vollendung der Strafe, als durch den verfrühten Tod erlangte.“¹⁰¹ „Die Christen damals“, zeugt Hieronymus, „sehten sich nur, um des Namens Christi willen hingeschlachtet zu werden. Allein der schlaue Feind suchte die langsamsten Todesmartern mit Fleiß aus; es war sein Zweck, die Seelen zu tödten, nicht den Leib.“¹⁰² Die Folter, zahllose Peitschenhiebe, glühende Zangen, Haken — kurz Alles, was die Römische Tortur in der härtesten Form darbot, das ward noch als zu wenig geachtet. Die sinnreiche Grausamkeit hatte eine neue Todesstrafe, die schrecklichste unter allen, erfunden; auch diese trug man kein Bedenken bei Gelegenheit anzuwenden. Einen Märtyrer, erzählt Hieronymus, der auf der Folterbank als Sieger bestanden und im Glauben beharrt hatte, befahl der Inquisitor mit Honig über den ganzen Körper zu bestreichen; dann hängte man ihn, der brennenden Sonne ausgesetzt, mit auf den Rücken gebundenen Händen an einen Baum, so daß er von dem Stiche Tausender von Insecten verzehrt ward, die Tage brauchten, um das Fleisch von den Beinen abzunagen.¹⁰³ Man nannte diese neue Afrikanische Todesstrafe, die auch sonst nicht ohne Beispiel ist,¹⁰⁴ „den Kyphonismus“.¹⁰⁵ — Diese Greuel aber, die zuletzt wider den Willen der Henker die Märtyrer zum Frieden brachten, waren, wie man sich denken kann, durch den allgemeinen Jammer würdig vorberei-

101. *Cypriani Epist. VII.*

102. *Hieronymi vita Pauli Eremitae*, c. 2; *Opp. ed. Vallarsii Tom. II.*

103. *Hieronymi vita Pauli Eremitae*, c. 3.

104. Apulejus erzählt ein Beispiel davon an einem Afrikanischen Sklaven, dessen Frau wegen seiner Untreue sich mit ihren Kindern in einen tiefen Brunnen hinabstürzte, und den der Herr deshalb, über den doppelten Verlust erbittert, so aufhängen ließ (*Apuleji Metamorphoseon lib. VIII*, ed. Oudendorp., p. 564 — 567). Andere Beispiele siehe bei *Theodoret. Histor. ecclesiast. III*, 7; *Sozomen. Histor. ecclesiast. V*, 10; *Gregorii Nazianzeni Inectiva I in Julian*. (*Opp. ed. Billius Tom. I*, p. 89).

105. Von *κύρον*, ein krummgebogenes Holz, an welches der Delinquent festgeschürzt wurde, so daß er sich nicht rühren konnte.

tet, den eine solche Verfolgung überall verbreiten mußte.¹⁰⁶ Schwerlich läßt sich etwas Herzergreifenderes denken, als das Bild einer Stadt, wenn die furchtbaren Edicte gegen die Christen bekannt gemacht worden; bei Gregor von Nyssa und Dionysius von Alexandrien finden wir es gezeichnet. „Kaum war es bekannt geworden (heißt es), daß die Christen als Geächtete anzusehen seyen, so stürzten gleich Schaa- ren vom schlechtesten Gesindel in ihre Häuser ein; was etwa von Kost- barkeiten sich vorfand, das rissen sie gleich an sich; alles Uebrige, Gegenstände von Holz und geringere Sachen, streuten sie auf den Straßen herum und errichteten Scheiterhaufen davon. Nirgends konnten die Christen sicher gehen oder stehen; auf den öffentlichen Wegen, in den Straßen und Gassen erschallte bei Tage und bei Nacht das Geschrei von Pöbelbanden, welches alle Befenner als Zielscheibe der öffentlichen Rache bezeichnete. Bald konnten die Gefängnisse die Zahl derer nicht fassen, welche ergriffen und als Todesopfer hingschleppt wurden. Ueberall auf den Märkten, an den öffentlichen Orten trat einem das Zimmer- geschrei beim Anblicke derer entgegen, die man wegführte. Wie in einer eroberten Stadt war Alles, was den christlichen Namen trug, oder was man auch nur als Christen verdächtigte, ohne Unterschied des Alters, des Geschlechts oder Standes, der Gewalt des unbarmherzigen Feindes überliefert.“¹⁰⁷

Wie könnten wir uns wundern, daß diese schwere Heimsuchung Viele niedererschlug, daß überhaupt alle Unbefestigten leicht entwurzelt wurden; daß diejenigen, welchen das Christenthum nicht eine Sache des Herzens und Lebens war, abfielen, und lieber den Glauben als das Leben aufgaben; daß bei so Manchen, in welchen die Glaubenssaat zwischen Dornen aufgewachsen, es sich jetzt, da die Zeit der Grudte gekommen, zeigte, daß in der That ihr Herz ein Dornenacker war? Die Befenner, welche auf dem Plage stehen blieben, bekennen auch dieses mit tiefer Scham, mit der bitteren Wehmuth der Wahrheitsliebe, wie schändlich das Haus Gottes von der Menge der Abgefallenen verwüstet wurde. Sie können nicht Worte genug finden, um diesen tiefen Jammer zu beschreiben. „Kaum“, sagt Cyprian, und übereinstimmend mit ihm der Bericht des Dionysius von Alexandrien, „waren die ersten Drohworte ausgestoßen, als eine große Menge der Brüder ihren Glauben verläugneten, so daß sie nicht durch den Andrang der Ver-

106. „Der ganze Erdkreis,“ sagt der Römische Alerius in einem Briefe an Cyprian (*Cypriani Epist. AAAI. ed. Baluze*) „ist verbeert; überall liegen Trümmer und Haufen der Erschlagenen.“

107. *Dionysii Alexandrini Epistola ad Fabium, ap. Euseb. Histor. ecclesiast. VI, 41. Gregorii Nysseni Oratio de Gregorio Thaumaturgo (Opp. ed. Paris. 1638. Tom. III, 567 sqq.*

folgung niedergeschlagen wurden, sondern sich selbst freiwillig fallen ließen. Sie warteten nicht einmal ab, daß sie im Verhör zum Läugnen kommen, daß sie, ergriffen, den Weihrauch anzünden möchten. Aus eignem Triebe liefen sie auf den Markt hinauf; mit Vorsatz eilten sie zum Tode, gleichsam als ob sie die längst ersohnte Gelegenheit jetzt ergriffen. Viele begnügten sich nicht an ihrem eignen Verderben; gegenseitig ermunterten sie einander zum Abfalle, als ob sie darin ihr Heil fänden; Eltern schleppten ihre Kinder hinzu, so daß die Kleinen dasjenige einbüßten, was sie gleich bei der Geburt empfangen hatten. . . . Man sah Leute bleich und zitternd dem Altare sich nahen, nicht als ob sie opfern, sondern als ob sie den Götzen geopfert werden sollten, so daß die umherstehende Menge laut auflachte; denn wohl erkannte sie, daß Jene eben so feig waren zum Sterben, als zum Opfern. Andere liefen mit fecker Geberde zu den Altären hin und versicherten frech, sie seyen nie Christen gewesen — Menschen, von welchen der Herr mit Wahrheit sagte, daß solche kaum würden selig werden.“¹⁰⁸ Ein Theil, — überhaupt die zugleich vermögend und gewissenlos genug dazu waren — gingen zur Obrigkeit hin und kauften sich vom Opfern los, worauf sie eine Art von Sicherheitskarte erlangten, oder (wie Andere gemeint haben) bekannten vor der Obrigkeit, daß sie, obgleich sie zum Opfern sich nicht bequemen könnten, doch in ihrem Herzen Christum verläugneten.¹⁰⁹ Cyprian nennt diese libellatici, um sie von denen zu unterscheiden, welche wirklich auf den Götzenaltären opferten (sacrificati).

Allein so traurig dieses Schauspiel war, so erhebend war es auf der andern Seite wahrzunehmen, daß viele der Bekenner gestärkt wurden vom Herrn, so daß sie selbst unter den schrecklichsten Martern nicht verzagten, sondern festhielten an seinem Worte: „Fürchte dich nicht; ich bin der Erste und der Letzte und der Lebendige. Ich war todt, und siehe, ich bin lebendig von Ewigkeit zu Ewigkeit, und habe die Schlüssel der Hölle und des Todes“ (Offenb. 1, 17. 18). Die Zahl dieser wahren Märtyrer unter der Decischen Verfolgung — ihre Namen größtentheils und die Umstände bei ihrem Tode, wodurch sie dem Glauben Zeugniß gaben, sind vornehmlich von Cyprian und Dionysius von Alexandrien aufbewahrt¹¹⁰ — war sehr groß, sowohl in Italien,

108. *Cyprianus de lapsis*; Opp. ed. Baluze p. 163. *Dionysii Alexandrini Epistola ad Fabium*, ap. Eusebium l. c.

109. Das Letztere ist die Meinung des Baronius (*Annales ecclesiast. ad a. 253, n. 20 sqq.*). Mir scheint sie wahrscheinlicher als die erstere, obgleich eine Stelle in Cyprians Schriften (*Epist. LII.*) diese zu unterstützen scheint. Ohne Zweifel ward es doch in die *Acta publica* eingetragen, daß solche libellatici geopfert und Christum verläugnet hätten, und jene Sicherheitskarte (libellus) konnte nur die Bedeutung haben, daß sie als solche angesehen, mithin nicht verfolgt werden sollten.

110. *Cypriani Epist. VIII. XXI. XXII. XXIII — XXV* (ed. Baluze). *Dionysii Alexandrini Epistola ad Fabium*, ap. Eusebium l. c.

als in Afrika und in Kleinasien; so daß es sich zum Troste des Volks Gottes herausstellte, daß der Herr, der wahre und rechte Sieger, wiederum die Gestalt seiner Kirche erneuern und sich ihrer mit ewiger Barmherzigkeit annehmen würde. Viele wurden auch aus der drohenden Gefahr errettet, nicht blos von denen, die auf Berge, in die Wüsten oder andere entlegene Dörter sich flüchteten (unter diesen Paulus, der berühmte Einsiedler, einer der Urheber des Mönchslebens),¹¹¹ sondern auch unter denjenigen, die zurückblieben, und durch die besondere gnädige Bewahrung Gottes, obgleich gleichmüth und gereinigt, dennoch am Leben erhalten wurden.¹¹² Man nannte sie „Confessoren“.

XV.

Höchst schwierig war die Stellung der christlichen Lehrer unter der Verfolgung, indem sie die doppelte Pflicht anerkennen mußten: einmal für den Herrn zu sterben, wenn er es forderte, und dann sich der Gemeinde eben in dieser traurigen Lage zu erhalten, die jeden Augenblick der Kirche mit Zerstörung und Auflösung ihrer ganzen äußern Existenz drohte. Viele unter ihnen trugen kein Bedenken, gleich dem Herrn zu folgen, überzeugt, daß das so vergossene Blut laut rufen würde zu seinem Throne, und daß er selbst aus dem Tode das Leben zu erwecken die Macht hat. So gewannen der Römische Bischof Fabian,¹¹³ Babylas von Antiochien¹¹⁴ und Mehrere die Märtyrerkrone. Andere hingegen besteten den Blick vorzugsweise auf die Worte des Herrn von der letzten Drangsal, und, indem sie in der obdwebenden Verfolgung

111. *Hieronymi vita Pauli Eremitae, c. 4 sqq.*

112. Viele wurden wunderbar gerettet. So berichtet Dionysius von Alexandria von sich selbst — er bezeugt dabei, er rede als vor Gottes Augen — daß derjenige, welcher ausgesandt, ihn zu ergreifen, ein gewisser Sabinus, ihn auf fallen Wegen, Feldern, in allen Hütten gesucht habe, wo er nur meinte, daß er sich versteckt haben könnte, gerade bei dem Hause aber vorbeigegangen sey, worin er nur vier Tage ganz ruhig verweilt, bis er sich von da auf die Flucht begab (*Dionysii Alexandrini Epistola adversus Germanum, ap. Euseb. Histor. eccl. VI. 40*). Nicht weniger merkwürdig ist das, was derselbe (*l. c. c. 41*) von einer ganzen Schaar von christlichen Soldaten erzählt, die vor's Prätorium geführt wurden, um dort verhört zu werden, allein durch ihr ganz unerwartetes Betragen — indem sie alle zum Nichtertritte hinstiegen und sich gleichsam mit einem Munde als Christen bekannten — so die Richter in Verwirrung brachten, daß diese bebten und zitterten, während die Soldaten triumphirend mit dem Bekenntniß des Namens Christi weggingen.

113. *Martyrologium Romanum ad diem 20. Januar.: Cypriani Epist. IV; Hieronymus de scriptoribus ecclesiasticis, c. 54.*

114. *Martyrologium Romanum ad diem 24. Januar.: Eusebii Historia ecclesiast. VI, 39; Hieronymus de scriptoribus ecclesiasticis, c. 54; Chrysostomi Sermo de Babylae martyrio.* Der Letztere macht den von uns angedeuteten Standpunkt geltend, indem er von Babylas sagt: „Er kämpfte bis zum Tode für die Wahrheit, und widerstand bis aufs Blut der Sünde; um die Söldatordnung nicht zu verlassen, in welche der höchste König ihn gestellt hatte, gab er sein Leben dahin. Gewiß müssen wir Alles freudig und willig erdulden, um auch nicht den allgeringsten Theil der uns anvertrauten Wahrheit zu beflecken oder aufzugeben.“

eine Ankündigung derselben sahen, ermunterten sie gradezu die Gemeinde zum Fliehen. So behauptete Gregorius Thaumaturgus, „es sey besser, durch die Flucht seine Seele zu retten, als, wenn man in der Schlachtordnung bliebe, vielleicht doch vom Glauben zu weichen.“ Ja er stellte sich selbst an die Spitze der Fliehenden, und zeigte durch sein Beispiel, daß Gott auch so Seele und Leib bewahren kann, wenn die Flucht in seinem Namen geschieht.¹¹⁵ Wiederum Andere achteten auf die nähere Veranlassung und den Charakter der Zeit; sie fragten sich selbst, was nun eben in dieser Zeit, unter den gegebenen Umständen Gottes Wille seyn möchte. Zu diesen müssen wir sowohl Cyprian als Dionysius von Alexandrien rechnen. Mit den Erstern vollkommen einverstanden, daß der Ruf des Herrn uns genug seyn müsse, es gelte nun ihm im Leben oder im Tode zu folgen, konnten sie doch das Martyrium nicht für unbedingte Pflicht unter allen Umständen halten. Mit den Letztern wiederum darin einig, daß man Gott und seinen Erlöser auch durch die Flucht preisen könne, vermochten sie doch auch in dieser Maassregel keine allgemeine Pflicht anzuerkennen. Was Cyprian zunächst betrifft, so suchte er, indem er alle zusammenfassenden Umstände erwog, das Bedürfniß des christlichen Volks eben jetzt und an diesem Orte, die Art und Weise der Verfolgung, so wie den Zweck der Heiden damit, Gottes Willen zu erkennen. Als nämlich die wüthenden Heiden, wie es scheint gleich im Anfange der Verfolgung, mit dem gewohnten Rufe: „Ad leonem!“ zu wiederholten Malen verlangten, daß er den Löwen auf dem Amphitheater vorgeworfen werden sollte, begab er sich auf die Flucht und fand durch die Leitung des Herrn einen Zufluchtsort, wo er, den Feinden völlig verborgen, dennoch die Noth und den Kampf der Gemeinde stets im Auge behielt. Selbst führt er in dieser Hinsicht seine Vertheidigung (wie denn hier ein Fall vorliegt, der eine solche Rechtfertigung gebieterisch erheischt), indem er bemerkt, daß er einen Wink von Gott zum Fliehen erhalten hätte und dem Willen des Herrn gefolgt wäre: in dem vorliegenden Falle nämlich dürfe er nicht sowohl an sein eignes Beste denken, als an die Sicherstellung der Gemeinde und die öffentliche Ruhe; denn ohne Zweifel würde die Wuth der Heiden noch mehr entbrennen, wenn er nicht grade in diesem Augenblicke sich der Verfolgung entzogen hätte.¹¹⁶ Nur ungern, nur „mit innerlichem Verdruß“ wich er; denn seine Lust war es, in den vordersten Reihen zu stehen; allein er war überzeugt, daß seine Stunde noch nicht gekommen sey. Auch diese Flucht wünschte er von

115. *Gregorii Nysseni vita Gregorii Thaumaturgi*; Opp. (Par. 1638) Tom. III, p. 569.

116. *Cypriani Epist.* IX. XIV. XXXVI. XL (ed. Baluze).

den Freunden des Herrn als einen Sieg, wenn auch untergeordneter Art, beurtheilt; denn, wie er sagt: „der erste Anspruch auf den Sieg ist der, ergriffen von den Händen der Heiden, den Namen des Herrn zu bekennen; die zweite Ehrenstufe ist aber die, durch ein behutames Ausweichen dem Herrn aufbewahrt zu bleiben. Jenes ist ein öffentliches, dieses ein Privat-Bekentniß.“¹¹⁷ In der That, wenn wir selbst weltlichen Menschen einzuräumen pflegen, daß sie es ahnen können, ihre Stunde habe geschlagen, wie sollten wir dasselbe himmlisch gestimmten Freunden Christi, die ja auch in diesem Stücke das Vorbild des Meisters vor sich haben, es absprechen wollen? Was die Kirche übrigens geltend machen mußte — nicht um der Person Cyprians, sondern um seines Amtes willen — und was der Diakon Pontius eben von diesem Standpunkte aus geltend gemacht hat, war ja die unleugbare Thatfache, daß eben jetzt die Kirche solcher Streiter in hohem Grade bedurfte, die mit christlichem Muth und christlicher Geduld den lenkenden und ordnenden Geist, mit dem freimüthigen Zeugnisse die Fülle des Trostes und der Liebe verbanden, so daß wir mit vollem Rechte in der Beurtheilung dieses Schrittes mit Pontius schließen dürfen: „Eine Furcht war es ja unstreitig, die Cyprian zum Ziehen trieb, aber eine gerechte; eine Furcht, wodurch er fürchtete, den Herrn zu beleidigen; eine Furcht, nach welcher er lieber Gottes Befehl gehorchen, als unter diesen Verhältnissen um die Krone werben wollte.“¹¹⁸ Anders beurtheilte auch die christliche Gemeinde im Ganzen diesen Schritt nicht. Die Römischen Presbyter, obgleich sie in ihrem Briefe darüber an die zu Carthago sich etwas empfindlich äußern, als ob sie mit Mühe einen sich hervordrängenden Argwohn bekämpften, erklären doch daneben, daß Cyprian Recht daran gethan habe, „weil er eine so hervorragende Persönlichkeit sei.“¹¹⁹ Besser aber, aufrichtiger sprechen sich Maximus und mehrere Confessoren in ihrem Briefe an Cyprian aus, worin sie ihm für sein Trostschreiben danken, das ihnen entgegengekommen sei „wie eine Windstille unter dem Sturme“; sie erinnern an die große Wahrheit, die gewiß allein die Sache entscheidet, wenn es sich handelt von der Würdigung eines Schrittes von einem Knechte des Herrn: „Nicht minder werth der Krone ist derjenige, welcher das Volk des Herrn trenn ermahnt, als der, welcher für den Herrn gelitten hat.“¹²⁰

117. *Cyprianus de lapsis*; Opp. ed. Baluze p. 182.

118. *Vita et passio Cypriani per Pontium*, c. 7.

119. *Epistola Cleri Romani ad Clerum Carthaginensem*; inter Epp. Cypriani II (ed. Baluze).

120. *Epistola Confessorum ad Cyprianum*; inter Epp. Cypriani XXVI (ed. Baluze).

Die nächste Folge der Flucht Cyprians war die, daß der Statthalter ihn proscribiren ließ und durch öffentliches Edict sein ganzes Gut als verfallen erklärte.¹²¹ Was aber das Lektüre betraf, so waren die Armen alle dessen Miteigenthümer, und übrigens bewahrte Gott so seine Flucht und breitete ihm die Gnadenhände unter, daß er von seiner unfreiwilligen Einsamkeit aus die Gemeinde nicht anders leitete, als ob er selbst gegenwärtig wirksam eingegriffen hätte. Denn nicht blos ertheilte er (wie er selbst bezeugt) seinen Mitgeistlichen, den Presbytern und Diakonen, Rath in allen schwierigen Fällen, stärkte und ermunterte die Confessoren, strafte diejenigen, welche aus Feigheit die Flucht ergriffen, beharrte in der innigsten Gebetsverbindung mit Gott und mit der Kirche,¹²² sondern trug auch namentlich dafür Sorge, daß Nichts den Armen und den Wittwen abging (welchen er theils Geld hinterlassen hatte, theils noch schickte), daß die Kranken verpflegt wurden, daß die Fremden und die, welche des Glaubens halber ins Gefängniß geworfen waren, Unterstützung und Erquickung empfingen.¹²³

Mit dem Tode des Kaisers Decius (er fiel in einer Schlacht gegen die Gothen bei Forum Trebonii¹²⁴ in Mösten, im Jahre 251) hörte die Verfolgung auf. Cyprian kehrte nach 14 Monaten zu seiner Gemeinde zurück. Die Christen dankten dem Höchsten für die Ruhe, die auf den Sturm folgte.

XVI.

Nur mit einem Worte wollen wir andeuten, was Cyprian zur Beruhigung der Kirche in dem durch Novatus herbeigeführten Schisma wirkte (es stand dasselbe mit der Opposition in Verbindung, die bei seiner Wahl zum Bischof sich kundgegeben hatte), und was er in einem weitem Kreise beitrug, um das Urtheil über Novatians Ausscheiden aus der Kirche festzustellen, das bald den Römischen Stuhl erschüttert hätte (251).¹²⁵ So wie wir seine Mäßigung und Festigkeit in diesen schwierigen Verhältnissen bewundern müssen, so können wir den Charakter dieser Begebenheiten im Ganzen und den Stempel, den sie der Kirche aufzudrücken drohten, nur beklagen; denn offenbar waren vielfach gekränkter Ehrgeiz und Mangel an Nachgiebigkeit in Punkten, welche

121. *Cypriani Epistola LXIX ad Pupianum, de obrectatoribus.*

122. *Cypriani Epistola XIV (ed. Baluze).*

123. Im Ganzen schrieb er während dieser Zeit dreizehn Briefe, worin seine väterlichen Rathschläge und Ermahnungen enthalten sind; die meisten derselben sind uns erhalten.

124. *Jornandis historia Gothorum, c. 18. Zosimi historia nova, lib. I, p. 22.* Das Römische Heer litt hier eine furchtbare Niederlage; der größte Theil kam in einem bodenlosen Moore um. Selbst die Leiche des Kaisers ward nicht gefunden.

125. Diese Ereignisse sind von Guericke (Handbuch der Kirchengeschichte, 6te Aufl., I. 152 — 154) mit der nöthigen Ausführlichkeit und Genauigkeit dargestellt.

nicht die Sache der Seligkeit betrafen, mit im Spiele. Lieber begleiteten wir unsern Befenner zu einem erhabenern Schauplaze — in die tiefen Thäler des Todes, zu Jammerscenen hin, die im Gefolge einer unter Gallus, dem Nachfolger des Decius (252), ausgebrochenen Pest waren.

Die gleichzeitigen Berichterstatter darüber, Cyprian selbst und Pontius, können uns das Entsetzliche dieser Krankheit nicht genugsam schildern. Die davon befallen wurden, sagt der erstere, verloren bald alle Leibeskräfte durch die schrecklichste unaufhaltsame Dysenterie; ein inneres Feuer wüthete im Mark und in den Gebeinen; die Augen waren blutgefärbt; ein stetes Erbrechen erschütterte das Eingeweide; bei Manchen fielen die Füße oder andre Theile des Körpers wie verwest ab; durch die gänzliche Erschöpfung schwanden sie alle wie Schatten dahin; die Ohren waren wie verstopft; die Sehkraft abgestumpft.¹²⁶ Viele Menschen raffte die Pest täglich dahin; von Haus zu Haus setzte sie ihre Verwüstungen fort. Trauriger noch als der Todesjammer war die waltende Todesfurcht und Gewissenlosigkeit bei den Meisten. „Alle scheuten die Seuche, flohen, entsetzten sich vor derselben; ihre Angehörigen ließen sie gottloser Weise ohne Hülfe und Trost liegen, gleichsam als ob sie, wenn die Pest ausgestorben, dem Tode selbst einen Niegel vorschieben könnten. In der ganzen Stadt lagen Haufen von Leichen; man sollte meinen, sie hätten das Mitleid der Vorbeigehenden erweckt durch Betrachtung des Schicksals, das eben so gut den Einen wie den Andern ereilen konnte. Aber nein, nur auf erbarmungslose Selbsterhaltung hatten sie das Auge gerichtet. Niemand zitterte vor dem Gedanken an einen gleichen Ausgang; Niemand that gegen Andere, was er von Anderen gegen sich gethan haben wollte.“¹²⁷

Aber auf der Schwelle des Todes, ja innerhalb der Pforten desselben, wacht die christliche Liebe, kämpfet den guten Kampf bis zum Siege aus. Cyprian war Zeuge des Jammers, der Unmenschlichkeit; er mußte Rath zu schaffen. Er versammelte die ganze Schaar der Christen an einem Orte, und belehrte sie aus der heiligen Schrift, wie die Liebe uns dringen müsse, selbst das Leben für die Brüder hinzugeben, so daß wir auch in dieser Hinsicht Christo nachfolgen und seine Last auf uns nehmen. Er zeigte, wie das ja nichts Sonderliches sey, wenn wir blos diejenigen lieben, die uns lieben; denn dasselbe thuen ja nach dem Worte des Herrn auch Sünder und Zöllner (Matth. 5, 46. 47); sondern wer Christo nachfolgen wolle, der müsse das Böse mit dem Guten

126. *Cypriani liber de mortalitate*; Opp. ed. Baluze p. 232. Die angegebenen Symptome deuten alle auf eine choleraähnliche Krankheit hin.

127. *Vita et passio Cypriani per Pontium*, c. 9.

überwinden, der müsse, nach dem Vorgange der göttlichen Gnade, auch seine Feinde lieben, der müsse für seine Verfolger beten, so wie der Herr für sie gebetet habe. Denn Gott lasse ja seine Sonne aufgehen über Gerechte und Ungerechte — und ein Kind Gottes sollte nicht hierin dem Beispiele seines himmlischen Vaters folgen? „Ja, wir müssen“ — fuhr er fort — „unserer Geburt uns würdig zeigen, und, nachdem wir von Gott geboren sind, nicht unserm Ursprung Schande machen, sondern vielmehr in unserm ganzen Geschlechte zeigen, daß seine Güte und Barmherzigkeit das Herz in uns erneuert hat.“¹²⁸

Das christliche Volk horchte auf, sah die sprechende, die thätige Liebe, legte selbst mit Hand ans Werk. „Flugs wurden die einzelnen Bedienungen und Geschäfte bei den Kranken und Sterbenden vertheilt, je nach den verschiedenen Ständen und dem verschiedenen Beruf. Man wetteiferte mit einander, wie man Gott und dem Richter der Welt, Christo, und dem guten Priester, dem Dollmetscher des göttlichen Willens, gefallen möchte. Die Armen, welche keine Geldsteuer aufbringen konnten, steuerten das bei, was besser ist als alles Geld: ihre Arbeit, ihre Mühe, ihre Liebe. Hier war genug anzufassen, und doch nie zu viel; denn der Herr selbst half den Arbeitenden. Und zwar erstreckte sich ihre Arbeit nicht bloß auf die Genossen des Glaubens, sondern auf Alle. Ja wahrlich, hier, unter dieser christlichen Schaar, war mehr als Tobias, welchen die Güte trieb, die Hungrigen zu speisen, die Nackten zu kleiden und die Erschlagenen und Todten unter seinem Volke zu begraben“ (Zob. 1, 19. 20).¹²⁹

Und nicht genug damit: die große Wahrheit, die hier recht praktisch den Christen entgegentreten mußte, und die wir uns alle nur mit großer Mühe recht zu eigen machen, es war ja die: daß wir als Jesu rechte Nachfolger das Gute thun und bereit seyn müssen, Böses dafür zu leiden. Viele unter den Heiden würdigten nur schlecht die Aufopferung der Christen; die Geheilten, so wenig sie umkehrten und Gott die Ehre gaben, so wenig ließen sie in vielen Fällen dem Gebet und der Arbeit der Christen Gerechtigkeit widerfahren. Es gab solche, die nicht bloß unter sich davon munkelten, sondern öffentlich es aussprengten, daß die letzten schweren Kriege, die soviel Römerblut gekostet hatten, die Pest mit allen ihren Gräueln, und was überhaupt von Heimfuchungen über Volk und Land sich ausbreitete, Niemand anders zuzuschreiben sey, als

128. *Vita et passio Cypriani per Pontium*, c. 9. „O hätten nur die Heiden,“ sagt Pontius (ein unvergleichlicher Zug von diesem christlichen Diakon!) „diese hinreißenden Worte auf ihren Rednerbühnen hören können — vielleicht hätten sie selbst geglaubt! Was sollte denn nicht das christliche Volk thun, das eben vom Glauben seinen Namen empfangen hat?“

129. *Vita et passio Cypriani per Pontium*, c. 10.

jener so verhassten Secte der Christen. Indem Cyprian, in der Schrift „ad Demetrianum“, mit der gewaltigen Kraft der ältern Apologeten diese rasende Beschuldigung niederschlägt — indem er darthut, wie selbst die blos menschlich ernste, aufrichtige Betrachtung der Sache eine solche Auflage in ihrer ganzen Wichtigkeit zeigen müsse (denn schlimmer als die Kriege sey ja die offenbare, unversöhnliche Zwietracht in den Herzen der Heidenvölker selbst, ärger als die Pest die Frechheit und rohe Unmenschlichkeit, welche sich bei den Heiden offenbarte, indem diese, nicht zufrieden damit, das Gebot der Liebe zu verleugnen, selbst die von der Seuche Dahingerafften zu plündern sich nicht entblödeten)¹³⁰ — muß er dennoch zum Schlusse das von der Liebe Christi bezwungene Herz selbst dem gottlosesten Widersacher darbiehen. „Siehe“, so redet er zuletzt Demetrian an, „wir bieten euch Alles an, was Liebe zu den Seelen und heilsamer Rath nur zu schenken vermag. Euch hassen können wir nicht, sondern meinen, Gott so mehr zu gefallen, indem wir nicht Unrecht mit Unrecht vergelten, sondern euch ermahnen, so lange es noch irgend möglich, so lange noch Etwas von der Gnadenzeit übrig ist, euch mit Gott versöhnen zu lassen und aus der Tiefe des finstern Aberglaubens zum Himmelslichte der wahren Religion euch zu erheben. Wir misgönnen euch eure äußern Vortheile nicht; wir verschweigen nicht die Fülle der göttlichen Erbarmung gegen uns. Wir vergelten euren Haß mit ungeschminktem Wohlwollen; für die Peinigungen und Martern, die ihr über uns verhängt, zeigen wir euch den Weg des Heils. So glaubet dann, und lebet; ihr, die ihr eine kurze Zeit uns verfolgt, freuet euch ewiglich mit uns! Denn wenn wir erst von binnen geschieden sind, so ist kein Raum für Buße mehr da, keine Wirksamkeit der geschehenen Genußthnung. Hier muß das Leben entweder gewonnen, oder verloren werden; hier muß man sein ewiges Heil und die Frucht des Glaubens schaffen durch eine wahre Verehrung Gottes. Auch lasse sich Niemand von seinen Sünden oder von seinen Jahren zurückhalten, als ob ihm der Gnadenthron deshalb nicht offen stünde! So lange wir noch in dieser Welt sind, ist keine Befehrung zu spät. Der Zugang der göttlichen Vergebung ist da; wer da sucht und faßt, dem ist der Eintritt zur Wahrheit gewiß. Du selbst, obgleich am Abende des Lebens dem Ausgange nahe, bitte und rufe demüthiglich den einen, wahren Gott an, im Bekenntniß und im Glauben an seinen Namen; Vergebung wird dann dem Bekennenden geschenkt, Gnade dem Gläubigen aus dem Quell der göttlichen Erbarmung; an des Todes Pforten selbst wirst du zur seligen Unsterblichkeit hinüberschreiten!“¹³¹

130. *Cypriani liber ad Demetrianum; Opp. ed. Baluze, p. 219.*

131. *Cypriani liber ad Demetrianum; Opp. ed. Baluze, p. 221.*

Dies ist die eine Seite der Siegesgeschichte des Christenthums; die andere liegt ebenso klar vor uns ausgebreitet. Cyprian hatte ungerechte Beschuldigungen abgewiesen, hatte den Heiden den flammenden Glanz der Liebe Christi dargestellt, die alles Unreine verzehrt, alle Schwäche zur Kraft umwandelt — er mußte nun auch dem Volke Gottes den rechten Gebrauch der Krankheiten, der Pest, des Todes darstellen. Das Buch „de mortalitate“ ist gleichsam ein Inbegriff seines Unterrichts hierüber. Er zeigt, was die Todesfurcht in ihrer eigentlichen Wurzel sey, daß es nämlich eine Feigheit sey, die wir als Streiter Christi durch seines Geistes Kraft bekämpfen müssen; daß wir uns auf keine Weise fürchten sollen, wenn für den Einzelnen dasjenige sich einstellt, wovon der Herr unsere vollkommene Erlösung abhängig macht (Luc. 21, 28); daß wir als Christen den Tod als einen Ruf des Herrn betrachten, und mit dem Apostel uns freuen müssen, aufgelöst zu werden, um stets bei Christo zu seyn (Phil. 1, 23); daß eben dieser letzte Kampf unsre Kampfstüchtigkeit im Ganzen erprobt, so wie der Soldat in der Schlacht, der rechte Steuermann im Sturm und Wogendrange erprobt wird.¹³² Außer diesen allgemeinen christlichen Betrachtungen aber sind es vornämlich zwei Punkte, auf welche er die Aufmerksamkeit der kämpfenden Christen hinlenkt: einmal, was die Pest überhaupt in Gottes Hand, und dann, was sie im Verhältnisse zum Martyrium sey. Mit Recht schreibt er der Pest und allen solchen schweren Heimsuchungen Gottes eine besondere prüfende Kraft zu. „Sie prüft,“ sagt er, „das Verhältniß jedes Einzelnen zu Gott, sie erforscht die Gesinnungen der Menschen; ob die Gesunden bereit sind, den Kranken zu dienen; ob Verwandte ihre Verwandte im Herrn lieb haben; ob die Herren ein gottseliges Erbarmen mit ihren Knechten fühlen; ob die Stolzen ihren Nacken beugen, ob die Geizigen mit dem Tode vor Augen den Durst der Gewinnsucht löschen, ob die Eigenwilligen ihre Vermessenheit dämpfen wollen.“ Und weil viele Christen, und gewiß nicht die schlechtesten, in dem Wahne standen, als ob der Tod auf dem Siechbette eine Minderung der Ehrenkrone sey, und als ob man besser dem Herrn dienen könne, wenn man für ihn das Blut vergieße, als wenn man auf dem Krankenlager vollendet werde, so rief er ihnen — nachdem er bemerkt, daß grade die Pest, indem sie uns von der Todesfurcht entbindet, zur Krone reif macht — diese Worte zu, wodurch er wiederum seine wahre evangelische Gesinnung bestiegelte: „Ein Anderes ist es, wenn zum Märtyrertum der Muth fehlt, ein Anderes, wenn das Märtyrertum unsern Muth im Stich läßt. Der Herr verlangt nicht unser Blut,

sondern fragt nach unserm Glauben.“¹³³ Vielfach waren überhaupt in jener tief erschütterten Zeit die Veranlassungen zur Uebung der christlichen Liebe gegen leidende Mitchristen; wo es solche gab, da zeigte es sich, daß eben die Leiden, mit göttlichem Sinne getragen, es waren, welche die Herzen aufschlossen. Nur eines Beispiels erwähnen wir. Acht Numidische Bischöfe hatten an Cyprian geschrieben und ihm gemeldet, daß räuberische Horden, die ins Land eingefallen, viele Menschen beiderlei Geschlechts weggeführt hatten, die ohne Zweifel dem härtesten Schicksal entgegengehen müßten, wenn nicht Lösegeld für sie aufgebracht würde. Das Wort des Apostels: „So ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit“ (1 Cor. 12, 26) rüstete Cyprian und seine ganze Gemeinde, so wie nicht minder einige der anwesenden Mitgeistlichen des Bischofs, zur Liebesthat aus. Man sah in den gefangenen Brüdern nur Christum; man dachte nur daran, daß er es ist, der uns von der Knechtschaft der Sünde und des Todes losgekauft hat. Bald brachte man eine sehr bedeutende Summe, 100,000 Sestertien, zusammen. Cyprian, indem er sie übersandte, bat den Herrn, das christliche Volk in Numidien vor ähnlichen schweren Schicksalen zu bewahren, versicherte zugleich, daß sie jedenfalls hier, bei ihren Brüdern und Schwestern in Christo, offene Herzen und Hände finden würden. Ein schriftliches Verzeichniß der einzelnen Gaben begleitete den Brief.¹³⁴ Die älteste christliche Kirche hielt viel auf die persönliche Fürbitte, und wollte daß die Christen aller Orten gleichsam in Reihe und Glied als eine geschlossene Schlachterordnung für und mit einander stehen sollten.

XVII.

Seit dem Jahre 253 schien das äußere Schicksal der Christen im Römischen Reich eine freundlichere Gestalt zu gewinnen. Von dem Kaiser Licinius Valerianus, der damals den Thron bestieg, hatte, nach dem Berichte des Trebellius Pollio, schon unter der Regierung des Decius, als er zum Censor erwählt wurde, die öffentliche Meinung sich dahin ausgesprochen: „Es gebührt sich dem über Alle zu richten, der besser als Alle ist; Valerians Leben ist selbst ein moralisches Urtheil, ein Volksspiegel“. So ward er denn auch zum Kaiser nicht, wie gewöhnlich, durch die Acclamation der Soldaten oder den Zorn der Volkschaaren, sondern nach dem Rechte gewählt, das ihm allgemein anerkannte Verdienste ohne Widerspruch einräumten.¹³⁵ Und in der That täuschte die von ihm gefaßte Erwartung im Anfange nicht; selbst sein Alter (er war

133. *Cyprianus liber de mortalitate*; Opp. ed. Baluze, p. 233 - 234.

134. Alle angeführte Data aus *Cyprianus Ep. LX., ad episcopos Numidas*; Opp. ed. Baluze, p. 99 sqq.

135. *Trebellii Pollionis Valerianus Pater et Filius*, c. 1. 2.

70 Jahre alt) schien einen glücklichen, wenn auch baldigen Ausgang zu prophezeien. Was namentlich die Christen betraf, so zeigte er gegen diese, wie Dionysius von Alexandrien uns versichert, größere Milde als irgend einer der früheren Kaiser, selbst von denen, welche für Christen gehalten wurden: „sein ganzes Haus war von Anbetern des Herrn erfüllt, war gleichsam eine Kirche Gottes.“¹³⁶ Allein so wie es schon ein trauriger Misgriff war, daß er seinen Sohn, den ausschweifenden und rohen Gallienus, zum Mitkaiser erwählen ließ, so scheint dieser eine Fehler eine Menge von öffentlichen und Privat-Leiden nach sich gezogen zu haben. Je mehr die Zügel der Regierung erschlafften, desto unaufhaltsamer stürmten die Völker, welche die Römer, nur allzu sicher, als Barbaren bezeichneten — die Franken, Alemannen, Gothen, Perser — aufs Reich ein, verwüsteten die Grenzländer desselben, und suchten, wie Adler, ein jegliches seinen Theil der Beute zu erhaschen. Valerian wandte sich in seinem Unglücke nicht zum lebendigen Gott, sondern nach altem Römischen Aberglauben, neuerlich bis ins Unglaubliche gesteigert durch die Einführung vieler fremder Gottesdienste, suchte er Rath in den Eingeweiden der Thiere und neugeborner Kinder. Macrian, ein ehrfürchtiger Wicht, aber als Vorsteher der Aegyptischen Magier in diese gottlosen Künste eingeweiht, benutzte die Schwäche des hochbetagten Kaisers; ihm war natürlich das Zeugniß der Christen, das eben so sicher den Aberglauben als den Unglauben trifft, ein Todesgeruch.¹³⁷ Es kostete ihm nur wenig, dem Kaiser ein Edict gegen die Christen abzulockern, welches zuerst nur darauf ausging, ihnen die Versammlungen überhaupt, und namentlich die bei den Gräbern,¹³⁸ zu untersagen. Ein doppelter Bericht über den Charakter und die Ausdehnung der Verfolgung in Afrika liegt vor uns: das Zeugniß des Dionysius von Alexandria (in Briefen an Germanus) so viel Aegypten betrifft, und hinsichtlich Carthagos und der Umgegend sowohl die schriftlichen Aeußerungen Cyprians, als die Acten über sein Märtyrertum; beider Glaubwürdigkeit ist über allen Zweifel erhaben. Hier, wie dort, griff man zu denselben Maßregeln, indem man im Anfange einen Schein von Milde und Beson-

136. *Dionysii Alexandrini Epistola ad Hermammonem, ap. Euseb. Histor. ecclesiast. VII., 10.*

137. *Dionysii Alexandrini Epistola ad Hermammonem; l. c.*

138. *Dionysii Alexandrini Epistola adversus Germanum; ap. Euseb. Histor. ecclesiast. VII., 11.* Die Gottesäcker (Coemeteria) waren bei den ältesten Christen oft der Platz für die Kirchen, die über den Gräbern der Märtyrer erbaut waren, weshalb jenes Wort öfters als gleichbedeutend mit den Kirchen selbst gebraucht wird. Eben auf der Stätte, wo Cyprian den Märtyrertod erlitt, wurde eine Kirche erbaut, die bei Augustin, welcher oft dort predigte: *mensa Cypriani* (Cyprians Altar) genannt wird. Siehe: *Augustini Sermo CXIII, XCIV, CCXXXVII.*

nenheit zu erhalten suchte, und erst nach und nach die Verfolgung schärfte.¹³⁹

So ward nun auch Cyprian vor den Proconsul gefordert, und folgendes summarische Verhör mit ihm gehalten. Der Proconsul, nachdem er auf das ergangene Kaiserliche Edict hingewiesen, fragte nach seinem Namen. Cyprian antwortete: „Ich bin ein Christ und Bischof. Ich kenne keine andern Götter als den allein wahren Gott, der Himmel und Erde, das Meer und Alles, was drinnen ist, gemacht hat. Diesen Gott beten wir Christen an; zu ihm stehen wir Tag und Nacht für uns selbst und alle Menschen, ja auch für des Kaisers Heil“. „Ist das dein beständiger Wille“, fragte der Proconsul. „Ein guter Wille“, erwiderte Cyprian, „der sich auf Gottes Erkenntniß gründet, kann nicht verändert werden“. „Wirst du denn“, fuhr Paternus fort, „es über dein Herz bringen können, in Gemäßheit des Kaiserlichen Edicts nach Carthago in die Verweisung zu gehen?“ „Ich gehe“, antwortete Cyprian. „Doch“ fügte Paternus hinzu, „die Kaiser haben die Gnade gehabt, nicht blos von den Bischöfen, sondern auch von den Presbytern mir zu schreiben. Ich begehre also von dir zu erfahren, welche Presbyter in dieser Stadt sich befinden.“ Der Bischof erwiderte: „Es ist eine gute und heilsame Bestimmung in euren Gesetzen, daß Angeber nicht geduldet werden. Jene können also von mir nicht aufgewiesen oder angegeben werden. Man wird sie aber in ihren Städten finden.“ Und als der Proconsul nun, offenbar um dem Bischof Furcht einzujagen, versetzte: „Ich habe dich von dieser Stelle als Richter befragt,“ so begnügte Cyprian sich zu bemer-

139. Was Dionysius von Alexandrien betrifft (dessen Schicksal wir hier um so lieber berühren, als er öfters mit Cyprian zusammenwanderte, hier aber von ihm getrennt ward, indem er nach dem Willen des Herrn unter der Verfolgung bewahrt wurde, und einige Jahre darauf im hohen Alter starb), so ließ der Statthalter Nemilian ihn verladen, und setzte ihn in Kenntniß vom Kaiserlichen Verbote. Jener antwortete: „Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen.“ Nemilian stellte ihm vor, dies heiße auf eine schändliche Weise die Gnade des Kaisers mißbrauchen; denn er verbiete ja nicht den christlichen Gottesdienst überhauet, sondern wolle nur, was durchaus unerfänglich sei, daß man die Tempelgötter des Römischen Reichs auch ehren solle. Und als Dionysius ihm nun bezogte, eine solche Theilung der Macht und Ehre gezieme keineswegs dem einzigen wahren Gott, so schickte ihn der Statthalter in die Verbannung nach Kechren. Allein hier ging es gerade wie bei Cyprians Gatt. Der Zaum des Meeres ward durch den Verbannten angestreift, so daß die, welche früher nicht gehört, jetzt Ohr und Herz öffneten. Kechren ward gleichsam eine Pflanzschule des Evangeliums; „Gott thut uns,“ sagte Dionysius, „eine weite Thür auf zur Verkündigung seines Worts.“ Und als er später mit einer Menge anderer Christen (Presbytern, Diakonen und Laien) in die Märcetische Präfectur verweisen ward, wo sie in den Dörfern umher vertheilt wurden, so ward dieser Aufenthalt, als näher an Alexandrien angrenzend, wiederum ein Sammelplatz für die Christen, die nicht anders konnten, als im Namen des Herrn zusammenzukommen. Wie Dionysius übrigens, der hier, wie in Kechren, mit den Brüdern die härtesten Martern erduldet, den Händen der Heiden entrissen ward, ist uns nicht bekannt. Hier bricht der Bericht des Eusebius ab. *E. Eusebii Histor. ecclesiast. VII, 11.*

ken: „Da das Gesetz verbietet, daß Jemand sich selbst angebe, und dies folglich auch nach deinem richterlichen Ermessen so seyn muß, so können sie sich freilich selbst nicht stellen; wo du aber Nachforschung thust, wirst du sie wohl finden.“ „Ja finden werde ich sie jedenfalls,“ erwiderte Paternus. Und als er zuletzt nochmals den Inhalt des „heilsamen“ Edicts dem Bischof vorhielt, mit dem Hinzufügen, daß wer dawider handle, der werde mit dem Kopf büßen, so antwortete Cyprian nur dieses: „Thue, was dir befohlen ist.“¹⁴⁰

Curubis, wohin Cyprian deportirt ward, war eine kleine Seestadt unweit von Pentapolis, in der Landschaft Zeugitana, eine starke Tagesreise von Carthago, in einer gesunden, angenehmen Gegend. So beschreibt uns den Ort der Diakon Pontius, der freiwillig seinem Bischof in die Verbannung folgte, und bei dieser Gelegenheit nicht umhin kann zu bemerken, daß, wenn auch diese Gegend so traurig und öde gewesen wäre, als sie in der That reizend und besucht war, sie doch für den wahren Christen nur dem Namen nach ein Exil gewesen seyn würde; denn „den Kindern der Welt ist das Vaterland zu lieb; es ist eine schwere Strafe für sie, außerhalb ihrer Geburtsstätte zu leben; uns Christen hingegen ist die ganze Welt wie ein Haus; selbst unter unsern Mitbürgern sind wir fremd.“¹⁴¹ Auch war Cyprian hier in keiner Rücksicht verlassen; Gott bereitete ihm einen Tisch gegen seine Feinde, und salbte sein Haupt mit Del, und schenkte ihm voll ein (Ps. 23, 5). Täglich kamen christliche Brüder aus Carthago hinaus zu ihm, ja selbst Bürger der Stadt, die den guten Bischof lieben und ehren mußten. Zugleich aber erinnerte ihn der Herr — durch einen Traum in der ersten Nacht, die er in Curubis zubrachte — daran, daß er bald von hinnen gehen, und den Herrn mit seinem Tode preisen sollte, so wie er ihn mit seinem Leben gepriesen.¹⁴² Innig überzeugt, daß nun die Stunde des Herrn geschlagen, bereitete er sich, stille in Gott, alle Tage zu diesem Weggange vor; es gemahnte ihn Alles daran, womit er als christlicher Bischof zu schaffen hatte. Vor Allen

140. *Acta proconsularia Cypriani Episcopi, Martyris, c. 1.*

141. *Vita et passio Cypriani per Pontium, c. 11.*

142. Es dünkte ihm leibhaft, als wenn ein Jüngling von übermenschlicher Größe vor ihm stünde, und ihn hin vor's Prätorium führte, wo der Proconsul auf seinem Richterstuhle saß. Dieser schrieb schweigend, wie vom Anfange, ein Urtheil auf, dessen Inhalt Cyprian nicht kannte. Der Jüngling aber, der hinter dem Proconsul stand, las es, und gab Cyprian durch Geberden zu verstehen, was es enthalte, indem er die Hand in die Form eines zweischneidigen Schwertes bog (in modum spathae). Cyprian verstand es, und bat zu wiederholten Malen um den Aufschub eines Tages, damit er seine Sachen in Ordnung bringen könnte. Der Richter fing wieder an zu schreiben; sein Gesicht erheiterte sich, als ob er die Bitte gewähren wollte. Der Jüngling beeilte sich wieder, durch ein Zeichen (contortis post invicem digitis) zu erkennen zu geben, daß die begehrte Frist zugestanden sey. Gerade den Jahrestag darauf erlitt Cyprian den Märtyrertod. *Vita et passio Cypriani per Pontium, c. 12.*

ließ er es sich angelegen seyn, die um des Namens Christi willen leidenden Brüder zu stärken, sowohl die, welche zu ihm kamen, als andere aller Orten. So schrieb er an Nemesian, so wie an mehrere Mitbischöfe, Presbyter und Diakonen, die zu den Bergwerken (ad metalla) verurtheilt waren und dort aufs schönste behandelt wurden, einen Brief voll der glühendsten Hoffnung der Ewigkeit — eine Darstellung zugleich des wahren Martyriums, die in der christlichen Literatur kaum ihres Gleichen hat.¹⁴³ Vor Allem fühlte er sich gehoben, wenn er an Christen redete, so daß er wünschte, es möge ihm vergönnt werden, unter solcher Rede, getragen von der Kraft des Herrn, das Haupt niederzulegen und auszuhauchen.¹⁴⁴

Ein Tag verstrich nach dem andern: Cyprian wankte nicht, noch brach sein Muth; denn er wartete auf den Herrn. Von Tag zu Tag gingen Nachrichten von neuen Martyrien ein; mit jeder ward seine Erwartung des Todes sehnsuchtsvoller. Bald ward es auch in Gurbis bekannt, daß die Verfolgung nun einen entschiednern, blutigern Charakter angenommen. Valerian hatte (258) ein Rescript an den Senat des Inhalts ergehen lassen, daß an allen Bischöfen, Presbytern und Diakonen sogleich die Strafe vollzogen werden solle, daß diejenigen unter den Christen, welche Senatoren oder Römische Equites waren, ihres Guts und ihrer Ehre beraubt, sofern sie aber in ihrem Glauben beharrten, am Leben bestraft werden sollten; daß die vornehmen christlichen Frauen, nachdem ihr Gut confiscirt, mit Verbannung bestraft, und die Kaiserlichen Hofleute, ebenfalls ihrer Habe verlustig, in Fesseln zu den Kaiserlichen Gütern in den Provinzen geschickt werden sollten, um dort Slavendienste zu verrichten. Ein Exemplar dieser Verordnung ward allen Provinzialstatthaltern mitgetheilt.²⁴⁵ — Viele der alten Freunde Cyprians, darunter mehrere Adlige vom höchsten Range, kamen zu ihm, und rietben ihm, unter diesen Umständen für seine Sicherheit zu sorgen, ja bezeichneten ihm die Orte, wohin er sich unangefochten zurückziehen konnte. Allein er ge-

143. Er tröstet die Befenmer und zeigt ihnen des Herrn Gnade auch darin, daß sie, obgleich nach der Siegestrone sich sehnend, dennoch aufgehalten wurden. „Was wollen wohl (sagt er) die Schläge und Knüttel bedeuten? Ein Knecht Christi kennt ja das Symbol seines Heils; ein Holz muß dem wider zur Lebenskrone verhelfen, der durch des Kreuzes Holz zum ewigen Leben erkauft ist. Ihr seid in den Bergwerken angeschnitten? Nein, ihr selbst seid das edle Gold, das die Schachten füllt, vor dessen Glanz aller irdische Glanz erbleicht. Eure Hüfte sind gefesselt? Ja, aber damit kein irdischer Schließer, sondern der Herr selbst sie löse und führe auf den Weg des Paradieses. Ihr seid müde, aber ihr liegt darnieder mit Christo; ihr habt ein geringes Brod; aber der Herr selbst ist euer Himmelsbrod; ihr seid nicht gereinigt, aber Christus ist euer Haupt; und wie herrlich glänzt Alles, was in diesem Glanze strahlt! Cypriani Epistola LXXVII, Opp. ed. Baluze p. 158 sqq.

144. Vita et passio Cypriani per Pontium, c. 14.

145. Cypriani Epistola LXXXII (ad Successum); Opp. ed. Baluze, p. 165.

horchte dem Rath dieser Freunde nicht, weil er glaubte, den Willen Gottes und seines Erlösers klar erkannt zu haben.

An die Stelle des Aspasius Paternus war indeß Galerius Maximus als Proconsul gekommen. Dieser ließ sofort Cyprian aus dem Exile zurückrufen, und befahl ihm, fürs Erste in den Gärten, die ihm gehörten, seinen Aufenthalt zu nehmen. Hier empfing er die Nachricht, daß der Proconsul nach Utica gereist sey, und daß er selbst, aller Vermuthung nach, dorthin gebracht werden würde, um sein Urtheil zu hören und zu empfangen.¹⁴⁶ Er konnte es aber nicht über sein Herz bringen, daß er nicht in Carthago sterben sollte — auf dem Schauplaze, der seine Kämpfe und Siege gesehen, wo das christliche Volk, wie es sich gebührte, dem letzten Kampf seines Bischofs zusehen würde. Mit wenigen Zeilen setzte er die Geistlichkeit und das Volk von seinem Beschlusse in Kenntniß, daß er für den Augenblick sich zu einem sichern Zufluchtsort zurückziehen würde. Seinen Entschluß aber begründete er mit den Worten: „Was ein Bischof als Bekenner im Augenblicke des Bekenntnisses¹⁴⁷ nach dem Willen des Herrn ausspricht, das spricht er gleichsam mit Aller Munde.“ Diese Kirche und keine andere sollte seinen Schwanengesang vernehmen; hier wollte er „von himmen scheidend zum Herrn wandern unter dem Gebet und den Fürbitten der Gemeinde“. Im Uebrigen ermahnte er das Volk, nach dem Worte des Herrn, das er ihnen so oft ausgelegt, stille zu seyn, wenn die Heiden tobten; auch sollte Niemand sich in dieser Hände übergeben, sondern warten, bis daß er ergriffen würde, und dann überzeugt seyn, daß der Herr es ihm in derselben Stunde geben würde, Beides, zu reden und zu leiden, wie es sich geziemte.¹⁴⁸

Kaum war der Proconsul nach Carthago zurückgekehrt, so hatte Cyprian sich wiederum auf dem ihm angewiesenen Ort eingefunden. Plötzlich hielt ein Wagen vor seinen Gärten, zwei der angesehensten Männer, die dazu Befehl hatten, nahmen ihn zwischen sich und führten ihn nach Serti (wahrscheinlich einem Landgute ganz in der Nähe Carthagos), wo Galerius Maximus sich um seiner Gesundheit willen aufhielt. Mit hoher und unerschrockener Miene, als im Auftrage seines Herrn, kam Cyprian dahin; allein es gefiel nicht dem Proconsul, ihn den-

146. Vielleicht waren bereits die *Frumentarii* — eine Art geheimer Militär-Polizei — unterwegs, um ihn abzuholen. Es kommt nämlich darauf an, ob man in *Cypriani Epist. LXXXIII.* mit Baluze: „commentarios esse missos,“ oder mit den Aeltern (was uns viel wahrscheinlicher dünkt) liest: „frumentarios esse missos.“ Jedenfalls entging er also diesen.

147. *Confessio* hier in der alten, prägnanten Bedeutung (wie das entsprechende *ὁμολογία* vielleicht schon 1 Tim. 6, 19) vom Märtyrenthum — eine in der Griechischen sowohl als Lateinischen Kirche gewöhnliche Redeweise.

148. *Cypriani Epistola LXXXIII., Opp. ed. Baluze p. 166.*

selben Tag vor sich zu lassen. In der Nacht hielt er sich als Gast bei einem der zwei angesehenen Männer auf, die ihn dahin gebracht hatten. Das ganze christliche Volk Carthagos war hinausgeströmt, und hielt gleichsam Wache vor dem Hause. Die nähern Freunde Cyprians, sein Diakon Pontius und andere, wurden zu ihm eingelassen; der gastfreie Wirth wollte es so, und behandelte sie mit aller Aufmerksamkeit und Zuverlässigkeit. Mit der Volkschaar war auch eine Anzahl christlicher Jungfrauen gekommen, welche Cyprian vor Allen mit zarter Schonung behandelt wissen wollte. Das Volk gehorchte seinem Wink. — Nun aber brach selbst den Heiden das Herz; sie konnten es doch nicht vergessen, daß dies der Mann war, welcher mit seinen Glaubensbrüdern ihre Kranken gepflegt, die Worte des Trostes den Sterbenden zugesprochen, und auch beim Begräbniß Hand mit angelegt hatte. Als das Gerücht in Carthago erscholl, daß Cyprian vor den Richterstuhl gestellt werden sollte, war die ganze Stadt gleichsam in Trauer versunken; herzlich beklagten Viele das Schauspiel, welches jetzt bevorstand.¹⁴⁹ Der Herr hielt sein Wort, daß wenn er einen Mann lieb hat, so macht er selbst seine Feinde zu seinen Freunden.

Selbst beim Verhöre am folgenden Morgen ließ sich gewissermaßen verspüren, daß die strenge Gerichtsform mehr um des Kaisers willen, vielleicht aus Furcht vor dem Einflusse Macrians, als weil der Richter selbst irgend einen Groll oder Haß gegen den Angeklagten hegte, gehandhabt ward. Der Proconsul Galerius Maximus saß auf dem Richterstuhle.¹⁵⁰ Als Cyprian vorgeführt war, fragte er ihn: „Bist du Thascius Cyprianus?“ „Ich bin es“, antwortete dieser. „Du hast dich also“, sagte der Proconsul weiter, „an die Tzige jener Menschen gestellt, die unsere Götter verachten“. „Allerdings“, erwiderte Cyprian. „Die verehrungswürdigen Kaiser“, fuhr der Proconsul fort, „haben dir befohlen, Opfer den Göttern darzubringen“. „Das thue ich nicht“, antwortete der Bischof. „Wohlan denn“, sagte der Proconsul, „so mußt du nach Gebühr leiden“. „Thue“, erwiderte Cyprian, „was dir befohlen ist. Eine so klare Sache bedarf keiner Umschweife.“¹⁵¹ — Nachdem Galerius eine Zeitlang mit seinem Rathe gesprochen, trat er wieder hervor, und sprach, „doch so, daß man ihm deutlich anmerkte, wie viel Ueberwindung es ihm kostete, folgende Worte: „Lange hast du

149. *Acta proconsularia Cypriani*, c. 2. *Vita et passio Cypriani per Pontium*, c. 15.

150. Die *Acta proconsularia* bezeichnen die Stätte so: „in alio Sauculo.“ Auf dem Wege dahin umarmte Cyprian eine zahlreiche Schaar zu beiden Seiten; hieran schloß sich ein unübersehbarer Haufe von Menschen. *Vita et passio per Pontium* c. 16.

151. *Acta proconsularia Cypriani*, c. 3.

in jener gottlosen Stimmung verharret, hast eine Menge Menschen als Theilhaber an jener frevelhaften Verschwörung um dich gesammelt, hast dich als einen Feind der Römischen Götter und gottesdienstlichen Geseze dargestellt; und unsere frommen, verehrungswürdigen Kaiser haben dich zu ihrer Religion nicht zurückzubringen vermocht. Deshalb weil du als der Urheber solcher schändlichen Verbrechen und als Bannerführer ergriffen bist, sollst du selbst ein Zeugniß für jene seyn, welche du mit dir zur Missethat verbunden hast: durch dein Blut soll die Ordnung ausgerichtet werden“. Nach diesen Worten verlas der Proconsul aus einer Tafel das Todesurtheil, welches in diesen Worten verfaßt war: „Thascius Cyprianus soll durchs Schwert hingerichtet werden.“ — Cyprian, als er dies vernommen, sagte: „Gott sey Dank!“¹⁵²

Eine Menge von den Brüdern rief: „Wir wollen auch mit ihm sterben“. Begleitet von einer großen Schaar derselben, zwischen den Centurionen und Tribunen, die zu beiden Seiten einhergingen, gelangte er zur Richtstätte. Es war eine große Ebene, rings umgeben von dicht-belaubten, schattigen Bäumen. Viele der Christen stiegen auf die Bäume hinauf, um seine letzten Worte zu vernehmen.

Cyprian, im Augenblicke des Todes nicht bloß bei vollem Bewußtseyn, sondern tief besonnen, zog selbst sein Oberkleid aus,¹⁵³ fiel auf die Kniee nieder und betete zum Herrn. Als er dann in gleicher Weise selbst die Dalmatica¹⁵⁴ ausgezogen und den Diakonen übergeben hatte, erwartete er stehend den Scharfrichter. Als dieser gekommen, befahl Cyprian seinen Freunden, ihm fünf und zwanzig Goldstücke zu geben.¹⁵⁵ Selbst verband er sich die Augen. Ein nebenstehender Presbyter, Julian, und ein Diakon desselben Namens banden ihm die Hände. Der Scharfrichter vollzog den Todesstreich mit zitternder Hand.¹⁵⁶

Es war der 14. September 258, grade der Jahrestag nach jenem wunderbaren Gesichte — da pries Cyprian den Herrn durch einen standhaften Märtyrertod, und ging in die Schaar der Ueberwinder ein. Offenbar war sein Name im Buche des Lebens eingeschrieben, aus welchem er

152. *Acta proconsularia Cypriani*, c. 4. *Vita et passio Cypriani per Pontium*, c. 17.

153. In den Acten stehen zwei gleichbedeutende Wörter: *lacerna* und *byrrus* (νυβῖός). Siehe: Salmasius Anmerkung zu *Sulpicii Severi dialog. I*, 14 (ed. Hornii).

154. Dalmatica, ein purpurfarbnes Unterkleid in Kreuzform, den Bischöfen und Diakonen eigenthümlich; doch zogen die letztern es nur bei außerordentlichen Gelegenheiten an. Viele Stellen darüber hat Baronius gesammelt in *Martyrologium Romanum* (Rom. 1583. fol.) unter d. 31. Mai. Vgl. auch J. A. Schmidii *Lexicon ecclesiasticum minus*, s. v.

155. Ein „aureus“ war etwas mehr als ein Ducaten.

156. Der letzte Zug aus *Vita et passio Cypriani per Pontium*, c. 18. Das Uebrige aus *Actu proconsularia Cypriani*, c. 5.

laut wird verkündigt werden, wenn der Herr kommen wird vom Himmel, daß er herrlich erscheine mit seinen Heiligen und wunderbar mit allen Gläubigen. Auch dadurch that sich sein Blut als ein fruchtbarer Same kund, daß viele seiner Jünger unter dem fortwährenden Wüthen der Verfolgung freudig in den Tod gingen und also ihren Erlöser gleicherweise verherrlichten.¹⁵⁷ So lange der Name Christi bekannt werden wird auf Erden, wird Cyprian als ein leuchtendes Muster dastehen für alle Bischöfe, als ein Vorbild, wie sie thun und leiden sollen für das Volk, welches Christus mit seinem Blute erkauft hat.

157. Von dem Märtyrertum mehrerer seiner Schüler vgl. die Acten bei Baronius (*Annales ecclesiastici ad a. 262, n. 5 sqq.*).

A m b r o s i u s.

Bischof von Mailand.

(340 — 397.)

I.

Die größte und herrlichste aller Verheißungen, welche der Herr seiner Kirche gegeben, ist ohne Zweifel die, welche Petrus, der freimüthige Bekenner des Sohnes des lebendigen Gottes, zuerst empfing — ein Wort, das dastehen wird, wenn die Zeiten zerrinnen und die Welten zusammengerollt werden: „Und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen“ (Matth. 16, 18).¹ Diese Verheißung, mit Christo selbst, dem Geber und Erfüller derselben, aufs innigste zusammengebunden, ist es, welche das Apostolische Zeugniß durchglüht, das Zeugniß von dem Auferstandenen, „welchen Gott gesetzt hat zu seiner Rechten im Himmel über alle Fürstenthümer, Gewalt, Macht, Herrschaft, und Alles, was genannt werden mag, nicht allein in dieser Welt, sondern auch in der zukünftigen, und hat alle Dinge unter seine Füße gethan, und hat ihn gesetzt zum Haupt der Gemeinde über Alles, welche da ist sein Leib, nämlich die Fülle des, der Alles in Allen erfüllt“ (Eph. 1, 20 — 23).

Allein diese Verheißung hat eine zwiefache Erfüllung. Herrlich ist es, Paulus zu sehen, wie er kämpfte mit den wilden Thieren in Ephesus (1 Cor. 15, 32),² „ein Schauspiel der Welt, den Engeln und den

1. πύλαι τοῦ ᾍδου, „die Pforten des Hades“, wo man vielleicht „die Mächte der Hölle“ erwartet hätte. Allein, wie im Leben des einzelnen Menschen, so im Leben der Kirche, besteht eigentlich der Kampf zwischen Leben und Tod. Und zwar steht „Ἄδης, inferi“ oft für den, welcher des Todes Gewalt hatte, und noch immer es versucht, diese Gewalt wider diejenigen geltend zu machen, welche aus dem Tode ins Leben übergegangen sind, wider die ganze geistliche Lebensanstalt auf Erden, den Leib Jesu Christi. Wenn der Krieg vom offenen Felde verplant wird, dann stehet das eine Thor wider das andere. Sind die Thore gestürmt, dann ist die Stadt eingenommen. Gottes Stadt aber, „die Wassers die Fülle hat“, wird nicht so eingenommen.

2. ἀγριομαχεῖν (wider die wilden Thiere kämpfen), hier ohne Zweifel, wie in der folgenden Stelle 2 Tim. 4, 17 σὺν λεόντοις, in eigentlicher Bedeutung. Dies ist wenigstens die Meinung Luthers, so wie unter den ältern Auslegern Theodorets, unter den neuern Hammond's. Man findet es unwahrscheinlich, daß

Menschen" (1 Cor. 4, 9), oder wie er, von Allen verlassen, bei seiner ersten Verantwortung während der zweiten Römischen Gefangenschaft dennoch zeugen konnte, daß „der Herr ihm beistand und erlöste aus des Löwen Rachen, damit durch ihn die Predigt bestätigt würde und alle Heiden hörten" (2 Tim. 4, 16. 17); ja wie er, den gewissen Tod vor Augen, nicht mehr, wie früher, „alle Tage sterbend" (2 Cor. 4, 10. 11), in völliger Versicherung des Glaubens für sich und für alle, die da trenn bleiben bis in den Tod, seinen Heldenlauf schließt mit den Worten: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft; ich habe den Lauf vollendet, und habe Glauben gehalten. Hinfert ist mir beigelegt die Krone der Gerechtigkeit, welche mir der Herr an jenem Tage, der gerechte Richter, geben wird, nicht mir aber allein, sondern auch Allen, die seine Erscheinung lieb haben" (2 Tim. 4, 7. 8). Herrlich ist es zu sehen, wie dieser erste Märtyrer-Same bereits von den Tagen des heiligen Stephanus an eine Kirchen-Saat ward, mächtiger als alle Macht der Welt, ja selbst als die des Höllenfürsten; wie von da an ein Panier gleichsam aufgerichtet stand in der Christenheit mit der Aufschrift: „Alle, die gottselig leben wollen in Christo Jesu, müssen Verfolgung leiden" (2 Tim. 3, 12); wie Tausende unter den ausgesuchtesten Märtern freiwillig starben auf das Bekenntniß des Namens Christi, selbst wo die Zunge dasselbe nicht mehr auszusammeln vermochte, selbst wo das irdische Auge vergeblich das Himmelslicht suchte. Der Strahlenkranz der Märtyrer ist eine Abstrahlung des Gewandes der Herrlichkeit Christi; sie sind es, „die aus großer Trübsal gekommen, und haben ihre Kleider gewaschen, und haben ihre Kleider helle gemacht im Blute des Lammes; darum sind sie vor dem Stuhle Gottes, und dienen ihm Tag und Nacht in seinem Tempel; und der auf dem Stuhl sitzt, wird über ihnen wohnen" (Offenb. 7, 14. 15).³

Herrlich aber ist es auch, das Tagewerk derer anzuschauen, die ohne blutiges Märtyrerkthum den schweren Kampf wider die inneren Feinde der Kirche bestanden; welche der Hydra der Fleischeshust und der Au-

der Apostel als ein parabolanus oder bestiarius gekämpft habe, allein man vergißt, daß auch das ein Thiertampf genannt werden kann, wenn jemand (wie so viele der Märtyrer) den wilden Thieren vergeworfen wird. Man beruft sich darauf, daß der Apostel, wo er (2 Cor. 11, 23 ff.) seine Gefahren und Drangsale aufzählt, gerade des Kampfes mit den wilden Thieren nicht ausdrücklich erwähnt; allein warum sollte dies nicht in den *κινδύνοις ἐς εὐθῶν* (2. 26) mit eingebehalten seyn können?

3. Die Scenerie der Offenbarung Johannis ist theils die zweite Zukunft Christi, theils die zukünftige Welt. Jene Stelle besagt also nicht, daß der Sieg der Märtyrer früher offenbart werden wird, als Christus selbst als *ὁ ἐρχόμενος* offenbart und die Welt durch ihn gerichtet ist. Bengel (Meden über die Offenbarung, 395 f.), welcher die Stelle nicht von den Märtyrern im engeren Verstande nimmt, legt mit Recht Gewicht auf das *ἐρχόμενος* als ein praesens continuum: ihre Zahl ist noch nicht voll.

genlust und der Hoffarth des Lebens, die den Körper der Kirche umstrickt hatte, vollmächtig in Gott entgegen traten; welche mit dem lautern Zeugnisse ein heiliges Leben verbanden, daß nicht die Welt spotend sagen möchte: Die Christen sind nur Athleten gegen die Welt, so lange die Welt ihnen nicht entgegen ist. In der That, war der Kampf Jener strahlender (die Farbe des Blutes Christi war der Glanz desselben), so war der Kampf Dieser nicht minder gewichtig vor dem Herrn, nicht minder, wo er zum Siege ausgeführt ward, eine köstliche Erfüllung der großen Verheißung: „Und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen.“ Denn nicht minder schön ist es, wenn die treuen Söhne der Mutter an ihrem Siechbette stehen, kämpfend im Gebete zu ihm, welcher der rechte Arzt Israels ist, als wenn sie in den blutigen Kampf ziehen, um das Vaterland gegen die frechen Scharen zu vertheidigen, die über ihre Mauern springen und ihre Hütten nur der Zerstörung werth achten. Ohne das Werk Jener wäre die Kirche nicht gepflanzt, ohne das Werk Dieser nicht erhalten. Und schenken wir den Erstern unsere Theilnahme, weil es uns klar geworden ist, daß in den letzten Zeiten der Welt, die näher und immer näher kommen, die wahrhaftige Vorhersagung des Herrn: „Alsdann werden sie euch überantworten in Trübsal, und werden euch tödten, und ihr werdet gehasset werden um meines Namens willen von allen Völkern“ (Matth. 24, 9) zum zweiten Male in ihrem ganzen Umfange erfüllt werden wird, so werden wir noch vielmehr mit den Letztern gehen können, weil ihr schwerer Gang auch unser Gang ist. Denn eine feindselig lauernde Welt inmitten der Christenheit, welche den gesegneten Namen des Christenthums für einen Raub hält, die Schlangenbrut der Eitelkeit, des Hochmuths, der Selbstsucht, welche den Leuten einbilden möchte, als ob sie in dem heimlichen Gezelt, in den Felsrigen des Höchsten, von welchen der Psalmist singt (Ps. 27, 5. 84, 4), geborgen wäre — das sind vor allem die Feinde, gegen welche sie in einer aufgelösten, schwachen, tief gesunkenen Zeit ankämpfen müssen. Ist aber unser Kampf dem ihrigen gleich (so daß wir auch den Fehlern entgehen können, in welche sie vielleicht gefallen sind, obgleich sie gewiß nicht Streiche in die Luft thaten), so wird es mit Gottes Hülfe auch an uns erfüllet werden, „daß wir gehen werden auf den Löwen und Ottern, und treten auf den jungen Löwen und Drachen“ (Ps. 91, 13).

Nun möchte es zwar scheinen, als ob wir besser dran thäten, solche Wunden der Kirche, die ohnehin längst vernarbt sind, zu verbergen, als sie wieder aufzufrischen. Eine neue Welt hat sich auf den Trümmern der alten erhoben — wollen wir denn von diesen und von dem schweren Kampfe, den es kostete, ehe die neue geboren ward, Weisheit

sammeln und Verstand lernen? Doch — abgesehen von der Aufgabe der Geschichte überhaupt, die eben aus der Betrachtung des Alten ein Neues gebären will — so ist ja, wie der Beruf der Kirche einer und derselbe, so auch ihre Sünde wesentlich eine, und ihre Mängel wesentlich dieselben durch alle Jahrhunderte. Allerdings ist die Sonne einer neuen Welt-Ära mehr als einmal aufgegangen, seitdem die der alten Welt ins Meer hinabsank, allein die Sonne der Gerechtigkeit ist unwandelbar dieselbe, und nach dieser werden die christlichen Völker gerichtet werden. Jene Wunden, die durch die Heilskraft einer neuen Schöpfung vernarben, haben vielleicht, wie man sagt, nur historische Bedeutung — allein ist denn diese historische Bedeutung nicht eine ewige?⁴ Und was der Apostel von der Gnade und der Sünde und dem Widerstreben und Murren des Israelitischen Volks behauptet — nämlich daß alles dasjenige, was die Schrift davon berichtet, „sey uns geschrieben zur Warnung, auf welche das Ende der Welt gekommen ist, und sey geschehen uns zum Vorbilde, daß wir uns nicht gelüsten lassen des Bösen, gleichwie jene gelüftet hat“ (1 Cor. 10, 11. 6) — sollte das nicht in noch größerem Maße auf die abgelassenen christlichen Jahrhunderte seine Anwendung finden? Sollten diese uns nicht viel mehr im Lichtglanze des Lebens oder im bleichen Schimmer des Todes entgegenreten, als ja in ihnen allen das Evangelium Etllichen gewesen ist ein Geruch des Lebens zum Leben, Etllichen aber ein Geruch des Todes zum Tode (2 Cor. 2, 16)? Es müßte denn seyn, daß die Geschichte einer schlauen Penelope gliche, welche, um die Jahre bis zur Wiederkunft des irdischen Puhlen zu verbergen, des Nachts das Gewebe auflöste, das sie am Tage gewoben hatte. Allein wir barren des himmlischen Bräutigams; uns ist die Geschichte der Einschlaf zum Gewebe der Ewigkeit; wir selbst sind die Fäden desselben, und erkennen vollständig unsern Zusammenhang mit dem Vorbergehenden.

Wir stehen mit unserer Betrachtung dies Mal beim vierten Jahrhunderte der Kirche, also gerade bei der Brechung, wo eine veraltete, ja von Alter zitternde Welt ihrem Untergange entgegeneilte, und die mächtigen Flügelschläge des Geistes nicht mehr blos die neue verkündigten, sondern dieselbe in den weitesten Kreisen darstellten. Das Leben eines Mannes soll sich uns darstellen, der vielleicht mehr als irgend ein anderer, vor allem praktisch, die Kräfte, die in der Zeit gährten, in sich aufgenommen hatte, der zugleich auf die alte Welt zurück-, und auf die neue vorschauete, und bald sich nur in

4. Damit ist keineswegs gesagt, was jenes berühmte Wort ausdrückt: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.“ Sie ist vielmehr nur ein Morgenschimmer desselben, für alle Geschlechter der Erde ein Pfand der Zukunft desjenigen, welcher die Lebendigen und Todten richten wird.

dieser heimisch fühlte; der selbst in sich den gewaltigen Bruch erlebte, welchen die Zeit grade damals erlebte. — Wie verhielten sich denn, fragen wir, die Völker, wie die Einzelnen, wie namentlich diejenigen, deren Bestimmung es ist, das Salz der Erde zu seyn, zum Himmelreich, zu dem Weibe, wie es im Gleichnisse heißt, das einen Sauerteig vermengete unter drei Scheffel Mehl, bis daß es gar durchsäuert ward (Matth. 13, 33)? Ohne die Beantwortung dieser Fragen, ohne daß die Signaturen der Zeit uns klar werden, ist es vergeblich, von der Arbeit irgend eines Einzelnen in der gegebenen Zeit reden zu wollen. Darauf muß zuerst unsere Aufmerksamkeit sich hinlenken: auf das Verhältniß der Kirche zu den Heidenvölkern und zu dem früher heidnischen, jetzt, wie es schien, christlichen Staat; auf den Lebenslauf des christlichen Volks damals und sein Verhältniß zum Evangelium, welches ein Neues auf Erden geschaffen hatte; endlich auf die Haushalter über Gottes Geheimnisse und ihre Arbeit im Weinberge.

Unsere Einleitung zum Leben des Mailändischen Bischofs Ambrosius wird folglich zugleich eine Einleitung und einen Schlüssel darstellen müssen zur Geschichte der Kirche in jener Zeit, die grade deshalb bei so Vielen mit schwachen, fast verwitterten Zügen dasteht,⁵ weil sie sich in die Geschichte jenes gewaltigen Bruchs nicht hineingelegt haben.

II.

Wie der große Heiden-Apostel es als die unausweichliche Apostolische Kampfregel aufgestellt hatte: „Ob wir wohl im Fleisch wandeln, so streiten wir doch nicht fleischlicher Weise; denn die Waffen unserer Ritterschaft sind nicht fleischlich, sondern mächtig vor Gott zu zerstören die Befestigungen und alle die Höhe, welche sich erhebet wider das Erkenntniß Gottes, und gefangen zu nehmen alle Vernunft unter den Gehorsam Christi“ (2 Cor. 10, 3—5) — so hatte nun das Christenthum in drei Jahrhunderten nicht mit fleischlichen, sondern mit geistlichen Waffen gekämpft, hatte gesiegt im Leben und im Tode seiner Bekenner. Es hatte der Welt bewiesen, daß es keine thörichte Zuversicht sey, so Jemand sich mit demselben Apostel die Worte des Herrn zueignet: „Laß dir an meiner Gnade genügen; denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig“ (2 Cor. 12, 9). Das Heidenthum, wie furchtbar es auch schnaubte in der letzten, blutigsten aller Verfolgungen, der un-

5. Viele Geschichtschreiber fassen die vergangenen Tage im Lichte der Gegenwart auf, die selbst, während, das Licht sucht; andere tragen kein Bedenken, ihre Auffassung der Zukunft als einen absoluten Maßstab den Zeiten aufzulegen, während offenbar dies die Aufgabe seyn muß, von einem vollendeten Zeitlauf aus (einem *ποσος*) über den begonnenen Licht zu verbreiten, und (um die Geschichtschreibung ihrem Ziele entgegenzuführen) Gottes Wort über alle menschliche Rathschläge und Werke richten zu lassen.

ter dem Kaiser Diocletian (303 — 310) — denn die folgenden partiellen Verfolgungen unter Maximin und Licinius (314 ff.) stellten gleichsam nur die letzten Stöße eines bereits gedämpften Erdbebens dar — lag gebrochen zu den Füßen des Kreuzes; die geschmähten, verfolgtten, gepeinigten Christen waren die rechten Triumphatoren. Das ward selbst von der Menschlichkeit und der Staatsklugheit erkannt; selbst diejenigen, welche, wie Constantius Chlorus, der Vater des großen Constantin, zunächst nur auf die Früchte im sittlichen Leben sahen, ließen dem Christenthume wenigstens von diesem bedingten Standpunkt Recht widerfahren.⁶ In viele heidnische Seelen, die schon längst auf dem Scheidewege gestanden, fielen Funken von der unwiderstehlichen Kraft der Wahrheit.

So sah der Schauplatz aus, als Constantin bereits im Jahre 312 das erste Gesetz zu Gunsten der Christen gab — eigentlich ein vollständiges Toleranzgesetz — und in den folgenden Jahren je mehr und mehr ihre Sache zu der seinigen machte. Der Uebertritt Constantins zum Christenthum ist ein welthistorisches Moment, indem es auf einmal, durch die unausbleiblichen Folgen, die sich daran knüpften, der Welt und der Kirche eine andere Gestalt gab. Keineswegs könnte es irgend einem besonnenen Geschichtsforscher einfallen, die vollständige Wahrheit der Motive zu bezweifeln, welche Constantin selbst zu seinem Uebertritte angiebt.⁷ Es war ganz in der Ordnung (wie er in seinem Briefe an die Eparchien es angiebt), daß er, indem er seinen Vater schwanken und einen unpartheiischen Standpunkt suchen sah, der Sage von „den einzigen Gerechten in der Welt“ sein Thor öffnete — (waren die Christen dies, wie man ihm versicherte, so mußte er ja in ihnen seine besten Bundesgenossen erblicken); daß er entrüstet ward, wenn er sah, wie man die Christen mit den ausgefuchtesten Qualen verfolgte, obgleich sie nichts Böses gethan; daß ihm als Römer eine Schamröthe aufstieg, wenn er Zeuge seyn mußte, wie die Verfolgten und Geächteten von Barbaren gastfrei empfangen wurden, und ihnen dort die freie Uebung ihrer Religion gestattet ward. Nur einen Schritt weiter lag die Betrachtung, daß ja unmöglich die Wahrheit auf der Seite derjenigen liegen könne, die sie nicht suchen, sondern tödten wollten; und dieser Schritt ward ihm dadurch bedeutend erleichtert, daß er wahrnehmen mußte, wie

6. „Nur mein Vater,“ sagt Constantin in seinem *διτάγμα πρὸς τὰς ἐπαρχίας πρὸς τῆς πολυθρόνῃς πλάνης*). „zeigte in seiner ganzen Art und Weise eine größere Milde, und rief mit bewundernswürdiger Frömmigkeit Gott als Vater an“ (*Eusebii vita Constantini*, II, 49). Bekanntlich hatte Constantinus mehrere Christen um sich.

7. Billig lassen wir hingegen die Erzählung von dem am Himmel gesehenen Kreuzeszeichen mit der leuchtenden Aufschrift: „*Εν τούτῳ νικά*“ (*Eusebii vita Constantini*, I, 27) auf sich beruhen.

Die Verfolger von der Hand des Herrn geschlagen wurden.⁸ Constantin ward aus Ueberzeugung Christ, allein seine christliche Ueberzeugung war ein warmführender Monothetismus; das Uebrige war äußerlich angelernt, und fiel wie loser Kalk vor dem Plazregen ab. Es ist durchaus in seinem eigensten Geiste, wenn er gleich nach dem Ausbruch des Arianischen Streits — bevor noch die Synode zu Nicäa (325) ihn in seinem höchsten Glanze zeigte — in einem Ermahnungsschreiben an die Streitenden (den Bischof Alexander und den Presbyter Arius) die ganze Frage über die wahre Gottheit Christi als eine eitle und leere, als einen bloßen Wortstreit bezeichnet, der nicht Statt haben dürfe zwischen denen, die den einen wahren Gott, den Heiland aller Menschen, bekenneten, und ihnen selbst bei den Philosophen zur Schmach gereichen müsse, die ja doch, sofern sie einer Secte angehörten, in wie vielen einzelnen Punkten sie auch von einander abweichen, doch über die Hauptsache sich vereinbaren könnten — und hier gelte es ja nur Eins, Gottes Gebote halten!⁹ Es ist durchaus den Vorschriften dieses gesunden Monothetismus gemäß und zugleich eine Recapitulation seiner ganzen Lebenserfahrung, wenn er in seinem Gesetze „betreffend Gottesverehrung und Christenthum“ (wodurch er alle Fesseln der Christen löste) die „ehrwürdige Religion der Christen“ als eine solche bezeichnete, „welche im gleichem Grade die Macht und die Güte des höchsten Gottes offenbare; denn stets auch in alter Zeit hätten diejenigen, welche wädhnten, Gott verachten und ihm trogen zu können, den gerechten Lohn für ihren Frevel empfangen, wohingegen die, welche die Gottesfurcht vor Augen hatten, ob sie auch noch so Hartes und Herbes in diesem Leben dulden mußten, sich dennoch stets durch den Blick auf die ewigen Belohnungen, die ihrer warteten, aufrecht erhalten hätten.“¹⁰

Soweit war nun Alles richtig und Gott wohlgefällig in Constantins Verhalten; insofern urtheilte und griff er nicht weiter, als worüber er Licht empfangen hatte — und daß er wünschte, daß dieses heilsame Licht sich zu allen Enden der Erde ausbreiten möchte, wer würde ihm dies verargen? — insofern mag auch das Christenthum sich dieses Schülers rühmen. Allein das Wahre und Gute in seinem Verhalten ward bedeutend verdunkelt, ja oft alles seines Segens beraubt durch die Einklebung, die er schon frühe hegte und nimmer aufgab, daß er von Gott,

8. Diese interessanten Data (alle aus Constantins eigenem Munde) sind von frühern Geschichtschreibern zum Theil übersehen, zum Theil nicht ins rechte Licht gestellt. *S. Constantini orationes prope eas eparchias, ap. Euseb., vita Constantini, II, 51 — 54.*

9. *Constantini Epistola ad Alexandrum et Arium; Eusebii vita Constantini, II, 71. Socratis historia ecclesiastica, I, 7.*

10. *Constantini νόμος περί τῆς εἰς θεόν εὐσεβείας καὶ τοῦ χριστιανισμοῦ. Eusebii vita Constantini, II, 24 — 26.*

wenn auch nur als „der Mitdiener der Heiligen“¹¹ (dieses Wort nützlich hatte er von Eusebius und Hosius gut gelernt¹²), berufen sey die Angelegenheiten der Kirche zu ordnen, die Einigkeit in derselben wiederherzustellen und fest zu gründen. Er spricht dies selbst aufs stärkste nicht nur in dem Worte aus, das er einst über Tisch, bei einem Gastmahle der in seinem Palast versammelten Bischöfe fallen ließ, wobei Eusebius selbst zugegen war: „daß sie Bischöfe für die inneren Angelegenheiten seyen, er aber von Gott gesetzt sey als Bischof über die äußern Dinge in der Kirche“,¹³ sondern vor Allem in jenem so eben angeführten Gesetze, worin er mit unzweideutigen Worten sich so ausdrückt: „In Wahrheit hat Gott selbst meinen Dienst gefordert als nothwendig zur Ausrichtung seines Willens, und diesen Dienst als solchen genehmigt. Denn ausgehend von jenem Meere, das Britannien bespült, und von den Weltgegenden, wo die Sonne untergeht, habe ich durch eine höhere Kraft alle die Bedrängnisse, von denen die Welt heimgesucht war, zerstreut und verjagt, damit das Menschengeschlecht beides zur Unterwerfung unter das höchste Gesetz zurückgerufen und durch meinen Dienst dazu gezüchtigt werde, so wie daß der göttliche Glaube unter der Lenkung des Höchsten Fortgang gewinne.

Diese Ansicht war ja auch nicht etwa bloß die Constantins, der, berauscht vom Glücke, vergessen konnte, daß ein Gefäß nicht so von seinem Töpfer redet; sondern auch vielen Bischöfen (worunter Eusebius, der selbst uns dieses berichtet) stand es fest, daß Constantin „der von Gott vorzugsweise Ausersehene und Erforene sey, welcher allen Menschen die Vorschriften der Besonnenheit nahe legen, und sie daran gewöhnen sollte.“¹⁴ Wunder darf es uns deshalb nicht nehmen, daß er, der neulich Katechumenen geworden (erst 337, kurz vor seinem Tode, ließ er sich taufen), in der Versammlung der (318) Bischöfe zu Nicäa Platz nahm, alle die Verhandlungen zu dem von ihm beabsichtigten Zwecke der äußern Einigkeit, welcher die innere von selbst folgen sollte, leitete, und nicht bloß auf das, was die Bischöfe nach Gottes Wort festgesetzt hatten, sein kaiser-

11. „συνθεράπων ἡμῶν.“ *Constantini Epist. ad Alexandrum et Arium; Eusebii vita Constantini, II, 69.*

12. Hosius von Gerduba war der Vertraute des Kaisers (πένν δὲ αὐτὸν ἡγάπα καὶ διὰ τῆς ἡγῆς οὐ βασιλεὺς; *Socratis historia ecclesiast. I. 7*).

13. Keineswegs war dies Wort, wie einige gemeint haben, bloß im Scherze gesagt; denn Eusebius, der uns diesen Zug berichtet, deutet das Grünstückgemeinte an, indem er hinzusetzt: „Also, indem er mit dem Rathe die That verband, war er wirklich ein Bischof aller seiner Untergebenen, und ermunterte sie auf jegliche Weise, ein frommes Leben zu führen.“ *Eusebii vita Constantini, II, 24.*

14. *Constantini νόμος περὶ τῆς εἰς θεὸν εὐσεβείας; Eusebii vita Constantini, II, 28.*

15. *Eusebii vita Constantini, III, 58*; „ὥς ἂν ἐπ' αὐτῷ τούτῳ πρὸς τοῦ θεοῦ προηγουμένως (ἀποσταλείς), ἐφ' ᾧ πάντας ἀνθρώπους νόμοις σωφροσύνης παιδεύουσ.“

liches Placet setzte, sondern auch beim Abschiede eine Vermahnung an diese richtete, welche gewiß mehreren unter ihnen recht ersprießlich seyn mochte,¹⁶ aber doch eine offenbare Verletzung des Apostolischen Worts war, daß „Niemand weiter von sich halte, denn sichs gebühret zu halten, sondern daß ein jeder von ihm mäßiglich halte, nachdem Gott ausgetheilet hat das Maas des Glaubens“ (Röm. 12, 3). Und wenn wir auch keineswegs übersehen, daß solche Eingriffe, wie grade dieser beim Concil zu Nicäa, durch eine höhere Wirksamkeit paralyßirt wurden, welche die Kirche auf dem Grunde des Glaubens bewahrte und gegen das Eindringen loser menschlicher Lehre schützte, so muß es uns doch auf der andern Seite einleuchtend seyn, daß eben jene Einbildung des Kaisers einen entschiedenen Einfluß ausüben mußte, überall wo es die Ordnung des Verhältnisses zu seinen heidnischen Unterthanen galt, so wie daß der Charakter der Befehle mehr oder weniger darnach bestimmt werden mußte. Auf dieses große Moment, das der Religionsfreiheit, welches sich als ein rother Faden durch die ganze Kirchengeschichte hindurchzieht, müssen wir zunächst unsere Aufmerksamkeit richten; grade dieses bietet die schärfste Kritik über ein jedes praktische Unternehmen in der Kirche dar.

III.

Wie die ältesten christlichen Kämpfer auf diesem Wahlsplatze standen, das haben wir schon vernommen. Ihre Losung war: „Freiheit oder Tod“ — und ihren heidnischen Widersachern gönnten sie nicht weniger, als was sie selbst in Anspruch nahmen. Constantin selbst war von einem Standpunkte ausgegangen, der ihn hätte lehren können, wie theuer diese Freiheit zu schätzen sey, und mit wie guadenvoller Langmuth der Herr auf diejenigen wartet, die eingeladen werden, ihnen winkt, sie locket und ziehet, nimmer aber sie zwingt. So lautet auch das in vieler Hinsicht treffliche Edict „von der polytheistischen Verführung“, das er, nach dem Fall seines letzten Widersachers, des Licinius, in allen Provinzen des Orients promulgirte. Er verhehlt hier keineswegs, wie er selbst durch Gottes Gnade zur Erkenntniß der Wahrheit gekommen sey; er bittet den Herrn, daß es ihm gefallen möge, seinen Unterthanen im Orient sich in derselben Macht und Herrlichkeit zu zeigen, womit er sein Herz gewann, so daß er jetzt seine Macht fürchte und seinen Namen liebte; allein mit diesem Wunsche verbindet er zugleich die Zusage einer vollkommenen Religionsfreiheit für die Heiden;¹⁷

16. Wir werden später Veranlassung finden, mehrere einzelne Züge aus dieser merkwürdigen Abschiedsrede (*Eusebii vita Constantini*, III, 21) mitzutheilen.

17. Bereits 319 hatte er durch ein Gesetz den öffentlichen heidnischen Cultus erlaubt. *Codex Theodosianus* (ed. J. Gothofredus et J. D. Ritter), lib. IX, 16, c. 1. 2.

letzteres mit einer bemerkenswerthen apologetischen Wendung, um grade so (wie er sagt) dem Christenthum den rechten Sieg zu verschaffen. „Mögen die Verführten“, heist es, „Frieden und Ruhe genießen ebenso wie die Gläubigen, und sich derselben freuen. Denn grade diese Wiederherstellung der friedlichen bürgerlichen Gemeinschaft vermag das Meiste, um die Menschen auf den rechten Weg zu bringen. Niemand belästige den Andern; ein jeder thue das, wozu sein Sinn steht. Die, welche sich abkehren, laßt sie denn, weil sie's nicht anders wollen, die Tempel der Lüge haben; wir halten fest an der strahlenden Burg der Wahrheit, zu welcher die Natur der Dinge selbst uns hinführt.“¹⁸ Denn wahrlich, was wir halten, ist keine neue Erfindung, sondern seitdem Du, Gott, die Schöpfung gründetest und ordnetest,¹⁹ wie wir für gewiß halten, hast Du dieses allen Menschen zugerufen und den Dir gebührenden Dienst eingesetzt. Als aber das Menschengeschlecht sich verirrt hatte, von mannigfachen Irrthümern umstrickt, hast Du, damit das Böse nicht die Oberhand gewinnen sollte, durch deinen Sohn das helle Licht wiedergebracht, und alle Menschen an Dich erinnert.“²⁰ — Welche Grenzen allein er dieser Freiheit gesetzt wissen wollte, zeigt er ebenso klar in diesem Edicte an; es sind keine andern als die, welche durch die Natur der Sache und den Zweck selbst vorgeschrieben sind. „Es ist ja,“ sagt er, „die Arznei für alle Wunden dargeboten und offen Allen dargelegt. Nur daß Niemand dasjenige fränke oder verlege, was die Natur der Dinge selbst uns als die lautere Wahrheit verkündet.“ Und endlich schließt er ebenso beruhigend als erhebend (denn nichts ist in der That erhebender, als die Kraft, welche sich selbst durch Milde und Gerechtigkeit beschränkt): „Uebrigens, wie fest auch jemand dasjenige angenommen haben möge, was seine innerliche Ueberzeugung, so ist das doch kein Grund, einen Andern zu verunglimpfen. Was Jemand so vernommen und erkannt hat, damit nütze er seinem Nächsten, wenn es nämlich ins Werk gesetzt werden kann; ist es aber nicht möglich, dann gebe er es auf. Denn Eins ist, freiwillig den Kampf für die Unsterblichkeit aufzunehmen, ein Anderes, mit Strafen dasselbe erzwingen zu wollen. Solches habe ich nun ausführlicher gesagt, weil ich weder meinen Glauben verhehlen, noch auf der andern Seite es mit denjenigen halten will, die da meinen möchten, nun sey der ganze

18. Unsere Uebersetzung der Worte „κατὰ φύσιν“ ist durch das Folgende gerechtfertigt. Valesius (oder Christophersen) hat den Text mißverstanden, wenn er übersetzt: „quam nascentibus nobis donasti.“

19. Wiederum hat Valesius das „παρίως“ falsch übersetzt.

20. *Constantini διάταγμα πρὸς τὰς ἐπαρχίας περὶ τῆς πολυθέου πλάνης; Eusebii vita Constantini, II, 56. 57.*

Tempeldienst, die ganze Macht der Finsterniß mit einem Mal abgeschafft.“²¹

Mit Recht bewundern wir beides, die Mäßigung und den von der Wahrheit bezwungenen Geist, der diese Worte des Kaisers durchweht, und zwar um so mehr, als sie zu einer Zeit ausgesprochen wurden, da keine weltliche Rücksicht ihm weder Hände noch Zunge band. Denn das Römische Reich, die Herrschaft der Welt, lag vor seinen Füßen. Allein so klar und gewiß diese Grundsätze sind und ewig bleiben werden, so verkehrt, ja oft sich selbst widersprechend war die Art und Weise, wie sie ausgeführt wurden. Schön wäre es gewesen, wenn die Ausführung sich auf dasjenige beschränkt hätte, was jenes erstere „Gesetz von der Gottesverehrung und dem Christenthum“ anordnete; nämlich: „daß alle, welche während ihres Festhaltens am wahren Glauben des Landes verwiesen, oder ihre Güter und ihr Eigenthum verloren hatten,²² jetzt wiederum in den Besitz des Vaterlandes und angestammten Guts gesetzt werden sollten; daß gleicherweise alle die, welche zu den Inseln deportirt,²³ zurückgerufen werden sollten; nicht minder diejenigen, welche zu den Bergwerken oder überhaupt zur Zwangsarbeit verurtheilt waren; daß die, welche auf den Grund ihres christlichen Glaubens ihren militärischen Rang verloren, die Wahl haben sollten, entweder in diesen wieder einzurücken, oder einen ehrenvollen Abschied zu erhalten; daß nicht minder die, welche ihren Adel oder ihre Freiheit eingebüßt, in alle ihre vorigen Güter und Rechte wiedereingesetzt werden sollten; daß die Güter der Märtyrer und Confessoren ihren Erben zurückgegeben werden, oder, wo keine solchen vorhanden wären, die Kirche die Erbschaft antreten sollte; daß alle Donationen und testamentarischen Bestimmungen verstorbener Christen jetzt in Kraft treten und erhalten werden sollten; daß selbst der Kaiserliche Fiscus alle Grundstücke, Häuser, Gärten, und überhaupt Alles, was an denselben unrechtmäßiger Weise gekommen, zurückgeben sollte; daß die Käufer von Kirchengütern oder die solche besaßen, sie restituiren sollten, aber zugleich von der Kaiserlichen Gnade eine billige Vergütung erwarten dürften.“²⁴

Allein so sehr diese und ähnliche Veranstaltungen Constantin Chre

21. *Constantini διάταγμα πρὸς τὰς ἐπαρχίας; Eusebii vita Constantini, II, 59. 60.*

22. „οἱ βουλευτικοὶ συγκατηριθμήθησαν κατὰ λόγους“: curiis addicti; diejenigen, deren Güter, um (angeblicher oder wirklicher) Verbrechen willen zum Staatseigenthum geschlagen wurden.

23. Deportatio war bei den Römern das schwerere, absolute Exil, relegatio (die Verweisung auf Inseln) das mildere. S. *Ovidii Tristium II, 135; Eleg. V, 12, 21.*

24. *Constantini νόμος περὶ τῆς εἰς θεὸν εὐσεβείας καὶ τοῦ χοιρομανισμοῦ; Eusebii vita Constantini, II, 30 — 36. 39 — 41.* Nur einzelne specielle Bestimmungen hinsichtlich der Ausführung sind hier vorbeige gangen.

machten, und so wenig überhaupt gegen dasjenige einzuwenden seyn mochte, was die Lösung der Bande betraf,²⁵ so viel Bedenklisches war dennoch in der Art und Weise, wie man zwar nicht directen, aber doch indirecten Zwang übte, um das Heidenthum in seiner Blöße und Nacktheit zu zeigen. Schon der mechanische Charakter, den die Darstellung des wahren Gottesdienstes in Constantins Sinn annahm, damit derselbe gleichsam vor Aller Augen hingemalt würde — wie wenn er z. B. 50 Leute bestellte oder besoldete, um die Kreuzesfahne, das „Labarum“ stets seinem Zuge von Ort zu Ort vorzutragen;²⁶ oder wenn er, um die Stifthütte und den Alttestamentlichen Apparat überhaupt nachzuahmen, das „Kreuzeszelt“ außerhalb des Lagers aufschlugen ließ, wo er vor jeder Schlacht in der Stille Gebete verrichtete²⁷ — muß uns bedenklich vorkommen und wenig geeignet, den Gottesdienst im Geiste und in der Wahrheit näher zu bringen; obwohl wir ja keineswegs vergessen, was für eine solche Pädagogie sprechen konnte, besonders in einer Zeit, deren beste Vertreter unter den Heiden durch Schaugepränge und Aufzüge aller Art das Christenthum gleichsam herausforderten, nicht zurück zu stehen.²⁸ — Wir können es ganz natürlich finden, daß Constantin, als er, wie Eusebius berichtet, „ernstlich die Sache angreifen wollte, die höchsten Staatsämter in den Provinzen meistens mit denen besetzte, die dem wahren Glauben ergeben waren. Dennoch müssen wir bedauern, daß er keine schärfere Grenzscheide zwischen dem Bürgerlichen und Geistlichen zu ziehen fähig war; und in hohem Grade müssen wir das Verbot misbilligen, das hiermit Hand in Hand ging, indem es nämlich jedem Beamten, der „zu heilenischen schien“ untersagt wurde, den Göttern zu opfern.

Denselben Charakter trägt sein Verfahren hinsichtlich der heidnischen Tempel und des heidnischen Gottesdienstes überhaupt. Gewöhnlich war hier nur eine schwache Grenze zwischen der Freiheit und dem Zwange gezogen, und diese wurde leicht, um des Zwecks willen, im Namen der Wahrheit übersprungen.

25. „Denn es geziemt sich für uns nicht,“ sagt er (*Eusebii vita Constantini*, II, 12), „die wir uns rühmen, Gottes Diener zu seyn, daß jemand unter unserer Regierung in Furcht leben soll.“

26. *Eusebii vita Constantini*, II, 8.

27. *Eusebii vita Constantini*, II, 12.

28. Hierher gehört auch, daß er christliche Kirchen mit großem Aufwande und großer Pracht erbauen und ausschmücken ließ (*Eusebii vita Constantini*, II, 45. 56). Dies war gewiß an sich nur zu rühmen, wenn nur die negativen Maßregeln gegen das Heidenthum den Charakter des Freiwilligen nicht verliert hätten, und wenn nur der innere Tempel Gottes — was der Apostel „unsern vernünftigen (geistlichen) Gottesdienst“ nennt (Röm. 12, 1) — in irgend einer Weise von Constantin dargestellt worden wäre. Vergl. *Socratis historia ecclesiast.*, I, 9.

29. *Eusebii vita Constantini*, II, 44.

In seinem guten Rechte war er wohl (selbst die Römischen Censoren, wenn sie ihre Pflicht erfüllt, hätten kaum dagegen etwas einwenden können), wenn er mit unbeugsamer Strenge solche Tempel zerstörte und der Erde gleich machte, wo, durch den Dienst der Astarte oder Venus, die Sittlichkeit ihr Grab fand,³⁰ oder wenn er den ebenso schändlichen Nil-Dienst von Androgynen aufhob,³¹ oder wenn er die Gladiatorspiele ohne Ausnahme verbot;³² denn auch die letztern waren Schulen des größten Verderbens. In allen diesen Fällen stand er als gewaltiger Rächer der entwürdigten, seufzenden Menschheit da.

Keineswegs aber können wir dasselbe sagen oder ihm Recht geben — weder vom Standpunkte einer erleuchteten Staatskunst, noch dem der christlichen Freiheit und des Glaubens — wenn wir hören, wie er, und zwar gerade in den größten Städten, zwar nicht die heidnischen Tempel von Grund aus zerstörte, aber doch die Propyläen entblößte und die Dächer abheben ließ, alle Kostbarkeiten ohne Scheu hinwegnahm, und, sofern es Kunstwerke, nach Constantinopel schleppen ließ, das bald von ihnen überfüllt war,³³ die werthvollern Sachen von edlen Metallen einschmelzen und dem Kaiserlichen Fiscus zuschlagen ließ, während das völlig werthlose Gerüfle zurückgelassen ward, „dem Aberglauben zur ewigen Schande und Schmach.“³⁴ Zwar behauptete man, um solches im günstigsten Lichte erscheinen zu lassen, man müsse die Heiden als Kinder behandeln, welchen man das Spielzeug nicht lasse, womit sie sich beschädigen könnten, oder: jene Gözenbilder seyen ja dem Wesen nach nicht anders als Steinblöcke, die man im Dunkel vor die Füße des unbehutsamen Wanderers hingeworfen, so daß er nothwendig darüber stolpern müsse. Allein ein Paulus und Petrus wären nicht so in der Heidenwelt aufgetreten, und grade dieser Glaube war es, auf den man trozte. Auch hätte die Erfahrung aller Zeiten lehren sollen, daß der Irrthum nicht durch Spott allein niedergekämpft wird, sondern im Gegentheil sich dagegen verhärtet, daß das Unglück Thränen des Mitleids fordert, und daß die Befestigungen, die allerdings durch die Posaune

30. So der Aphrodite-Tempel in Aphakä auf dem Berggücken Libanons, der Mylita-Tempel in Heliopolis (*Eusebii vita Constantini*, III, 55. 58) u. a.

31. *Eusebii vita Constantini*, IV, 25.

32. So wurden in den Hallen des Hippodroms die Statuen des Castor und Pollux, in einem andern Theile desselben der Delphische Dreifuß, wiederum an andern Orten der Pythische und Sminthische Apollo, im Pallast selbst die Helikonischen Musen aufgestellt. Vgl. *Eusebii vita Constantini*, III, 54. *Zosimi historia nova*, II, 31.

33. *Eusebii vita Constantini*, III, 54: „*μνήμην αίσχυντης τοῖς δευσιδαλμοσιν*.“ Ueber diesen Tempelraub klagen mit lauter Stimme Libanius (*oratio de templis*) u. a.

34. *Eusebii vita Constantini*, III, 54: „*δευκαλοντα ιηπιον διην της πλάνης τα μορμολύνεια . . . ὥσπερ τινα λιθων ἐγκόμματα τοῖς ἐν σκότῳ βαδίζουσιν πρὸ τῶν πόδων ἐξήμιμεν*.“

des Glaubens fallen, doch wiederum sich erheben, wenn die Posaune einen verwirrten Laut giebt. Charakteristisch ist es gewiß, bis zu welchem Grade Eusebius, der des Kaisers Vertrauen besaß (ein großer Theil der werthvollsten Mittheilungen in seinem „Leben Constantins“ sind aus Constantins Munde selbst), auf diesen Standpunkt eingegangen ist, so daß er ganz unbefangen erzählt: „der Kaiser habe, um dieses alles auszuführen, durchaus keine bewaffnete Macht gebraucht; einer oder der andere von seinen Bekannten habe diesen Dienst hinreichend versehen; ihnen habe er nämlich einen Wink gegeben, und wo sie in den Provinzen hinkamen, da vollzogen sie ohne Mühe die gebotene Reinigung, ihrer eignen und der Gottesfurcht des Kaisers vertrauend; die heidnischen Priester mußten, unter vielem Gelächter und zur öffentlichen Beschämung, aus den finstern Klüften, wo sie sich verborgen hielten, ihre Götter herbeibringen.“³⁵ — Gewiß war so die Strafe des Heidenthums gerecht, allein die wehrlose Noth überschattete sie und gab ihr den Glanz des Märtyrthums. Den Christen (so viel daran Theil nahmen) war dies die Strafe, daß sie verblendet genug sein konnten zu wähnen, daß auf solche Weise die Gerichte des Herrn vollzogen würden.

Ueberhaupt je weiter Constantin in seiner Regierung kam, desto mehr entfernte er sich von den anfänglichen Toleranzgrundsätzen, von der Ueberzeugung, daß geistliche Dinge geistlich gerichtet, bekämpft, vertheidigt werden müssen. Wir begegnen jetzt häufig Weisungen und Bestimmungen gegen jede Art von Opfern, und zwar die für alle gültig waren, nicht bloß, wie früher, von den Provinzialbeamten beachtet werden sollten; ebenso allgemeinen Verboten gegen das Aufrichten von Bildern, gegen die Mysterien in Haus und Hagen u. s. w.³⁶ Und so wie dem Christenthume selbst hiedurch verborgene Wunden geschlagen wurden (denn jeder äußere Zwang trifft das Herz desselben), so wurden demselben durch das Leben Constantins viele offene, tiefe Wunden beigebracht. Während er als der Repräsentant und der große Gewinn des Christenglaubens gelten wollte, während er überall als der erstgeborne Beschützer der Religion, als Wiederhersteller der Einigkeit und des Friedens, als Pflegevater aller Tugenden gelten wollte, gab er selbst ein so trauriges Beispiel, daß auch die Heiden mit Entsetzen sich wegwenden mußten. Eusebius zieht eine Decke über diese Greuelthaten;³⁷ allein

35. *Eusebii vita Constantini*, III, 51. *Sozomeni hist. ecclesiast.* III, 5.

36. *Eusebii vita Constantini*, IV, 25: „ἐπακλήλοις τε νόμοις καὶ διατάξεσι.“

37. Wo er derselben Erwähnung hätte thun sollen (*vita Constantini*, II, 19). da ist nur die Rede von den herrlichen Anzügen und Festlichkeiten, die bei der Feier des zwanzigsten Jahres des Regierungsantritts Constantins in Rom statt fanden.

die Geschichte ist kein Cham, weil sie dieselbe wegzieht; denn Constantia war kein Vater. Seinen ältesten Sohn Crispus, einen vielversprechenden Jüngling, der eben dadurch sich Verdacht zugezogen hatte, ließ er (in Pola in Istrien, 326) durch Gift oder Schwert umbringen;³⁸ in dessen Fall ward der jüngere Cäsar Licinius, ein Sohn der geliebtesten Schwester Constantins, mit hinabgezogen;³⁹ und die Stiefmutter des Crispus, Fausta, die zweite Gemahlin Constantins, welche möglicherweise den Fall des Stiefsohnes beschleunigt hatte, ward, nach Berichten, die wir kaum bezweifeln können, in einem dazu erhitzten Badezimmer erstickt.⁴⁰ Kann es denn Wunder nehmen, daß der heidnische Geschichtschreiber Zosimus, wo er von der Treulosigkeit Constantins gegen seinen letzten Gegner, den ältern Licinius,⁴¹ spricht, mit einem bitteren Lächeln hinzufügt: „es sei ja seine Gewohnheit gewesen, eidliche Versprechen mit Füßen zu treten;“⁴² und müssen wir es nicht wahrscheinlich finden, wenn derselbe Berichterstatter die Uebersiedelung der Residenz von Rom nach Constantinopel mit diesen Gräueln in Verbindung setzt, indem er sich so ausdrückt: Constantin habe den Fluch seiner Unterthanen mitgenommen?⁴³ Wenigstens glaubten die Heiden im Allgemeinen sich berechtigt, jenen Mangel an Uebereinstimmung zwischen Wort und That, welchen Constantin immer mehr an den Tag legte, auf die Rechnung des Christenthums selbst schreiben zu dürfen.

IV.

Kann brauchen wir hinzuzufügen, welchen unerseßlichen Schaden Constantins Verfahrungsweise nicht bloß dem Römischen Reich, nicht bloß der damaligen Zeit, sondern der ganzen christlichen Welt zufügte. Zunächst auf diesem Wege ist jenes Ungeheuer großgezogen, welches man gewöhnlich mit dem Namen der „politischen Religion“ gestempelt hat, eine Zwitter, die der wahren Gottesfurcht zuletzt alles Leben ausfaugt. Etwas Besseres ging auch unter Constantins nächsten Nachfolgern (bis auf Jovian und Valentinian I.) nicht auf: Constantin

Eben hier wird er herausgestrichen als: „ὁ δὲ ἀρετῇ πάσῃ θεοσεβείας ἐκπρέπων νικητὴς βασιλεὺς.“

38. *Ammiani Marcellini rerum gestarum lib. XIV, c. 11 (peremit). Sidonii Apollinaris Epistolar. V, 8.*

39. *Eutropii Breviarium, X, 6:* „Primum necessitudines persecutus Crispum filium, egregium virum, et sororis filium, commodae indolis juvenem, interfecit, mox uxorem, post numerosos amicos.“

40. *Zosimi historia nova, II, 29.*

41. Er hatte seiner Schwester das Leben ihres Mannes versprochen.

42. *Zosimi historia nova, II, 28:* „πατήσας τοὺς ὅρκους ἣν γὰρ τοῦτο αὐτῷ συνήθε.“

43. *Zosimi historia nova, II, 30.* Hieher gehört auch das Epigramm, welches man eines Tages am Thore des Palastes in Rom angeschlagen fand, und das von Sidonius Apollinaris aufbewahrt ist: „Saturni saecula aurea quis requirit? Sunt haec gemmea, at Neroniana.“

stellt gleichsam in sich das Ganze dar, wovon seine Söhne und selbst Julianus Apostata mit seiner fanatischen Reaction zu Gunsten des Heidenthums gleichsam nur Bruchstücke darstellen. Unter der Regierung des schwachen, und doch von Gregor von Nazianz so hoch gepriesenen⁴⁴ Constantius ward im Verhältniß zunächst zum Heidenthume so gut wie Nichts geändert. Wenn man aus mehreren seiner Gesetze und Constitutionen (namentlich denen von 353 und 360, nach welchen alle Tempel geschlossen werden und alle Opfer unter Todesstrafe aufhören sollten,⁴⁵) einen Schluß ziehen dürfte, so sollte man meinen, die Grenzen des Heidenthums seyen bedeutend verengert worden. Allein entweder fehlte die Kraft zur Ausführung dieser Gesetze, oder sie ward jedenfalls nicht gebraucht.⁴⁶ Wahrscheinlich wollte Constantius nicht ganz, wenigstens äußerlich, mit einem Volke brechen, das seinen Vater, so wie die früheren Römischen Auguste, unter die Zahl der Götter versetzt hatte;⁴⁷ deshalb nahm er, ganz wie Constantia, den Titel und das Amt eines Pontifex maximus an, und besuchte (was Symmachus zu rühmen nicht vergessen hat), als er 357 nach Rom kam, die Tempel, ließ die Rechte der Vestalinnen unangetastet, und zeigte überhaupt Achtung gegen den heidnischen Gottesdienst.⁴⁸ Doch war der Schwerpunkt unter Constantius insofern verschieden von dem der Regierung seines Vaters, als dieser nur, die äußere Einigkeit allein festhaltend, sich einen Augenblick selbst den Arianismus gefallen ließ,⁴⁹ während unter Constantius diese häretische Parthei triumphirte, und

44. Nur das weiß Gregor an ihm auszusetzen, daß er sich verleiten ließ, den Arianismus für das wahre Christenthum anzunehmen — ein Verstandesfehler, fügt er hinzu, den sein Herz tausendfach erlegte; denn dieses wollte Nichts als die Ehre, das Wohl und die Einigkeit der Christen. *Gregorii Nazianzenii Oratio III. c. 2:* „ἡ τοῦ μεγάλου Κωνσταντίνου ψυχὴ . . . ἀγνόημα ἡγνόησε, σφόδρα τῆς οὐκείας εὐσεβείας ἀνάξιον ἔλαθεν ἐπιτρέψας Ἀριστιανοῖς τὸν Ἀριστοῦ πολέμιον.“

45. *Codex Theodosianus* (ed. Godofred-Ritter, Vol. VI.), Lib. XVI, lit. 10, 4: Placuit, omnibus locis atque urbibus universis claudi protinus templa, et, accessu vetitis omnibus, licentiam delinquendi perditis abnegari. Quod si quis aliquid forte hujus modi perpetraverit, gladio ultore sternatur.“ (Ebenso text 10, 6 die Todesstrafe auf die Ausübung des heidnischen Cultus. Ausgenommen waren, und zwar blos mit Rücksicht auf „die Nationalheide des Römischen Volks, die Gladiatoren- und Circus-Spiele,“ die Tempel außerhalb der Ringmauern der Städte. 10, 3: „Quamquam omnis superstitio penitus erunda sit, tamen volumus, ut aedes templorum, quae extra muros sunt positae, intactae incorruptaeque consistent. Nam quum ex nonnullis vel ludorum, vel Circensium, vel agonum origo fuerit exorta, non convenit ea convelli, ex quibus populo Romano praebeatur priscarum sollemnitatis voluptatum.“ Man sieht, Constantius mußte Rücksichten nehmen.

46. *Symmachii Epistolar. A. 34:* „Iste terror, divi Principis literis comprehensus . . . avertendi potius studio, quam nocendi.“ (Er deutet im Folgenden an („comminatio, saepe lecta, semper ommissa, et novis post sepulta decretis“), daß wenigstens ein Theil jener Bestimmungen durch andere Gesetze zurückgenommen ward.

47. *Eutropii Breviarum, X, 8:* „inter Deos meruit referri“

48. *Symmachii Epistolar. X, 54.*

49. Anfangs ward Arius nach Illyricum verwiesen; seine Schriften sollten ver-

ihren Sieg dazu gebrauchte, den Rechtgläubigen ein eisernes Joch auf den Hals zu werfen. Die Verwirrung stieg, als ein falschvermittelnder Standpunkt, der Semiarianismus sich daneben geltend machte: der Glaube änderte sich — wie Hilarius bitter, aber wahr sich darüber ausspricht — mit den Jahreszahlen der Consulu; Bekenntnisse wuchsen wie Pilze aus der Erde auf, alle nur geeignet, die eine unerschütterliche Grundlage des wahren Glaubens zu erschüttern.⁵⁰ Selbst ein Heide weiß von dem jämmerlich entehrenden Schauspiele zu erzählen, wie die Bischöfe im ganzen Reich in Bewegung waren, und von der einen Synode zur andern eilten, so daß man nicht Wagen und Pferde genug hatte, sie fortzubringen.⁵¹ Das war ein Augenblick, wo alle Christen, in welchen noch einige Glaubenskraft übrig war, erwachen und einsehen mußten, was sie nicht weniger als ihre heidnischen Gegner verloren hatten, als sie die Religionsfreiheit einbüßten, oder sie mit dem sogenannten gewaltigen Staatsschutze vertauschten, der jeden Augenblick auf einem andern Grunde zu stehen kommen konnte. Damals war es, als Athanasius, Märtyrer einer zwiefachen guten Sache, der des wahren Glaubens und der Religionsfreiheit, seine Heldenstimme erhob und zeugte: „Es ist das Eigenthümliche der Religion, nicht zu zwingen, sondern zu überzeugen. Selbst der Herr zwang Niemanden, sondern überließ Allen die freie Wahl, indem er sagte: „So jemand mir nachfolgen will““ (Matth. 16, 24), und zu den Jüngern: „Wollet auch ihr weggehen““ (Joh. 6, 62).“⁵²

brannt werden; mit seinen Anhängern, die nach dem Befehle des Kaisers „Porphyrianer“ genannt werden sollten, verfuhr man hart. Allein seit 328 traten, hauptsächlich durch die Fürbitte der Schwester Constantius, mildere Maßregeln ein. Die Vertriebenen, Arius selbst nicht ausgenommen, wurden zurückgerufen; eben sollte er wieder in die Kirchengemeinschaft, in Constantinopel, aufgenommen werden, als er plötzlich starb. (Siehe: *Socratis historia eccles. I, 25 — 27. Sozomeni historia eccles. II, 27.*

50. *Hilarius ad Constantium Augustum lib. II, c. 4:* „Facta est fides temporum potius, quam Evangeliorum, dum et secundum annos describitur, et secundum confessionem baptismi non tenetur. Periculosum nobis admodum atque etiam miserabile est, tot nunc fides existere, quam voluntates, et tot nobis doctrinas esse, quot mores, et tot causas blasphemiarum pullulare, quot vitia sunt, dum aut ita fides scribuntur, ut volumus, aut, ut nolumus, intelliguntur.“

51. *Ammianus Marcellinus, lib. XXI, 16:* „Christianam religionem absolutam et simplicem anili superstitione confundens, in qua scrutanda perplexius, quam componenda gravior, excitavit discidia plurima, quae progressa fusius aluit concertatione verborum, ut catervis Antistitum jumentis publicis ultro citroque discurrentibus per Synodos, quas appellant, dum ritum omnem ad suum trahere conantur arbitrium, rei vehiculariae succideret nervos.“ Wir haben die Sache, wie der Augenschein giebt, nicht zu scharf genommen; versichert ja Ammian sogar, das öffentliche Beförderungswesen sey fast zu Grunde gerichtet worden. Uebrigens ist diese Stelle auch deshalb bemerkenswerth, weil sie uns einen Wink giebt, wie auch bei denen, die Heiden blieben, doch mancher Funke der ewigen Wahrheit eine ganze Begeisterung erleuchtete.

52. *Athanasii historia Arianorum ad Monachos, c. 67.*

Das Heidenthum triumphirte wieder unter Julianus Apostata (360—363) — aber welch ein erbärmlicher Sieg! Julian, der von den frühesten Jahren an im Christenthume erzogen war, ja als Lector (ἐκπαιδευτής) in der Kirche fungirt, unstreitig aber auf viele Weise (sowohl beim Hofe Constantins, als später in der Einsamkeit Cappadociens, wo er ohne Zweifel zuerst den Zauberfeld des Heidenthums kostete) einen ungünstigen Begriff vom Christenthum erhalten hatte, wandte sich schon eine geraume Zeit ehe er Kaiser ward, durch seinen Freund und spätern Panegyriker, Libanius, gefesselt, zum Heidenthum zurück, und zwar mit einem Ernste des Fanatismus,⁵³ den dieses schon längst nicht mehr zu kennen schien. Um jeden Preis sollte eine Wiederherstellung des Heidenthums zu Stande gebracht werden: die Welt sollte einen zweiten, bessern Constantin sehen. Nicht bloß der Opferduft sollte die Tempel wieder füllen, die Lobgesänge in ihnen wieder erschallen, sondern die Völkergrüste sollten sich öffnen, die Nationalitäten, welche nach seiner Beschuldigung das Christenthum in ihrer innersten Wurzel verletzt hatte, zu neuem Leben erstehen. Bloß die Christen, diese „thörichten Galiläer“⁵⁴ (so sollten sie nach einem Kaiserlichen Edict von nun an benannt werden)⁵⁵ verblieben hartnäckig bei ihrem Vorsatze, ein Volk aus allen Nationen der Erde darstellen zu wollen. Sie sollten, sie mußten unterdrückt werden, und zwar indem sie, wie der Kaiser meinte, der verdienten Verachtung und dem Spotte preisgegeben wurden. Deshalb gab er nicht nur gleich im Anfange seiner Regierung (was gewiß politisch richtig war) allen Partheien und Secten vollkommene Freiheit,⁵⁶ sondern veranstaltete in seinem Pallast eine Schau gleichsam der badenden Partheigänger, um der Welt vor Augen zu legen, daß sie wie grimmige Thiere sich unter einander aufrieben, und keineswegs der Freiheit werth waren, die er ihnen aus fürstlicher Großmuth und Gnade geschenkt.⁵⁷ Deshalb, als er die übermüthige Arianische Faction, die

53. Wie ernst er es meinte, zeigt uns wohl am klarsten seine von Libanius aufbewahrte Aeußerung, daß, wenn er auch reicher als Midas, und jede Stadt in seinem Reiche größer wäre als Babylon, er sich dennoch nicht als den Wohlthäter der Menschheit achten würde, es sey denn, daß es ihm gelänge, seine Unterthanen von der gottlosen Empörung wider die unsterblichen Götter zurückzubringen. *Libanii Oratio parentalis in Julianum, c. 59.*

54. ἡ μωρία τῶν Γαλιλαίων. *Juliani Epistola VII.*

55. *Gregorii Nazianzeni Oratio III, c. 73.*

56. Die Novatianer, Donatisten, Macedonianer, Eusebianer wurden zurückgerufen. *Ammianus Marcellinus, lib. XXII, c. 5.* Besonders priesen ihn die Donatisten als den einzigen, der ihnen habe Gerechtigkeit angedeihen lassen (*Augustini contra epistolam Parmeniani, lib. I.*).

57. *Ammianus Marcellinus, lib. XXII, c. 5:* „Quod agebat ideo obstatum, ut, dissensiones augente licentia, non timeret unanimum postea plebem, nullas infestas hominibus bestias, ut sunt sibi plerique Christianorum, expertus.“ Indem Ammianus uns auf den Staatstreich aufmerksam macht, den Julian damit

verschiedne Ausschweifungen in Edessa begangen, gezüchtigt hatte, schlug er nicht blos das ganze Eigenthum der Kirche zum Krongute, und theilte was von Geld vorhanden war unter seine Soldaten aus, sondern fügte mit blutigem Spotte hinzu: „Wahrlich, so zeige ich mich als der wahre Freund der Galiläer. Ihr bewundernswürdiges Gesetz hat ja den Armen das Himmelreich verheissen; gewiß werden sie also weit leichter auf der Bahn der Tugend und des Heils fortschreiten, wenn sie durch meine Hülfe von der Last weltlicher Besizthümer befreit werden.“⁵⁸ Bei jeder Gelegenheit persifflirte er die übermäßige Thorheit der Galiläer; sein berühmtes Rescript, wodurch er den Christen Schulen der Grammatik und Rhetorik zu öffnen und zu halten verbot, trug, obschon es einen bittern Ernst in sich barg, ganz dasselbe Gepräge: „es geziemt sich nicht denen,“ sagte er, „welche die Götter des Homer und Demosthenes verwerfen, ihre Schriften zu lesen.“⁵⁹ Es flossen Ströme Bluts von Stieren und Böcken; wie man unter Constantius über den Verderb der Wagen und Pferde klagte, so beklagte man jetzt den Abgang der Ochsen und den fühlbaren Mangel in den Metzgerbuden. Der Kaiser selbst beschaute mit den Haruspices die Eingeweide der Thiere. Alle Opferpriester waren ihm nicht nur unantastbar, sondern Gegenstand der tiefsten Verehrung, die rechten Mittler zwischen den unsterblichen Göttern und den sterblichen Menschen. Ganze Nächte wurden mit magischen Künsten zugebracht, die Tage der Deutung geweiht, was die unterirdischen Götter ihren Eingeweihten vertraut haben möchten. Auch die Philosophie ward zur Hülfe gerufen, als das Licht der Hierophanten, die klare Verkündigung einer heiligen Morgenröthe — was, nach Julians Vorstellung, ihr eigentlicher Beruf war.

Aber die mächtigste Waffe in seiner Hand sollte die Toleranz selbst abgeben; mit ihr wollte er die Galiläer demüthigen, ihnen den Todesstreich versetzen. Mit empörtem Herzen, schäumend vor Wuth, schrieb er neben den Grundsätzen, die er von Libanius erlernt, die Ausnahmen nieder, welche er selbst stillschweigend machte, indem er in einem Rescripte so sich ausdrückte: „es sey zwar Recht, Wüthende selbst wider ihren Willen zu heilen; allein auch in diesem Falle müsse man mit der weit verbreiteten Krankheit Nachsicht haben, und die Unvernünftigen lieber belehren, als strafen.“⁶⁰ So wenig nämlich konnte er seine

beabsichtigte, enthüllt er zugleich sein grosssprecherisches Wesen bei jener Gelegenheit, wo er mit Ausdrücken des Marcus Aurelius um sich schlug.

58. *Juliani Epistola XLIII.* Vergl. *Ammianus Marcellinus, lib. XXII, c. 11.*

59. *Ammianus Marcellinus, lib. XXII, 10 (XXV, 5):* „Illud autem erat inclemens, obruendum perenni silentio, quod arcebat docere magistros Rhetoricos et Grammaticos, ritus Christiani cultores.“ *Juliani Epistola XLII.*

60. *Juliani Epistola XLII.* Seine Toleranz-Grundsätze stellt übrigens, ihren

wahre Meinung verbergen, daß er überall, wo den Christen irgend etwas Schimpfliches oder ein Schaden widerfuhr, seine Freude darüber unverhohlen ausdrückte.⁶¹ Und als nun selbst der Schein der Toleranz die Christen nicht dahin bringen konnte, daß sie der Lüge huldigten, so beschloß er, halb verzweifelt, zum letzten Mittel zu greifen: die Nationalität und den religiösen Cultus der Juden, als der Erbfeinde des Christenthums, feierlich anzuerkennen. Hier, sonst nirgends, meinte er, müsse die Hauptschlacht geliefert werden. Flugs schrieb er einen Brief an die Juden, worin er seine Hoffnung ausdrückte, daß er nach Beendigung der Perserkriege in Jerusalem selbst den Göttern seine Gesalbde bezahlen werde.⁶² Die Juden, vom Günstlinge des Kaisers, Alypius, ermuntert und unterstützt, legten Hand an den Wiederaufbau des Tempels auf Moria. Alle Hände wurden in Bewegung gesetzt; man vergaß bis zu dem Grade die Gewinnsucht, daß silberne Spaten und Aelte gebraucht wurden, um die Fundamente zu graben und zu befestigen; die Weiber gaben alle ihre Schmucksachen her; trugen selbst Erde im Busen und schätzten ihre kostbaren Kleider für Nichts;⁶³ die Nationalität war in Wahrheit erwacht, wie Julian es wünschte. Allein Gott läßt sich nicht spotten. Ehe noch ein Grundstein gelegt war, brachen aus den geebneten Fundamenten des Tempels furchtbare Feuerflammen hervor, gleichsam mit einander wetteifernd, das Wort des Herrn zu beschützen; mehrere Arbeiter wurden verbrannt, die übrigen zerstreuten sich, und man stand von dem thörichten Vorhaben ab — eine Thatsache, die so fest bezeugt dasteht wie der Fall der alten Welt.⁶⁴

Motiven nach, Libanius im Zusammenhange dar (*Oratio parentalis in Julianum*, c. 58).

61. „Außerst grausam,“ bemerkt Gregor von Nazianz treffend, „war seine Milde; seine ganze Politik bestand darin, gewaltthätig zu verfahren, ohne daß es den Schein der Gewalt hatte“ (*Oratio III*, c. 55. 58). Zugleich führt er mehrere Beispiele an, wie Julian dennoch zu klar seines Herzens Meinung verrieth. So — außer dem, was täglich unter seinen Augen vorging als eine Folge seiner *ποστέργματα* wider die christlichen Gotteshäuser — der Volksauflauf in Alexandria, wo die Heiden, von einem Philosophen Pythiodorus angeführt, eine christliche Kirche einnahmen und das Blut der Christen vergießen; ähnliche Auftritte in Heliopolis und Gaza; die schändliche Behandlung christlicher Jungfrauen, von welchen mehrere, nachdem sie zerbanen, den Schweinen als Futter verzewerfen wurden. *Gregorii Nazianzeni Oratio III*, c. 79 sqq.

62. *Juliani Epistola XII*.

63. Die einzelnen Züge entlehnt aus *Gregorii Nazianzeni Oratio IV*, c. 4; *Ambrosii Epistola XI*.

64. So berichten es nicht nur alle christlichen Schriftsteller (z. B. *Gregor. Nazianzen. Oratio IV*, c. 4), sondern durchaus übereinstimmend damit der höchst glaubwürdige und unparteiische heidnische Geschichtschreiber Ammianus Marcellinus, der so dieses Ereigniß beschreibt: Cum itaque rei idem fortiter instaret Alypius, juvaretque provinciae rector, metuendi globi flammaram, prope fundamenta crebris assullibus erumpentes, fecere locum, exustis aliquoties operantibus, inaccessum, hocque modo, elemento obstinatus repellente, cessavit inceptum.⁶⁴

Julians Hoffnung bezüglich Persiens täuschte ihn nicht minder als der Tempelbau. Alle Tapferkeit und Tollkühnheit waren vergeblich; denn er stritt wider den Gesalbten des Herrn zugleich. Stephon konnte er nicht erstürmen, wie sehr er auch darnach brannte. Hier fiel er, sey es nun von einem seiner eignen Soldaten, die erbittert waren, daß er das Heer so tief in ein unwegsames Land hineingeführt, oder von einem Perser getroffen (363).⁶⁵ Es war der letzte Versuch des Heidenthums im Großen. Von nun an erhob es sich so nicht mehr.

Welch ein Erbstück von Verwirrung und Noth, beides auf dem kirchlichen und bürgerlichen Gebiete, hatten diese Fürsten ihren Nachfolgern hinterlassen! Wie viel Besonnenheit und Kraft gehörte dazu, das Recht unpartheiisch zu theilen sowohl dem Lebendigen, als dem, das im Sterben begriffen war! Wiederum hatte die Geschichte allen Menschen die große Lehre klar hingestellt, daß der Glaube eine freie Sache ist, und daß es gleich heilsam ist der Religion und den Völkern, jene Unpartheilichkeit zu bewahren, wodurch alle gleiches Recht haben, und Jeder für sich die Verantwortlichkeit hat, die doch Niemand für einen Andern übernehmen kann.

Hätte das Römische Reich nicht solche Regenten gehabt wie die darauf folgenden, Jovian († 364) und Valentinian I. († 375) — unvergeßliche Namen in der Geschichte der Religionsfreiheit — dann wäre das Elend der Menschheit noch vergrößert durch den unvermeidlichen Bruch, der jetzt, in der letzten Hälfte des vierten Jahrhunderts, mit jedem Tage näher kam, und der Kampf des Christenthums um seine geistliche Lauterkeit wäre noch schwerer geworden.

V.

Wir kehren uns zu der zweiten Seite der Betrachtung, der zweiten Tafel des Gemäldes, auf dessen Grunde Ambrosius' Leben stand. Es ist dies die innere Gestalt des christlichen Volkes, die wiederum von der Art und Weise bedingt war, wie das Christenthum gepflanzt wurde, wie die Menschen das Christenthum annahmen, seit Constantin der Große sich für den gewaltigen Schirmherrn des Glaubens erklärt hatte. Zwar sucht Eusebius die Sache im glänzendsten Lichte darzustellen; zwar plaidirt er mit großer Beredsamkeit beides das Recht der Wahrheit und die Nothwendigkeit der Einigkeit; zwar meint er, es sey im Ganzen gut gegangen, weil viele Heiden anfangen, sich ihrer stummen Götzen, des Nachwerks ihrer Hände und Gedanken, die sie doch nimmer erretten konnten, zu schämen.⁶⁶ Und

65. *Gregorii Nazianzeni Oratio IV*, c. 17.

66. *Eusebii vita Constantini*, III, 57: „ὁ μὲν τῷ σωτηρίῳ προσέφυγον λόγῳ· οἱ δὲ, εἰ καὶ τοῦτο μὴ ἔπραττον, τῆς γοῦν πατρώας κατηγίνω-

gelingnet kann es ja nicht werden, daß auch so, durch diese demonstratio ad oculos, mancher Wahrheitschimmer in die Seelen der Heiden gefallen seyn könne, während doch die gewöhnliche Folge die war, daß sie nur desto mehr sich erbitterten und sich zur sinkenden Parthei schlugen, so lange diese auch nur vermeintliche Gründe für sich hatte. Aber verschweigen kann selbst Eusebius es nicht, daß sowohl durch den Zwang als die Beschüzung des Glaubens von Staatswegen viel Heuchelei, viele falsche Frömmigkeit in der Kirche genährt wurden. Sein Bekenntniß in dieser Beziehung ist zu merkwürdig, als daß wir es hier vorbeigehen könnten. „Es gab,“ sagte er, „in Wahrheit ein zweifaches Unglück, das, wie wir selbst vernommen haben, in dieser Zeit ausbrach. Das eine: die Ränke niedriger, unersättlicher Menschen, durch welche das ganze öffentliche Leben besleckt wurde.⁶⁷ Das andere: die unbeschreibliche Heuchelei so Vieler, welche in die Kirche sich einmischten, und zum Vorwande sich in den Namen des Christenthums kleideten. Denn leider trieb die menschenfreundliche Gesinnung des Kaisers, seine Gutmüthigkeit, sein ungefärbter Glaube ihn, solchen verstellten Christen sein Zutrauen zu schenken, die zugleich ein wahres Wohlwollen gegen ihn heuchelten. Und indem er sich solchen Menschen anvertraute, konnte es ja wohl geschehen, daß er mitunter in Ungeziemendes verstrickt ward. Es war der giftige Meid, der so seinem übrigens unverdunkelten Ruhm ein Makel aufsetzte.“⁶⁸

Ziehen wir von diesem Ausspruche die Thaten des Panegyrikers ab, die doch die nackte Wahrheit nimmer zu verbüllen im Stande sind — wer würde dann, müssen wir fragen, das, was Eusebius so tief beklagt, nicht in der Ordnung finden? Denn dies war ja die Hauptmaxime in Constantins anscheinend religiöser Politik: die Menschen wollen durch verschiedene Mittel in Bewegung gesetzt werden; folglich muß man für jeden das Mittel suchen, was bei ihm anslagen kann. In dem nämlichen Augenblicke, wo er nach den Grundsätzen, denen er früher huldigte, in der Abschiedsrede an die zu Nicäa versammelten Väter äußerte: „die Heiden würden in jedem Falle am leichtesten gewonnen werden, wenn die Christen selbst, namentlich die Lehrer, ihnen mit einem preiswürdigen Beispiele vorangingen,“ konnte er doch nicht umhin hinzuzufügen: „nicht Alle wollten durch die Rede, durchs Wort gewonnen seyn. Denn Einige schlugen es hoch an, wenn ihnen was zum Lebens-

σκοπ ματαιότητος, ἐγέλων τε καὶ κατεγέλων τῶν πάλαι νομιζομένων αὐτοῖς θεῶν.“

67. Balesius übersetzt hier wiederum falsch: fraudulenta simulatio. Es steht da: „ἔληπτος ἐλθωνεῖα.“

68. Eusebii vita Constantini. IV, 54. Kürzer, nach seiner Gewohnheit, drückt Eutropius es aus: nihil occasionum praetermittens, quo amicos opulentiores clarioresque redderet“ (Eutropii Breviarium, X, 7).

unterhalte gehört gereicht würde; Andere nahmen ihre Zuflucht zu hohen Gönnern; wiederum Andere fühlten sich zu denen hingezogen, die sie gastfreundlich empfingen; noch Andere freuten sich der Ehrengeschenke. Es gäbe äußerst Wenige, welche wirklich das Wort und die Wahrheit selbst lieb hätten. Deshalb müsse man sich nach Allen bequemen, und gleich einem Arzte Allen dasjenige verschaffen, was zu ihrer Heilung nützlich sey, damit die seligmachende Lehre durch alle mögliche Mittel Eingang gewinnen könne.“⁶⁹ Darum ward nun in der kirchlichen Staatsverwaltung Alles nach diesem Zuschnitte eingerichtet, nicht blos mit der Beförderung zu hohen Aemtern, wie wir gehört haben, sondern selbst mit dem Verhältniß der Städte unter einander im weitläufigen Reiche. „Viele,“ sagt Sozomenus, „misgönnten den Christen ihre Ehre beim Kaiser, und sahen es für nothwendig an, die Grundsätze des Herrschers nachzuahmen;“ und gleich darauf erzählt er, wie die Einwohner in Majuma — eigentlich nur einem Hafen Gazas — alle auf einmal übertraten, und außer der Belobung des Kaisers für das nachahmenswerthe Beispiel noch obendrein Stadtgerichtsrechte für ihren Flecken erhielten.⁷⁰ Neben den vielen ungründlichen und leichtfertigen Befehrungen bildete sich so ein Gewohnheits-, Staats- und Hofchristenthum, welches, wie viel man auch apo-
logetisch für das Gesetz der Gewohnheit und Natur, das ja möglicherweise im zweiten, dritten Gliede sich zu bewußter, lebendiger Aneignung hinaufarbeiten kann, übrig haben mag, dennoch das wahre Interesse des Glaubens in demselben Maße beschädigen mußte, als es vorgab, dasselbe zu fördern, und in nicht gar wenigen Fällen an dem Herzblut des Glaubens sich sättigte. Dazu kam — was ja tief in der menschlichen Natur liegt, wenn sie nicht an den tiefen Wurzeln der Gottesfurcht befestigt wird, und gleichsam über sich selbst hinausgeht, in einen andern Boden hinübergepflanzt wird — daß diejenigen, welche im Unglücke stark, ja unüberwindlich gewesen waren, im Glücke schlaff und lau wurden, so daß sie nicht blos den Schein für das Wesen nahmen, sondern eine heimliche Freude darüber empfanden, daß man nicht

69. *Eusebii vita Constantini, III, 21.* Leider huldigte Eusebins selbst zum Theil dieser unchristlichen Politik. Indem er z. B. die Summen erwähnt, welche Constantin bei dem christlichen Tempelbau in Heliopolis ausgab, wovon auch monastisch die Armen unterstützt wurden, äußert er, der Kaiser habe hier recht füglich das Wort des Apostels Phil. 1, 18 anwenden können („μονοβουλή τῷ πάντι παραπλησίως εἰπὼν ὅτι καὶ αὐτὸς εἴτε προσάσσει, εἴτε ἀληθεὶς Χριστὸς καὶ τωγγέλλεσθω.“ *Eusebii vita Constantini, III, 58.*)

70. *Sozomeni Historia ecclesiastica, II, 5.* Doch traten nicht Alle aus solchen Motiven über; es gab auch manche, wie Sozomenus an derselben Stelle berichtet, welche „nicht die Mühe scheuten, das Alte und das Neue prüfend zu vergleichen, und so, besonders durch den Umgang mit Bischöfen, Priestern und Mönchen, zur Erkenntniß der Wahrheit kamen.“

mehr so zu kämpfen brauche; denn das Christenthum habe ja jetzt den Sieg errungen. Man vergaß — wozu selbst die wiedergeborene menschliche Natur nur gar zu leicht geneigt ist — daß es nicht weniger gilt, den Sieg zu benutzen, als ihn zu gewinnen.⁷¹

Doch besser als wir es vermögen wird ein christlicher Schriftsteller und Bischof aus diesem Jahrhundert Zeugniß geben, welcher dieser Verschlimmerung Schritt vor Schritt folgte und sie beklagte. Die Klage des Gregor von Nazianz über die Entartung seiner Zeit ist ebenso tief wahr, als von dem demüthigenden Geiste der Selbsterkenntniß durchdrungen. Einige Züge aus der gewaltigen Rede, die wir im Auge haben (und sie ist glücklicherweise, wie alle, die dieses Gepräge tragen, weit weniger von dem forcirten Pathos beschwert, welcher sonst die Redefunst des Nazianzeners charakterisirt) werden hinreichen, uns ganz auf den Standpunkt zu stellen, den christliche Beobachter nothwendig bei der Beurtheilung der von Constantin und seinen Söhnen begründeten Kirchenentwicklung einnehmen mußten. „Eine Klasse giebt es,“ sagt er (indem er gleichsam eine Musterung über diejenigen anstellt, die zur Führung der Waffen untauglich geworden) „eine Art von Seelen, die ja kaum meine Thränen und Seufzer hören, kaum meine Klagen vernehmen werden; und eben dies ist das Bejammernswertheste ihres ganzen Unglücks. Es sind die, welche nicht auf dem festen, unerschütterlichen Fels, sondern auf dürrem und unfruchtbarem Erdreich geüet sind, die nur oberflächlich und halbgläubig das Wort annahmen, die zwar schnell aufschossen, indem sie nicht tiefe Wurzeln hatten, aber vor Allem bekümmert waren, wie sie den Menschen gefallen möchten, und nachher, bei irgend einem kleinen Anfall des Bösen, irgend einer geringen Versuchung und Sturmeseige, verdorrten und abfielen. Merger noch als diese sind ja freilich diejenigen, welche nicht einmal eine kurze Weile dem Geiste der Zeit und der entehrenden Gefangenschaft widerstanden, in die man uns trotz dem, der das Gefängniß gefangen genommen hat und in die Höhe aufgestiegen ist, führen wollte; die als feige Wichte,

71. Wir sind bis dahin sowohl im historischen Detail als in der Beurtheilung des ganzen Kirchensystems Constantins etwas ausführlicher gewesen, und müssen es ferner sein, weil gerade hier eine unverantwortlich veräummte und nicht selten in ein falsches Licht gestellte Partie der Kirchengeschichte vorliegt. Die christlichen Geschichtsschreiber, hierin fast in Eusebius' Fußstapfen gehend, verübten öfters so, daß sie, um die dogmatische Entwicklung der Kirche, die ja allerdings im Nicänischen Concil einen bestimmten Schwerpunkt hatte, zu schärfen und zu erheben, gleichsam das eine Auge zudrückten, als ob die Geschichte je ohne beide sich schreiben ließe. Daher nicht bloß viele Verwirrung in der Darstellung, sondern mancher insofern gegründete Tadel von den Widersachern des Christenthums, als diese auf ihrem Rechte standen, daß auch die Schattenseiten hervorgehoben werden mußten, während sie natürlich mit Unrecht die letztern allein hervorhoben. Nur das aufrichtige, unverfälschte Bekenntniß der Wahrheit, wodurch man sich selbst und die Zeiten von Gottes Wort strafen läßt, kann die ewig feste Grundlage der christlichen Kirchengeschichte abgeben.

auch ohne irgend eine Drangsal oder Versuchung, um eines Amtes, um eines nichtswürdigen irdischen Vortheils willen ihr Heil drangeben... Deshalb wahrlich nicht als Gerechte sind wir in die Gewalt unserer Feinde gegeben — es ist ja selten, wahrhaft edlen Kämpfern zu begegnen, die ihren Feinden Schamröthe erwecken —, sondern als Sünder sind wir verurtheilt, und erst nachdem der Vater durch Züchtigung uns zur Besinnung brachte, haben wir wieder Erbarmung gefunden... Den Hoffärtigen widerstehet der Herr, aber den Demüthigen giebt er Gnade (Jac. 4, 6). Er widerstand uns, als die Christen, von der Bezauberung der Macht, der Ehre, des irdischen Wohllebens hingerrissen, übermüthig wurden und ihn vergaßen, so daß die wahre Ehre und Macht, welche wir unter den Verfolgungen gewonnen, uns entrissen wurden durch die guten Tage. Er wird sich aber unser wieder annehmen, so wir des Worts des Psalmisten gedenken: Es ist mir lieb, Herr, daß du mich gedemüthiget hast, daß ich deine Rechte lerne.“ (Ps. 119, 71).⁷²

Allein wie Gregor von Nazianz schon in diesen Worten die tiefe Klage ausströmen läßt in eine belebende Hoffnung, so erfolgte dieser Umschwung in der That. Groß war der Strom des Verderbens, aber größer noch war die Barmherzigkeit des Herrn. Der Kaiser Julian war eine Zuchtruthe für die Christen; allein die fortgesetzte stille Verfolgung, die er gegen sie übte, ward in der Hand des Höchsten ein Mittel, sie wieder zum Leben und angestammter Kraft zu erwecken. Er gedachte es löse mit der Gemeinde des Herrn zu machen; allein der Herr kehrte es zum Guten: der blutige Spott vermochte die Herrlichkeit des Gottesreichs nicht zu verbergen; selbst in die Seelen mancher Heiden strahlte der Glanz desselben hinein. Zwei der größten und herrlichsten Befehrlungen, welche die Heidenwelt staunen machten — die des ausgezeichneten Römischen Rhetors Fabius Marius Victorinus (der Lehrer vieler Römischen Senatoren, dem das Römische Volk aus Dankbarkeit eine Statue auf dem Forum errichtet, damals schon ein Greis, der aber nicht sich schämte als ein Kind zu Christi Füßen zu sitzen)⁷³

72. *Gregorii Nazianzeni Oratio III., c. 11. 15. 32—34.*

73. Die Ausdrücke sowie der Bericht im Ganzen aus *Augustin. Confess. lib. VIII., c. 2. 3.* Erhebend ist es weiter zu vernehmen, was Augustin von der Freudigkeit des Victorinus im Ablegen des christlichen Glaubensbekenntnisses erzählt. Es war (sagt er) Sitte in Rom, daß das Bekenntniß vor den Ohren des ganzen christlichen Volks von einem erhöhten Plage in der Kirche mit lauter Stimme hergesagt wurde. Die Presbyter boten Victorinus an, er möchte (was man gern denen gewährte, die durch irgend eine Art von Befangenheit zurückgehalten wurden) dies privat, in einer Kapelle der Kirche, ablegen. Allein er nahm das Anerbieten nicht an. „Und als er nun die Treppe hinaufstieg, da schallte gleichsam ein Brausen von Glückwünschen durch die Kirche hin von den Stimmen aller derer, die ihn gekannt hatten. Und wer hätte ihn nicht gekannt? Von Mund zu Mund erscholl es mit zurückgehaltenem Rufe: Victorinus, Victorinus! Wie in einem Nu brachen sie in Freudenrufe aus, weil sie ihn sahen, und wie im einem Nu schwieg Alles vor

und die des ebenfalls hochbegabten Atheniensischen Rhetors Proäresius⁷⁴ — verdankte man eben diesen geringen Tagen. Als das Edict erschien, welches den Christen untersagte, Schulen der Grammatik und Rhetorik zu halten, wollten fast alle Christen — wie Drosius erzählt — lieber ihr Amt niederlegen, als ihren Glauben verlängnen.⁷⁵ Der christliche Heldennuth kehrte wieder zurück; ein Abglanz der Tage der Märtyrer flammte wieder auf. Der Greis Marcus, Bischof von Arethusa in Sicilien — als man ihn dem wüthenden Volke Preis gab, (das in gleichem Grade die Keckheit, womit er einen Göztempel zerstörte,⁷⁶ und seinen musterhaften Wandel so wie seine große Beredsamkeit haßte), als er von den Einwohnern eines jeden Alters, Geschlechts und Standes in den Straßen der Stadt herumgeschleift, durch die Kloaken gezogen, bei den Haaren gerauft, von frechen Knaben mit Federmessern gestochen, und zuletzt in einem Korb aufgehängt wurde, wo man ihn (nach der von uns beschriebenen Strafweise)⁷⁷, mit Honig überschmierte und so in der brennenden Sonne den tödtenden Bissen der Insecten aussetzte — stieß unter allen diesen Martern und Verböhnungen nicht eine Klage, nicht einen Seufzer aus, sondern äußerte zuletzt nur, es dünke ihm, er schwebe über den Höhen der Erde, während er seine Verfolger zu seinen Füßen im Staube niedergeworfen sehe.⁷⁸ Es war wie ein Goldregen von himmlischen Gaben, der in den Busen des neuerweckten Glaubens ausgeschüttet wurde. Gregor von Nazianz, der als Zeuge dieser Erweckung dastand, obgleich einerseits sein Gemüth mit vielen Sorgen belastet war, indem er die Nachwirkungen jenes aufgeschwinkten Wesens, das man eine Zeitlang Christenthum nannte, bei Vielen sah, konnte doch nicht umhin, die froheste Hoffnung für die Zukunft zu

Erwartung, um ihn zu hören. Er sprach den wahren Glauben mit unübertrefflicher Zuversicht aus. Alle wollten ihn in ihre Herzen gleichsam hineinreizen; das waren die Hände, womit sie ihn an sich drückten.“

74. Proäresius, der Lehrer des Gregor von Nazianz und Basilus in der Rhetorik (*Sozomeni Historia ecclesiast. VI, 17*), war mit unter denen, die, als das früher erwähnte Edict Julianus erschien, freiwillig ihre Schulen niederlegten, als ein geringes Opfer auf dem Altar des christlichen Glaubens (*Hieronymi Chronicon ad a. 366*). Uebrigens vergleiche man seine Lebensbeschreibung von Eunapius (*Eunapii vitae Sophistarum ed. Boissonnade. Amst. 1822. p. 73 ff.*).

75. *Orosii Historia nova, VII, 30*: „Omnes Christiani propemodum officium, quam fidem deserere maluerunt.“

76. Er benutzte hierbei allerdings mit Unverstand eifernd — die Gelantheit, welche die Gesetze des Constantins gegen das Heidenthum ihm zu geben schienen.

77. S. oben S. 51.

78. *Gregorii Nazianzeni Oratio III, c. 82 -- 84*. Ein Unterstatthalter soll dem Kaiser bemerkt gemacht haben, welsch eine Schande es beides für seine philosophischen Grundsätze und die Glorie des Heidenthums sein würde, wenn es Marcus gelänge, beide zu überwinden. Und so ward dieser, halbtodt, weitem Tödttern entzissen. Gewiß lastet auf Marcus der Vorwurf leidenschaftlicher Märrerergluth; allein wie Aeander sein Betragen unter den Martern als cynisch hat auffassen können, vermögen wir nicht einzusehen.

fassen: seine Rede, nach jener Seite hin von schweren und bitteren Erfahrungen niedergedrückt, erhebt sich dann wieder zu einem Pöan, von dem mächtigen Flügelschlage des Sieges getragen. Wie Luther mehr als ein Jahrtausend später, so bricht er in Jubel über die zerbrochene Knechtschaft aus. „Die Seile,“ sagte er, „sind zerborsten, das Netz ist zerrissen; in Gottes Namen, der den Himmel und die Erde schuf, sind wir frei“ (Ps. 124, 7. 8). Wiederum soll es geschehen, wie des Propheten Mund verheißt, daß die Wüste und Einöde wird lustig seyn, und das Gefilde wird fröhlich stehen, und blühen wie die Lilien; denn wir werden sehen die Herrlichkeit des Herrn, den Schmuck unseres Gottes (Jes. 35, 1. 2). Darum laßet uns Israels Lobgesang anstimmen, und mit Mose sprechen: „„Der Herr hat eine herrliche That gethan; Roß und Wagen stürzte er in's Meer; er ist der rechte Kriegermann; Herr ist sein Name““ (2 Mos. 15, 1. 3).⁷⁹

Wahrlich er hatte ja Recht so sich zu freuen und zu frohlocken. Denn wiederum zeigte es sich zum Trost der Kirchen, daß, wie schwer auch Israel verwundet, wie hart es auch gestäupt, dennoch mehr als sieben Tausend erhalten waren, die ihre Kniee nicht vor Baal gebeugt hatten. Man sah es selbst bei denen, die am meisten den Verlockungen Julians zugänglich seyn mußten, weil sie ihn als tüchtigen, sieggewohnten Feldherrn verehrten — bei den christlichen Soldaten. Erschütternd ist der Bericht, den uns in dieser Beziehung Gregor von Nazianz von einigen verführten Kriegern im Kaiserlichen Heere aufbewahrt hat. Es ging hier wie im täglichen Leben: alle scheinbar unverfänglichen Reizmittel wurden aufgeboten, um die Gemüther auf den breiten Weg des Lasters herüberzuziehen. Der freigebige Kaiser, wie ein alter Waffenbruder in der Mitte seiner Soldaten, streute diesen Geld aus. In der Nähe stand ein Feld-Altar; Räucherwerk dampfte auf demselben; es galt ja nur, auch ungesehen ein paar Körner hinzustreuen, ein geringer Ersatz für die reiche Spende des Kaisers. Viele Soldaten konnten der Versuchung nicht widerstehen. Unter diesen waren einige kurz nachher in ihrem Zelte mit den Cameraden versammelt, und als sie nun gegessen hatten, erhoben sie, als ob nichts vorgefallen wäre, den mit Wasser gefüllten Becher, und riefen, unter dem Zeichen des Kreuzes, nach altchristlicher Sitte, den Namen Christi an. Was ist das? sagte einer der Genossen; neulich habt ihr ja Christi Namen abgeschworen, indem ihr Räucherwerk auf den Altar warfet — und jetzt ruft ihr ihn an! Wie Wüthende sprangen nun jene auf, und, auf den Markt (im Lager) hinschreitend, riefen sie: „Nein, wir sind Christen und wollen es blei-

ben, so wahr uns das Heil unserer Seele lieb ist! Mögen alle Menschen, mag vor Allem Gott es hören, dem wir leben und auch sterben wollen! Nein, wir haben dich nicht getäuscht, Christe, unser Heiland, und das selige Bekenntniß deines Namens nicht verläugnet. Unsere Hand hat gesündigt, aber unser Herzensgedanke war nicht mit dabei. Wir sind vom Kaiser berückt, doch nicht von seinem Golde verwundet. Wir ziehen die Gottlosigkeit aus, und begehren, durch Blut gereinigt zu werden.“ Flugs liefen sie zum Kaiser hin und sprachen mit aller Freimüthigkeit: „Deine Gaben haben wir zwar nicht angenommen,⁸⁰ aber des Todes sind wir dennoch schuldig. Erzeige deinen Soldaten die Gnade und tödte uns; opfere uns Christo, unserm einzigen König! Zable das Feuer (der Leidenschaft) mit Feuer, laß die Asche (der Begierde) mit Asche gesättigt werden; haue unsere Hände ab, die wir als Nichtswürdige ausgestreckt haben. Beglücke mit deinem Golde Andere, die es nicht gereuen wird, es empfangen zu haben; uns ist Christus genug, an dem wir fest halten statt alles Andern!“ Natürlich wollte der Kaiser, um seine Toleranz nicht gar zu sehr bloß zu stellen, sie nicht hinrichten lassen; schraubend vor Zorn befahl er, sie sollten ins Exil geben.⁸¹

VI.

Auch auf der dritten Tafel, die wir aufrollen, treten uns Licht und Schatten entgegen, allein so vertheilt, daß uns beim ersten Anblick wohl bange werden könnte, wenn nicht derselbe Herr, der — wie wir eben vernahmen — dem Christenvolk seine Hand reichte, als es sich zu ihm kehrte, uns auch hier einen mächtigen Trost zuflüsterte: den Trost, daß er in den Schwachen mächtig, und daß er die Seinen, auch im Verborgenen, erkennt. Wir wollen die Geistlichkeit im vierten Jahrhundert betrachten, — was sie geworden und wie sie unter der ersten, Griechisch-Lateinischen, staatskirchlichen Form stand. An Gusebins von Cäsarea, der wohl mit Recht als eine der Säulen der Kirche betrachtet wurde, haben wir bereits gesehen, wie er dennoch in seinem Urtheile über viele wichtige Momente der Zeit schwankte, haben erkannt, wie seine Hoffnung in vielen Stücken ihn nothwendig täuschen mußte — werden wir dann etwa irren in der Vermuthung, daß die Geistlichkeit im Allgemeinen weit unsicherer auf dem schlüpfrigen Boden stand, daß ein großer Theil wenigstens noch viel tiefer verwundet war von der mächtigen Verführung, die im Friedens-Scheine lag, von dem Glanze,

80. Sie wollten sagen (wie oben): nur die Hand, nicht unser innerster Mensch hat gestrevelt.

81. *Gregorii Nazianzeni Oratio III, c. 78. 79.* Die Erzählung trägt für jeden, der nur den Charakter des Glaubens und die Verhältnisse der Christen damals unter Julian kennt, ein so unverkennbares Gepräge der Wahrheit an sich, daß eine jede weitere Rechtfertigung für überflüssig geachtet werden muß.

den Constantins Staatskirchen=Regiment um sich her verbreitete? Ein Beispiel unter andern erzählt Eusebius, das ganz geeignet ist, wie ein Blitzstrahl auf einmal das Ganze zu erleuchten. Es war, sagte er, eben in den Tagen, als Constantin, durch die Synode zu Tyrus (335), die an Pracht noch weit die zu Nicäa überstrahlte, und durch die so eben begangene zwanzigjährige Feier seines Regierungsantritts, in der Blüthe seiner Kraft stand: von Mund zu Mund wiederhallte es, wie unvergleichlich er sich in Allem gezeigt, was die Förderung des Herrn betreffe. Da stand ein Priester auf und wagte, ihn gerade ins Gesicht als selig zu preisen, als der in diesem Leben der uneingeschränkten, höchsten Gewalt gewürdigt sey und gewiß in jenem Leben mit Gottes Sohn herrschen werde. Allein die ekelhafte Schmeichelei verdroß selbst den Kaiser; er untersagte dem Priester, sich solcher Ausdrücke zu bedienen; lieber (setzte er hinzu) möchte er Gott bitten, daß er gewürdigt werde, in diesem wie im zukünftigen Leben ein Knecht Gottes zu heißen.⁸² — So viel Constantin sich selbst verzieh, ein so scharfes Auge hatte er für die Mängel und Gebrechen der Geistlichkeit, welche er öfters, wo sich Veranlassung dazu darbot, wenn auch in milderer Form, rügte.⁸³ Aber grade er selbst hatte ja die Schleusen des Verderbens zuerst geöffnet — und wer sollte ihn nun fürder Grenzen setzen? So wie das Christenthum immer mehr und mehr das Gepräge einer Hofsache annahm, mußten nothwendig die Nerven der Kraft bei so Vielen zerschnitten werden, die entweder die scheinbar christlichen Interessen des Hofes zu den ihrigen machten, oder die um die Hofgunst buhlten, um an sich christliche Interessen durchzusetzen.

Was sollen wir in dieser Beziehung von der schwachen Regierung des Constantius sagen, von den schmachvollen Kämpfen des Arianismus, um sich durch irdische Mittel zu halten und die Kirchen zu füllen, — was von dem Abfall vom wahren Glauben, der an der Tagesordnung war, und den noch schändlicheren Ueberläufern, die heute es mit Einem, morgen mit einem Andern hielten, je nachdem das Glück ihnen zulächelte, oder die Sonne des Hofes ihre Strahlen auf sie warf?⁸⁴

82. *Eusebii vita Constantini, II, 48.*

83. So vermahnte er in der oben angeführten Abschiedsrede an die zu Nicäa versammelten Bischöfe diese letzteren, „daß sie mit allem Fleiß den Frieden unter einander bewahren und jeden ehrföchtigen Zwist vermeiden, daß sie sich nicht von Tadelsucht hinreißen lassen, wenn ein Bischof sich vor dem andern durch Weisheit oder Rednergabe auszeichne, sondern lieber den Vorzug des Einzelnen als den Gewinn Aller achten sollten; auf der andern Seite sollten die Hervorragenden sich nicht überheben, denn Gott allein gebühre das Urtheil über das Bessere und Preiswürdigere; die Schwächeren sollten sie mit Milde und Nachgiebigkeit annehmen, und überhaupt zum gegenseitigen Vergeben stets bereit seyn.“ *Eusebii vita Constantini, III, 21.*

84. *Gregorii Nazianzeni Oratio XXXII, c. 72: „σήμερον σύνθρονος*

Wäre nicht ein Mann da gewesen, unbegreiflich wie die hundertjährige Eiche, die der Stürme spottet; hätte diese Glaubenskraft, welche das Alter des Greises erneuerte, so daß er wie mit Flügeln des Adlers auf- fuhr, nicht in vielen Seelen einen Anklang gefunden, sich nicht Raum für den Glaubenskampf geschafft in den vielfach erschlafenen und erster- benen Gliedern — dann würden wir wohl vergeblich nach der recht- gläubigen Kirche im vierten Jahrhundert fragen. Allein gerade dieser eine Mann, der unerbittliche Widersacher des Arianismus, der geschworne Feind aller heuchlerischen Tücke — Athanasius — beschreibt uns den Zustand der Kirche in jenen Tagen (zunächst in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts) als höchst traurig. Was er von den Meletia- nern sagt, gilt überhaupt von der ganzen Menge von Schmarogerpflan- zen, die unter dem Schatten des Glaubens emporgeschossen und von der Hofgunst groß gezogen war. „Mit diesen (sagt er) hatte Constan- tinus gewonnenes Spiel. Denn die meisten derselben, ja fast alle, sind weder von einer gottesfürchtigen Leitung ausgegangen, noch haben sie eine Erkenntniß des gesunden christlichen Glaubens, oder wissen, was das Christenthum ist, und welchen Werth wir Christen auf die heilige Schrift legen.“⁸⁵ Einige von ihnen sind gradezu von den Altären der Götzen, Andere aus dem Senat oder den höchsten Staatsämtern zu uns über- getreten; sie suchten nur die Befreiung von Lasten, die Ausucht auf noch höhere Aemter. Gespickt mit dem Golde der ältern Meletianer wur- den sie flugs Bischöfe, ehe sie noch die katholische Lehre empfangen. Und hätten sie auch einen Schein davon — was will wohl der katecheti- sche Unterricht bei den Meletianern sagen? Allein auch um den Schein kümmerten sie sich nicht einmal; wie Kinder bekamen sie gleich einen Na- men und wurden als Bischöfe begrüßt. Deshalb kam es ihnen auf die Sache nicht an: Gottesfurcht und Gottlosigkeit war ihnen einerlei. Aus Meletianern wurden sie also gleich Arianer. Befiehlt ihnen der Kaiser etwas Anderes — gleich sind sie zu unterthänigem Gehorsam bereit. Es kommt ihnen gar nicht darauf an, sich von jedem Winde und Strom heruntreiben zu lassen, wenn sie nur ihr Ziel erreichen: Steuerfreiheit und hohe Aemter.“⁸⁶

Das war die eine Seite der Kirchennoth damals, welche Atha-

καὶ ὁμολογοῦντες ὅτι οὕτως φέρονται ἡμεῖς οἱ ἄγιοι ἀντιπαρόνομοι καὶ ἀντιδοχοί.“

85. In welcher Meinung Athanasius dies gesagt, und daß es ihm nicht in entfernter Weise einfiel, (wie jetzt eine Partei in der Christenheit) das Glaubensbe- kenntniß auf Kosten der Schrift zu erheben, davon wird eine andere Stelle aus der- selben Schrift uns vollkommen überzeugen können. „Καλόν,“ sagt er, ἀποσθῆναι τῇ ψαίᾳ γοργῇ, καὶ πάντας οὕτῃ περισθῆναι.“ *Athanasii Historia Ariano- rum ad Monachos* c. 79.

86. *Athanasii Historia Arianorum ad Monachos*, c. 78.

nasius uns schildert — jene höchst geschmeidigen Lehrer, die nur eben dieses Bücken und Biegen gelernt hatten. Ausführlicher in jedem Betracht und nicht auf irgend eine einzelne Kirchenparthei beschränkt ist das Gemälde, welches uns Gregor von Nazianz (der wahrlich nie seinen Amtsbrüdern, aber auch nie sich selbst geschmeichelt hatte) von den Geistlichen in jenen Tagen entwirft. Nur ungern ging er daran — denn er sah wohl vorher, was da kommen würde: daß man ihn als einen Verächter der heiligen Kanones und der Hierarchie ausschrie⁸⁷ — allein Nichts zeigt uns klarer beides, die Entartung der Zeit und die mit Macht sich hervordrängende reformatorische Tendenz, als grade wenn so ein Mann, der in jeder Hinsicht Freund und Diener der Kirche war, genöthigt wird, solche Klage zu erheben, so laut zum Himmel zu schreien. Zuerst ist sein Blick aufs Ganze gerichtet; gern wollte er blos den Spiegel der alten Zeiten vorhalten — allein er vermag es nicht. „Zu welchem Ende,“ sagte er, „rede ich denn von den Tagen der Propheten, von den Vorschriften der Apostel und unsers Herrn Jesu Christi? Ach, selbst die so streng gegeißelten Pharisäer und die gezüchtigten Schriftgelehrten jagen mir Schrecken ein; denn was von jenen gesagt ist, gilt von uns, so daß wir mit Recht uns müssen bezeichnen hören als ein Otterngezüchte, als blinde Leiter, die Mücken durchseigen und Kamele verschlucken, als übertünchte Gräber, inwendig voll Moders und voller Unreinheit, äußerlich geschmückt. Ach, diese Gedanken martern mich Tag und Nacht; sie lösen das Mark in meinen Gebeinen auf und nagten mein Fleisch ab. Nicht darf ich daran denken oder davon reden, wie ich Andere zurecht bringen und anleiten will, sondern nur wie ich selbst dem zukünftigen Zorn entinnen mag.“⁸⁸ — Weiter berührt er dann einzelne Wunden, einzelne Stücke des um sich fressenden Krebses. „Das Traurigste von Allem“, sagt er, „ist dieses, daß das heilige Amt, welches der Herr einsetzte, wesentlich von denjenigen verachtet wird, die es annehmen. Auch hier gilt es, daß die Meisten gar keinen tiefen Grund legen wollen, sondern mit dem oberflächlichsten und leichtfertigesten sich begnügen: mit einer Felsrinde etwa, die nicht durchdrungen werden kann, oder mit dem schlüpfrigen Sande, so daß beim ersten Sonnenbrande, bei der ersten Regensfluth, der Same bei ihnen verloren ist. Ohne daß wir uns selbst beherrschen gelernt oder unsere eigene Seele geläutert, werden wir zu Leitern der Heerde gesetzt, und zwar in Zeiten der allgemeinen Verwirrung, wo man es für ein Glück achten

87. *Gregorii Nazianzeni Oratio I, c. 8:* „ἐγὼ γὰρ ἐπαθὼν τοῦτο, ὃ ἀνδρες, οὐτε ὡς ἀπαιδευτος καὶ ἀσύνετος* ἀλλὰ μᾶλλον, ἔνα καὶ μικρόν τι κενήσομαι, οὐτε ὡς ὑπερόπτης τῶν θείων νόμων καὶ διατάξεων.“

88. *Gregorii Nazianzeni Oratio I, c. 120. 121.*

müßte, wenn man sich in einer Felsriße verbergen könnte, um der Finsterniß und dem Sturmwinde des Bösen zu entfliehen — in einer Zeit, wo, wenn noch ein Fünkchen der Liebe übrig, auch dieses gleichsam verloren ist, wo selbst der Priestername zu einem eiteln geworden, wo Schande, wie die Schrift sagt, auch auf die Fürsten gefallen ist. Daher, daß die Schamlosigkeit bei den Meisten die einzige Weisheit ist, daß sie die Sünden Anderer richten, nicht um sie zu heilen, sondern um sie unheilbar zu machen, daß sie kein Bedenken tragen, die Perlen vor die Säue und das Heilige vor die Hunde zu werfen; daher, daß Moabiten und Ammoniten,⁸⁹ mit Recht von der heiligen Einzäunung der Kirche verwiesen, jetzt frech in das Allerheiligste sich hinein stürzen. So großmüthig sind wir in der Bosheit; so weit sind die Grenzcheiden verrückt zwischen Freund und Feind, daß es nicht anders geht, als wenn ein Heer in der Nacht unter dem unsichern Mondscheine kämpfen soll, und die eigenen von den feindlichen Truppen nicht zu unterscheiden vermag, oder wie wenn in einem Seetreffen Alles vermischt wird mit den wüthenden Wellen und den zertrümmerten Schiffen und den tiefen Seufzern der Geschlagenen, so daß nicht einmal Raum oder Zeit übrig ist, die Kraft zu entfalten. . . Ja so weit ist es mit der Seelen-Lenkung und Leitung gekommen, mit dem Amte, das wir alle mit großer Furcht, unter steter Anrufung und Gebet zu Gott führen sollten. Ich selbst wenigstens, obgleich von Mutterleibe an auf Gott geworfen, obgleich durch das Stahl der Gefahren abgehärtet, obgleich durch Erfahrung belehrt, daß Gottes Worte süßer als Honigseim sind, herrlicher als tausend Stücke Goldes oder Silbers, muß doch oft besorgen, daß ich mich unter diejenigen gemischt, welche in den Hochzeitssaal gekommen sind, ohne das Hochzeitkleid mitzubringen. . . Und was ist die Folge von alle diesem? Wir haben uns den brennenden Haß der Heiden zugezogen, und — was das Schlimmste ist — wir dürfen nicht sagen, daß sie mit Unrecht uns hassen. Ueber unsere Rücken geht der Weg der Sünder; dort schmieden sie ihre Anschläge wider uns. Wir sind wiederum, wie der Apostel sagt, ein Schauspiel worden, aber nicht Engeln und Menschen, sondern allen Nichtswürdigen, und zwar überall, zu jeder Zeit, bei Freude und bei Leid. Ja ich muß es mit bitteren Thränen sagen, wir sind in der That in einem eigenen Sinne ein Schauspiel geworden; denn nimmer wird lauter gelacht und nimmer stärker geflatcht, als wenn ein Christ auf den Schauplatz vorgeführt und zum Gegenstande des bittersten, blutigsten Spottes gemacht wird!⁹⁰ So tief

89. Er zielt hier vor Allem auf die Arianer hin.

90. Kaum brauchen wir auf das interessante Datum aufmerksam zu machen, das in dieser Stelle enthalten ist, nämlich daß die Christen unter Julian eine stehende Person in den Schauspielen waren.

hat unsere eigene Schwäche und Schlechtigkeit, hat unser Hader und Zank, worüber wir Gott vergaßen, uns herabgezogen!“⁹¹ — Und endlich, wo er dem Schlusse seiner Rede zueilt — welch eine Sammlung von Schmerz, Wehmuth und Jammer in wenigen Worten! „Was mich betrifft,“ sagt er, „so weiß ich wohl, in wem ich siegen soll — in ihm, deß ich mich rühme; allein das ist mir nicht klar, wo ich anfangen, wo ich anheben soll. Wo ist ein Moses, der da beten, ein Samuel, der da opfern, ein Jeremias, der mit dem Volke weinen könnte? wo überhaupt solche, die auf einmal mitkämpfen und mitbeten könnten? Einen solchen Friedensblick, während sie da droben stehen, muß Israel haben — doch welches Israel? Denn wir sind ja nicht wie ein Juda und ein Israel, nicht wie ein Jerusalem und ein Samaria, die da weinen könnten, das eine über das andere, wenn das eine nach dem anderen dahin gegeben würde um seiner Sünden willen — nein, selbst die Söhne sind Verräther worden, und das geliebte, das wahre Juda ist in Empörung gegen seinen Gott begriffen.“⁹²

VII.

Wir könnten meinen, es sey der Schmerz, der hier sich Luft schafft, und, wie es zu gehen pflegt, an den Thränen sich weidet, die Klage übertreibt — wohlان, lasset uns denn aus ein paar Zügen (wahrlich nicht die einzigen, so wenig wie sie die letzten der Art waren) sehen, wie die Wirklichkeit dieser Beschreibung entsprach! Wir versetzen uns mitten auf den Schauplatz — Rom und Constantinopel, die Metropolen der christlichen Welt, sollen uns die Thatfachen vorführen, während das Zeugniß schweigt. Wie scheelsiehende, laurende Feinde standen diese Städte einander gegenüber, mehrentheils schlecht berathen; und wenn irgend ein wahrer Prophet, sich selbst und das Volk demüthigend, aufstand, so mußte er, wie Juda und Israel in den Tagen vor Alters her, den Rücken kehren oder Schande und Schmach ihre Furchen drüber ziehen lassen. Welche Aufgabe für einen Fürsten wie Valentinian I. (364—375), der beides, thatkräftig und umsichtig, dabei doch nicht selten leidenschaftlich aufbrausend, sich vorgesetzt hatte, alle Spuren jener schleichenden, hämischen Ungerechtigkeiten, welche Julians Regierung, trotz der gerühmten Toleranz, charakterisirten,⁹³ zu vertilgen, alle Mißbräuche zu reformiren, und allen seinen Unter-

91. *Gregorii Nazianzeni Oratio I, c. 123. 134 — 142.*

92. *Gregorii Nazianzeni Oratio I, c. 149 — 150.*

93. Denn Jovians Regierung (363—364) war zu kurz, um alles dasjenige ins Werk zu setzen, was der treffliche Fürst zum Wohl seines Landes sich vorgesetzt hatte. Schon er wollte übrigens Allen gleiches Recht angedeihen lassen, was man am besten daraus abnimmt, daß er, obwohl der rechtgläubigen Kirche aufrichtig zugethan, dennoch wegen seiner Milde und Gerechtigkeit selbst von den Heiden gerufen wird. Durhans unverdächtig ist in dieser Hinsicht das Zeugniß des Sophisten Themistius

thanen gleiches Recht angedeihen zu lassen! Von der Stunde an, wo er den Purpur annahm, hielt er als Grundsatz unerschütterlich fest: jeder geistigen Lebensregung gebühre die Freiheit als ihr Recht, so lange sie nicht auf das bürgerliche Gebiet übergreife, noch durch Strafe und Gewalt herrschen, oder mit weltlichen Waffen den Sieg erkämpfen wolle. Gleich vom Anfange an legte man ihm das Gegentheil recht nahe: eine Gesandtschaft der Nicänisch-Gesinnten, den Bischof von Heraclea, Hypatianus, an der Spitze, kam ihm in Thracien entgegen, als er von Constantinopel nach Rom ging. Er antwortete ihnen ganz einfach: als Laie habe er durchaus kein Recht, sich weitläufig über alle diese Verhältnisse auszulassen; die Priester, denen das am Herzen liegen müsse, möchten, wann es ihnen beliebte, zusammenkommen, und es unter sich verhandeln.⁹⁴ — So war sein erster Regierungssact der, die Religionsfreiheit zu erneuern, oder, richtiger gesagt, praktisch und thatsächlich einzuführen; dahin zielten alle Gesetze von Anfang seiner Regierung, auf welche er sich später als auf eine Norm beruft: „daß nämlich einem jeden durchaus freie Übung desjenigen zustehen solle, was er als Glaube und Religion angenommen.“⁹⁵ Deshalb sah er sich veranlaßt, mehrere Bestimmungen seiner christlichen Vorgänger zu reformiren, namentlich in Betreff der Haruspicien und anderer Theile des heidnischen Cultus, welche er freigab (nur das wirklich Unmoralische, wie z. B. das

von dem ausgezeichneten Kaiser. „Dir allein,“ sagt er, „war es vergönnt, als die Regierung auf dich übertragen wurde, alle Menschen theils als Richter, theils als Zeugen anzurufen, als Richter deine Freunde, als Zeugen deine Feinde. Du allein — so scheint es — hast vollkommen anerkannt, daß es dem König nicht gegeben sei, in allen Dingen seine Unterthanen zu zwingen, sondern daß es Verhältnisse gebe, die allem Zwang entziehen, und über jede Drohung, über jedes Herrschergebot erhaben sind. Du erkanntest, daß, wenn es dem Fürsten nicht einmal möglich ist, jemanden gegen sich wehrwollend zu stimmen, der nicht von seinem eignen Herzen dazu getrieben wird, so ist es noch viel mißlicher, irgend einen Menschen dadurch fromm und gottesgegeben machen zu wollen, daß man ihm Menschengebote vorhält — wahrlich ein kurzdauernder Zwang — und ihm elende Schreckbilder vorgaukelt, welche mit der Zeit kommen und zerfallen. Wahrlich darin ahmtest du Gott nach, welcher zwar in die Brust aller Menschen eine Reizung zur Religion niederlegt, aber die Art und Weise der Gottesverehrung einem jeden anheimstellt, so daß wer hier Zwang einführen will, der bebt die Gewalt auf, welche Gott jedem Einzelnen gegeben hat.“ *Themiſtii Oratio V. ad Iovianum Imp., ed. Harduini, p. 66 — 68.*

94. *Sozomeni Historia ecclesiast. VI, 7.* Wir stehen hier auf einem unerbötlichen Grunde. Die Römisch-katholischen Schriftsteller, selbst den redlichen Tillemont nicht ausgenommen, haben sich auf jede Weise bemüht, solchezüge hinwegzuschreiben, die klaren Zeugnisse zu verdächtigen. Alles, was irgend auf die Förderung der Religionsfreiheit Bezug hatte oder für einen Ausdruck derselben gelten konnte, zu verwischen, und besonders das unparteiische heidnische Zeugniß als durchaus unberechtigt zu entfernen.

95. *Codex Theodosianus, IX, 16, 9:* „unicuique quod animo imbibisset colendi libera facultas tributa est.“ *Ammianus Marcellinus, XXX, 9:* „Postremo hoc moderamine principatus inclauit, quod inter religionum diversitates medius stetit, nec quemquam inquietavit, neque ut hoc coleretur imperavit, aut illud, nec interdictis mimicibus subjectorum cervicem ad id, quod ipse coluit, inclinabat, sed intemeratas reliquit has partes, ut reperit.“

ganze magische Wesen, untersagte er streng),⁹⁶ während er auf der andern Seite auf jede Art und Weise den christlichen Bekennern und ihrem Cultus Raum verschaffte.⁹⁷

Wirklich öffnete sich, wie Gregor von Nazianz es ersehnt hatte, unter Valentinian I. ein Friedensblick, der dauerhafter und nachhaltiger gewesen wäre, wenn nicht unter den christlichen Prälaten mehrere durch ihre Herrschsucht, ihre Geldgier und ihr üppiges Leben den Frieden der Kirche und des christlichen Volks gestört hätten. An der Spitze derselben stand leider, nachdem er zu dieser Staffel gelangt, der Römische Bischof Damasus; seine Wahl selbst zum Bischof ist ein blutbeflecktes Blatt in der Kirchengeschichte. „Eine Parthei in Rom (so lautet wörtlich der glaubhafte Bericht) erklärte sich für diesen ehrgeizigen Mann, nachdem bereits der größere Theil des Volks und der Geistlichkeit Ursinus zum Bischof gewählt hatte. Sofort erkaufte jener alle Wagenlenker des Circus;⁹⁸ mit einer, mit Knütteln bewaffneten Schaar drang er in die Basilica Julii ein, wo ein großes Blutbad unter den Christen (von der Gegenparthei) angerichtet wurde. Sieben Tage drauf setzte er sich mit seiner Parthei und den Gladiatoren,⁹⁹ die er durch eine ungeheure Summe erworben, in den Besitz der Lateranischen Basilica. Dort ward er zum Bischof ordinirt. Durch den Stadt-Präfect Biventius und den praefectus annonae Julianus, welche beide er gleichfalls bestochen, brachte er es dahin, daß Ursinus mit seinen Diakonen als landflüchtig erklärt ward. Nun fing Damasus an, wider das übrige christliche Volk in Rom (das diese Wahl nicht gebilligt) zu wüthen; Prügeleien, ja Mord gehörten zur Tagesordnung. Sieben Presbyter, welche auf ihrem Posten verbleiben wollten, suchte er aus der Stadt auszutreiben. Das christliche Volk befreite sie und führte sie in die Basilica Liberii ein. Wiederum nahm er seine Zuflucht zu den Wagenlenkern, Gladiatoren und Gräbern;¹⁰⁰ mit Aexten, Schwertern und Knütteln drangen sie in die Ba-

96. Gesetz von 371. *Codex Theodosianus*, IX, 16, 9.

97. Er überhob z. B. die Christen der Pflicht, die Tempelwache zu halten, verbot, sie an Sonntagen gerichtlich zu verfolgen (*Codex Theodosianus* XI, 7, 10), schenkte allen Christen, die zu Rom studirten, bedeutende Vorrechte (*Codex Theodosianus*, XIV, 9, 1) u. s. w. Was seinen eigenen Glauben betrifft, so war er aus Ueberzeugung katholischer Christ, obgleich er von seinem Standpunkte als Laie weniger Gewicht auf dogmatische Differenzen legte, weshalb er auch unbedenklich eine Arianerin, Justina, zu seiner zweiten Gemahlin erkor.

98. *Quadrigarii*: „qui circo quadrigas agitant.“ Griechisch: ἀρματελάτης, τετραππelaτης. (*Du Fresne du Cange Glossarium* s. v.)

99. *Arenarii*: „gladiatores, qui in arena depugnant“ (*Du Fresne du Cange Glossarium* s. v.). Die Griechen nahmen das Wort unverändert auf (ἀρεναριοί).

100. *S. Du Fresne du Cange Glossarium* s. v. *Fossarius*. Hieronymus: „primus in Clericis fossariorum ordo est.“ Man möchte vielleicht dem Zusammenhange nach eher an Schanzengräber denken; allein das Folgende „clericis“ steht für die Erklärung des Hieronymus.

filica ein (25. Nov. 366). Ein schreckliches Gemetzel entstand. Etliche von der Parthei des Damasus brachen die Kirchenthüren auf, oder legten Feuer umher, um hereinzudringen; Andere zerstörten das Dach und zerschlugen mit den niederstürzenden Dachsteinen eine Menge Christen. Hundert und sechszig, beides Männer und Frauen, wurden getödtet; Viele wurden verwundet und starben nachher. Dennoch wich das Volk nicht; sie sammelten sich wieder und riefen laut: „Wenn sie auch den Leib tödten, die Seele mögen sie doch nicht tödten.“ Man beehrte vom Kaiser, daß er alle Bischöfe nach Rom berufen und die Sache einer richterlichen Untersuchung unterziehen solle. Jetzt fing Damasus an zu zittern; allein er griff wieder zu seinem alten Mittel, und bestach eine Menge der Hofbedienten. Ursinus, neuerdings zurückgerufen, mußte wieder ins Exil wandern. Die Gläubigen hielten nun ohne Geistlichkeit ihre Versammlungen auf den Gräbern der Märtyrer. Allein noch ruhete Damasus nicht. Noch einmal trat er mit Trabanten auf und richtete ein neues Blutvergießen unter diesen elenden Christen an. Alle Bischöfe in Italien wurden entrüstet über diese unerhörte Grausamkeit“. ¹⁰¹

Raum können wir uns ein klareres Bild entwerfen, als uns hier dargeboten wird, von dem tiefen Verderben so vieler hochgestellten Geistlichen, vor Allem des Römischen Hofes, in der letzten Hälfte des vierten Jahrhunderts. Die Thatfachen selbst reden laut; unparteiische christliche Schriftsteller stimmen in allen Punkten dieses Berichts überein. Sie beschreiben uns Damasus nicht bloß als einen solchen, der (wie es hier zu Tage tritt) „anfing, seine Mitknechte zu schlagen, zu essen und zu trinken mit den Trunkenen“ (Matth. 24, 49), sondern überhaupt als

101. Es ist ein Bericht von zwei Presbytern der Ursinus'schen Parthei, Marcellinus und Faustinus, den wir hier in einem treuen Auszuge wiedergegeben haben, ohne zu befürchten, als ob parteiische Färbung das Geringste von den Thatfachen verunstaltet hätte. Denn es sind wesentlich ganz dieselben Thats., mit welchen Ammianus Marcellinus jene schandbaren Exceß am 25. Nov. 366 darstellt. Beide Berichte differiren zuerst über die Zahl der Getödteten, welche Ammianus zu 137, die Presbyter zu 160 angeben; letzteres mag wohl für wahrscheinlicher gelten. Der Präfect heißt bei Ammian nach einer Lesart Juventinus, nach einer andern, die Lindembregk darstellt, grade Vincentius. Ammian weiß ferner Nichts davon, daß dieser sich habe beistehen lassen; nach ihm zog er sich auf ein Landgut zurück, weil er nicht Herr des Aufstandes werden konnte („quae nec corrigere sufficiens Juventinus, nec mollire, coactus vi magna recessit in suburbannam“); sein Nachfolger Vettius Prætextatus unterdrückte das Ganze durch die zu rechter Zeit ausgeführte Landesverweisung des Ursinus (XVII. 9). Bei Ammian heißt die Basilica „basilica Sincini“; allein es ist dies nur ein anderer Name, den dieselbe Kirche führte, die vom Papste Liberius erbaut seyn soll; auch bei Zervantes (*Historia ecclesiast.* VI. 29) heißt sie *basilica Sincina*. Dies sind alle, in der That höchst unbedeutende, zum Theil nur scheinbare, Differenzen; von den Namern Umstände wußten natürlich die Presbyter besser Bescheid. Der Bericht letzterer (Marcellini et Faustini adversus Damasum libellus precum ad Valentinianum, Theodosium et Arcadium) liegt vor in Jac. Sirmondi Operum Tom. I, p. 226 sqq. Vgl. Ammianus Marcellinus, XVII, 8. 9.

einent reulosen Miethling, bei dem die Hoffahrt und eine grenzenlose Begierde nach Ehre und Geld an die Stelle der evangelischen Tugenden, der Frömmigkeit, Demuth und Sanftmuth des christlichen Bischofs traten. Selbst Hieronymus, der Client des Damasus, obgleich er schwach genug war, seine groben Laster zu übersehen, weil er später Liebe zur Kirchensache heuchelte, sieht sich doch genöthigt, solche Tadeln dem Gemälde aufzutragen, das er von dem Verderben des geistlichen Standes entwirft, welche offenbar ein Grundbild voraussetzen, wie das solcher gottesvergessenen Bischöfe. Er ereifert sich wider den Römischen Präfect Vettius Prätexatus, den die heidnischen Zeitgenossen nicht genug zu erheben wissen;¹⁰² und gewiß war dieser durchaus nicht freundlich gegen die Christen gestimmt; aber Recht hatte er doch wohl von seinem Standpunkte in dem Spizworte, womit er öfters Damasus herausforderte: „Macht mich zum Bischof der Stadt Rom, und ich werde gleich Christ.“¹⁰³ Selbst der bescheidene, unpartheiische Ammian kann nicht umhin, mit einem bittern Lächeln über die Zänckerlichkeit der Zeit und solcher Charaktere, sich dahin auszusprechen: „es sei ganz in der Ordnung, daß diejenigen, deren höchstes Ziel irdischer Glanz und Gewalt sey, auch alle Kräfte anstengten, um dies zu erreichen; denn wenn sie dahin gelangt, könnten sie ja ohne Scheu, mit vollkommener Sicherheit, sich durch die Geschenke der Weiblein bereichern, auf Staatswagen in gewählter Kleidung einherziehen, und in kostbaren Gastmählern selbst die königlichen Tafeln überbieten; ein wahres Glück (meint er weiter) würde dennoch ihnen nur dann zu Theil, wenn sie, die Größe der Stadt geringschätzend, die sie den Lastern entgegenhalten, lieber nach dem Beispiele etlicher Provincial-Bischöfe sich der Genügsamkeit, Nüchternheit und unverstellten Bescheidenheit befleißigten; denn nur dadurch würden sie der ewigen Gottheit und den wahren Verehrern derselben sich als fromm und churfürchtswürdig darstellen.“¹⁰⁴ Wie hier, in der Darstellung von einer heidni-

102. *Ammianus Marcellinus, lib. XXVII, 9*: „adeptus est id, quod raro contigit, ut, dum timeretur, amorem non perderet civium... adolecebat gloria praeclari rectoris, plura et utilia disponentis... in examinandis litibus ante alios id impetravit, quod laudando Brutum Tullius refert, ut, cum nihil ad gratiam faceret, omnia tamen grata viderentur esse, quae facitabat.“ Prätexatus war einer der letzten Stützen des Heidenthums. Als sein Tod bekannt geworden (er starb als Consul) ging das haufenweise im Theater versammelte Volk hinaus auf die Straßen, schluchzte laut und vergoß Thränen als über den letzten Römer.

103. Hieronymus hat zugleich seine Mißstimmung gegen Prätexatus ausgedrückt und dieses treffende Spizwort desselben aufbewahrt: „Homo sacrilegus et idolorum cultor solebat ludens beato Papae Damaso dicere: Facite me Romanae urbis episcopum, et ero protinus Christianus“ (*Hieronymi liber contra Iohannem Hierosolymitanum, I, c. 8*).

104. Die Stelle ist so reich an epigrammatischer, ernster Wahrheit, daß wir fürchten müßten, durch die freiere Uebersetzung einzelne Züge verwißt zu haben, und sie deshalb lieber ganz hersehen. „Neque ego abnuo, ostentationem rerum considerans urbanarum, huius rei cupidos ad impetrandum, quod appetunt, omni con-

schen Feder, das Bild des Damasus Zug für Zug wiedergegeben ist, kann unserer Aufmerksamkeit nicht entgehen; auch waren in der That die Klagen der Christen über seine unerträglich tyrannische Verfahrungsweise nicht weniger laut, als die Verachtung der Heiden gegen ihn tief war. — Die Christen von der Parthei des Ursinus, welche die erste Wahl für gültig und unauflöslich ansahen, fuhren, unter einem Presbyter Macarius, fort, Versammlungen in einem Privathause zu halten, wo sie, um jede Aufmerksamkeit zu vermeiden, des Nachts zusammenkamen. Allein der Teufel, heißt es (in dem obenangeführten libellus precum), der Förderer der Gottlosen, weil die Gottlosen sein Reich fördern, ließ es nicht zu. Die Parthei des Damasus nahm die Gelegenheit wahr, brach in dieses Conventikel ein, zerstreute die Leute, die keinen Widerstand leisteten, und schleifte Macarius durch die Straßen, so daß er eine tödtliche Wunde erhielt. Den folgenden Tag schleppten sie ihn vors Gericht, und drohten ihm mit einem angeblichen kaiserlichen Rescript; als er dennoch keinen Fußbreit weichen wollte, ward er ins Exil geschickt; in Ostia angekommen, starb er an seiner Wunde. Damasus spielte ganz den Fürsten und jagte gleich darauf mehrere Laien und Presbyter zur Stadt hinaus; er verließ sich auf seine mächtigen Freunde unter den Richtern, und verschmähte selbst nicht die Hülfe heidnischer Sophisten und Declamatoren, um seine Sache aufrecht zu erhalten.¹⁰⁵

So standen die Sachen in Rom unter dem kräftigen, weit reichenden, rasch ausführenden Valentinian. Man sollte meinen, er hätte geschlummert — aber nein, er wachte; nur war es ihm nicht möglich, der geistlichen Hinterlist auf allen ihren Schleichwegen zu folgen. Etwas that er doch, und zwar durch das berühmte Rescript vom Jahr 370. Dasselbe untersagte allen kirchlich Angestellten und Mönchen, in die Häuser der Wittwen und Unmündigen einzudringen, um Erbschaften zu erschleichen;

tentione laterum iurgari debere, cum id adepti futuri sint ita securi, ut ditentur oblationibus matronarum, procedantque vehiculis insidentes, circumspice vestiti, epulas curantes profusas, adeo ut eorum convivia regales superent mensas. Qui esse poterant vera beati, si, magnitudine urbis despecta, quam villis opponunt, ad imitationem Antistitum quorundam provinciarum viverent, quos tenuitas edendi potandique parcissime, villas etiam indumentorum et superciliosa humum spectantia perpetuo numini verisque ejus cultoribus ut puros commendant et verecundos.“ (*Ammian. Marcellin. XVII. 3*). Wie aufrichtig bestraft sich nicht Ammianus selbst und Hinterlaß zu scheiden, und wie vielen Dank müssen wir ihm schuldig sein für sein Zeugniß betreffend die Provinzialbischöfe, von denen allerdings mehrere eine Säule und Stütze für die Kirche waren!

105. Wiederum aus *Marcellini et Faustini libellus precum* (l. c.). Den Sinn der letzten Worte (nam idem Damasus, accepta auctoritate regali, etiam alios Catholicos Presbyteros nec non et Laicos insecutus misit in exilium, perorans hoc ipsum per gentiles scholasticos, faventibus sibi iudiciis“) glaube ich richtig gefaßt zu haben; um den der übrigen kann keine Frage sein.

alle Testamente und Donationen der Art, oder welchen Titel auch solche Gaben haben, und durch welche Dazwischenkunft sie auch präsentirt werden möchten, sollten vor Gericht nicht anerkannt, sondern das ganze, auf diese Weise erworbene Vermögen dem Fiscus zugeschlagen werden.¹⁰⁶ Damasus mußte seine eigne Verdamnung abkündigen und in allen Kirchen Roms abkündigen lassen;¹⁰⁷ es geschah den 29 — 30. Juli. Die Kirche seufzte über ihre entarteten Söhne; Hieronymus (ohne irgend einen Namen zu nennen) kann nicht Worte genug finden, diese Schande zu beweinen. „Ich erröthe“, sagte er, „daß ich es aussprechen muß; aber so ist es: Gözenpriester, Schauspieler, Wagenlenker, öffentliche Dirnen haben das Recht, Erbschaft nach Testament zu empfangen; nur den Klerikern und Mönchen wird es durchs Gesetz verboten, und zwar nicht von Fürsten, welche die Kirche verfolgen, sondern von christlichen Fürsten. Ich beklage mich nicht über's Gesetz, sondern das schmerzt mich, daß wir ein solches Gesetz verdient haben. Das Brenneisen hat seinen Nutzen; aber wer würde das von der Wunde sagen, welche dieses Brenneisen herausgefordert hat? Streng und umsichtig sind die Bestimmungen des Gesetzes; und doch kann selbst so die Geldbegierde nicht gezügelt werden. Durch Fideicommissa umgehen wir das Gesetz. Wir fürchten uns vor dem Gesetze, als ob die Gebote des Kaisers größer wären als das Gebot Christi, und verachten die Evangelien.“¹⁰⁸

Was aber die Verwirrung und Noth der Kirche bis auf die höchste Spitze trieb, war das, was Gregor von Nazianz oben uns andeutete über den Hader zwischen Juda und Israel, die beide auf einmal gefangen, und für ihre gemeinschaftliche Heimsuchung und Sünde keine Thränen mehr hatten. Politisch richtig war es ja gewiß von Valentinian, daß er gleich beim Antritt seiner Regierung seinen Bruder Valens zum Mitregenten nahm, und ihm den Orient überließ, während er den Occident für sich behielt. Und doch war diese Theilung wie ein Krebschaden, der die edelsten Theile nicht blos des bürgerlichen Wesens, sondern auch der Kirche angriff. In Constantinopel blühte der Arianismus, geschützt von Valens; der Tod des letztern (in der Schlacht gegen die Gothen bei Adrianopel 378) gab der unterdrückten Kirche freiem Raum, aber heilte nicht ihre tiefen Wunden. Hingegen schien der mächtige Schutz,

106. *Codex Theodosianus, lib. XVI, 2, 20.*

107. Die Heiden nannten ihn mit einem passenden Namen „auriscalpius matronarum.“

108. *Hieronymi Epistola LII, c. 6.* Dieser ganze Brief an Nepotianus ist ein unvergleichliches Sitzenmål des geistlichen Standes im vierten Jahrhundert. Ein Seitenstück dazu ist der 22. Brief an Eustochia (die Zahlen überall nach der neuesten Benedictinerausgabe).

den Theodosius der Kirche gewährte, wenigstens in diesen Gegenden viele ehrgeizige und herrschsüchtige Pläne zur Reife zu bringen, die unter dem Schein des Friedens offenbare Zwietracht pflanzten oder geistige Ohnmacht gebaren. Grade in diesen Tage kam Gregor von Nazianz nach Constantinopel, mehr wie ein Missionar, der zuerst pflanzen muß, als wie ein Kirchenhirte. Mit unsäglichlicher Mühe sammelte er das gläubige Volk, das ihn sehnachtsvoll herbeigerufen hatte.¹⁰⁹ Ein Conventikel war der erste Schauplatz seiner Arbeit in diesem Theile des Weinberges; daraus erwuchs eine Kirche, die er sinnbildlich „Anastasia“ (die Wiederauferstandene) nannte. Aber irdisch sollte seine Hoffnung nicht in Erfüllung gehen. Grade der Tag, wo Theodosius ihn, als den Bischof der rechtgläubigen Kirche, mit Macht in die Kirche einführte — ein großer Trupp von Soldaten nahm die Sophienkirche in Besitz (380, 26. Nov.) — war für ihn kein Freuden-, sondern ein Thränen-Tag. Nicht mochte er's verschweigen, bei der Ueberschau seines Lebens, wie an jenem Tage Constantinopel einer durch das Recht des Krieges eingenommenen und gedemüthigten Stadt glich; sich selbst kam er vor, als ob er, mitten unter den glänzenden Waffen und Schildern, mehr als ein Wolf denn als ein Hirte einziehe.¹¹⁰ Nicht lange darnach ward er ein Opfer der Factionen in der Kirche selbst. Man ließ ihn gern gehen — schon lange betrachteten ihn die Arianer und Katholiken im verfeinerten Constantinopel als einen „Cappadocischen Bauer“¹¹¹ — und er zog gern zur stillen Einsamkeit, zum Frieden hin, wonach er sich sehnte.¹¹²

Ohne Zweifel wird man jetzt besser als vor einiger Zeit diese Schlaglichter verstehen — in Tagen, wo die rechtgläubige Kirche selbst an vielen Orten zu einem Conventikel herabgesunken ist, und sich, wenn es ihr anders gestattet wird, wieder gleichsam aus den ersten Steinen erbauen muß — in Tagen, die, wenn auch nicht durch blutige Parteidämpfe, wie das scheidende vierte Jahrhundert in Rom und Constantinopel, ausgezeichnet, doch gewiß nicht weniger Schlangen und Skorpione unter der Hofgeistlichkeit und den übrigen Geistlichen zählt. Und wenn wir in solchen Tagen dennoch Männern unter der Geistlichkeit begegnen, die nicht dort gefunden werden, wo die in den weichen Kleidern sind, und nicht wie Rohre sind, die der Wind hin und her weht — Männern, die für das Haus des Herrn stehen wollten und standen —

109. *Gregorii Nazianzeni Carmen de vita sua*, v. 596: „πολλῶν καλούντων ποιμένων καὶ θρεμμάτων.“

110. *Gregorii Nazianzeni Carmen de vita sua*, c. 96 sqq., inpr. „εἰκὼν ἀλόγτος ἄστρος κατὰ κράτος.“

111. *Gregorii Nazianzeni Oratio XLII*, c. 24.

112. *Gregorii Nazianzeni Carmen de vita sua*, c. 166.

dann füllt unser Auge sich mit Klarheit und Trost, weil wir thatsächlich erfahren, daß der Herr alle Tage mit seiner Kirche ist.

Ein solcher Mann war unter andern Ambrosius. Wie er zu dem gebildet wurde, was er ward, welchen Kampf er mit der Hülfe des Herrn führte, und wie er in demselben bestand, das werden wir jetzt sehen, nachdem wir erörtert haben, wie das Jahrhundert gestaltet, in welches er gekommen war.

VIII.

Im Jahre 340, wenn wir anders richtig gerechnet haben¹¹³, ward Ambrosius in dem damals bereits ganz romanisirten Gallien geboren. Drei Städte, Trier, Arles und Lyon, können sich um die Ehre streiten, ihn hervorgebracht zu haben: denn er war ein Sohn des Römischen Präfecten in der ausgedehnten Gallischen Provinz,¹¹⁴ und in allen drei Städten residirte der Präfect, jenachdem Zeit oder Gelegenheit es bestimmten; doch hat ohne Zweifel Trier den größten Anspruch drauf, als seine Geburtsstadt genannt zu werden. Er war der jüngste Sohn des damaligen Präfecten; eine ältere Schwester, Marcellina, und ein älterer Bruder, Satyrus, waren seine einzigen Geschwister. Schon seit dem dritten Jahrhunderte hatte die Familie das Christenthum angenommen; sie zählte unter ihre christlichen Ahnen die edle Jungfrau Sotharis, welche den Märtyrertod unter Kaiser Diocletian litt.¹¹⁵

Nur wenig wissen wir aus Ambrosius' frühesten Jahren zu berichten; die geschäftige Sage hat sich bemüht, das Mangelnde auszufüllen. Offenbar um darauf hinzudeuten, daß ein christlicher Platon in ihm lag (und er mag ja wohl mit einigem Recht so genannt werden), erzählt sie, der Vater sei einst in die große Vorhalle des Prätoriums (area) hinausgekommen, wo die Wiege des Kindes stand; dort habe

113. Die Feststellung der Zeitrechnung kommt auf eine Stelle im 59. Briefe des Ambrosius (ad Severum) an, worin er uns erzählt, er sey unter den Erschütterungen der Barbaren, die damals Italien überschwemmten, 53 Jahre alt gewesen. Hier entsteht nämlich die Frage, ob unter diesen Erschütterungen der Krieg des Theodosius gegen den Murrpator Maximus (387), oder der gegen den gekrönten Rhetor Eugenius (393 — 394) gemeint sey. Wäre das Erstere der Fall, so müßte Ambrosius im J. 333 geboren seyn. Dies kann indeß kaum so seyn, wenn anders die Anekdote des Paulinus vom Handfusse (s. weiter unten) Glauben verdient. Denn Ambrosius wäre, nach jener Annahme, dann 18 — 20 Jahre alt gewesen, während er jetzt (was ganz der Erzählung entspricht) 10 — 12 Jahre alt gewesen seyn mag.

114. Sie besaßte zu der Zeit Gallien, Hispanien, Britannien und Mauritania Tingitana (mit der Hauptstadt Tingis, dem jetzigen Tanger).

115. Von ihr berichtet Ambrosius (*de virginibus III, 7, 39*): „quae, servilibus quoque contumeliis ad fastigium passionis evecta, etiam vultum ipsum, qui inter cruciatus totius corporis liber esse consuevit injuriarum, et spectare potius tormenta, quam perpeti, carnifici dedit, tam fortis et patiens, ut, cum teneras poenae offerret genas, prius carnifex caedendo defecerit, quam martyr injuriarum cederet.“ Vgl. *Ambrosii exhortatio virginittatis, c. 12, 82 sqq.*

er einen Bienenschwarm gesehen, welcher auf den offenen Mund des Kindes herab-, und zuletzt wieder wegflog, denn er habe der Amme verboten, sie zu vertreiben; endlich aber erhoben sie sich so hoch in die Luft, daß kein menschliches Auge ihnen folgen konnte. Dies sey dem glücklichen Vater ein Wahrzeichen gewesen, daß aus dem Kinde, wenn es gedeihe, etwas Großes werden würde. Der leichtgläubige Biograph des Ambrosius, Paulinus, hat diesen Zug seinen Lebensannalen eingewoben, als ein Blatt gleichsam des werdenden Siegeskranzes, den der Herr selbst seinem Günstling flechten würde.¹¹⁶

Erdischer Glanz und Herrlichkeit umgaben die Wiege des Ambrosius; mit um so größerem Zuge preisen wir die Gnade des Herrn, die ihn bewahrte. Uns genüge es zu bemerken, daß er in Gallien aufwuchs, wo das Christenthum bereits seit dem zweiten Jahrhundert tiefe Wurzeln geschlagen, wo eine Reihe trefflicher Bischöfe seit Irenäus († 202) mit aller Sorgfalt pflanzten und begossen, während Gott das Gedeihen gab. Denn wo das Christenthum so ein Land zu befruchten angefangen, da kann auch die Frucht der Ewigkeit in den Menschenherzen zur Reife kommen.

Ein großes Unglück schien es für Ambrosius, daß sein Vater ihm sehr frühe entrisen wurde († c. 350); gewiß aber hat die liebevolle Sorge der Mutter, welche nach Rom zog, um die Erziehung der jüngern Kinder zu vollenden, den tiefen Verlust ihm ersetzt. Hier, in der Hauptstadt des Occidents, suchte er sich die ganze „liberale Bildung“ der Zeit, wie man es damals bezeichnete (*liberales disciplinae*), anzueignen. In welchem Maße es ihm gelungen, bezeugen seine Schriften, die, vom erhabenen Geiste des Christenthums und der dadurch bedingten Sprachbildung durchdrungen, dennoch das classische Gepräge nicht verläugnen.¹¹⁷ Tiefer aber, ja gewiß am allertiefsten, griff ein anderes Moment in die Bestimmung seines Lebens ein. In Rom nämlich traf er schon bei seiner Ankunft die Schwester Marcellina, eine edle und lebenswürdige Persönlichkeit und aufrichtige Christin, die, um ihre entschiedne Neigung zur Nachfolge des Herrn zu verbätigen, das Klosterleben erwählt hatte. Durch sie wurde, wie wir deutlich ab-

116. *Vita Ambrosii per Paulinum*, c. 3. Dies ist das Allerwenigste von dem bloß traditionellen Stoff, den Paulinus aufgenommen, obgleich er feierlich versichert, bloß historische Wahrheit berichten zu wollen. Die Geschichte des Ambrosius ist ganz von dem Wuche falscher, freier Traditionen niedergedrückt. Uebrigens deutet Ambrosius selbst (*de virginitate*, c. 16) auf jene Stelle (Zer. 6, 8) hin, die Paulinus in seiner Lebensbeschreibung am Rande bemerkt hat.

117. Man hat ihn auch den christlichen Cicero genannt wegen seiner Bücher *de officiis ministrorum*. Gewiß ist es, daß sowohl poetische als philosophische Bildung, wie er selbst öfters andeutet (z. B. *de virginitate*, c. 18), ihm zu Gebote standen.

nehmen mögen, von nun an der ganze Charakter der Familie bestimmt. Es kann seyn, daß — wie Paulinus uns erzählt — die geistlichen Gedanken zuerst dem Knaben ein Gegenstand des Scherzes und Spiels waren¹¹⁸ (nach unserer Rechnung wäre er etwa zehn Jahre gewesen, als er nach Rom kam); unauslöschlich blieben dennoch die Eindrücke, die er von diesem Lebenskreise empfing. Und wenn es nun feststeht, daß die frühesten Keime der Gottesfurcht, oft vom Menschen selbst übersehen, später wohl gar in Gefahr in der Welt zertreten zu werden, die stärksten sind; daß sie oft im folgenden Leben mit einem Glanz der Herrlichkeit erwachen, der etwas mehr noch zu bedeuten hat, als der liebliche Farbenschimmer der Kindheit überhaupt; daß die Gnade des Herrn, wo sie einen Menschen entschieden ergreift und ihn sich ganz aneignet, es nicht verschmäht, an diese zarten Schößlinge anzuknüpfen; — dann haben wir gewiß Recht (im Gegensatz zu den früheren Biographen des Ambrosius, die etwas leicht darüber hinweggegangen sind), das größte Gewicht auf diesen Theil seiner Erziehung zu legen. Er ward später ein Klosterbruder im ursprünglichen Sinne des Wortes, so wie seine Schwester in jeder Beziehung eine vollendete Klosterfrau (virgo) war. Nicht als ob er eigentlich die Regeln des Klosterlebens angenommen hätte, auch nicht weil er viele, hauptsächlich Jungfrauen-Klöster stiftete, visitirte und reformirte, sondern weil sein ganzes Leben als Bischof, sein ganzer schriftstellerischer Charakter das Gepräge davon trägt. Eben deshalb halten wir es für nothwendig (zumal da das Klosterleben in den gewöhnlichen kirchenhistorischen Darstellungen entweder als ein bloßer Auswuchs oder als der Gipfel der seraphischen Vollkommenheit erscheint),¹¹⁹ wenigstens einige Winke darzureichen, die zu einer durchgreifenden, gerechten Würdigung des ganzen Klosterlebens anleiten können.

Man hat durchaus Unrecht, wenn man glaubt, das Mönchs- und Klosterleben finde seine hinreichende Erklärung in dem mystischen Gange und dem vorwaltenden Darstellungsricke des Orients, oder in einzelnen mißverstandenen Schriftstellen, oder in dem Bedürfnisse christlicher Seelen sich aneinander anzuschließen und eine gegenseitige Einwirkung zu vermitteln.¹²⁰ Tiefer ist unstreitig der Ursprung

118. Als der Knabe — heißt es — öfters die Mutter so wie die Schwester den Priestern die Hände küssen sah, habe er auch seine Hand zum Küssen mit den Worten angeboten: er wolle Bischof werden (*Paulini vita Ambrosii, c. 4*). Nachher, berichtet derselbe, löste er sein Versprechen bei denselben Personen ein, die jetzt dem neugewählten Bischof die Hand küßten.

119. Je nachdem sie von protestantischem oder von römisch-katholischem Standpunkt geschrieben wurden.

120. Letzteres hat R. Hase (Kirchengeschichte, 5. Aufl., S. 143) geltend gemacht, und, nach seiner Weise, sehr viel Gutes darüber gesagt, ohne daß es überall gleich treffend oder tiefgeschöpft wäre.

desselben zu suchen; in seiner Reinheit giebt es sich als ein Streben kund, die innigsten und kräftigsten Momente der christlichen Erweckung den Einzelnen zuzuführen, und durch ansprechende Mittel, namentlich durch die engsten Gemeinschaftsbande,¹²¹ sie festzuhalten. Das Klosterleben ist ein Versuch, den Charakter des geistlichen Ergriffenseyns zu concentriren, und von diesem concentrischen Punkte aus gegen die gewöhnliche Zerstreuung und Oberflächlichkeit des Lebens zu protestiren. Es ist, seiner Idee nach (wenn wir so sagen dürfen), die kräftigste, weil immer gegenwärtige Form der Zueignung des Göttlichen. Beides muß man festhalten als die hervortretenden Grundmomente des Begriffs: den nach Innen gekehrten Ernst und den fortgesetzten Protest wider alles blos äußerliche Wesen, es sei nun, daß dieses darauf ausgeht, das ganze geistliche Besitztum des Menschen zu zerstreuen, oder es sich angelegen sein läßt, immer noch einen geistlichen Schein zu bewahren. Das Klosterleben setzt sich vor, mit Macht das Wort des Herrn zu realisiren: „Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich, und wer nicht mit mir sammlet, der zerstreuet“ (Matth. 12, 30). Von diesem Gesichtspunkte aus wird das Klosterleben selbst in unsern evangelischen Versammlungen einen sympathetischen Nerv erwecken; es war, von seinem innersten Kreise gesehen, gewissermaßen ein Protestantismus vor dem Protestantismus; und je klarer, je mehr befreit von aller geheimen Untreue es Jemandem gelang, dies Streben abzuspiegeln, desto mehr ist ein solcher Klosterbruder, eine solche Klosterjungfrau im allgemeinsten Sinne des Worts ein Protestant.

Von dieser Seite sieht Ambrosius die Sache an. „Auch du, meine Seele,“ sagt er (in der berühmten Anweisung zum Klosterleben mit der Aufschrift „de virginitate“), „mußt dich als einen aus dem Volke, aus dem geringen Haufen betrachten lernen. Christus wird sich ja gewiß nicht von den Zeichen äußerlicher Würde bestechen lassen, die so oft Zwietracht und Hader in der Kirche hervorgebracht, den Frieden derselben verschendct haben. Zu allen Zeiten, auch auf deinem nächtlichen Lager, halte du Christum im Sinne und in Gedanken; auf seine Zukunft warte und hoffe du alle Augenblicke. So wie der Thau des Himmels die nächtliche Dürre verreibt, so hat der Himmelsbau unsers Herrn Jesu Christi die Nachtschatten zerstreut, und überall den erquickenden Lebensbalsam herum verbreitet. Er, dein Haupt, ist zwar sich selbst genug; dennoch besendct und besprenget er mit diesem Himmels-thau alle Seelen, die seiner barren... Alles besitzen wir in Christo.

121. Das anachoretische (Einsiedler-) Leben, wie es besonders im Oriente hervortrat, ist wiederum eine compactere Form desselben Strebens.

Drum trete eine jede Seele zu ihm heran, sie sey nun in äußerliches Weh versenkt, oder von den irdischen Begierden verwundet, oder mit mancher Unvollkommenheit belastet, obgleich fortschreitend auf dem Lebenswege, oder sie habe sich schon in der Kraft des Herrn erhoben; denn alle Seelen sind in der Gewalt des Herrn, und er ist ihnen allen genug. Willst du, daß deine Wunden heil werden — er ist der Arzt; bist du von der Fieberhize durchglüht — er ist der kühlende Born; fühlst du dich beschwert von der Ungerechtigkeit — er ist die Gerechtigkeit; bedarfst du der Hülfe — er ist deine Hülfe und Stärke; fürchtest du den Tod — er ist das Leben; sehnst du dich nach dem Himmel — er ist der Weg dahin; willst du dem Dunkel entfliehen — er ist das Licht; begehrt du Nahrung — er ist die rechte Speise, das wahre Himmelsbrod. Darum „schmecket und sehet, wie freundlich der Herr ist; wohl allen denen, die auf ihn hoffen“ (Ps. 34, 9).¹²²

Von diesem Standpunkte aus haben auch alle gottseligen Uebungen (Gebet, Psalmengesang, das Lesen der heiligen Schrift, die Recitation des Symbols) ihre centrale Bedeutung, als Mittel nämlich sich beim Herrn wach zu erhalten, und mitten in der Finsterniß vor dem Lichte seines Angesichts zu stehen.¹²³ Von diesem Standpunkte muß man auch gegen eine jede Ueberspannung der Disciplin protestiren. Ambrosius thut es. Er erinnert als Bischof seine theure Schwester daran, die zu solcher Uebertreibung geneigt war.¹²⁴ „Nicht Alles“, sagt er, „was auf dem Acker steht, ist zum Abmähen bestimmt. Es erheben sich Weinberge von den Höhen; man sieht wohl auch purpurfarbne Oliven und duftende Rosengebüsche. Selbst der rüstige Bauer verläßt ja mitunter seinen Pflug, um Blumenschößlinge einzusetzen. So gehe du diesem Beispiele nach, und furch nicht immer die Erde auf mit dem eingedrückten Pflugeisen; je mannigfaltiger die Frucht, desto besser der Acker. Vor Allem, auch da, wo wir meinen, die Zucht schärfen zu müssen, geschehe Nichts zum Scheine oder um damit sich bemerkbar zu machen, sondern Alles um der Gottseligkeit willen.“¹²⁵

122. *Ambrosius de virginitate*, c. 12. 16.

123. *Ambrosius de virginibus*, lib. III, c. 4. Die berühmte Stelle u. a. über die Recitation des Symbols: „Symbolum quoque specialiter debemus tanquam nostri signaculum cordis antelucanis horis quotidie recensere, quo etiam, cum horremus aliquid animo, recurrendum est. Quando enim sine militiae sacramento miles in tentorio, bellator in proelio?“

124. Der Bruder sagt zu ihr: „Wir haben Fastenvorschriften für die einzelnen Tage; du hingegen legst Tage zu Tagen und Nächte zu Nächten, wo du keine Speise zu dir nimmst; und bittet man dich, wenigstens einen Augenblick dein Buch (codicem, die h. Schrift) bei Seite zu legen, und den Körper ein wenig zu erquicken, so antwortest du flugs: „Der Mensch lebt nicht vom Brode allein, sondern von einem jeglichen Wort, das durch den Mund Gottes gegangen ist.“ *Ambrosius de virginibus*, III, 4, 15.

125. *Ambrosius de virginibus*, III, 4, 15.

Allein so lieblich die Frucht des Klosterlebens sich anließ, so nagte doch ein Wurm an der Wurzel desselben. Wir brauchen nicht weit zurückzugehen, um uns zu überzeugen, daß in dieser Form des geistlichen Lebens, wie es von Anfang an sich gestaltete, der erste Keim zur Entartung lag. Das Ethische, das moralisch-kräftige Streben nach völliger Unabhängigkeit von der Welt, war gleichsam an der Wurzel gespalten: auf der einen Seite lag die Unendlichkeit, worin die Seele immer näher mit Gott sich zusammenschließt, auf der andern ein oft sich selbst verborgrner Eigenwille und ein Trözen auf eignes Wirken als den eigentlichen Verklärungsproceß des Lebens. War zu leicht vergaß man, daß das Kreuz nur in der Welt aufgenommen werden kann, so wie der Herr es in der Welt aufnahm, und daß diejenigen, welche nicht so ihm nachfolgen, wenigstens einen Theil des christlichen Kampfes abschneiden. Der Versuche, ein Mittelglied zu finden — nämlich nicht die Welt in die Klöster einzuführen, sondern gewissermaßen die Klöster der Welt zu öffnen — waren im Laufe der Jahrhunderte mancherlei; sie sind ausgedrückt zum Theil in den Regeln der Mönchsorden (doch meist nur sehr schwach, oft verkehrt dargestellt), zum Theil in der wiederholten Reformation derselben. Denn das darf man keineswegs übersehen; daß ihr protestantischer, reformatorischer Charakter eben auch hierin sich abspiegelte, daß sie stets darauf bedacht seyn mußten, sich zu läutern, zur ersten Liebe zurückzukehren. Aber alle diese Reformationsversuche (wie achtungswerth sie auch sonst seyn mochten, z. B. die des Benedictinerordens) scheuten sich, die Sache bei der Wurzel anzugreifen. Eben in den Regeln des Klosterlebens selbst lag ein starker Gegensatz zur evangelischen Freiheit, die man bewahren wollte, lag das Selbstgewählte¹²⁶ und hart daneben der äußere Zwang, der gar nicht in solche Auswüchse zu verlaufen brauchte, wie wir denselben sowohl in der frühern als spätern Zeit des Mönchslebens begegnen (die Flagellationen z. B.), um als ganz unevangelisch erkannt zu werden. So kam es, daß die beste, redlichste Meinung vor dem Strom des Verderbens nicht schützen konnte, der desto höher gegen die Klostermauern anschlug, je höher diese gegen die Welt aufgerichtet waren. Je mehr die ganze Tendenz des Klosterlebens auf die innerlichste Darstellung des Lebens im Geiste ging, desto größer

126. Auch die Frage muß natürlich hier aufgeworfen werden, ob die christliche Tapferkeit, Reinheit und Sucht einen eigenen Stand bilden, oder nicht vielmehr das Kennzeichen aller Christen seyn soll, welche die zweite Zukunft des Herrn erwarten; ferner ob die evangelischen Rathschläge (welche man in der mönchischen und scholastischen Götze als einen kürzern Weg zum Ziele darstellte) als der Kern des evangelischen Lebens, im Gegensatz zu den evangelischen Pflichten, die für alle und in jedem Falle gelten, angesehen werden dürfen. Die Reformation hat mit Recht beides, dieses und jenes, verneint.

war die Gefahr, wenn unevangelische Elemente zuerst damit zusammen-
gährten; je höher das Ziel gesetzt war, desto größer mußte die Aus-
artung seyn. Zuletzt kam es dahin, daß das Klosterleben, so schön
und wahr in seinem lautern Ursprunge, eine Bente grade der welt-
lichen Sorglosigkeit und Trägheit ward, der man entfliehen wollte. —
Das ist die Kritik der Reformation über das Mönchsleben, aus dessen
Windeln sie sich selbst erhoben hatte; eben weil sie davon ausgegangen,
hatte sie nothwendig den schärfsten, durchdringendsten Blick für alle
tiefe Gebrechen desselben. So werden wir, die Reihe der Jahrhun-
derte durchmessend, wohl erkennen, wie auf der einen Seite die Refor-
mation im Schooße des Klosterlebens selbst ausgeborn werden, und
doch auf der andern Seite den Gegensatz gegen die Entartung desselben
bis auf die äußerste Spitze treiben konnte.¹²⁷

Trog dieser Mängel aber, die oft nicht nur die Frucht, sondern
selbst die Ausaat preisgaben, hatte das Klosterleben — außer der An-
erkennung, die wir dem Streben überhaupt zollen müssen — noch eine
Seite, die besonders beim Auftreten solcher Männer, wie Ambro-
sius, in der Kirche von der größten Bedeutung war. Wir haben ge-
hört, wie der Freiheit der Kirche schwere Bunden geschlagen wur-
den theils durch die weltliche Gesinnung vieler ihrer Diener, denen das
knechtische Joch der Welt baß behagte, theils durch die unglückliche Ver-
wickelung mit den Staatsverhältnissen, wodurch ebenfalls viel Gold des
Glaubens in Rechenpfennige umgesetzt ward. Das Klosterleben ward
eine Zufluchtsstätte der Kirchenfreiheit; der Mönchsstand bot
die starken Manneschultern dar, welche oft Träger der Freiheit wur-
den. Ein Jahrtausend hindurch sehen wir Beispiele davon; schon im
vierten, fünften Jahrhundert waren sie nicht selten. Daher die sonst
unerklärliche Erscheinung, daß die Bischöfe, welche in die Gestaltung
des kirchlichen Lebens thatkräftig eingreifen, entweder durch den Auf-
enthalt in Klöstern sich zum Amte vorbereitet, oder, obschon sie nie die
Mönchsstracht anlegten, dennoch in ihrem ganzen Betragen, in ihrer
ganzen Denkweise von diesen Grundsätzen durchdrungen waren, und sie

127. Allerdings ward ja dieser Gegensatz nicht selten, in der Praxis fast ohne
Ausnahme, auf eine solche Spitze getrieben, daß man das ganze Mönchsleben unbe-
dingt verwarf. Mit Rücksicht hierauf scheint die Schuld und das Verdienst, doch nicht
auf gleiche Weise, zwischen der Römisch-katholischen und evangelischen Kirche getheilt
zu seyn. Diese hat das wahre Bild des Klosterlebens aufgestellt, aber, um der wal-
tenden Verfehrtheit des Lebens willen, nicht den Muth gehabt, dasselbe zu realisiren;
jene hat die Form des Klosterlebens festgehalten, aber zugleich alle Ausartungen
desselben. In ersterer Beziehung ist es nun durchaus bemerkenswerth, daß alle Rege-
nerationen in der evangelischen Kirche das mansüßliche Gepräge jener Innigkeit tra-
gen, welche gerade der ursprüngliche Charakter des Klosterlebens ist. Joh. Arndt,
Spener, A. H. Francke und viele Andere standen gewissermaßen als verklarte
Klosterbrüder da.

geltend machten, sowohl um der Welt in einem umgekehrten Spiegel ihre wahre Gestalt zu zeigen, als um die Freiheitskeime, die noch in der Kirchenverfassung übrig waren, zu retten. Ein solcher Streiter war Ambrosius; auf diesem Felde gewann er seine schönsten Lorbeeren.

IX.

Anfangs schien es doch gar nicht, als ob die tiefen Eindrücke, die Ambrosius in seiner ersten Jugend empfangen, seine zukünftige Laufbahn bestimmen würden. Diese war im Gegentheil, wie die seines Bruders Satyrus, ganz auf den glänzenden Kreis der Staatsbedienungen gerichtet. Nach Römischer Weise wurden beide Brüder, nachdem sie ihre Vorbildung in tüchtigster Weise vollendet, Sachwalter; Ambrosius plaidirte die Rechtsfachen mit eben so großer Lust, wie es schien, als mit Ruhm vor den Schranken;¹²⁸ bald kletterte er die Stufen der Ehre hinauf. Er hatte mit mehreren hochangesehenen und einflußreichen Staatsmännern Bekanntschaft gestiftet, mit Symmachus unter andern (den wir bald als den wärmsten Anwalt des Heidenthums kennen lernen werden) und mit Anicius Petronius Probus, der es darauf angelegt zu haben schien, das glänzende Talent des jungen Advocaten hervorzuziehen. Letzterer, übrigens nach dem Bericht glaubhafter Zeugen ein ebenso hohler als in vieler Hinsicht schlechter Charakter (dem als Lebensziel die Aufhäufung weltlichen Guts und weltlicher Ehre galt, während er ebenso eifrig war, seine Freunde zu erheben, als diejenigen mit wüthendem Haß verfolgte, welche ihm zuwider waren),¹²⁹ stellte Ambrosius als Präfectur-Rath in Mailand an; und nachdem er diese Stelle einige Jahre bekleidet, brachte Probus es durch sein Ansehen beim Kaiser dahin, daß ihm der wichtige Posten als Präfect über die Ligurische und Aemilische Provinz anvertraut ward.¹³⁰ Gewiß wird Ambrosius, nach seiner edlen Gesinnung, sich um diese Ehrenstellen nicht beworben, noch weniger sich dazu

128. *Vita Ambrosii per Paulinum*, c. 5: „Professus in auditorio praefecturae splendide causas peroravit.“

129. *Ammianus Marcellinus*, lib. XXVII, 5: „per universum paene orbem patrimonialia sparsa possedit . . . nunc benevolens et amicos sublimius evigens, aliquotiens insidiator diris, potuit ingentia largiendo et intervallando potestates assiduas . . . implacabilis, ut, si laedere quemquam instituisset, nec exorari posset.“ Hermant (*vie de St. Ambroise. Par. 1679*). ein mittelmäßiger, geistloser, erzkatholischer Compilator hat die Wahrhaftigkeit dieses Zeugnisses Ammians bezweifelt, als ob er deshalb Probus Charakter so tief in Schatten gestellt, weil dieser ein Christ war. Allein das ist nicht Ammians Gewohnheit. So liegt durchaus Nichts vor, was uns, auch in diesem Falle, sein Zeugniß verdächtig machen könnte.

130. *Vita Ambrosii per Paulinum*, c. 5. Ligurien und Aemilien (mit Aufubrien) besaßte ungefähr das ganze obere Italien (Mailand, Piemont, Genua, Bologna). Die Anekdote, die Paulinus bei dieser Gelegenheit erzählt — nämlich daß Probus, als er Ambrosius in dieses Amt einführte, zu ihm gesagt haben soll: „Ade, age non ut iudex, sed ut episcopus“ — lassen wir auf sich beruhen.

herangedrängt haben; gewiß ist seinem Zeugniß unbedingt Glauben zu schenken, daß er, so wie sein Bruder Satyrus, solche Ehrenämter nur deshalb übernommen, um den Schein nicht auf sich zu laden, als ob sie aus Verstellung dieselben ausschlugen.¹³¹ Allein Ambrosius fühlte es tief, wie schwer es sey, auf diesem schlüpfrigen Wege der äußern Ehre bewahrt zu werden, und verkannte am wenigsten, was er jedenfalls auf diesem Wege eingebüßt hatte. Denn in der Kirche war er bis dahin nur Katechumen. Deshalb mußte es wohl wie ein Blitz in seiner Seele niederschlagen, als der Herr ihm einen andern Weg zeigte, und gewissermaßen ihn nöthigte, denselben zu gehen, mit der Nöthigung, die Gott allein kennt und recht übt.

Im Jahre 374 starb der Mailändische Bischof Auxentius, nachdem er, Arianer und Hofscheolog zugleich, fast zwanzig Jahre lang die katholische Kirche gedrückt hatte.¹³² In dieser ganzen Zeit hatte der Arianismus auch im Decident sich aufrecht erhalten, während in den letzten Jahren Valens im Oriente ihn offenbar begünstigte. Die Bischofswahl in Mailand, der zweiten Hauptstadt Italiens („metropolis“ nennt Ambrosius sie) ward eine Volks-, Parthei- und Kirchenfrage. Beide Partheien kamen in der Kirche zusammen; es kam zu unruhigen Ausritten; ein Riß drohte wie der zwischen Damasus und Ursinus bei der Römischen Bischofswahl 366. Eilig kam Ambrosius in die Kirche und redete zum Volke als weltlicher Beamter, mit einer Stimme, in welcher (wie so oft später) eine schmelzende Kraft sich offenbarte. Als die Wellen bereits sich gelegt hatten,¹³³ und nun zur Wahl geschritten werden sollte, da vernahm man, wie Paulinus es erzählt,¹³⁴ eine Kinderstimme in der Kirche, die: Ambrosius! rief. Flugs ward dies als eine Gottesstimme angesehen; das ganze Volk wählte wie mit einem Munde Ambrosius zum Bischof. Solche Augenblicke sind, wie die Erfahrung lehrt, von unberechenbarer Wirkung, sey's zum Guten oder zum Bösen; hier hatte offenbar Gott seine Hand mit im Spiele. Dies leuchtete indeß Ambrosius nicht ein, und er suchte deshalb auf jede mögliche Weise, selbst durch verkehrte Mittel, die Wahl zu nichte zu machen.¹³⁵ Es ist überhaupt erhebend, dieses tiefe Bewußtseyn eigner Unzulänglichkeit heraustreten zu sehen, obgleich hier das Widerstreben

131. *Ambrosius de excessu Satyri, lib. I, 25*: „quos (honores) ideo adepti sumus, non quia fuit eorum expellenda perceptio, sed ne vilis dissimulatio videretur.“

132. Paulinus (c. 6) braucht den malerisch treffenden Ausdruck: „incubabat ecclesiam.“

133. *Vita Graeca Ambrosii, c. 4*: „ὅν τῷ χει πολλῶ τὴν ἐκκλησίαν καταλαβὼν, ἀμφοτέροις τὰς παραγὰς κοιλεῖ τοῖς μέρεσιν.“

134. Der Griechische Bericht von Ambrosius' Leben hat Nichts hiervon.

135. Wenn ein späterer Römisch-katholischer Schriftsteller, F. L. Stolberg (Geschichte der Religion Jesu, XII, 267), die Ansicht ausspricht, Ambrosius sey in

eine uns ungewohnte Gestalt annahm, die wir vielleicht am besten aus der ganzen früheren Bildung des Ambrosius, die auf dem Grunde des Klosterlebens stand, uns erklären. Denn zuerst soll er dem Volke dargestellt haben, wie er keineswegs der Gute und Fromme sey, für den sie ihn hielten, indem er ein peinliches Verhör nach alter Römischer Weise veranstaltete (was er sonst als Präfect am liebsten vermied);¹³⁶ dann soll er, gleichsam außer sich, nach Hause sich begeben haben, um sich der Philosophie zu ergeben, endlich aber sogar berüchtigte Dirnen in seine Wohnung haben eintreten lassen¹³⁷ (offenbar um mit lebendiger Kraft zu bezeugen, wie er vielmehr in den Schmutz der Welt, als in Gottes Haus hingehöre), und zu allersezt sich auf die Flucht begeben haben. Wie er aber auch dem Volke seine Sünde verhalten mochte, dieses ließ sich in seinem Entschlusse nicht wankend machen, sondern rief wiederholt: „Deine Sünde komme über uns!“ Aus Mailand fliehend verirrte er sich auf dem Wege, den er nach Ticinum (Pavia) einschlagen wollte; den nächsten Morgen stand er vor derselben Porta Romana in Mailand, zu welcher er herausgegangen. Das Volk beharrte auf seinem Willen, und ließ einen Bericht in der Sache (relatio) an den Kaiser Valentinian abgehen. Bevor die Antwort noch einlief, hatte Ambrosius sich schon wieder entfernt und war von einem vornehmen Manne, Leontius, auf dessen Landgut in der Nähe Mailands aufgenommen. Doch wagte dieser nicht ihn bei sich zu behalten, als der Vicar des Präfects im Namen des Kaisers die Bekanntmachung erließ, daß alle, denen ihre Sicherheit lieb, ihn, wo er auch sich aufhalten möchte, ausliefern sollten. Das geschah denn auch.¹³⁸

Wir können ja mit Recht viel gegen diese Mittel einzuwenden haben, die auch gar zu sehr unserm Gesichtskreise entrückt sind; aber ehrlich, müssen wir jedenfalls sagen, nicht erbeudet war das Widerstreben des Ambrosius. Glück müßten wir der Kirche wünschen, wenn sie viele solche Liebende gehabt hätte statt derer, die sich zu Aemtern und Ehrenstellen herandrängten, gleichsam als ob der Schweiß des Tages nichts zu sagen

diese Sünde gefallen, weil er noch nicht die Taufnade empfangen habe“ — so scheint dies ja allerdings recht schön gesagt und ist ganz wider Stelbergs gewöhnliche Weise (dr in der Regel die Figuren bei ihm, des bürgerlichen Lebens ermangelnd, fast nur klösterliche Kirchenmänner sind mit abgeschabter Farbe), dürfte aber doch kaum einen hinreichenden Erklärungsgrund darbieten.

136. *Vita Ambrosii per Paulinum*, c. 7: „tribunal sibi parari fecit... contra consuetudinem suam tormenta jussit personis adhiberi.“

137. *Vita Ambrosii per Paulinum* c. 7: „publicas mulieres publice ad se ingredi fecit, ad hoc tantum, ut, visis his, populi intentio revocaretur.“

138. Die einzige Quelle dieser Erzählung ist Paulinus (c. 7—9). Der Griechische Lebensabriß schwört. Doch haben wir durchaus keinen Grund, die Wahrheit zu bezweifeln. Eine solche Aentz, wie die hier berichtet, ist gar nicht ohne Beisiel weder auf Occidentlichem, noch Orientalischem Kirchengrunde in jenen Jahrhunderten.

habe, als ob die Pfunde der Gnade auf offener Landstraße umhergestreut lägen. Einen solchen Mann mußte die fränkende, sinkende Zeit haben, einen Mann, der ebenso bestimmt wußte, was er, nachdem er gesehen, daß der Herr ihm zu stark sey (Jerem. 20, 7), in Gottes Namen wollte, als er in diesem Falle unverhohlen an den Tag legte, was er nicht wollte. Er ließ sich überreden; der Herr hatte überwunden.

So ging denn in diesem Falle Alles, wie Schlag in Schlag, beides nach Gottes und des Volkes Willen. Neulich Katechumen, obgleich gewiß mit Ernst vorbereitet, ward Ambrosius, kurz nach seiner Wahl von einem katholischen Bischof, wie er's wünschte, getauft (30. Nov. 374). Acht Tage darauf (7. Dec.) ward er selbst zum Bischof geweiht. Nicht mit Unrecht hat man bei dieser Gelegenheit an die Worte des Apostels Paulus an Timotheus: „Die Hände lege Niemand bald auf“ (1 Tim. 5, 22) erinnert — was ja hier unlängbar geschehen. Wir müssen hiezu bemerken, daß der Herr, wie er einst die Gabe des heiligen Geistes auf die noch nicht getauften Heiden fallen ließ (Ap.-Gesch. 10, 44 f.), so sich die Freiheit vorbehalten hat, in gewissen Fällen später zu besiegeln, was für den Augenblick als ein Bruch der kirchlichen Ordnung erscheint, und doch in der That eine Arznei der Kirche ist. Denn wer kann zu ihm sagen: „Was machst Du?“ (Hiob 9, 18.)¹³⁹

Zu denen, welche Ambrosius bei diesem mächtigen Umschwunge in seinem Leben beistanden, gehörte vor Allen Simplicianus, ein Römischer Presbyter, der wahrscheinlich früher längere Zeit, vielleicht auch in diesen letzten Tagen, ihn durchs Wort geweiht, ehe er noch die Weihe des Sacraments empfing. Stets betrachtete er diesen als seinen Vater in Christo, und ehrte ihn als solchen.¹⁴⁰

Ein Beispiel des unerschrocknen Muths, den Ambrosius später so oft an den Tage legte, gab er, bei dargebotner Veranlassung, gleich nach seiner Erwählung zum Bischof. Wie ein Kirchenschriftsteller des fünften Jahrhunderts uns berichtet, äußerte er sich in einem Gespräche mit dem Kaiser, der sich über die Wahl des tüchtigen Mannes freute, mit großer Freimüthigkeit über gewisse Mißbräuche und Rechtsverletzungen, die mehrere hochgestellte Beamte sich zu Schulden hatten kommen lassen. Darauf soll der Kaiser (wie wir's allerdings von seinem Charakter zu erwarten berechtigt sind) erwiedert haben: „Schon längst

139. Würde man doch sich entschließen, der Reformation wenigstens von diesem Standpunkte aus (wenn man den historischen Beweis von ihren Ahnen nun ganz in den Wind schlägt) eine unbefangene Würdigung von gewisser Seite angedeihen zu lassen. Denn auch in diesem Falle war das Realverhältniß das oben bezeichnete: der scheinbare Kirchen=Bruch ward eine wirkliche Kirchen=Arznei.

140. *Augustini Confessiones*, VIII, 2: „Simplicianum patrem in accipienda gratia Tua tunc episcopi Ambrosii, et quem vere ut patrem diligebat. Simplician ward Ambrosius' Nachfolger auf dem Bischofsstuhle zu Mailand.

kannte ich deine Freimüthigkeit, und eben deshalb habe ich mich deiner Wahl nicht widersezt, sondern meine Stimme selbst dazu gegeben. So fahre denn fort, wie das göttliche Gesetz es vorschreibt, die Mängel und Fehler unserer Seelen zu heilen.¹⁴¹ Es geht aus den letzten Worten ziemlich klar hervor, daß Ambrosius hier, wie überall, als Bischof geredet hat, und daß es die Sache der Unterdrückten, Leidenden war, die er vor dem Kaiser vertrat. Gerade diese Vertretung, meinte er, sey ein heiliges Erbstück des Christenthums.

X.

Es waren jedoch nicht bloß einzelne, hervorspringende Gelegenheiten, bei welchen Ambrosius die Rechtmäßigkeit seiner besondern Berufung darthat, so daß die wunderbaren Wege des Herrn mit ihm gerechtfertigt wurden. Sein ganzes Leben, seine ganze bischöfliche Amtsführung drückten den tiefen Ernst, die Selbstverleugnung, die Demuth und Treue aus, woran wir alle Knechte des Herrn und namentlich diejenigen erkennen sollen, welchen das heilige Priesteramt anvertraut ward. Das Klosterleben trat hier gleichsam in verklärtem Glanze hervor.

Am tiefsten tritt uns das aus seinem ganzen Wirken und Zeugnisse entgegen, wie er, obgleich unter den Lebten berufen, doch durch die erbarmungsvolle Gnade des Herrn zu einem der Ersten gemacht ward. Und so muß es ja in der That bei allen Gottesfürdigen seyn: die Demuth muß unsre Wege, unsre Lippen, unsre Gedanken bewahren, muß uns antreiben zu der rechten Dankbarkeit gegen Gott. Nach diesem Maasstabe beurtheilte Ambrosius seine ganze Stellung in der Kirche; so entflammte und erhielt sich sein Eifer das Verlorne einzubolen und Gottes Gnade nicht zu Schande zu machen. Unvergessen sind uns in dieser Beziehung folgende Worte, worin er diese Ueberzeugung aussprach und zugleich allen Knechten des Herrn den Weg zeigte, wie sie von sich halten, wie sie im Weinberge Gottes arbeiten sollen. „Keineswegs“, sagt er, „kann ich mir die Ehre der Apostel aneignen. Denn wer kann das außer denen, welche Gottes Sohn selbst erwählte? Ebenso wenig die Gnade der Propheten, die Kraft der Evangelisten, die Umsicht der Hirten; bloß das wünschte ich zu erreichen, was der Apostel als das Letzte sezt unter den Pflichten und Beschäftigungen der Heiligen, nämlich einen unermüdeten Fleiß in der Erforschung der heiligen Schrift, und zwar zu dem Ende, damit ich aus Lust, Andere zu lehren, selbst lernen möge. Denn nur Einer ist der wahre Lehrer, er, der allein nicht Noth hatte zu lernen, was er Allen lehren sollte; die Menschen müssen selbst erst lernen, was sie Andern mittheilen, und von ihm empfangen, was sie Andern überant-

141. *Theodoretii Historiæ ecclesiastica, IV, 6.*

worten sollen. Und auch das ward ja nicht einmal mein Loos. Denn mitten aus den Richtersthühlen und weltlicher Verwaltung ward ich herausgerissen, und fing damit an, daß ich auch dasjenige lehren sollte, was ich selbst nicht gelernt hatte. Deshalb muß ich auf einmal selbst lernen, und Andere lehren; zum Erstern gebracht es mir bis dahin an Zeit.“¹⁴²

Seine Schriften zeugen, was und wie er aus der heiligen Schrift als Schüler empfangen. Doch war ja dies nicht blos die Aufgabe, der er seine ganze Zeit widmen konnte; die weitverzweigte praktische Wirksamkeit des Bischofs, der Ruf der Noth, der Trieb der Liebe zur Heerde Christi mußten in gleichem Maße ihr Recht behalten. Wünschen wir ein lebendiges Bild von dem nach beiden Richtungen hin in seinem Bischofshause in Mailand beschäftigten Ambrosius, dann kann Niemand es uns besser geben, als derjenige, der als bescheidener Jüngling ihn aufsuchte, nachdem die erste Schamröthe über die Verirrungen, von welchen er bis dahin bestrickt gewesen, seine Wangen gefärbt — wir meinen den großen Augustin, der ihm seine vollendete Befehrung verdankt, eine unvergleichliche Erstlingsfrucht der pastoralen Wirksamkeit des Ambrosius. „Noch“ — erzählt Augustin — „hatte ich keinen Begriff davon, was das für eine mächtige Hoffnung sey, die Ambrosius stärkte, die unübertrefflichen Kämpfe zu bestehen, was für ein Trost, der ihn im Mißgeschick aufrecht hielt, was das für ein wunderbarer Zug an ihm sey, der gleichsam in die Herzenstiefe hineinwies;¹⁴³ eben so wenig kannte er die brausenden Wogen meiner Seele, das Grab, das noch vor meinem Fuße geöffnet war. Denn ich konnte ihn nicht fragen, was ich wollte, so wie ich's wollte; Scharen von eifrigen Menschen, deren Schwachheit und Noth er diente, schlossen mich von seinen Ohren und seinem Munde aus. Und wo er mit diesen nicht beschäftigt war — was ihm selten vergönt ward — da erfrischte er entweder den Körper durch die allernothwendigste Nahrung oder die Seele durch Lesen. Wenn er aber las, liefen die Augen gleichsam die Seiten hinab; das Herz forschte nach dem Verstand der Worte, während die Stimme und die Zunge ruhten. Oft wenn ich so bei ihm weilte — denn Niemand war es unterfragt, bei ihm einzutreten, und einer Anmeldung bedurfte es nicht — sah ich ihn ganz ihm Lesen vertieft. Wir saßen schweigend bei einander (denn wer wagte es den Vielbeschäftigten zu stören?) und gingen schweigend auseinander. Aber alle Sonntage hörte ich ihn das Wort der Wahrheit dem Volke recht auslegen; und immer ward es mir klarer, daß alle

142. *Ambrosius de officiis ministrorum, lib. I, c. 1, 3—4.*

143. Ich meine, die Worte richtig übertragen zu haben. Doch siehe hier der Text selbst: „et oeculum os ejus, quod erat in corde ejus.“

die trügerischen Knoten, worin meine Verführer die heilige Schrift verwickelt, ihre sichere Lösung finden mußten.“¹⁴⁴

Der Armen und Nothleidenden erwähnt Augustin insonderheit, als solcher, die Ambrosius Schwelle belagerten; und gewiß waren ja diese und die Abhülfe ihrer Noth gleichsam eine Perlschnur, die der Bischof mit allem Fleiße sich hand. Er hatte das Wort des Herrn verstehen gelernt: „Was ihr einem dieser meiner geringsten Brüder gethan habt, das habt ihr mir gethan“ (Matth. 25, 40). Die Armenpflege war damals, wie es sich gebühret, vorzugsweise Sache der Kirche,¹⁴⁵ doch nicht etwa so, wie jetzt an vielen Orten, daß letztere als Hausvater gleichsam unter der Oheraufsicht des Staats stehend alle Augenblicke fürchten mußte, daß der Zuchtmeister das Werk der Liebe gar zu geringfügig fand. Es gehörte mit zum Charakter des Klosterlebens, die unnütze Last, die uns nur auf dem Himmelswege beschwert, abzuwerfen; und zwar war damals der innere Trieb in dieser Beziehung vorwaltend, während später unnatürlicher Zwang und Heuchelei nicht selten die Stelle desselben vertraten. Von beidem war Ambrosius am weitesten entfernt, wohl wissend, daß Gott nur den fröhlichen Geber lieb hat. Als er zum Bischof ordinirt worden, schenkte er Alles, was er an Gold oder Silber besaß, an die Kirche und die Armen; seine liegenden Güter, deren er viele hatte, bestimmte er gleichfalls zum Gebrauch der Kirche, doch mit dem Vorbehalt, daß seine Schwester Marcellina, so lange sie lebte, die Nugnießung davon haben sollte;¹⁴⁶ das gemeinschaftliche Vermögen der Familie aber ward dem Bruder, dem rechtschaffenen und klugen Satyrus, zur Verwaltung anvertraut.¹⁴⁷ Die Armen überhaupt nannte Ambrosius seine „Schwagmeister und Verwalter.“¹⁴⁸ Für die Bedrängten im Allgemeinen, namentlich für die Kriegsgefangenen, und die in irgend einer Weise durch Feindes-Gewalt gekränkt oder verletzt waren (denn ganz Italien war, so lange er lebte, und mehr als ein Jahrhundert nachher, von den Barbaren zertreten und zerrüßelt, trug er die zarteste Sorge. So als die Taifalen, Westgothen, Hunnen und Alanen — eine Koppel der wildesten Horden, deren Blutdurst

144. *Augustini Confessiones, VI, 3, 3. 4.*

145. Da die Kirche durch Gottes Gnade, die sie auf Ruhen auflegt, unendlich reich ist; da sie allein im Geiste der Gnade theilen kann — so soll es so sein. Meint aber Jemand, es wäre doch besser anders gestaltet — nun, wehlan, so würde man ja die Probe machen können, was ein kirchliches Armenwesen neben den Staats-Armenwesen auszurichten im Stande ist. Die Sache ist gewiß ebenso der größten Aufmerksamkeit werth, als sie nun nothwendig im Auge liegt. Chalmers, der Züfter der freien christlichen Kirche, schrieb ein (von D. von Gerlach übersetztes) herrliches Buch von dem kirchlichen Armenwesen: er und Tausende mit ihm sind meiner Ansicht.

146. *Vita Ambrosii per Paulinum, c. 38.*

147. *Ambrosius de excessu Satyri, I, 20.*

148. *Ambrosii Epistola XVIII, 16:* „Possessio ecclesiae sumus est ege-

normum.“

und Raublust allen Begriff überstieg — von 376 an Thracien, Illyrien und das nördliche Italien bis an die Wurzel der Julischen Alpen hin verheerten (denn schon jetzt stimmten sie wie heifere Raubvögel den Leichengefang über Italien an), und da Viele von ihnen in die Gefangenschaft geschleppt wurden, so daß in allen Städten Sklavenmärkte errichtet wurden¹⁴⁹ — da ließ Ambrosius es nicht bei der Ermunterung an die Kirchen bewenden, so viele Gefangene als nur irgend möglich loszukaufen, sondern er selbst stellte sich an die Spitze dieses Werks der Barmherzigkeit. Kein Opfer zu theuer achtend, wo es die Bethätigung der Liebe galt, an welcher der Herr die Seinen erkennen will, ließ er zuerst alle goldnen und silbernen zum gemeinen Gebrauch bestimmten Kirchengefäße, zuletzt auch die heiligen Gefäße einschmelzen.¹⁵⁰ Und als die Arianer, eifersüchtig über diesen Triumph der Kirche, der zugleich der Menschlichkeit war, von offenbarem Kirchenraube munkelten, da zeigte Ambrosius ihnen und Allen, wie er das Wesen und die Forderungen der christlichen Liebe aufgefaßt hatte.

Man wird ohne Zweifel eine gedrängte Wiederholung seiner darauf gerichteten Vorträge (denn durch helle, lautere Predigt entwaffnete er die Widersacher) gern vernehmen. „Es ist“ — sagt er — „der mächtigste Zunder der Barmherzigkeit, wenn wir mit dem Unglück und Elend Anderer Mitleiden haben, helfen so weit wir können, ja auch oft mehr als wir können. Denn viel besser ist es, schwere Opfer zu bringen, um der Barmherzigkeit willen zu leiden unter den giftigen Angriffen der Mißgunst, als in die Unbarmherzigkeit zu fallen. So ward auch ich von dem Neide hart angegriffen, als ich die heiligen Gefäße hatte zerbrechen lassen, um Gefangene loszukaufen — nicht sowohl weil die Sache an sich mißfiel, sondern damit man etwas an mir zu tadeln hätte. Doch wer würde wohl so steinhart, so grausam seyn, daß er in der That es mißbilligen könnte, wenn ein Mann vom Tode losgekauft, ein Weib der unreinen Behandlung der Barbaren, die noch ärger ist als der Tod, ent-rissen, wenn Kinder befreit werden von der Seuche des Götzendienstes, womit sie sich aus Todesfurcht beslecken? Ungeachtet wir gewiß nicht ohne reife Ueberlegung dieses Verfahren eingeschlagen, so erachteten wir es doch für angemessen, dasselbe vor dem Volke zu vertheidigen, indem wir zeigten, es sey besser, daß wir dem Herrn die Seelen erhielten, als das Gold. Er sandte ja die Apostel ohne Gold, er sammelte ja die Kirchen

149. *Ambrosius de officiis ministrorum, II, 15, 70*: „Nota sunt haec nimis Illyrici vastitate et Thraciae, quanti ubique venales erant toto captivi orbe, quos si revoces, unius provinciae numerum explere non possent.“

150. Man unterschied nämlich zwischen den eigentlichen vasa sacra (zum Gebrauch der Sacramente) und andern kostbaren Gefäßen, die der Kirche mehr zur Zierde dienten.

ohne Gold. Gold besitzt die Kirche, nicht um es aufzubewahren, sondern um es auszugeben und damit den Nothleidenden beizuspringen. Was frommt es, dasjenige festzuhalten, das uns nichts hilft? Oder wissen wir nicht, wie viel Gold und Silber die Assyrier aus dem Tempel des Herrn wegschleppten (2. Chron. 24, 13)? Sollten denn nicht lieber, wo andere Mittel fehlen, die Priester dasselbe einschmelzen, um die Armen am Leben zu erhalten, als daß ein kirchenräuberischer Feind die besleckten Schätze wegführt? Oder würde nicht, im entgegengesetzten Falle, der Herr uns an jenem Tage vorhalten: „Warum hast du so viel elende Menschen vom Hunger verderben lassen? Du hattest ja das Gold, du konntest ihnen ja Speise bereiten. Warum sind so viele Gefangene weggeführt, zu einer Handelswaare gemacht, und nicht losgekauft, sondern vom Feinde hingeschlachtet? Es wäre ja doch besser gewesen, die Seelen der Lebendigen, als das todte Gold zu bewahren.“ Wolltest du sagen: „Ja, aber ich fürchtete doch, der Tempel Gottes würde so seiner Zierde entbehren müssen“ — er würde antworten: „Die Sacramente bedürfen des Goldes nicht; was nicht für Gold erkaufte werden kann, dessen Reiz wird auch nicht durch das Gold erhöht.“ In der That, die Loskaufung der Gefangenen ist eine rechte Zierde der Sacramente. Das sind in Wahrheit kostbare Gefäße, welche die Seelen vom Tode erkaufen mögen. Das ist in Wahrheit ein Schatz des Herrn, welcher dasjenige wirkt, was sein Blut gewirkt hat. Dann wird der Kelch als der Kelch des Blutes Jesu erkannt, wenn das äußere Gefäß diejenigen aus Feindeshand errettet, welche sein Blut von der Knechtschaft der Sünde erkaufte hat. Wie schön, wenn Scharen von Gefangenen so der Freiheit wiedergegeben werden, daß man sagen kann: Siehe, diese hat Christus erkaufte! Das ist ein Gold, welches die Probe hält, ein nütliches Gold, ein Gold des Herrn, das vom Tode errettet, ein Gold, womit die Schwamhaftigkeit losgekauft, die Keuschheit bewahrt wird. Deshalb wollte ich euch lieber diese Kinder übergeben, als das Gold behalten. Diese Reihen von Gefangenen sind mehr werth als große Völkerreihen. Nun erkenne ich genau, daß Christi Blut, welches ins Gold ausgegossen, nicht bloß rothfarben gewesen, sondern durch die Gabe der Loskaufung wirklich die Kraft der göttlichen That geoffenbart hat.“¹⁵²

Man hört durch diese unvergleichlichen Worte die Stimme des Prie-

151. Wie es in dieser Hinsicht nach dem Kriegerrechte der Gothen ging, das berichtet uns Ambrosius (*de excessu Satyri*, I, 32) unter Andern in folgenden Worten: „*ampli virgines, et avulsos a complexu parentum parvulos supra tela jactari, incestari Deo sacrata corpora, et senilem viduae maturioris uterum in usus desuotos onerum redire, non pignorum.*“

152. *Ambrosius de officiis ministorum*, II, 28. 136 — 139.

sters hindurch — und welch eines Priesters! Zu diesem Geschäfte bildete er sich von Tag zu Tage vollkommener aus, und zwar durch dieselben großen Mittel, welche auch Luther als die eigentliche Schule des Theologen bezeichnet: durchs Gebet, durch die Meditation, durch die Anfechtung und die Aufnahme des Kreuzes. Sollten wir unsre Meinung darüber sagen, was am meisten unter diesen drei Stücken aus seinem Zeugnisse hervorspringt, so ist es ohne Zweifel die Meditation; sein Gold in dieser Richtung ist von den Mystikern des Mittelalters reichlich umgesetzt; man kann ihn so als einen von Luthers großen Vorgängern betrachten. Denken wir uns ihn nun, wie Augustin ihn schildert, in stille Betrachtung versunken, so daß er den ihn zunächst Stehenden kaum bemerkte, und doch ebenso beschäftigt, wenn die Noth über seine Schwelle getreten war — so haben wir ein Bild von ihm im Hause, wenn wir dazu den leicht übersehnen, aber nicht minder bezeichnenden Zug mitnehmen, daß der Tag ihn oft so in Anspruch genommen, daß er die Nacht mit zu Hülfe nehmen mußte, und daß er selten oder nie (es sey denn, daß leibliche Schwäche ihn dazu nöthigte) einen Abschreiber zu seinen vielfachen Arbeiten brauchte,¹⁵³ um Gottes Volk nicht zur Last zu fallen. Können wir uns ihn anders in der Kirche denken, wo er die Reichtümer hineintrug, die er zu Hause im Verborgenen gesammelt hatte? Er predigte, wie Augustin uns berichtet,¹⁵⁴ alle Sonntage, oft zweimal an einem, die Festtags-Arbeiten ungerechnet. Ebenso unverdrossen war er als Katechet; wie mit den Gefangenen und Armen, so sympathisirte er mit den Katechumenen. Jedes kirchliche Geschäft war ihm wichtig, und er verrichtete es am liebsten selbst, so daß wir wohl Paulinus glauben mögen, wenn er ihm eine „Tapferkeit und Ausdauer“ in der geistlichen Arbeit beilegt, so daß kaum fünf Bischöfe nach ihm letztere hätten übernehmen mögen.¹⁵⁵

Noch Eines und das Andere dürfen wir nicht unbemerkt lassen, ehe wir Ambrosius auf den größern Schauplatz hinausbegleiten, zu den Ruinen einer zusammenstürzenden Welt. Das Eine hat uns Paulinus in den Worten aufbewahrt: „Er freuete sich mit den Fröhlichen und weinte mit den Weinenden“ (Röm. 12, 15).¹⁵⁶ Letzteres vor Allem wenn irgend eine betrübt, zerfnürschte Seele vor ihm stand, irgend ein Gefallener, der begehrte aufgerichtet zu werden; er fühlte dann

153. *Vita Ambrosii per Paulinum* c. 38. „Nec operam declinabat scribendi propria manu libros, nisi cum aliqua infirmitate corpus ejus adtineretur.“

154. *Augustini Confessiones*, VI, 3. 4.

155. *Vita Ambrosii per Paulinum*, c. 38: „in rebus etiam divinis implendis fortissimus in tantum, ut quod solitus erat circa baptizandos solus implere, quinque postea episcopi tempore, quo decessit, vix implerent.“

156. *Vita Ambrosii per Paulinum*, c. 39: „Erat etiam gaudens cum gaudentibus et flens cum flentibus.“

so wahrhaft menschlich, daß wir ja alle in mancherlei Fehle fallen, und daß, wer da steht, sich nicht überheben dürfe; denn Hochmuth ist der nächste Schritt zum Falle. Aber auch bei andern Gelegenheiten war er, wie schon erwähnt, ein billiger Beurtheiler der mannigfaltigen Gebrechen und Schwächen des menschlichen Lebens; er verhehlte es sich namentlich nicht, wie das Klosterleben, das er sonst so hoch hielt, sich beschränken müsse, um nicht in Selbsttäuschung zu fallen. Sein Tisch war sparsam besetzt; doch wenn er Gäste empfing, bewirthete er sie, während er selbst nur wenig genoß. Und wie sein Umgang mit allen Menschen voll aufopfernder Liebe war, so vorzüglich auch sein Verhalten in seiner Familie. Umnachahmlich schön sind die Züge, welche seine Schriften (von welchen mehrere die Erinnerungen an seine innigsten Lebensverhältnisse aufbewahrt haben) in dieser Beziehung uns darbieten. Es war ein Geschwisterkreis dort in Mailand und in Rom, wie der des Lazarus und seiner Schwestern vormals in Bethanien, obgleich hier anders zusammengesetzt: Marcellina, Satyrus und Ambrosius. Sie waren, um es kurz zu sagen, in allen Fällen einander Alles; das eine der Geschwister konnte ohne das andere nicht leben, und wo der Herr sie für dieses Leben trennte (Satyrus ward früh weggerückt), da ging in das Glaubensauge der Hinterlassenen eine Gluth der Sehnsucht ein, nachzufolgen. Da Marcellina in der Regel in Rom war, besuchte sie oft den Bruder in Mailand, und so wie sie ohne Zweifel die ersten tiefen Keime des ewigen Lebens in seine Brust gesenkt, so empfing sie, stolz auf die Gnade, die ihren Bruder berufen und so herrlich geschnitten, von ihm Rath, Zurechtweisung, Ermunterung. Der zweite Bruder Satyrus aber war, wie Ambrosius es selbst bezeugt,¹⁵⁷ das verbindende, keineswegs überflüssige, Mittelglied zwischen beiden. Alle gaben sie und alle nahmen; alle waren froh und dankbar in dem Herrn. Kein Mißlaut störte ihr Zusammenleben; denn Christus, der Herr, welcher unser Bruder werden, verband sie mit einem unauflösliehen Bande.

XI.

Von der Stunde an, wo Ambrosius Bischof ward, war sein Leben thatenreich in aller Stille und weithin wirkend, trotz der Verborgenheit desselben, mit den Schicksalen der Kirche und der Welt, mit der ganzen Zeitentwicklung aufs genaueste zusammengelodeten, so daß wir nothwendig, indem wir jenes erzählen, einen forschenden Blick auf diese wer-

157. *Ambrosius de excessu Satyri I, 20*: „Tu enim mihi unus eras domi solatio, foris decori, Tu, inquam in consiliis arbiter, curae particeps, deprecator sollicitudinis, depulsor moeroris. Testor sanctam animam Tuam, me in fabricis ecclesiae id saepe veritum esse, ne Tibi displicerem... Ita domi forisque eruditor quidam et arbiter sacerdotis, ut domestica cogitare non sineres, publica curare censes.“ — Von Satyrus Verhältnis zur Schwester I, 32.

fen müssen. Die größten Fragen, denen Ambrosius unmöglich sich entziehen konnte, lagen zur Entscheidung vor; zuerst: das Verhältniß des Heidenthums zum Christenthume, nachdem der bei weitem größere Theil des großen Römischen Reichs das Christenthum angenommen, ja selbst die eindringenden Barbaren scharenweise in die große Erdte eingingen; ferner: das Verhältniß der Kirche zum Arianismus und andern häretischen Partheien; endlich: das Verhältniß der Kirche und des Staats, eine Frage, die sich in die andere über die Uebung und den rechten Gebrauch der Religionsfreiheit zusammendrängte. Wir werden finden, daß es grade diese Pole waren, um welche das öffentliche Leben des großen Bischofs sich drehte.

Valentinian I. starb den 17. November 375; eine Gesandtschaft von den Quaden¹⁵⁸, gegen welche er auf dem zweiten Zuge begriffen war, erregte den heftigen Mann so gewaltig, daß ein Blutgefäß sprang; in wenigen Augenblicken hatte er den Geist aufgegeben. Für die Regierung war in soweit gesorgt, als sein Sohn Gratian, ein vielversprechender Jüngling (17 Jahre alt, als der Vater starb), bereits seit seinem neunten Jahre als Augustus anerkannt war, und also blos die Zügel zu fassen brauchte, um zu herrschen. Allein ein zweiter Sohn war dem Kaiser aus zweiter Ehe geboren, Valentinian II. (Gratian, sein Halbbruder, war aus der ersten Ehe des Vaters, mit Serena); ihn, damals noch ein Kind (vier Jahre alt) hätte die Mutter, die feingebildete, verständige, schöne Justina (eine Arianerin mit Leib und Seele), gern auf den Kaiserthron erhoben gesehen, um in seinem Namen zu herrschen. Das Kind ward von der Mutter dem Heere vorgestellt; die Soldaten schlugen ihre Schilde zusammen; durch Acclamation wählten sie es wirklich zum Kaiser. Ein Soldaten-Krieg, wie sie damals so häufig im Römischen imperium geführt wurden, war eben im Ausbrechen; nur Gratians Besonnenheit und Mäßigung wehrte ihn ab. Er willigte ein, daß sein unermüdeter Halbbruder den Kaisernamen erhielt,¹⁵⁹ und wies Justina mit ihrem Sohne Mailand zur Residenz, Italien zum Reiche an, während er selbst die gefährdeten Provinzen des Occidents: Illyricum, Gallien, Africa, zum Schauplatz seiner Wirksamkeit wählte.

Hätte nur Gratian den Erwartungen entsprochen, die man von ihm hegte, so würden sowohl die Weiberherrschaft Justinas als das

158. In Bregentio, unweit Pressburg.

159. In der Wirklichkeit war Gratian Kaiser, sodaß Italien eigentlich nur als eine große Apanage für Valentinian II. betrachtet werden konnte. *Ammianus Marcellinus*, lib. XXX, 10.

schwache Regiment des Valens im Orient¹⁶⁰ bei weitem nicht so traurige Folgen gehabt haben. Im Anfange schien es in der That, als ob Gratian jene Erwartungen noch übertreffen würde. Wenigstens spricht Ambrosius mit einer Liebe von ihm, die man doch nicht ohne Weiteres so mißdeuten möge, als ob der gewaltige Schutz, den Gratian der Kirche angedeihen ließ, allein sein Urtheil bestimmt und vielleicht gewissermaßen seinen Blick geblendet hätte. Nein, es waren vor Allem Gratians Lehrwilligkeit als Schüler des Christenthums (um so anerkennenswerther, als sein erster Lehrmeister, der berühmte Dichter Ausonius von Bordeaux,¹⁶¹ ein Heide war) und sein Versuch, Selbstherrschaft über sich selbst zu gewinnen, um Andere beherrschen zu lernen, welche ihm das Herz des Bischofs gewannen. Das Verhältniß zwischen Ambrosius und dem königlichen Jüngling war das allerinnigste. Zu Ruh und Frommen des letzteren, um ihn wider die Verführungen des Arianismus zu stählen, schrieb er die berühmte Schrift *de fide* (zuerst drei Bücher, zu welchen 379 noch zwei hinzukamen),¹⁶² eine beredte und scharfsinnige Vertheidigung der Nicänischen Trinitäts-Lehre. Später, als Gratian nach Gallien ziehen mußte, um sich den eindringenden Barbaren zu widersetzen, begleitete Ambrosius gleichsam den Kaiser Tag und Nacht mit seinem Gebete; in seinem stillen Zimmer in Mailand suchte er wie auf einer Landkarte die Punkte zu erspähen, wo Gratians Fuß gerade jetzt weilen möchte.¹⁶³ — Allein der Kaiser gab sich auch in manchen Fällen dem erfahrenen Freunde hin, hörte auf seinen Rath, ging, so weit er es erkannt hatte, den Weg der Kirche. Ambrosius hatte in allen Fällen freien Zutritt zum Kaiser, und wo jemand ihm diesen streitig machen wollte, da setzte er, sobald es die Fürbitte für irgend einen Unglücklichen galt,¹⁶⁴ dennoch seinen Willen durch. — So gesequet aber dieser Einfluß in manchen Fällen seyn mußte und wirklich war, könnten

160. Er war, wie wir uns erinnern, von seinem Bruder Valentinian I. zum Mitregenten erhoben.

161. Er ward zuletzt (379) Consul. Siehe seine: „*Actio gratiarum*.“ ein vollständiges Beispiel eckhafter Schmeichelei.

162. *Ambrosii de fide lib. I, c. 6, 4.*

163. *Ambrosii Epistola I, 1*: „Tuum quotidianum iter legebam, nocte ac die in Tuis castris cura et sensu locatus, esti invalidus merito sed affectu sedulus.“

164. Folgender interessanter Zug in dieser Beziehung wird uns vom Geschichtsschreiber Sozomenus erzählt. Ein vornehmer Heide hatte den Kaiser geschmäht und ihn seines Vaters unwürdig genannt, weshalb er zum Tode verurtheilt wurde. Als das Urtheil vollzogen werden sollte, ging Ambrosius in den Palast hinauf. Niemand wollte ihn anmelden, da der Kaiser eben in Bereitschaft stand, auf die Jagd zu gehen. Da ging Ambrosius unbemerkt mit den Jägern hinein, und wich nicht von der Seite des Kaisers, bis dieser versprochen, er wolle des Mannes sühnen und ihm vergeben (*Sozomeni Historia ecclesiast. VII. 25*). Nach Paulinus (*vita Ambrosii, c. 37*). der außerdem, nach seiner Gewohnheit, die Tade ins Unerwartete ausmalt, war es Macedonius, der magister equitum, welcher Ambrosius den Eingang verwehrte.

wir doch den Grund zur Besorgniß haben, daß nicht immer das Wort des Apostels: „Kein Kriegermann slicht sich in weltliche Händel“ (2 Tim. 2, 4) scharf im Auge behalten ward. In der That lag ja diese Gefahr auf der Schwelle, so oft die Gewissens-Verhältnisse und die Rathschläge der christlichen Freundschaft nicht innerhalb der rechten Grenzen blieben. Allein wir müssen die Sache nehmen wie sie vorliegt. In jedem Falle wurde Ambrosius zu solchem Wirken durch die laute Stimme der christlichen Liebe aufgefordert; er wollte kein Mann „in weichen Kleidern“ seyn (Matth. 11, 8); wo es aber die Sache der Unterdrückten, Armen, Hülflosen galt, da war er eitel That und Begier. Es war eine Zeit, wo die frühere Gestalt der Welt sich auflöste, wo der zerstörenden Kräfte weit mehr waren, als der bauenden. In so einer Zeit muß man es für ein Glück achten, selbst wo die scharfe Grenze zwischen dem Bürgerlichen und Kirchlichen nicht stets innegehalten wäre, daß solche freimüthige, von christlicher Liebe beseelte Männer der Person der Fürsten nahe standen — Männer, die, wo es darauf ankam, auch die bittere Wahrheit nicht verschwiegen und allen Herrscherglanz, alle Macht nicht ein Stäublein werth achteten, wo sie sich wider den Gesalbten des Herrn auflehnen wollte. Ein solcher Freund und Rathgeber war Ambrosius.

Allein es dauerte kaum drei Jahre, bis wieder der Himmel sich schwärzte, und ein neuer Sturm die Fundamente des Römischen Reichs zu erschüttern drohte. Die Gothen, Hunnen und Alanen hatten sich wieder im östlichen Reiche gesammelt; wie ein verheerender Wirbelwind schlugen sie Alles nieder. Gratian rüstete sich mit Kraft, um sie von den Grenzen seines Reichs abzuhalten. Allein ehe er den Kampfplatz erreichte, stand der Kaiser Valens, der ohne Zweifel auch aus eitler Ehrsucht die Hülfe des Neffen verschmähte, schon im Angesicht der ebenso kriegserfahrenen als blutgierigen Feinde. Bei Adrianopel ward die entscheidende Schlacht geschlagen. Der 9. August 378 war ein unglückliches Blatt in den Römischen Jahrbüchern. Die ausgezeichnete Cavallerie der Barbaren drängte die Römische Infanterie, so daß diese sich auf dem engen Raume nicht entwickeln konnte. Zwei Drittheile der ganzen Armee wurden niedergehauen, zum Theil Römische Kerntruppen. Es war eine Niederlage, noch trauriger als die bei Cannä gegen Hannibal. Vergebens suchten die Officiere, den Kaiser in die Hintertruppen zu flüchten; nur wenige Augenblicke konnten sie ihn in einer armseligen Bauernhütte verbergen. Die Barbaren sprengten heran; in ihrer wilden Wuth fragten sie nicht, wer drinnen sey, legten Feuer um die Hütte, und der Kaiser mit seinem geringen Gefolge wurde vom Dampfe erstickt.¹⁶⁵

165. *Ammianus Marcellinus*, XXXI, c. 12. 13.

Ein Schrei des Entsetzens verbreitete sich durch ganz Italien bei der Nachricht von dieser unglaublichen Niederlage. Ambrosius' Trauer über das Unglück des Reichs und die drohende Gefahr (schon durchstreiften barbarische Horden Italien von einem Ende zum andern) vereinigte sich mit seiner Trauer über einen häuslichen Unglücksfall, der ihn in dieser Zeit betroffen. Es war der Tod seines Bruders Saturnus. Dieser hatte nämlich in der Mitte des Winters (378—379) eine Reise nach Afrika unternommen, um einen der Schuldner des Ambrosius, welcher sich, von dem Eintritt des Iegtern ins Amt an seiner Schuld für entbunden achtete, zur Erfüllung seiner Pflicht zu vermögen. Das schlechte morische Schiff, dem Saturnus sich anvertraut hatte, litt Schiffbruch; wunderbar errettet,¹⁶⁶ in einer Stadt an der Küste angelangt, war es sein Erstes, daß er sich von einem katholischen Bischof taufen ließ (auch bei ihm war die Taufe bis dahin aufgeschoben). Nun rieth ihm Symmachus, nicht weiter nach Norditalien einzugehen, um nicht in die Hände der Barbaren zu fallen. Allein er konnte es nicht über sich gewinnen; Alles drängte ihn, seinen geliebten Bruder zu umarmen, dessen Sache er völlig ausgeführt hatte. Inzwischen war Ambrosius selbst von einer schweren Krankheit heimgesucht gewesen; Marcellina hatte sich nach Mailand begeben, um ihn zu pflegen. Wenige Augenblicke darauf, als die Geschwister den Erretteten in ihre Arme gedrückt hatten, ward Saturnus aufs Todebette geworfen. Es war der größte Trost jener, seine Augen schließen zu können, und sich selbst mit ihm, der nun ausgerungen hatte, in Christi Hand zu befehlen. Sie sahen mit Recht sein Hinscheiden so an, als ob der Herr ihn hinweggerufen, ehe noch schwerere Unglücksfälle eintraten, weil er seine Seele lieb hatte.¹⁶⁷ Ambrosius machte seiner Trauer Lust in einer Trostschrift „von dem Gingange des Saturnus,“ welcher er als zweites Buch eine treffliche Abhandlung „über den Glauben an die Auferstehung“ mitgab. Ungefähr in diese Zeit scheint auch die Schrift „von

166. Es wird im Buche *de excessu Satyri*, c. 43 so erzählt: „ligari fecit in orario, et orarium involvit collo, atque ita se dejecit in mare... quoniam fidei solius arma quaesierat.“ Aus den letzten Worten kann ich nun nicht anders als schließen, daß „orarium“ hier in der Bedeutung genommen werden müsse, die Ratinus ihm giebt (und die es auch wohl mitunter hat), von einem Stück der Priestertracht, das zugleich als Taufkleid gebraucht wurde; denn kurz vorher heißt es: „quos initiatos esse cognoverat (die Getauften auf dem Schiffe), ab his divinum illud fidelium sacramentum poposcit.“ Durch die Umkleidung mit diesem orarium wollte er also seinen irdischen Willen zu erkennen geben, die Taufe anzunehmen. Ich kam folglich der Meinung der Benedictiner nicht beitreten, die „orarium“ für gleichbedeutend mit „sudarium“ nehmen, wie es ja sonst allerdings öfters gebraucht wird. S. *Du Fresne du Cange Glossarium mediae et infimae Latinitatis*, s. v.

167. Der ganze Bericht aus verschiedenen Stellen im Buche *de excessu Satyri* zusammengestellt. Ein schöner Zug ist es auch, daß Saturnus sein Testament machen wollte, sondern den Geschwistern sein Gesamtvermögen überließ, während diese sich nur als Verwalter desselben in Saturnus' Stelle, nicht als Erben betrachtet wissen wollten.

Noah und der Arche“ zu fallen; er suchte, wie er sagt, einen Ruhepunkt, wo seine müde Seele gleich der Taube, die am Abend mit dem Delblatt zurückkehrte, ausruhen konnte; denn er stand ja klagend beim Hinweggange so vieler Lieben und dem drohenden Einsturz der Kirche.¹⁶⁸ Gott aber brauchte diese Augenblicke der Ruhe, die dem Kämpfer vergönnt wurden, nur um ihn zu den schwerern Kämpfen, die bald eintreten sollten, zu stärken.

XII.

Näher kam das Gewitter durch die schwankende, zuletzt unhaltbare, Stellung, welche Gratian von nun an einnahm. Der Thron im Orient war durch den Fall des Valens erledigt worden. Eine bescheidne Anerkennung eigener Unfähigkeit, die schwere Verantwortung zu tragen, scheint Gratian geleitet zu haben, als er kurz darauf den durch Tapferkeit und Einsicht gleich ausgezeichneten Spanier¹⁶⁹ Theodosius zum Mitregenten annahm. Dieser erhielt zu seinem Antheil die Provinzen Thracien, Asien, Aegypten, und von der Illyrischen Präfectur Dacien und Macedonien (den Tummelplatz der Barbaren von der einen Seite); seit 379 tritt er als „Augustus“ auf. Aber damit meinte nun auch Gratian genug gethan zu haben. Von da an übergab er sich fast ausschließlich der Jagd, dieser schlechten Kriegsschule mancher Fürsten, kleidete sich zu großem Aerger der Römer in Skythische Tracht, und zog besonders die Alanischen Bogenschützen an sich, in deren Haufen er beides, den Purpur und die Noth des Reichs, vergaß.¹⁷⁰ Es zeigte sich nun klar, daß sowohl Ambrosius als die öffentliche Meinung überhaupt zu viel von ihm erwartet hatten, jener von der Liebe, die Alles glaubt, diese von glänzendem Anfange verleitet. Allein so wenig, als er leistete, da es zum Treffen kam, hatte kaum Jemand vermuthet. Die Römischen Soldaten murrten über so einen Kaiser. Das herrschende Mißvergnügen fand einen Herd in Britannien. Dort stand Maximus, ein abgehärteter Krieger, vielfach tüchtig, später doch durch Geiz und dadurch, daß er Angebern und Verleumdern sein Ohr lieh, besetzt. Diesen zwangen die Truppen gewissermaßen, sie nach Gallien zu führen, wo es sie nach einem Waffentanz gelüstete. Schnell war die Sache entschieden. Gratian begab sich auf die Flucht; während sein eignes Heer mit den Britischen Brüdern gemeinschaftliche

168. *Ambrosius de Noë et arca*, c. 1.

169. Er war, wie Trajan und Hadrian, aus der Stadt Italica. Auch Maximus, der Gratians Herrschaft und Leben ein Ende machte, war ein geborner Spanier.]

170. *Socratis Historia ecclesiast.* V, 11. *Sozomeni Historia ecclesiast.* VII, 13. *Zosimi Historia nova*, IV, 31. (Letzterer hat fälschlich Singudunum als den Ort angegeben, wo Gratian ermordet wurde.)

Sache machte, ging er, rathlos, verwirrt, nach Lyon. Ein Schwertstreich machte seinem, in der letzten Zeit so wenig ehrenvollen Leben ein Ende (25. Aug. 383). Keineswegs fiel er doch, wie Ambrosius, verblendet durch seine Zuneigung, meinte, allein durch die Verrätherci Anderer; er hatte zuerst sich selbst verrathen.¹⁷¹

Eine der schwierigsten Sachen, welche Gratian seinem Nachfolger hinterlassen; war die der Priscillianisten, nicht nämlich als ob der Kaiser mit den Interessen einer Secte sich befassen mußte; allein es war nun einmal zum unersetzlichen Schaden der Kirche geschehen, und die Verwicklung ward immer tiefer. Wir sind, was diese, in Spanien entstandene, dorthin aus Aegypten, wie es scheint verpflanzte,¹⁷² Gnostisch-Manichäische Secte betrifft, ohne ausführliche, beglaubigte Nachrichten; die gleichzeitigen Schriftsteller schwanken in ihrem Urtheil.¹⁷³ So viel scheint indeß gewiß, daß die eigenthümlichen Elemente der alt-orientalischen Gnosis: eine speculative Auffassung des Christenthums, auf dem ethischen Gebiete aber große Ueberspannung (welche hier, wie dort, die moralische Laxität berührte)¹⁷⁴ — auch hier sich geltend machten. Irrren würde man aber, wie bei der Beurtheilung aller solcher Partheien, wenn man meinte, die Schuld aller Theilnehmer sey gleich groß gewesen, oder wenn man unbedingten Glauben schenken wollte den oft von erbitterten Gegnern, die mit kirchlichem Schein doch keinen christlichen Sinn verbanden, ausgebreiteten empörenden Gerüchten und Darstellungen ihres Treibens.¹⁷⁵ Priscillian, das Haupt der Secte,

171. *Ambrosii Enarratio in Ps. LXI, 17*: „a suis destitutum ac proditum.“ Wir können doch zum Preise des Herrn hoffen, daß Gratian in den letzten Tagen seines Lebens öfters zu den Gindrücken wiederkehrte, die er aus Ambrosius Umgang und Zeugnisse empfangen, und so des Herrn Augenicht suchte. *Ambrosius de obitu Valentiniani, c. 7, 9*: „Tu me inter Tua pericula requirebas; Tu in Tuis extremis me appellabas; meum de Te plus dolebas dolorem.“

172. *Sulpicii Severi Historia sacra (ed. Horn.) lib. II, p. 437 sq.*: „Tum primum infamis illa Gnosticorum haeresis intra Hispanias deprehensa... Primus eam intra Hispanias Marcus intulit, Aegypto profectus, Memphis ortus.“

173. Selbst Hieronymus. Von Priscillian heißt es bei ihm: „Hic usque hodie a nonnullis Gnosticæ hæreseos accusatur, defendentibus aliis, non ita cum sensisse, ut arguitur.“ *Hieronymi liber de viris illustribus, c. 121.*

174. Allgemein ist die Anklage wider sie, daß sie, so wie mehrere der älteren Gnostiker, in geheimen Zusammenkünften Unzucht trieben; selbst der besenene, tiefschriftliche Sulpicius Severus erwähnt dieses als notorisch (*Historia sacra l. c.*; „superstitio exiliabilis, arcanis occultata secretis“). Auf der andern Seite war es besonders die strenge Miese, welche so Viele für Priscillian einnahm. „Vigilare multum,“ sagt der eben erwähnte Verfasser (*l. c. p. 439*) von ihm, „famem ac sitim ferre poterat, habendi minime cupidus, utendi parcissimus.“

175. So z. B. das Gerücht, das auch Sulpicius Severus, gerecht und bekaufam, bloß als solches, von Procula, der Tochter der Eudocia (beide Auhängerinnen der Secte), anführt, „de qua fuit in sermone hominum, Priscilliani stupro gravidam partum sibi gemitibus abegisse“ (*l. c. p. 441*). Es war zu viel böses Blut, zu viel berechnete Niederträchtigkeit bei ihren Widersachern, als daß wir alles solches Gerüchte für gute Waare hinnehmen dürften. Wahrscheinlich

obgleich erst Schüler und zwar im zweiten Gliede (denn Agape und Helpidius, die ersten Pflieger dieser feuchtigen Meinungen in Spanien,¹⁷⁶ waren selbst von einem gewissen Marcus unterrichtet, welcher das erste Gnostische Mittelglied zwischen dem Orient und Spanien dargestellt haben soll), war ein Mann von nicht geringen Gaben, ausgezeichnet durch Beredsamkeit und vielseitige Bildung;¹⁷⁷ weshalb es ihm auch gelang, seine Ansichten nicht blos bei mehreren classisch gebildeten Spaniern (wie denn diese Bildung damals in Spanien nichts Ungewöhnliches war), sondern auch bei einem Theile der Geistlichkeit Eingang zu verschaffen; die Bischöfe Instantius und Salvianus waren seine vornehmsten Waffenträger. Wirklich drohte es einen Augenblick mit einem förmlichen Schisma in der Spanischen Kirche;¹⁷⁸ gefährlicher, unveröhnlicher ward dieses, als die meisten Repräsentanten der andern Seite zwar den Leib der Kirche, vor Allem ihre Amtseinkünfte und Herrschaft, aber nicht den Geist derselben festhielten; diesen war es folglich ein Geringes, ja ganz nach ihrem Sinn, wenn die Sache in die Hände des Staats hinübergespielt wurde.

Eine Synode zu Saragossa (380), wo vornämlich der Bischof Hyginus von Corduba und der emeritirte Presbyter Idacius als Ankläger der Priscillianisten auftraten, sollte nun freilich die Sache kirchlich entscheiden. Allein wenn auch diese Versammlung mehr als ein Verdammungsurtheil beabsichtigt hätte — ihre Beschlüsse wurden doch sofort paralysirt, theils dadurch, daß die Ausführung derselben dem Bischof von Ossuba (Ossonuba?)¹⁷⁹ Idacius, einem eiteln, herrschsüchtigen, nur um die Befriedigung seines Beutels und Gaumens, nicht um die Seelen bekümmerten Manne,¹⁸⁰ übertragen wurde, theils durch den Umstand, daß einer der Hauptvertreter der Kirche, Hyginus, zur Gegenparthei übertrat. Die Priscillianisten wichen keinen Fuß breit; der Synode, und zugleich der in ihren Augen ganz verweltlichten Kirche

gehört in dieselbe Klasse die Angabe, es sey bei ihnen ein Lehrsatz gewesen: „Jura, perjura, secretum prodere nulli.“ (*Augustin. de haeresibus, c. 70*).

176. *Sulpicii Severi Historia sacra, p. 439*: „Agape quaedam, non ignobilis mulier, et rhetor Helpidius. Ab his Priscillianus est institutus.“

177. *Sulpicius Severus, l. c., p. 439*: „Priscillianus, familia nobilis, praedives opibus, acer, iniquus, facundus, multa lectione eruditus, disserendi ac disputandi promptissimus. Felix profecto, si non pravo studio corrupisset optimum ingenium, prorsus multa in eo animi et corporis bona cerneret.“

178. *Sulpicius Severus l. c., p. 440*: „Jamque paulatim perfidiae istius tabes pleraque Hispaniae pervaserat; quin et nonnulli Episcoporum depravati, inter quos Instantius et Salvianus Priscillianum non solum consensione, sed quadam etiam conjuratione susceperant.“

179. „Ossonuba“ ist Conjectur von Sigonius.

180. *Sulpicius Severus, l. c., p. 148*: „Certe Idacium nihil pensi, nihil sancti habuisse definitio. Fuit enim audax, loquax, sumptuosus, ventri et gulae plurimum impertiens.“

trogend, setzten sie sogar Priscillian als Bischof zu Labinum ein.¹⁸¹ Jetzt meinten Ithacius und Idacius, die Stunde zum Handeln sey gekommen. Sie wandten sich an Gratian, als den, der den Ausspruch thun sollte. Durch ein Kaiserliches Rescript (381) wurden sämtliche Häretiker excommunicirt, und nicht nur aus den betreffenden Städten, sondern des Landes überhaupt verwiesen.¹⁸²

Für den Augenblick wurden die Priscillianisten zerstreut. Iustantius, Salvian und Priscillian nahmen den Wanderstab in die Hand, entschlossen, selbst ihre Sache in Rom und Mailand, unter den Augen der vornehmsten, geachtetsten Bischöfe, auszuführen. So wenig schreckten sie die Drohungen Gratians, daß sie selbst auf dem Wege nach Italien, in Aquitanien, augenscheinliche Groberungen machten und ihre hinfällige Secte durch frische Kräfte stützten.¹⁸³ Zwar gelangten ihnen ihre Bemühungen weder bei Damasus in Rom, noch bei Ambrosius in Mailand, die Nichts mit ihnen zu schaffen haben wollten. Allein, dadurch nicht entmutigt, schlugen sie einen andern, sicherern Weg ein. Sie verlegten den Kampfplatz nach Gratians eiguem Hof, „wo Alles feil war und durch den Ehrgeiz und die Gewinnsucht Einzelner entschieden wurde“, bestachen den magister officiorum des Kaisers, Macedonius, und brachten es dahin, daß nicht bloß das frühere Rescript zurückgenommen, sondern Befehl gegeben wurde, daß die vertriebenen Geistlichen wieder in ihre Diöcesen eingesetzt werden sollten. Ithacius mußte nach Gallien flüchten, und fand Schutz bei dem Präfect, der jedoch vergebens suchte, der Sache eine andere Wendung zu geben.¹⁸⁴

Der eine Schlag, Gratians Tod, gab dem ganzen bisherigen Verfahren eine entgegengesetzte Richtung. Eben war Maximus nach Gallien gekommen und hatte die neue Fahne aufgespflanzt. Er hatte seinen Triumphzug in Trier gehalten, als der schlaue Ithacius, jetzt schon nach Blut dürstend, da die Verfolgung sich gewissermaßen gegen ihn selbst gekehrt hatte, den Kaiser umstrickte, ehe er noch einen wahrhaft christlichen Rath hören konnte. Doch die Behutsamkeit zeigte wenigstens Maximus, daß er die ganze Sache an eine Synode abwies, die in Bordeaux gehalten werden sollte (384). So wie er aber

181. Ob diese Stadt („Labinense oppidum,“ *Sulpicius Severus l. c., p. 412*) so heißen habe, mag dahin gestellt sein. Zigenius rath auf die bekannte Stadt „Avila.“ So schon Hieronymus (*de scriptoribus eccl. c. 121*).

182. *Sulpicius Severus, l. c., p. 443*: „quo universi haeretici excedere non ecclesiis tantum, aut urbibus, sed extra omnes terras propelli jubebantur.“

183. Ein großer Theil des Volks in Clusum fiel ihnen zu. In Bordeaux widerlegte sich ihm der Bischof Delphinus; dem ungeachtet gewannen sie auf einem nabeliegenden Landgute die adelige Frau Gudroecia: *Sulpicius Severus l. c., p. 445*.

184. *Sulpicius Severus, l. c., p. 445 — 446*. Buchstäblich heißt es von Gratians Hof: „per libidinem et potentiam paucorum cuncta ibi venalia erant.“

fast wider seinen Willen das Scepter ergriffen hatte, so wurde er jetzt zu Schritten hingerissen, die er gewiß später bereute und doch nicht zurücknehmen konnte. Priscillian, der übrigens kaum bei der Verschlagenheit seiner sogenannten kirchlichen Widersacher in die Schule zu gehen brauchte, glaubte jetzt einen Meisterstreich zu thun, indem er von der Synode an den Kaiser appellirte. Das ward der Todesstreich für ihn. Denn als die Sache jetzt vor weltliche Richter kam, welche auf den Standpunkt der Kirche weder eingehen konnten noch wollten, ward es dem niederträchtigen Ithacius möglich, unter dieser Hülle seine Rache auszuführen, gleichsam als ob es die Ehre des Herrn und seiner Gemeinde gelte.¹⁸⁵ Doch noch einmal sollte die Sache in die Schwebe gestellt werden. Ein Mann tritt auf — oder vielmehr ein Held, denn größer war er als die, welche man gewöhnlich mit diesem Namen bezeichnet, — tritt auf in Christi Namen allein, und begehrt, vom Kaiser und den Widersachern Priscillians gehört zu werden. Es ist der Klosterbruder Martin von Tours. Wie Martin mit dem Kaiser bekannt worden, wissen wir nicht; die Art und Weise aber, wie er diese Bekanntschaft benutzte, ist eins der herrlichsten Blätter in der Geschichte der Kirche, eine Immortelle, die noch nach Jahrtausenden frisch grünen und sprossen wird. Das Christenthum mußte versuchen die trotzig, wilden Herzen zu lenken, wenn anders eine neue Gestalt der Welt aus den Trümmern sich erheben sollte. Es war dies Martin, wenigstens zum Theil, mit dem Kaiser gelungen. Er kam, als man ihn hören wollte, und sprach viel mit dem Kaiser „sowohl über das Gegenwärtige als das Zukünftige, von der Ehre der Gläubigen, von der ewigen Herrlichkeit der Heiligen“; fast noch mehr hing die gottesfürchtige Königin an seinem Munde, und wünschte, ihn nur stets hören zu können.¹⁸⁶ — Was in Trier vorging, hatte Martin so eben erfahren; er eilte dahin. Man kannte seine Freimüthigkeit; man fürchtete das glänzende Zeugniß seiner rechtschaffenen Gesinnung, und vor Allem seinen

185. *Sulpicius Severus, l. c., p. 446 — 448.*

186. *Sulpicii Severi Dialogi, II, 7:* „Hic (Maximus) Martinum sapientius evocatum receptumque intra palatium venerabiliter honorabat. Totus illi cum eo sermo de praesentibus, de futuris, de fidelium gloria, de aeternitate sanctorum.“ Maximus war keineswegs das, wozu ihn die oft verfidene, lediglich nach dem Scheine der Einigkeit mit der Kirche urtheilende, spätere Römisch-katholische Geschichtschreibung stempeln will: bloß ein grausamer, treulofer Tyrann; sondern das gerechte Urtheil über ihn hat ohne Zweifel Sulpicius in folgenden Worten zusammengefaßt: „vir omni vitae merito praedicandus, si ei vel diadema, non legitime, tumultuante milite, impositum repudiare, vel armis civilibus abstinere licuisset. Sed magnum imperium nec sine periculo renui, nec sine armis potuit teneri.“ Es ist ein gar lieblicher, einfältiger Zug, ganz wie aus dem Charakter der Zeit geschnitten, wenn Sulpicius (l. c.) uns berichtet, die Königin habe es für das höchste Glück angesehen, wenn es ihr vergönt wäre, einmal Martin selbst bewirthen und ihm aufwarten zu dürfen. Der Kaiser vereinigte seine Bitten mit den ihrigen, Martin gab nach.

Einfluß auf Magnus. Deshalb mußte Ithacius kein besseres Mittel, als Martin selbst verdächtig zu machen, und zwar wegen seiner Gottesfurcht. Bald dehnte sich die Verfolgung auf alle aus, die mit Ernst der Heiligung nachstrebten; man nannte sie „Kopfbänger, falsche Brüder“; denn (wie der treffliche Geschichtschreiber Sulpicius Severus sich ausdrückt)¹⁸⁷ „man wog die Sache bloß nach dem Scheine; hatte irgend jemand ein bleicheres Aussehen, oder ging er auch bloß in einfacherem Kleide, gleich wurde er als ein Keger ausgeschrien“.¹⁸⁸ — Allein es galt das Leben von Menschen; es galt die Ehre der Kirche. Martin versuchte auf alle Weise Ithacius zu bewegen von der Anklage abzustehen; er drohte ihm, und konnte es thun; er beschwor den Kaiser, vom Blute der Unglücklichen sich rein zu halten; genug sey es, sagte er, daß die Häretiker, nach dem Ausspruch der Bischöfe, aus den Kirchen vertrieben würden; eine neue unerhörte Schande würde es seyn, wenn eine rein kirchliche Sache vor weltlichen Gerichten entschieden werden sollte.¹⁸⁹ — Wirklich brachte es auch Martin bei seinem Aufenthalt in Trier dahin, daß das weltliche Erkenntniß in der Sache ausgesetzt wurde, und als er sich entfernen mußte, nahm er dem Kaiser das bestimmte Versprechen ab, daß er das Leben der Keger schonen wolle.¹⁹⁰

XIII.

Allein kaum war Martin zu seinen Bergen zurückgekehrt, da traten die Bischöfe Magnus und Rufus vor den Kaiser hin, und stellten ihm, natürlich im Namen der Kirche, vor, wie unzeitig und bedenklich in diesem Falle jede Milde und Schonung seyn würde. Was sollte der schwankende, noch wenig befestigte Kaiser thun, da er die Stimme der Kirche für und wider, in beiden Fällen als entscheidend, vernahm? Er meinte, sein Gewissen zu beruhigen, indem er das Erkenntniß einem bekannten rechtschaffenen Manne, aber zugleich unbengsamen Richter, dem Präfect Evodius, übertrug. Die Inquisitionen begannen aufs neue. Die unglücklichen Priscillianisten, vielleicht durch die Martern gezwungen, bekannten alle Schandthaten, welche man ihnen Schuld gab. Als die

187. Man glaubt in den Grundzügen eine Geschichte unserer Tage dargestellt zu sehen. Wie oft sind rechtschaffene Christen in der letzten Zeit als „Pietisten“ von den Staatskirchen ausgeschrien worden, weil sie Ernst aus dem Christenthume machen wollten!

188. *Sulpicii Severi Dialogi*, III, 15: „Etiam tum solis oculis iudicabatur, cum quis pallore potius aut veste, quam fide, haereticus aestimaretur.“

189. Die ganze alte Kirche betraf sich in dieser Hinsicht mit vollkommenem Rechte auf 1 Cor. 6, 1 — 6. Erst später, bei der Entwicklung des Kirchenstaats, machte man die Frage daraus, als ob bürgerliche Vergehen der Geistlichen nicht von bürgerlichen Gerichten gemithelt werden dürften.

190. *Sulpicii Severi Historia sacra*, p. 449.

Sache so weit gekommen, zog der niedrige Ithacius sich zurück,¹⁹¹ zufrieden, durch die Anklage das Todesurtheil beschleunigt und an dem Inquisitions-Proceß sein Auge geweidet zu haben.¹⁹² Der Kaiserliche Advocat (der Generalfiscal) Patricius brachte die Sache von Seiten des Staats zu Ende. Das Todesurtheil ward gesprochen und vollzogen an Priscillian, an Felicissimus und Armonius, die noch in den letzten Tagen von der katholischen Kirche zur Secte übergetreten waren, an den Diakonen Asarinus und Aurelius, an dem berühmten Dichter Latronianus,¹⁹³ an der adligen Frau Eudrocia, der Wittve des Redners Delpheidus.¹⁹⁴ Instantius ward nach den Scilly-Inseln deportirt; über andere Anhänger der Secte wurde das Exil geringeren Grades verhängt.¹⁹⁵

Zum ersten Male hatte die Kirche sich mit dem Blute der Irrenden befleckt — und dies war, Gott sey's geklagt, nur der erste fruchtbare Anfang zu einer Reihe von Gräueln, wodurch sie jedesmal Christi Geist verleugnete, und am Ende in Gefahr stand, ihre Krone zu verlieren.

Niemand empfand das tiefer, als der Klosterbruder Martin von Tours. Nur einer unter den in Trier versammelten Bischöfen wagte es, auf die Seite Martins sich zu stellen; es war Theognistus. Dieser erklärte Ithacius und alle, die mit ihm geurtheilt, als in Bann verfallen. Allein der Kaiser hatte das Staatsinteresse zu handhaben; sein Ausspruch konnte nicht desavouirt werden; feierlich und öffentlich communicirte er mit dem ruchlosen Ithacius und der Parthei desselben. Doch dieses Alles rührte Martin nicht im mindesten; daß er so gut wie allein auf dem Plage stand, kümmerte ihn nicht; denn er hatte ja Gott und Jesum Christum mit sich. Mit tiefem, grenzenlosem Schmerz kehrte er nach Trier zurück. Die Bischöfe, als dies ruchbar ward, fingen an zu zittern; der einzige Martin, der ihnen ja ohne Zweifel, wie

191. Es gereicht der Römischen Kirche wenig zur Ehre, wenn sie später dieses Verfahren des Ithacius gegen die Keger copirte, und nachdem, wie es hieß, die Kirche das Ihre gethan hatte, sie dem weltlichen Gericht überlieferte, um sie vom Leben zum Tode zu bringen.

192. Diese Schändlichkeit empörte die Heiden wie die Christen auf gleiche Weise. Mit glühenden, unauflöschlichen Zungen hat der heidnische Rhetor Pacatus die Schande der Blutrichter in folgenden Worten eingetriben. „Fuit enim, fuit et hoc delatorum genus, qui, nominibus antistites, revera autem satellites atque adeo carnifices, non contenti, miseros avitis evolvisse patrimoniis, calumniabantur in sanguinem et vitas premebant reorum jam pauperum. Quid etiam, quum iudiciis capitalibus adstitissent, quum gemitus ac tormentorum miserorum auribus ac luminibus hausissent, quum lictorum arma, quum damnatorum frenas tractassent, pollutas poenali manus contactu ad sacra referebant!“ (*Pacati Panegyricus Theodosio Augusto*, c. 29).

193. *Hieronymus de viris illustribus*, c. 123: „Latronianus, provinciae Hispaniae, valde eruditus et in metrico opere veteribus comparandus.“

194. *Pacati Panegyricus Theodosio*, c. 29.

195. *Sulpicii Severi Historia sacra*, l. c., p. 451 sq.

sie voraus sahen, die Communion verweigern würde, stand als ein Schreckbild vor ihnen, dessen sie sich eben so wenig entledigen konnten, als der Vorwürfe des Gewissens. Trier glich einer vom Heiligen Geiste in diesem einzigen Manne belagerten Stadt.

Die Bischöfe pflogen nun Rath mit dem Kaiser, und man kam überein, das ganze Corps der Leibwache mit dem *magister officiorum* an der Spitze¹⁹⁶ Martin entgegenzusenden, ihm verbietend, die Stadt zu betreten, es sey denn, daß er versicherte, er wolle mit dem Geleite und Frieden der versammelten Bischöfe kommen. Martin antwortete den Ausgesandten: er werde mit dem Frieden Christi kommen. Die folgende Nacht ging er in die Stadt hinein, und begab sich in die Kirche um zu beten. Den Morgen drauf in aller Frühe begab er sich in den Pallast. Er hatte mehrere Fürbitten für Unglückliche vorzutragen; diesmal aber galt es vor Allem die unglücklichen Spanischen Priscillianisten, denn schon war Befehl an die Kriegstribunen ergangen, sie sollten sich bereit halten, nach Spanien zu gehen, und dort in den verschiedenen Städten über die Anhänger der Secte Standrecht zu halten. Maximus hatte (leider, daß wirs sagen müssen) ausser der staatsrechtlichen Uniformität, die ja in diesem Falle, wie er meinte, durch das Urtheil der Kirche noch fester begründet sey, einen besondern, schmutzigen, Beweggrund, mit der Ausführung zu eilen: er war stets Geldes benöthigt, und mehrere der Priscillianisten waren vermögende Leute.

Als Martin nun den Bischöfen wirklich die Communion verweigerte, liefen diese bestürzt zum Kaiser, und klagten laut: sie seyen so gut wie durch einen Richterspruch verdammt; es würde die Wohlfahrt Aller auf dem Spiele stehen, wenn die Hartnäckigkeit des einzigen Theognistus durch das große Ansehen Martins unterstützt würde; man hätte doch Martin nicht in die Stadt hereinlassen sollen; denn jetzt werde er nicht blos die Keger vertheidigen, sondern ihren Fall rächen; Priscilians Tod nütze ja zu gar Nichts, wenn Martin die Rache übernehmen wolle. Zuletzt warfen sie sich weinend und jammernd vor die Füße des Kaisers: er solle doch seine kaiserliche Macht gegen diesen einen Mann brauchen. — Einen Augenblick schwankte der Kaiser; dann aber stand Martins fleckenloser, heiliger Wandel lebendig vor seinen Augen; er entschloß sich zu parlamentiren. Martin ward heimlich zum Kaiser bestellt. Mit freundlichen Worten redete dieser ihn an, und gab ihm unter die Hand, es sey ja keineswegs Priesterhaß, der Priscillian und dessen Anhänger gefällt; nur das Recht habe hier gewaltet; ebenso wenig sey es Eifer

196. Es entsprach gewissermaßen unserer Leibwache, nur daß der *magister officiorum* zugleich die Oberaufsicht über alle Bedienten des Kaiserlichen Palastes führte. Vgl. *Du Fresne du Cange Glossarium mediae Latinitatis*, s. v.

für die Reinheit der Kirche, sondern allein Haß, wodurch das gegenstehende Urtheil Theognists geleitet werde; endlich habe ja selbst eine vor wenigen Tagen gehaltene Synode die Unschuld des Ithacius anerkannt. Allein dies Alles vermochte nicht Martin umzustimmen; er stand als Vertheidiger der Sache des Herrn da, dessen Reich nicht von dieser Welt ist. So blieb er unbegreiflich. Es erfolgte eine stürmische Scene. Der Kaiser ging erbittert fort. Wiederum ward den Tribunen Befehl gegeben, sich bereit zu halten. Noch einen Augenblick — und Alles war verloren.

Da dringt Martin bei Nachtzeit in den Pallast ein. Es gelang ihm, wieder eine Unterredung mit dem Kaiser zu erhalten. Allein was sollte er thun? Sein Herz war zerrissen. Sollte er mit den Hekern communiciren, die noch obendrein aus dieser erklärten Gemeinschaft eine Vertheidigung ihrer ruchlosen That herleiten würden? Sollte er das Loos der vielen unglücklichen Irrenden aufgeben, die ja, so lange der Gnadentag noch ihnen leuchtete, zum Herrn sich bekehren konnten? Die Liebe gewann — die Liebe, welche nicht das Eigene sucht, sondern das, was Anderer ist. Martin versprach dem Kaiser, mit den Bischöfen zu communiciren, wenn dieser seinerseits den Befehl an die Tribunen zurücknehmen wollte. Beide hielten Wort. Den folgenden Tag, wo eben Felix, ein ausgezeichnete Geistlicher, zum Bischof geweiht werden sollte, genoß Martin den Leib und das Blut des Herrn in der Mitte der Bischöfe. Als diese aber nun weiter in ihn drangen, er solle durch feierliche Unterschrift diese Communion besiegeln, blieb er durchaus unbeweglich. Den Morgen drauf verließ er Trier, und als er nun gen „Ardethanna“ gekommen, „zum Dorf hin, wo die großen Einöden und Waldungen beginnen“, überlegte er in stiller Betrachtung mit sich selbst, was ihn bei dem Geschehenen vor dem Herrn anklagen und entschuldigen möge. Er kam zur Ruhe; aber nie communicirte er weiter mit der Ithacianischen Parthei, noch besuchte er in den sechzehn Jahren, die er noch lebte, irgend eine Synode der Bischöfe.¹⁹⁷

Noch auf andere Weise stellte der Herr jener weltlich = bischöflichen Parthei, die so wenig die rechten Waffen der Kirche erkannte und brauchte, ihr thörichtes, vermessenens Beginnen unter Augen. Ithacius ward abgesetzt; in der That konnten tausend Absetzungen seine Schuld nicht austilgen. Nordanus, ein anderer von dieser Parthei, der weit geringere Schuld auf sich geladen hatte, legte freiwillig nieder. Noch einmal erhob sich der unreine Geist des Priscillianismus, keineswegs durch die weltlichen Streiche getödtet, aus seiner Asche. Man brachte

197. Die ganze Erzählung wortgetreu nach *Sulpicii Severi Dial. III, 15.*

die Leichname der Ermordeten nach Spanien zurück, und setzte sie mit großem Pomp bei. Priscillian ward als ein Märtyrer betrachtet; man schwor bei seinem Namen, um die höchste religiöse Versicherung zu bezeichnen. Die Spaltung in der Kirche wurde zu einem flassenden Miß; „die eine Faction der Bischöfe bekämpfte die andere; Eigenmuth, Haß, Wankelmuth, Gewinnsucht, träge Ruhe wurden bei den Meisten die durchschlagenden Motive. Und bei alle diesem ward das Volk Gottes — die einfältigen, wahrhaft gottesfürchtigen Christen — ein Ziel des Spottes und der Verachtung vieler“. ¹⁹⁸

Wir haben ausführlich hierüber berichtet, weil dieses höchst wichtige Capitel der Geschichte der Religionsfreiheit in den meisten neuern Darstellungen keineswegs zu seinem Rechte gekommen ist. Es ist die trefflichste Arbeit und der süßeste Lohn der Geschichte, solchen Thatfachen und Charakteren erneute Anerkennung zu Theil werden zu lassen, die wirklich eine innere Größe, nicht bloß äußern Glanz offenbaren. Es ist der Triumph der Kirchengeschichte, das Andenken der Sieger aufzufrischen, solcher Männer, deren die Welt nicht werth war, die in der That bewiesen, daß unser Glaube der Sieg ist, welcher die Welt überwunden hat (1 Joh. 5, 4). Die ganze Geschichte greift außerdem tief in Ambrosius' Leben ein, obgleich er damals vom Schauplatz entfernt war, wo das Blut strömte. Er und die ganze Kirche mußten sich darüber erklären. Wie er es that, werden wir später hören.

XIV.

Der Arianismus feierte zuerst stille Siege unter der Vormundschaftsregierung Justinas. Er hatte nicht geruht seit dem Augenblicke, als Ambrosius den Bischofsstab ergriff; ¹⁹⁹ allein seine Hände waren fürs erste gebunden. Noch unter Gratian versuchten die Arianer durch einen gewissen Valens, einen vertriebenen Bischof von ihrer Parthei, eine Bewegung in der Kirche zu Gunsten ihrer Sache herbeizuführen; nur das strenge Gesetz des Kaisers gegen die Häretiker (376) ²⁰⁰ hielt sie von weitem Schritten ab. In Strmimum ward wenige Jahre darnach (379) ein Bischofsstuhl erledigt; Justinia spannte alle Kräfte an,

198. *Sulpicii Severi Historia sacra*, p. 453 sq. Die Schilderung des trefflichen Geschichtschreibers von den Wirkungen jenes blutigen Verfahrens gegen die Priscillianistische Parthei ist doppelt lehrreich, nicht nur weil sie uns einen klaren Spiegel des zerrissenen Zustandes der Kirche damals vorhält, sondern auch weil sie uns einen Schlüssel giebt, die eine Wurzel des tiefen Verderbens und der Noth der Kirche in unserer Zeit zu erkennen, die ja unstreitig darin zu suchen ist, daß man jenes staatskirchliche Idol vergöttert und Kirchenzwang im Namen des Herrn geübt hat, der jeden äußern Zwang verabscheute.

199. Die Arianer hatten auf ihn als einen Neophyten gerechnet, da er Bischof wurde; desto erbitterter wurden sie, als sie sich betrogen sahen.

200. *Codex Justinianus*, IX, 29, 1.

um denselben einem Arianer zu verschaffen; Ambrosius indeß, der sich selbst dahin begab, zertrümmerte durch sein Ansehen auch diese Hoffnung.²⁰¹ So mußten die Arianer sich gewöhnen, Ambrosius als ihren Todfeind zu betrachten; zuletzt schien es, als ob sie keinen Fußbreit mehr im Occident behalten sollten. Desto fester hielten sie das, was ihnen noch übrig blieb: die Gunst Justinas. Allein auch diese drohte unwirksam zu werden, und zwar grade durch Gratians Tod (383). Italien mußte Alles von dem Hervorrücken des Maximus fürchten; daß er gern nehmen würde, was ihm zufiel, darüber war kein Zweifel. In dieser über ihr schwebenden Gefahr trug Justina kein Bedenken, ihre Zuflucht zu Ambrosius zu nehmen: sie legte ihren Sohn als die Hoffnung Italiens in seine Arme.²⁰² Gewiß stand seine persönliche Freundschaft mit dem älteren Bruder, der neulich auf eine so traurige Weise vom Schauplatz abgetreten, vor seinen Augen. Um so weniger glaubte er, der Mutter ihr Gesuch abschlagen zu dürfen, als es ja in der Schrift heißt: „Der Herr schaffet Recht den Waisen und Wittwen“ (5 Mos. 10, 18).²⁰³ Weiter fragte er in diesem Augenblicke nicht, sondern übernahm ohne Bedenken eine Gesandtschaft an Maximus in der Sache Valentinians. Eben als er nach dem Hofe in Trier eilte, war ein Kaiserlicher Rath (Comes), Victor, nach Mailand gereist, um die Verhältnisse auszuforschen und die vortheilhaftesten Friedensbedingungen zu erlangen; das Ganze war von beiden Seiten ein politisches Rechenexempel, ein Versuch sich gegenseitig in Schach zu halten.²⁰⁴ Desto weniger können wir annehmen, daß Ambrosius hier auf seinem Plage war. Auch fühlte er das Drückende der Lage auf vielerlei Weise. Maximus, der ihn mit mißtrauischen Augen ansah, empfing ihn im Staatsrathe (in consistorio); der Bischof erkannte, daß er nicht an seinem Plage war; der Kaiser, ohne Zweifel um seinen Unterhandlungen in Mailand desto größeres Gewicht zu geben, behauptete, Valentinian hätte selbst zu ihm kommen sollen — der Bischof wies zwar die unbührende Forderung ab; dennoch aber mußte er den ganzen Winter (383—384) in Trier bleiben, bis Victor zurückgekehrt war; und erreicht war doch im Grunde nichts mehr, als was auch sonst, mit Hinblick auf Theodosius' Stellung, der mit scharfem Auge Alles beobachtete, erlangt worden wäre. Ambrosius aber war, wie gesagt, so eifrig

201. *Vita Ambrosii per Paulinum*, c. 11.

202. *Ambrosius de obitu Valentiniani*, c. 28: „Ego Te suscepi parvulum, quum legatus ad hostem Tuum pergerem; ego Justinæ maternis traditum manibus amplexus sum.“

203. *Ambrosii Epistola XXIV*, 5: „Quos enim Episcopi magis quam pupillos tueri debemus?“

204. *Ruffini Historia ecclesiastica*, II, 15.

in der Ausführung des ihm liebgewordenen Auftrags, daß er nicht nur das völlig Fruchtlöse seines Bemühens übersah, sondern später äußerte, er würde, wenn es in seiner Macht gestanden hätte, Maximus den Eingang über die Alpen verrannt und selbst sich ihm entgegengeworfen haben.²⁰⁵ So trug er nun zuerst den Dank davon, daß Maximus laut behauptete, er sey von Ambrosius hintergangen, während die Sache wirklich so lag, daß er es nicht für rathsam hielt, weiter zu gehen, sondern mit dem sich begnügen wollte, was er bereits in Britannien, Gallien, Hispanien erfochten.²⁰⁶

Allein von Justina hätte man doch erwarten sollen, daß Ambrosius einen bessern Dank empfangen. Im Gegentheil, so wie ihres Sohnes Herrschaft sich von Tag zu Tage mehr befestigte, glaubte sie, der Augenblick sey näher gekommen, wo der Arianismus von einer bloß tolerirten Parthei wiederum die Stellung und den Einfluß erlangen könne, den derselbe in ihren Augen verdiente. Ambrosius war der Fels, an dem er sich stieß; ihn mußte man suchen mit Glimpf, nach und nach, wegzuschaffen. Das war Justinas erster Plan. Hoffschranzen hatte sie genug, die sich von ihr branzen ließen; durch Versprechen besserer Aemter, höherer Ehrenstellen wurden sie noch unterthäniger. Einer derselben war Euthymius, der sich ein Haus in der Nähe der Kirche miethte und alle Tage ein ganzes Jahr hindurch einen Wagen in Bereitschaft hielt, um Ambrosius rasch zu entführen.²⁰⁷ Aber fruchtlos waren diese und ähnliche Versuche, den Helden mit List zu fahen. — Die Zeit ward indeß Justina zu lang; sie beschloß angriffsweise zu Werk zu gehen, natürlich unter dem Schilde ihres Sohnes, des Kaisers. Auch hier war ein Arianer gleich bereit einzutreten, ein gewisser Mercurinus, von Geburt ein Skothe und um schlechter Streiche willen landflüchtig, aber doch in den Augen der Arianer gut

205. Kann man sich wundern, daß wir in diesem Unternehmen des Ambrosius, neben der menschenfeindlichen Gesinnung, eine verborgene Schwäche wahrnehmen, die bei dem höchst verwirrten Zustande Italiens damals allerdings eine Entschuldigung findet, die aber dennoch, zum Grundsatz erhoben, sich nicht bloß an Bischöfen und Priestern, die den ihnen von Gott angewiesenen Wirkungskreis verließen, sondern an der ganzen Kirche fürchtbar gerächt hat?

206. Alle die einzelnen Züge sind aus Ambrosius eigener Relation seiner zweiten Gesandtschaft an Maximus, worin er zugleich einen Blick auf die erste zurückwirft, gesammelt. S. *Ambrosii Epistola XXIV*.

207. *Vita Ambrosii per Paulinum*, c. 12. Er fügt hinzu, grade den Tagrestag drauf sey Euthymius ins Gilt geschickt und auf denselben Wagen abgeführt worden, den er für den Bischof bereit hielt. Noch früher (wahrscheinlich 382) hatte man in der Basilica Portiana eine Disputation über die Gottheit und Menschwerdung Christi veranstaltet. Zwei Arianisch gesinnte Kammerherren sollten dort gegen Ambrosius auftreten. Er ließ nicht auf sich warten, wohl aber sie; denn indem sie zur Kirche fuhren, gingen die Pferde mit ihnen durch, und sie brachen beide den Hals. So erzählt Paulinus (*vita Ambrosii*, c. 18). Man sieht aus alle diesem, wie der letzte Schritt allmählig vorbereitet war.

genug, um durch Handauflegung zum Bischof geweiht zu werden. Diesen bestimmte man für die erledigte Stelle des Ambrosius, sobald der günstige Augenblick gekommen.²⁰⁸ Zunächst ließ man nun Ambrosius in den kaiserlichen Pallast hineinrufen und legte ihm vor dem versammelten Staatsrath das Begehren der Arianer vor, daß ihnen die Kirche außerhalb der Stadt, Basilica Portiana,²⁰⁹ übergeben werden solle; wo er aber die Einwilligung verweigern würde, drohte man ihm mit den ausgefuchtesten Martern.²¹⁰ Durch die Kraft des Glaubens stand er wie eine Mauer fest. Unterdeß hatte das christliche Volk, welches nicht gleichgültig zusah, daß man ihm eine Kirche entreißen wollte, sich haufenweise vor dem Pallast versammelt. Vergeblich suchte ein kaiserlicher Comes mit einem Trupp Soldaten sie zu zerstreuen; sie riefen: „Wir wollen für Christus sterben“. Man mußte Ambrosius bitten, das Volk durch seine Anrede zu beruhigen. Dies geschah.

Einen Augenblick schwebte jetzt die Sache, doch nicht etwa weil die Arianische Parthei wirklich das aufgeben wollte, zu dessen Erlangung es nur noch, nach ihrer Meinung, einiger kräftigen Schritte bedurfte. Eine vornehme Gesandtschaft von mehreren Hofpersonen begab sich den folgenden Freitag am 4. April (385) zum Bischofe. Es handelte sich nicht länger um die Basilica Portiana, sondern um den großen Dom in der Stadt selbst, die sogenannte neue Basilica. Zugleich setzte man klüglich hinzu, Ambrosius müsse dafür haften, daß kein Volksauflauf bei dieser Veranlassung entstehe. Er antwortete trocken und bestimmt: „Dem Priester geziemt es nicht, den Tempel Gottes auszuliefern“. Den folgenden Tag billigte das Volk durch Acclamation was Ambrosius gethan hatte. — Von Seiten des Hofes wollte man die Unterhandlungen noch nicht abbrechen. Der Praefectus praetorio, Neoterus, kam selbst in die Kirche, und stellte mit guten, süßsamen Worten vor, man solle doch wenigstens die kleinere, die Portianische, Basilica ausliefern. Allein das Volk protestirte laut dagegen. Der Praefect mußte unverrichteter Sache abziehen; er wolle — das waren seine letzten Worte — an den Kaiser darüber berichten.

Der Palmensonntag, der 6. April, war herangefommen, mit diesem der Eingang der stillen Woche. Nach gehaltner Predigt hatten die

208. Darauf scheint auch das hinzudeuten, daß er von jetzt an den Namen *Alexandrinus* annahm, den der Arianische Bischof, der Ambrosius Vorgänger im Amte war, führte. S. *Ambrosii Sermo de basilicis tradendis*, c. 22.

209. Auch bekannt unter dem Namen: *Basilica S. Victoris*.

210. *Ambrosius in Ps. XXVI, v. 9*: „Exstiterunt Ariani, regali subnixi potentia, qui templum Domini putarent sibi esse tradendum, supplicia acerba minitantes; sed absit, ut apud mentem Domino servientem praeponderaret magis poenae formido, quam forma pietatis. Non praevaluit perfidia, quia fides restitit.“

Katechumenen, wie es Sitte war, sich entfernt; der Bischof legte im Baptisterium der Kirche „den Competenten“ (d. h. denen, welche zunächst zur Annahme der heil. Taufe vorbereitet wurden und in der folgenden Osternacht getauft werden sollten) mit Fleiß das Symbol aus. Plötzlich wird es ihm berichtet, daß kaiserliche Bediente (decani)²¹¹ nach der Basilica Portiana hingeschickt waren, um dort die kaiserlichen Tabenen²¹² zu befestigen, und daß ein Theil des Volkes dahin strömte. Der Bischof setzte sein Amt fort; er begann die Messe. Unter der Consecration erfuhr er, das Volk habe auf offener Straße einen Arianischen Presbyter, Castulus, ergriffen. Er vergoß bittere Thränen und betete innig zu Gott, er wolle doch seine Gnade dazu verleihen, daß sein Blut in der Kirchensache fließe, oder hätte es der Herr anders verhängt, daß sein Blut allein, nicht nur zum Heil der Kirche, sondern auch der Irregläubigen, vergossen werde. Unverzüglich sandte er etliche Presbyter und Diakonen aus, welchen es auch gelang, Castulus der erbitterten Menge zu entziehen.

Bestimmungen, welche die frühern christlichen Kaiser im Geiste des Evangeliums zur Feier der stillen Woche getroffen, waren so eben auch von Valentinian veröffentlicht. Nach diesen wurden alle wegen Schulden Verhaftete und andere Gefangene während der Woche, in welcher der Herr den letzten Leidensschmerz geliebt, in Freiheit gesetzt. Allein jetzt achtete man das bei Hofe nicht mehr. Ketten wurden herbeigeschleppt, Unschuldige darein geschmiedet. Der Kaufmannschaft Mailands ward als Strafe auferlegt, binnen drei Tagen 200 Pfund Geld aufzubringen. Sie antworteten, sie würden, falls man es von ihnen verlangte, das Doppelte herbeischaffen, wenn nur der Glaube ihnen unverkümmert bliebe. Allen kaiserlichen Bedienten und Beamten des Pallastes ward es untersagt, ihre Häuser zu verlassen, damit sie — so hieß es — nicht mit dem Aufstande sich verwickelten. Den angesehensten Männern drohte man mit Verlust des Eigenthums und des Lebens, wo nicht die Basilica ausgeliefert würde. Schon war die Verfolgung im vollen Gange. Alles voraussagte einen blutigen Ausgang.

Noch einmal versuchte man die Hartnäckigkeit des Bischofs zu biegen. Mehrere kaiserliche Räte und Tribunen wurden wieder zu ihm abgeschickt. Sie stellten ihm vor: man sollte doch eiligst die Kirche übergeben; der Kaiser brauche ja hier nur sein Recht; denn Alles stehe ja in seiner Macht. Er erwiderte: begehre man von ihm, was sein sey, sein Sil-

211. Die „Decane“ waren eine Art von Cisteren. *Gothofredus in legen de Decanis*: „ideo corripendis reis, velis item seu cortinis regijs, locis fisco vindicatis, suspendendis operam Decani navabant.“

212. Vela regia, cortinae regiae: ein Zeichen, daß dieser oder jener Gegenstand als kaiserliches Eigenthum erklärt worden war.

bergeräthe oder dergleichen, werde er Nichts dawider haben, obgleich ja sein ganzes Eigenthum den Armen gehöre; allein was Gottes sey, das stehe nicht in der Gewalt des Kaisers. „Wollt ihr“, fuhr er fort, „mein väterliches Gut — nehmt es hin; meinen Leib — ich werde ihn opfern. Wollt ihr mich ins Gefängniß, zum Tode schleppen — ich gehe willig. Weder mit Volkshaufen werde ich mich waffnen, noch werde ich, den Altar umfassend, das Leben erlösen, sondern freudig mich für den Altar opfern lassen“.

Indeß ging die Gährung unter dem Volke fort; der Bischof konnte sie jetzt nicht hindern. Eine namenlose Angst ergriff ihn, wenn er sich vorstellte, es könne ein Kampf unter den Mauern der Kirche selbst sich entwickeln; er flehte von Herzen zu Gott, daß er die Zerstörung der Stadt, vielleicht gar den Untergang Italiens, nicht überleben möge. Gleich darauf wandte er sich an die Gothischen Tribunen, die eben zugegen waren, und redete sie mit den Donnerworten an: „Darum also hat euch das Römische Reich seine Thore geöffnet, daß ihr euch als Handlanger bei der Störung des Friedens gebrauchen lasset? Wo wollt ihr denn euren Fuß hinsetzen, wenn dieses alles in Trümmern liegt?“ — Nochmals begehrte man von ihm, er solle das Volk zufrieden stellen. „Es steht in Gottes Hand“, antwortete er, „das Volk zu beruhigen; meine Pflicht ist es, dasselbe nicht zu empören“. Sehe man aber ihn — fügte er hinzu — als Unruhestifter an; nun so könne man ja gleich Rache an ihm nehmen, und ihn wegführen in welche Cynöde man wolle. — Die kaiserlichen Bedienten und Officiere traten nun ab. Der Bischof blieb den ganzen Tag über in der Kirche. Am Abend kehrte er in sein Haus zurück, damit man ihn dort finden könne, falls man ihn wegführen wolle.

XV.

Die zwei folgenden Tage gingen scheinbar ruhig hin; wahrscheinlich wollte man bei Hofe Zeit gewinnen sich zu dem letzten entscheidenden Schritte vorzubereiten, der um so bedenklicher war, als die Stimmung der Soldaten schwankend schien. Wenigstens etliche unter ihnen hatten dem Kaiser erklärt, sie würden zwar seine Person gegen jeden Angriff schützen; für weiteres aber könnten sie nicht stehen, wenn er nicht mit den katholischen Christen sich vereinigte; geschähe das Gegentheil, so müßten sie zu der Gemeinde des Ambrosius übergehen.

Der dritte Tag nach dem letzten Austritte war gekommen. Kein einziger unter den Arianern wagte es öffentlich hervorzutreten. Der Bischof ging in die alte Kirche (Basilica Portiana) hinein. Als er den Gottesdienst angefangen hatte, merkte er an dem stillen Klagen des Volks, daß Etwas bei der neuen Kirche vorgehen müsse; kurz darauf

empfang er die gewisse Nachricht, daß Soldaten in dieselbe eingedrungen, mit ihnen eine zahllose Volkschaar, welche einen Vorleser begehrte. Allein der Bischof wollte seinen Posten nicht verlassen. Er ließ die Soldaten dort mit Excommunication bedrohen, weil sie das Haus des Herrn angegriffen hätten. Wie in einem Nu strömten diese (offenbar alle katholische Christen) zur alten Kirche hin. Die Frauen zitterten; allein die Soldaten selbst hatten sie ohne Furcht zu sehn; sie seien gekommen, um zu beten, nicht um die Waffen zu brauchen. Allmächtig legte sich das Brausen des Volks. Der Bischof bestieg den Rednerstuhl und sprach unter andern diese Worte:

„Ihr habt, lieben Kinder, aus der heutigen Lektion aus dem Buche Hiob gehört, wie die Versuchungen des Teufels über die Heiligen Gottes gekommen sind; und wahrlich, der Fürst dieser Welt hat es vernehmen müssen, wie seine Macht und List grade in jenem Buche enthüllt sind; deshalb rüstet er sich nun auch mit um so größerer Anstrengung. Gott sey Lob und Preis, welcher euch im Glauben und in der Geduld gestärkt hat! Ich hatte die Kanzel bestiegen, um den einen Hiob zu bewundern, und siehe, ich finde ihn in euch allen gleichsam wiedergeboren. Denn in der That so müssen Christen reden und handeln, wie ihr heute vor dem Kaiser gezeuget habt: Wir bitten, aber wir streiten nicht; auch fürchten wir uns nicht, sondern wir beten. So haben wir beides, unser herzlich Verlangen nach dem Frieden und unsere unerschütterliche Standhaftigkeit im Kampfe für den Glauben und die ewige Wahrheit gezeigt. . . Was soll ich aber sagen von den Versuchungen, womit Hiob heimgesucht wurde? Zuerst nahm der Teufel ihm seine Habe und all sein Vieh, nachher seine Kinder; zuletzt schlug er ihn am Leibe. Die letzte Versuchung war die schwerste, und so wird es auch wohl hier seyn. Auch hier versuchte er ja zuerst unser Eigenthum, unsern stillen Heerd, zu stören; nachher wollte er mir euch entreißen, liebe Kinder, die ich Gott täglich im Opfer darbringe. Gins stehet noch zurück — vielleicht hat Gott es deshalb noch verschoben, weil er mich noch zu schwach dazu erkannte, und hat dem Teufel noch nicht Macht über meinen Leib gegeben. Dieses war ja auch bei Hiob nicht der Anfang, sondern der Ausgang der Versuchung. . . Versucht wurde aber Hiob durch die stets sich wiederholenden Botschaften von Unglücksfällen, versucht wurde er sogar durch sein eignes Weib, als sie zu ihm sprach: „Hältst du noch fest an deiner Frömmigkeit? Ja, segne Gott und stirb“ (Hiob 2, 9). Und hat man nicht ebenso Alles wider uns in Bewegung gesetzt: die Gothen, die Waffenmacht, die Heiden, die Strafe der Kaufleute, die Verunglimpfungen der Heiligen? Muthet man uns nicht gleicherweise zu, unsere Kirche auszuliefern, und so Gott

zu segnen und zu sterben? Allein, wie nach der Schrift Hiob zu seinem Weibe sprach, so wollen auch wir sprechen und sagen: „Du redest wie die närrischen Weiber reden“ (Hiob 2, 10). Ja, wo spielten nicht solche thörichte Weiber eine Hauptrolle in den Versuchungen? Wir gedenken der Eva, deren Stimme Adam höher achtete als Gottes Stimme, gedenken der blutigen Verfolgungen der Jezabel wider den Propheten Elias, der Herodias wider Johannes den Täufer, den sie enthaupten ließ. Und ist es nicht in diesem Falle, als ob mit Weiberränken sich alle übrige Schlechtigkeit, Niedrigkeit, Lästerung verbunden hätte? Warum werde ich, dieser Wurm, so schwer versucht, als weil sie der Kirche, nicht mir, zu Leibe wollen? . . Man befiehlt mir, die Kirche auszuliefern. Ich antwortete: „Weder habe ich das Recht, sie auszuliefern; noch wird es Dir, Kaiser, frommen, sie zu erhalten. Mit keinem Schein Rechtens darfst Du Dich an dem Hause eines Privatmannes vergreifen — und Gottes Haus wähest Du so ohne weiteres wegnehmen zu können?“ Man wendet mir ein: „Dem Kaiser ist Alles erlaubt; denn Alles gehört ihm“. Ich erwiedere: „Hüte Dich wohl, Kaiser, Dein Gewissen zu beschweren, in dem Wahne, Du hättest ein kaiserliches Recht über dasjenige, was Gottes ist! Ueberhebe Dich nicht; sondern, willst Du länger herrschen, so sey Gott unterthänig! Denn es steht geschrieben: „So gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist“ (Math. 22, 21). „Dem Kaiser gehören die Palläste, dem Priester die Kirchen.“ Der Kaiser soll, wie man sagt, geäußert haben: „Ich sollte doch wohl auch eine Kirche haben können“. Ich erwiedere: „Aber diese nicht, überhaupt die Hure nicht, die Christo nicht durch gesetzlichen Ehebund angetraut ist“.

In diesem Augenblicke ward es dem Bischofe überbracht, daß in der That die kaiserlichen Fahnen in der „neuen Kirche“ befestigt, und daß die Volkschaar dort mit lauter Stimme seine Gegenwart fordere. Sogleich wandte seine Rede sich dahin, und er fuhr fort: „Wie wunderbar tief sind die Aussprüche des Heiligen Geistes! Diesen Morgen, wie ihr euch erinnern werdet, traten uns die Worte aus dem 79. Psalm entgegen: „Herr, es sind Heiden in Dein Erbe gefallen“. Ja wahrlich, auch hier sind Heiden in des Herrn Erbe gefallen; wir verstanden aber seine Gerichte nicht; wir klagten darüber. Allein wie kamen sie? Sie kamen als Angreifende, und wurden Bertheidiger; sie kamen als Feinde, und wurden unsere Bundesgenossen. Wessen Gabe, wessen Werk ist das, als Dein, Herr Jesu? Du hörtest die Seufzer des Volks; Du sahst, wie mir der Tod vor Augen stand, und machtest wieder aus Zweien Eins. Darum gelobet sey'st Du, Herr Jesu; denn keine irdische Friedensbotschaft, nein, Du selbst, Herr, hast Dein Volk errettet; „Du

hast unsre Klage verwandelt in einen Reigen, hast uns den Sack ausgezogen, und uns mit Freuden umgürtet“ (Ps. 30, 12).

Kaum waren diese Worte gesprochen, so berichtet man Ambrosius, daß ein Notar²¹³ mit einem Auftrage vom Kaiser angekommen. Er trat auf die Seite. Der Notar fragte ihn im Namen des Kaisers: „Wie hast du dich erkühnt, wider den Willen des Kaisers zu handeln?“ „Ich weiß nicht“, erwiderte der Bischof, „welchen Willen du meinst, und kann es ebenso wenig errathen, wogegen ich gehandelt hätte.“ „Doch“, sagte der Notar, „hast du nicht Presbyter nach der neuen Kirche hinbeordert?“²¹⁴ Bist du ein Tyrann, so begehre ich es zu wissen, damit ich meine Maaßregeln darnach nehmen könne.“ Der Bischof antwortete: er habe Nichts gethan zum Schaden der Kirche; die ganze Freiheit, die er sich genommen, bestehe darin, daß er tiefer geseufzt habe, als er gehört, daß die Kirche von den Soldaten in Besiz genommen; und als Viele ihn ermuntert, sich selbst dahin zu begeben, habe er geantwortet: „Die Kirche kann ich ihnen nicht ausliefern; Gegenwehr darf ich nicht brauchen.“ Als er aber in Erfahrung gebracht, daß die kaiserlichen Fahnen wirklich ausgebreitet, und das Volk wie mit einer Stimme verlange, daß er dahin kommen solle, habe er dies abgeschlagen mit der Aeußerung: „Ich hoffe zu Christo, daß der Kaiser noch uns zufallen wird.“ „Ist dies“, fuhr der Bischof fort, „Tyranei — wohlan, ich habe auch Waffen, aber die der christlichen Ritterschaft; meine Waffe ist, daß ich meine Persen preisgebe. Hält der Kaiser mich für einen Tyrannen — warum trägt er denn Bedenken, zuzuschlagen? Die Tyranei des Priesters ist seine Schwäche, nach dem Worte des Apostels: „Wenn ich schwach bin, so bin ich stark“ (2 Cor. 12, 16). Das kam wenigstens Maximus nicht in den Sinn, daß ich der Tyrann Valentinianus sey; im Gegentheil behauptete er, meine Gesandtschaft an ihn habe ihn gebindert, nach Italien zu gehen, wie er Willens war.“

Der Notar ging ab. Den ganzen Tag verbrachte die Gemeinde in tiefer Bekümmerniß. Nicht sie, sondern ausgelassene Buben waren es, welche die in der neuen Kirche aufgepflanzten kaiserlichen Fahnen zerrissen. Ambrosius konnte nicht nach seinem Hause hin; die ganze neue Kirche war und blieb von Soldaten umzingelt.²¹⁵ In der kleinern Basilica stimmte er mit den Brüdern Psalmen an.²¹⁶

213. Die sämmtlichen kaiserlichen Befehle und Aufträge wurden von *Notarii, Tribuni, Comites* besorgt; mitunter waren alle drei Beistellungen in einer Person vereinigt.

214. Daß Ambrosius dies gethan, ist aus den Worten des Notars ersichtbar.

215. Seine bischöfliche Wohnung lag sogleich bei der neuen Kirche, in der Stadt selbst.

216. Eine Abtheilung der großen Kirche Basilica Portiana — wie man es häufig in den Domen des Mittelalters sieht, daß einzelne Theile der Kirche gleichsam Kirchen für sich bilden. Daß dies in Mailand bereits im vierten christlichen Jahrhundert der Fall war, sehen wir aus dem vorliegenden Ausdruck in Ambrosius' Bericht.

Den folgenden Tag — es war Gründonnerstag, der 10. April — war die kirchliche Lectie²¹⁷ aus dem Propheten Jona genommen. Der Bischof legte vor dem Volke aus, wie hier uns eine sehr tröstliche Verheißung gegeben, daß Sündern Gnade zur Buße geschenkt werden sollte; wie der Herr dieses am allerkräftigsten dem Propheten selbst predigte, der so kurzfristig war, daß er über das Verdorren eines „Rikajon“²¹⁸ sich betrübt, das seiner Hütte einen erquicklichen Schatten versprach, und sich nicht darüber freuen konnte, daß ein großes Volk, welches sich zum Herrn bekehrte, errettet ward. Allein der Herr strafte den Propheten und setzte der Fülle seiner Barmherzigkeit keine Schranken.²¹⁹

Und siehe — die rechte Auslegung des Buchs Jonä ward im Munde des Bischofs selbst ein prophetisches Wort. Nicht lange darnach verkündigte man, der Kaiser habe seine Befehle zurückgenommen; die Soldaten seyen angewiesen worden, sich von der Kirche zurückzuziehen; den Kaufleuten solle nicht nur die ihnen auferlegte Buße nachgegeben, sondern was sie in den Fiscus bereits eingezahlt hatten zurückerstattet werden. Das ganze Volk war aufgelöst in Dankbarkeit und Freude vor des Herrn Angesicht; die Soldaten liefen zu den Altären hin und küßten sie. Es war der Tag, an welchem der Herr für unsere Sünden und Uebertretungen dahingegeben ward.²²⁰ Ambrosius erkannte, daß Gott „den Wurm, welcher den Baum der Kirche bedroht, getödtet“²²¹, daß der Herr seine Weissagung erfüllt habe.

Allein hatte man auch bei Hofe es für rathsam befunden, diesen ersten Versuch gleichsam zu begraben, und, wie man zu sagen pflegt, Gnade für Recht ergehen zu lassen — die Mißstimmung blieb dennoch auf jener Seite; der Kaiser war höchst entrüstet darüber, daß man seine Autorität (wie es dort hieß) verachtet habe. Als einige Comites ihn im Namen der Soldaten baten, er möge doch zur Kirche sich begeben, antwortete er bitter und höhnisch: „Gewiß wenn Ambrosius es euch beföhle, würdet ihr mich gefesselt vor ihn hin führen.“ Den Ton des Kaisers aber ahmten die besoldeten Schmeichler nach. Der oberste Kam-

217. Die „Lectien“ waren ursprünglich größere Schriftabschnitte, nicht blos einzelne Capitel oder einzelne Verse aus einem Capitel.

218. Jon. 4, 6. 7: Rikajon: ricinus frutex, palma Christi, weitläufig beschrieben in *Michaelis Supplementa ad Lexica Hebraica*, P. VI. 2185 sqq.

219. Der Zweck des Buchs Jona ist nicht blos die werdende Bekehrung der Heiden zu verkündigen, sondern das ganz singuläre Moment hervorzuheben, daß dieses durch Israels Dazwischentunft geschehen solle. Daher die Betrübniß des Propheten, den der Herr züchtigen mußte, um seine Wahrheit festzustellen.

220. Da es Gründonnerstag war, haben wir hier einen Beweis dafür, daß dieser an mehreren Orten der alten Kirche als der Todestag des Herrn, der Charfreitag hingegen als der Tag der Grablegung gefeiert wurde.

221. Anspielung auf Jon. 4, 7.

merherr Kalligonus, der im höchsten Auftrage zu Ambrosius geschickt wurde, stieß die Worte wider den Bischof aus: „Du wagst es, so lange ich lebe Valentinian zu verachten? Ich lasse Dir den Kopf abhauen.“ Der Bischof antwortete mit sanftmüthiger Tapferkeit: „Gott erlaube es Dir, deine Drohungen zu erfüllen; denn ich würde dann leiden, was einem christlichen Bischof geziemt, Du aber handeln wie es einem Eunuchen ansteht.“²²²

XVI.

Wie Ambrosius aber richtig vermuthete, war die eingetretene Ruhe bloß die Meeresstille vor dem Sturme. Das folgende Jahr (386) brachen die Verfolgungen, und zwar wiederum in der stillen Woche und in den Ostertagen, aufs neue aus. Anders aber und besser hatte Justinian, nach ihrer Meinung, den Angriffsplan gelegt; das Gesetz, nicht sie zunächst, auch nicht der bloße Wille des Kaisers, sollte die Streiche gegen den hartnäckigen Bischof führen. Schon im Monat Januar hatte sie durch den Kaiser ein Gesetz des Inhalts erwirkt: daß den Arianern freie Religionsübung in allen Kirchen gewährt werden solle; wer diesem Kaiserlichen Edicte sich zu widersetzen oder auch nur mit einer Supplik dagegen einzukommen wagte, sollte am Leben bestraft werden. Allein gleich vom Anfange stieß dieses Edict auf großen Widerspruch. Der redliche Staatskanzler²²³ Venerolus weigerte sich dasselbe zu veröffentlichen; weder Drohungen noch Leckungen vermochten ihn in seinem Entschlusse wankend zu machen; er legte sein Amt in die Hände des Kaisers nieder und ging in freiwillige Landsflüchtigkeit nach seiner Vaterstadt Brescia.²²⁴ Der muthmaßliche Urheber des Edicts, der Arianische Pseudo-Bischof Auxentius, in allen Stücken bloßer Handlanger Justinians, mußte es selbst publiciren. Nachdem der Hof im Monat März von Ticinum nach Mailand zurückgekehrt war, sollte die Sache ins Werk gesetzt werden, und zwar fing man da wieder an, wo man das vorige Jahr stehen geblieben war. Auf's neue verlangte man von Ambrosius, er solle die Basilica Portiana und zugleich die heiligen Gefäße der Kirche ausliefern. Er antwortete wie früher: „Naboth wollte das Erbe seiner Väter nicht herausgeben, obgleich der König Abab es von ihm verlangte — und ich sollte das Eigenthum Jesu Christi herausgeben? Das sey ferne! Auch wir haben Väter, Glaubens-Väter und Verkündiger, die es uns verbieten.“²²⁵ Man drohte nun Ambrosius

222. Die ganze Darstellung dieses Vorganges nach der Hauptquelle: *Ambrosii Epist. XI (ad Marcellinam)*. Ründige werden, ohne meine Erinnerung, sehen, daß ich einzelne Fehler in der gewöhnlichen Darstellung, aus Mißverständniß des Zusammenhanges entstanden, stillschweigend berichtigt habe.

223. „*Memoriae scriinii praefectus*.“

224. *Ruffini Historia ecclesiastica*, II, 16.

225. *Ambrosii Sermo de basilicis tradendis*, 17. 18.

auf einmal mit Feuer, mit Schwert, mit Deportation. Ruhig in seinem Gott, gewiß daß Niemand ohne den Willen des Herrn ein Haar auf seinem Haupte krümmen werde, ging er alle Tage mehrere Mal beim kaiserlichen Pallaste vorüber, wo sein Beruf ihn hinvief, zu Krankenbesuchen, zu den Gräbern der Märtyrer, und denselben Weg wieder zurück. — Niemand wagte es die Hand an ihn zu legen, Niemand unterbrach sein Gebet und seine stille Betrachtung. Die beunruhigendsten Gerüchte wurden verbreitet; er kümmerte sich im Geringsten nicht darum.²²⁶ Endlich müsse doch, meinte Justina, die Sache zu Ende kommen. Man befahl Ambrosius landflüchtig zu werden; seinen Aufenthalt könne er nehmen wo er wolle. Das wäre unter den gegenwärtigen Umständen ein Verrath gegen die Kirche und das Volk gewesen; deshalb weigerte sich der Bischof und fuhr fort sein Amt zu verwalten. „Möge der Kaiser“, sagte er, „thun, wozu er Macht hat; ich werde bereit seyn zu leiden, was ich als Priester leiden muß.“

Vielleicht war es gerade in diesem Augenblick, daß die Hofsparthei, der es vor Allem daran lag, den Schein der Geseßlichkeit zu bewahren, einen andern Weg einschlug, welcher Ambrosius gradezu zum Empörer stempeln sollte. Augustinus hatte sich erboten, vor selbstgewählten Richtern in der Gegenwart des Kaisers seine Sache zu plaidiren; dasselbe, verlangte der kaiserliche Notar Dalmatius, solle Ambrosius thun, und beide sich dem Richterspruch des Kaisers und seines Raths unterwerfen. Ambrosius überlegte zuerst die Sache mit einigen Mitbischöfen und Presbytern; dann überreichte er dem Kaiser eine Rechtfertigungsschrift (libellus). Es ist wahr, die bittere Wahrheit tritt schwergerüstet in dieser Schrift auf. Nicht nur zeigt er dem Kaiser das Selbstwidersprechende zwischen der gegenwärtigen Veranstellung und dem früheren Edicte — denn der Ausgang dieser Disputation könnte ja möglicherweise grade dem Geseze zuwiderlaufen, so daß der Kaiser selbst genöthigt würde, dieses zu zerreißen; Schiedsrichter sollten gewählt werden, die man folglich schon im Voraus nach Inhalt des Edicts dem Tode weihen mußte; Laien sollten in einer Sache den Ausspruch thun, wo das Urtheil gläubiger Bischöfe hintangesezt wurde; — sondern er erinnert auch den Kaiser daran, daß er nur noch Katechumen sey, und während sein hochseliger Vater (Valentinian I.), ein getaufter Christ und ausgezeichnete Mann, das Urtheil in geistlichen Sachen von sich abgewiesen habe, eigene der Sohn, der weder Jahre, Reife noch Einsicht habe, sich unbedenklich ein solches Richteramt zu. In keinem Falle, fuhr Ambrosius fort, stehe das Gesez des Kaisers über Gottes Gesez; jedenfalls könne er, sofern

man es übrigens der Mühe werth hielte, sich erboten, die Sache auf einem freien Concile zu verhandeln, vorausgesetzt daß Auzentius dieselben Bedingungen annähme.²²⁷

Die Sache war nun aufs Höchste gespannt, eine weitere Verhandlung war nicht möglich. Ambrosius begab sich in die Kirche, entschlossen dort in Gottes Namen den Ausfall abzuwarten; ein großer Theil des Volks folgte ihm; sie wollten den geliebten Hirten bewahren, dessen Verlust sie mehr als irgend etwas Andres fürchteten. Er selbst sah seinem Tode entgegen; er sehnte sich nur, allezeit bei Jesu zu seyn — so wie er es selbst namentlich in der herrlichen Rede, die uns aus diesen Tagen aufbewahrt ist (*de basilicis tradendis*), indem er zugleich seine Grundsätze und seine ganze Verfahrungsweise nochmals darlegt, ausgesprochen hat.

„Mit meinem Willen“ — so redet er unter Andern hier das Volk an — „werde ich euch nie verlassen; allein dem Zwange kann ich keinen Widerstand entgegenstellen. Trauern kann ich, seufzen kann ich, weinen kann ich; wider die Waffen, die Soldaten, die Schweren habe ich die einzige Waffe der Thränen, wahrlich den rechten Schutz des Priesters; eine andere Waffe kenne ich nicht, mag ich nicht kennen. Doch nicht die Kriegerscharen, nicht das Waffengetöse rings um die Kirche, nicht diese sind es, welche meinen Glauben ängstigen; nur darum machen sie mir Unruhe, weil ich fürchte, etwas Trauriges möge euch begegnen, während ihr mich festhaltet. Deshalb bitte ich euch, laßet euern Priester in den Kampf ziehen; der Augenblick ist ja gekommen, wo unser Widersacher, der Teufel, der wie ein brüllender Löwe umhergeht, sich zu dem letzten Kampf rüstet. Ja, noch einmal beschwöre ich euch, laßet mich ausziehen! Wir wissen es ja, Brüder, daß die Wunden, welche wir um Christi willen empfangen, keine solchen sind, wodurch das Leben verloren, sondern wodurch es gewonnen wird. Hat eine Stadt einen Athleten oder Erfahrenen in irgendwelcher edlen Kunst, so wünscht sie ja nur, ihn in den Kampf zu stellen. Und was ihr in geringern Dingen als Regel aufstellt, das solltet ihr in größeren verwerfen! Nicht fürchtet derjenige die Waffen oder die Barbaren, welcher den Tod nicht fürchtet, und von keiner sinnlichen Lust zurückgehalten wird. . . Gewiß, ihr Lieben, wenn der Herr uns zu diesem Kampfe ausersehen hat, dann sind alle eure Tage- und Nachtwachen vergeblich; der Wille Christi wird doch erfüllt werden. Denn allmächtig ist unser Herr Jesus Christus — das ist unser Glaube — deshalb muß sein Wille in Erfüllung gehen, und es geziemt sich nicht, seinem beschlossenen

Nath zu widerstreben. Sollte er hingegen unsern Kampf aussetzen wollen — was fürchtet ihr euch dann? Nicht die leibliche Bewachung, sondern die Vorsehung des Herrn ist es, welche eine Mauer schlägt um die Diener Christi. . . Ihr sehet's ja vor Augen, ihr könnt es ja mit Händen greifen, wie alle menschliche Vorsicht in solchen Augenblicken nichts hilft. Es sind zwei Tage her — Ihr besinnt euch wohl darauf? — da ging ein Blinder durch das westliche Thor der Basilica, welches ihr wohl verwahrt glaubtet, und die Soldaten, die draussen lagen und alle Eingänge bewachten, waren so mit Blindheit geschlagen, daß sie nicht einmal das offene Thor sahen. Gewiß habt ihr gelesen vom Propheten Elisa, wie die Heerscharen des Königs von Syrien mit Blindheit geschlagen wurden, als sie ihn ergreifen sollten, während um ihn und sein Gefolge ein unsichtbares Heer, feurige Rosse und Wagen gelagert waren (2 Kön. 6, 14 — 18); oder wie der Apostel Petrus, von Herodes Antipas ins Gefängniß geworfen, wunderbarlich durch einen Engel des Herrn aus dem Gefängniß herausgeführt wurde, während die Gemeinde für ihn zu Gott betete (Ap. Gesch. 12, 4 — 11)? Von Petro rede ich. Wenn aber der Herr nun in dieser Stunde zu mir spräche, wie er einst zu Petro und Johannes sprach: „So ich will, daß er bleibe bis ich komme, was gehet es dich an? Folge Du mir nach“ (Joh. 21, 22) — wenn, sage ich, der Herr jetzt von der Frucht dieses Baumes brechen wollte, wenn er uns bezeichnete, ihm im Leiden und Tode nachzufolgen — wer dürfte zu ihm sagen: „Was machst Du?“ Darum laßt es nun so gehen, wie Christus will; hier soll der Kaiser nicht das Geringste zu sagen haben. In der Kirche kenne ich nur ein Bild; es ist das des unsichtbaren Gottes, es ist Christi Bild, welcher der Glanz seiner Herrlichkeit und das Ebenbild seines Wesens ist. Man sagt ja wohl, wir hätten dem kaiserlichen Notar trotzig geantwortet, wir hätten den Gehorsam des Unterthans verlegt. Es ist in der That nicht so. Verlangt der Kaiser Steuern von uns — wir weigern uns nicht. Will er der Kirche ihren Grundbesitz entreißen — wohlan, er nehme es hin; wir schenken es ihm nicht, aber wir verweigern es ihm auch nicht; aus dem Schooße des Volks kann immer Reichthum die Fülle hier einströmen. O, ich habe große Zinspflichtige; die mir Steuern zu entrichten haben, sind die Armen Christi; ich habe mächtigere Vertheidiger als den Kaiser und seine ganze Macht; das sind die Gebete im Namen des Herrn, welche grade diese Armen zu Christo emporsenden. Drum bleibe es so und nimmer werde es anders gehalten: „So gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist.“²²⁸

Allein obgleich Ambrosius so dem Volke recht lebhaft vor Augen stellte, daß „wo der Herr die Stadt nicht behütet, so wachet der Wächter umsonst“ (Ps. 127, 1), obgleich er die Kirchentrompete blies, so daß sie keinen verworrenen Ton gab — wach das Volk dennoch nicht. Ihre Liebe erlaubte es ihnen nicht. Sie wollten ihren Seelenhirten sich ganz zueignen, seys im Leben seys im Tode, wie nun der Herr es über ihn beschloß. Groß war doch offenbar die Gefahr, daß der Volks- haufe selbst sich entzündete, daß das himmlische Feuer der Sehnsucht sich mit unreinem, irdischem Feuer vermengen möchte. Festhalten mußte der Sinn dieser Tausende an Einem, das nicht bloß durch die gegenwärtige Gefahr, sondern von der ewigen Freude bedingt war. Deshalb führte Ambrosius in diesen Schmerzens-Tagen und Nächten, sobald die Predigt und die Lectionen schwiegen, den alten, im Oriente gebräuchlichen, aber im Occidente noch unbekannten, rhythmischen Kirchen- gesang ein.²²⁹ Das Volk war gleichsam ein Jubel, eine Begeisterung: der Trost und die Freude waren gleichsam ihr Leben geworden. Sie sangen vornämlich Ambrosius' eigne, zu verschiedner Zeit gedichtete herrliche Psalmen — Psalmen, die wir noch zum Theil, nach anderthalb Jahrtausenden, als den ältesten, unvergleichlichen Hochgesang der Kirche anstimmen.²³⁰ — Wie das Volk davon ergriffen wurde, davon mag Jemand, der selbst aus Herzens Grunde mitsang, uns berichten. Es war Augustin, der eben damals, nach einer langen Vorbereitung im Katechumenate, seiner Taufe entgegenharrte (als die Weinlese kam, ward er getauft), und der mit seiner Mutter, der frommen Monica, häufig in die Kirche kam, um an der Seite des Bischofs zu wachen. „Ach“, sagt er, „wie heftig weinte ich bei dem Psalmengesange, wie mächtig ward ich bewegt durch die lieblich erschallenden Töne Deiner Kirche, mein Gott! Diese Stimmen strömten in mein Ohr ein; die Wahrheit drang gleichsam schmelzend in mein Herz ein, und die Gefühle der Frömmigkeit quollen daraus empor. Meine Thränen flossen, und es war mir so wohl dabei.“²³¹

229. Der sogenannte „Ambrosianische Kirchengesang“ (bestimmt durch die vier Griechischen Tonarten: die Dorische, Phrygische, Lydische und Mixolydische) war ein recitativartiger Gesang mit bestimmter Modulation und rhythmischer Betonung — war also das, wozu wir jetzt in der evangelischen Kirche zurückzufahren im Begriff stehen — im Gegensatz zum Gregorianischen *cantus firmus*, oder dem eigentlichen Choral, wo die Rhythmen und der Tact ganz verschwinden.

230. Dazu gehören u. a.: „Veni, redemptor gentium,“ „Aeternae rerum conditor,“ „O lux, beata Trinitas,“ „Deus, creator omnium,“ „Splendor paternae gloriae.“ Die Psalmen des Ambrosius hatten noch keinen Reim, welchen zuerst der Römische Bischof Damasus einführte. Mit Unrecht legt man Ambrosius das „Te, Deum, laudamus“ bei.

231. *Augustini Confessiones*, IX, 6: „Quantum flexi in hymnis et canticis tuis, suave sonantis ecclesiae tuae vocibus commotus acriter! Voces illae influebant auribus meis, et eliquabatur veritas in cor meum, et exaestuabat inde

Wie lange diese Gotteshut, dieser Psalmengesang im Dom dauerte, wissen wir nicht bestimmt. So viel ist gewiß, Niemand vergriff sich an den Hütenden und Singenden. Der Hof war wie gelähmt durch den Glauben des Volks; die Gluth desselben breitete sich aus und schlug in hellen Flammen empor. Vergeblich schrieen die Arianer, dieser Ambrosianische Psalmengesang sey nur ein offener Volksbetrug. „Gewiß“, antwortete ihnen der Bischof, „nimmer werde ich das läugnen. Einen herrlichern, mächtign Gesang giebt es offenbar nicht. Denn was kann wohl mächtiger seyn, als das alltäglich aus dem Munde des ganzen Volkes erschallende Bekenntniß der heiligen Dreieinigkeit? Sie wetteifern mit einander, ihren Glauben zu bekennen; sie lobsingen dem Vater und dem Sohne und dem Heiligen Geiste. Sie sind alle auf einmal Lehrer geworden, sie, die bis dahin kaum für Schüler gelten konnten.“²³²

Man erzählt, daß eben in jenen Tagen die Gebeine zweier Märtyrer, des Gervasius und Protasius, aufgefunden wurden; alte Leute versicherten, sie hätten früher die jetzt verwitterten Inschriften gelesen.²³³ Ambrosius, als er sie gefunden, ließ sie schnell feierlichst segnen; er und Augustin so wie das ganze Volk waren Zeugen in der Sache.²³⁴ Wir glauben es, glauben nicht minder, daß die wunderbaren Zeichen, die bei diesen Märtyrer-Gebeinen geschahen, wohl bezeuget sind. Der Glaube selbst, der auf gleiche Weise das Volk und den Hirten trug, entflammte die Herzen; einen solchen Glauben wollte der Herr nicht beschämen. Denn er selbst hat ja gesprochen: „Es ist Alles möglich dem, der da glaubet“ (Marc. 9, 23). — Uebersetzen darf jedoch nicht werden, daß der bestürzte Hof auch andere Gründe haben mochte, um mit der Verfolgung inne zu halten. Eine Vermittelung und Ermahnung kam von einer Seite, woher man sie wohl am wenigsten erwartet hatte. Maximus hatte an Valentinian geschrieben und

affectus pietatis, et currebant lacrymae, et bene mihi erat cum eis.“ Auch Augustin bezeichnet den Ambrosianischen Psalmengesang als eine Erneuerung der alten Orientalischen Weise: „Tunc hymni et psalmi ut canerentur secundum morem Orientalium partium, ne populus moeroris taedio tabesceret, institutum est; et ex illo in hodiernum retentum, multis jam ac paene omnibus gregibus Tuis et per caetera orbis imitantibus“ (*Confession. IX, 7*).

232. *Ambrosii Sermo de basilicis tradendis, c. 34.*

233. *Ambrosii Epistola XXII, 12*: „Nunc senes repetunt, audisse se aliquando horum martyrum nomina titulosque legisse.“ Unstreitig ein schwacher Beweis und ein Beispiel (obgleich bei weitem nicht das erste), wie leicht man es mit dem Factischen nahm, wenn nur der Sieg des Glaubens angeblich gesichert wurde. Wie sehr diese falsch, lediglich „menschlich gute,“ Meinung der guten Sache des Glaubens wirklich geschadet, wie viel von Überglauben und Unglauben so in die Kirche eingeführt worden — brauche ich wohl kaum mehr als anzudeuten.

234. *Augustini Confessiones, IX, 7; de Civitate Dei, XXII, 8. Ambrosii Epistola XXII, 2*: „Iugens concursus populi per totum illud biduum.“ Wenn die Arianer dieses Volks-Zeugnisses spotteten, hielt ihnen Ambrosius die Heilung des Blinden und die ohnmächtigen Versuche der Pharisäischen Partei diese Thatfache zu leugnen (Joh. 9, 17—34) triumphirend entgegen. (*l. c. 17.*)

ihn gebeten, von dieser Verfahrungsweise abzustehen, indem er hinzufügte, er werde das, was so gegen die Kirche geschehe, als eine Kriegserklärung wider Gott ansehen.²³⁵ Gewiß schwebte in diesen Augenblicken Martinus Bild vor Maximus; vielleicht hat er sogar seinen Rath vernommen. Wenigstens ist es durchaus unhistorisch und ein Zeichen von mangelnder Erkenntniß der Tiefen des Menschenherzens, wenn man (wie viele, besonders Römisch-katholische, Schriftsteller) Maximus auch in diesem Falle bloß als einen verschmihten Tyrann darstellt, der mit berechnender Klugheit diesen Schritt that, um sich die Gunft der Katholiken zu erwerben.

Der ganze vorhergehende Bericht läßt jeden Zug aufs Klarste hervortreten; die Personen stehen mit ihrem Thun und Leiden lebendig vor unsern Augen da. Wollte man Ambrosius darob tadeln, daß er, indem er die Religionsfreiheit seiner Glaubensgenossen schützte, die Freiheit Anderer antastete oder wenigstens geringschäßig behandelte, so müßte man ja ganz den wahren Zusammenhang der Sache vergessen haben. Denn die fraglichen Kirchen waren in der That das Eigenthum des katholischen Volks; auch beehrte Ambrosius durchaus nicht die gesetzliche Freiheit der Arianer zu beschränken, sondern bloß dem schändlichen Eingriffe in die Rechte Anderer zu wehren, der ohnedin durch einen entsprechenden Glaubenskampf schlechterdings nicht unterstützt wurde. Ihm galt die Kirche, und zwar mit Recht, als Gottes Haus. Was hatte der Kaiser dort zu befehlen, wo er nicht mehr ist als der geringste Unterthan? Nicht Ambrosius pflanzte die Fackel der Empörung, sondern er erstickte die Empörung im Werden durch die Waffen der Kirche: das Zeugniß, das Gebet, die Thränen. Nicht er forderte jemanden heraus, sondern er zog sich unter Gottes Schild zurück, und willig hätte er seinen Nacken gebogen, wenn er den Willen des Herrn darin erkannt hätte. Er schwebte, wie wir gesehen haben, zwischen den gewaltigsten Herzensbewegungen — hoch erhöht und tief niedergedrückt, angstvoll und getrost, muthig und misnmuthig — er war ein Mensch; aber keinen Augenblick vergaß er seinen christlichen Beruf.

XVII.

Indem wir nun einen Blick zurückwerfen auf den Kampf mit dem Heidenthume, können wir zuerst unmöglich verkennen (was bereits oben von uns angedeutet wurde), daß dieser von Seiten der Christen um so schwerer rein durchzuführen war, so wie es sich den Streitern des Herrn geziemt, dessen Reich nicht von dieser Welt ist, je mehr weltliche Macht und Klugheit diese Verhältnisse um jeden Preis im Interesse des Staats

235. *Theodoret's Historia ecclesiastica*, V, 11.

ordnen wollten. Die vorübergehende Reaction von Seiten des Heidenthums unter Kaiser Julian war, wie wir erörterten, an sich so geistesarm, so besleckt durch Fanatismus, so unrein beides in den Motiven und Mitteln, wie sehr man auch sittliche Reinheit und Freiheit vorzuschützte, daß die Sache der Christen, die der Verachtung dadurch preisgegeben, dem Untergange geweiht werden sollte, sichtlich dadurch gefördert ward. Gratian war ein Zögling des Christenthums und so die folgenden Kaiser fast ohne Ausnahme; seine Hand ruhte schwer auf dem Heidenthum; zu den wirklich liberalen Grundsätzen und der unpartheiischen Staatsverwaltung seines Vaters vermochte er sich nicht zu erheben. Allein eben dadurch änderte sich die Scene; das Heidenthum ward zum großen Theil die unterdrückte Parthei und hatte, als solche, allgemeine menschliche Sympathien, auf die es sonst kaum rechnen konnte; grade dieses verzögerte seinen Untergang. Man würde sich übrigens täuschen, wenn man meinte, die heidnische Opposition sey von da ab durchaus machtlos geworden. Die Gewohnheit hat eine große Macht, besonders wo sie auf der breiten Grundlage eines Volkslebens ruht; mit ihr verbanden sich Interessen, die, obgleich von untergeordneter Natur, dennoch und grade deshalb, wo es eine Ausgleichung aller Verhältnisse galt, ein entscheidendes Moment mit in die Waagschale legten. Viele adlige, senatorische Familien hielten noch an demjenigen fest, was sie den väterlichen Glauben nannten; sie kämpften insofern für ihren Heerd, als ihr Grundbesitz, ihre Aemter, in einzelnen Fällen wohl auch ihr Geschmaek und ihre Neigung, in nächster Verbindung mit dem heidnischen Cultus standen; ihnen folgte eine zahllose Schaar von Klienten, kämpfend unter dem Schilde ihres Protectorats. So wenig bedeutend auch diese Opposition in geistlicher Hinsicht, niedergekämpft konnte sie doch unmöglich werden ohne geistliche Waffen, und sollte es auch nicht. Der Angeklagte muß Alles zu seiner Vertheidigung sagen, bevor seine Sache wirklich verloren wird. Selbst das Heidenthum mußte seine Parentation haben, ehe es zu Grabe getragen ward. Es ist grade dieser Act, den wir jetzt beschreiben wollen, wahrlich nicht einer der uninteressantesten. An der Spitze des Kampfes mit geistlichen Waffen stand Ambrosius, und zwar eben auf dem Grunde, wo die heidnische Opposition sich mit größter Energie entwickelt hatte und am hartnäckigsten sich vertheidigte. Wir werden ihm und der Sache wiederum mit Theilnahme folgen.

Als eine Vorbedeutung mag es wohl geachtet werden, daß dieser Kampf in Rom wesentlich dem „Altar der Siegs Göttin“ galt, daß hier die Römischen Heiden alle Kraft aufboten und zuletzt kraftlos dahinsanken. Im Römischen Senat stand nämlich seit alter Zeit diese „ara

Victoriae“; bei diesem Altar wurde von den Römischen Senatoren der Eid abgelegt; Opfer wurden auf demselben der Schutzgöttin der „ewigen Roma“ dargebracht. Schon lange war derselbe ein Zankapfel: Constantius ließ ihn bei seiner Anwesenheit in Rom entfernen, um das Gewissen seiner christlichen Unterthanen zu schonen; Julian gab wiederum Befehl, ihn eiligst wieder aufzurichten. Dennoch stand der Altar, wie das ganze Heidenthum, lange schwanfend da, bis Gratian (382)²³⁶ bestimmten Befehl gab, ihn abzubrechen, und hienit mehrere Bestimmungen zur Beschränkung des Heidenthums verband, unter welchen namentlich diese: daß die Einkünfte der Opferpriester dem Fiscus zugeschlagen werden, daß die Vestalinnen ihrer frühern Vorrechte verlustig seyn, daß keine Grundstücke mehr durch Testament den heidnischen Tempeln vermacht werden sollten. Da erhob sich der heidnische Theil des Senats, einen Mann an seiner Spitze, vor andern geeignet als Anwalt des Heidenthums aufzutreten, den Drator Symmachus. Im Namen des Senats ward dem Kaiser eine Petition (libellus) überreicht. Damasus, der Bischof Roms, der, wie wir gehört haben, sich auch durch Bündnisse weniger edler Art gern stärkte, wandte sich, die Noth der Christen klagend, an Ambrosius. Indeß hatten die christlichen Senatoren, der weit überwiegende Theil des Raths, eine Gegenpetition aufgesetzt, worin sie vornämlich das geltend machten, daß jene Bittsteller keinen Auftrag vom Senate hätten; es sey nur eine Parthei, der man auf keine Weise nachgeben könne, noch dürfe. Kaum brauchte Ambrosius dem Kaiser diese letztere Petition ans Herz zu legen; ohne weiteres ward die erstere verworfen. Der Altar der Siezgöttin ward nicht aufgerichtet. Die christlichen Senatoren drohten, sie würden nicht mehr in den Senat kommen, wenn jener Bitte gewillfabrt worden wäre.²³⁷ Die Heiden schraubten und weissagten Gratians Untergang. Das folgende Jahr, als Maximus von Britannien heranrückte, sagte man laut von jener Seite: Gratian habe ja nicht Pontifex maximus werden wollen; es sey nun billig, daß Maximus als Pontifex auftrete.²³⁸ Wie das Heidenthum gewissermaßen Recht bekam, haben wir schon berichtet.

Im Jahre 384 ward der Versuch von Seite der Heiden wiederholt, diesmal mit einem größern Anlaufe und mit der Hoffnung, wenigstens

236. Doch ward derselbe, aller Wahrscheinlichkeit nach, bereits 379 oder etwas früher abgebrochen, da Gratian von diesem Jahre an Italien seinem jüngern Bruder überlassen mußte.

237. *Ambrosii Epistola XVII, 10.*

238. *Zosimi Historia nova. lib. IV, c. 36:* „Εὐ μὴ βούλεται παντίτις ὁ βασιλεὺς οὐνοῦσθαι. τάχιον γίνεται παντίτις Μάξιμος.“ Gratian war der erste der christlichen Kaiser, welcher sich weigerte, den Titel des Pontifex Maximus anzunehmen; Constantin und alle Nachfolger desselben bis dahin hatten dem Heidenthume wenigstens so viel eingeräumt.

Etwas zu gewinnen. Symmachus war grade jetzt praefectus urbis geworden. Es war als ob Rom selbst in seinem Bericht (relatio) an den Kaiser aufträte (wie er's denn rhetorisch so auftreten ließ); allein obgleich alle Züge aus den frischen lebenskräftigen Tagen erborgt waren, dennoch war das hinfällige, aufgeschminkte Alter unverkennbar darin ausgeprägt. Man wollte auf einmal den jungen Kaiser, oder vielmehr seine Mutter Justina (denn unläugbar trug die Schwäche der vormundtschaftlichen Regierung viel zum entschiedenen Auftreten der Heiden jetzt bei), zu Mitleid stimmen und sein Herz gewinnen. Ganz in der Weise der alten Rhetoren fängt Symmachus seine Relation mit einer höchst ausgesuchten captatio benevolentiae an. Als Präfect der Kaiser²³⁹ in Rom, als Abgeordnetem seiner Mitbürger, sagte er, werde die Freimüthigkeit ihm stets zur Seite stehen; denn jetzt sey eine Zeit aufgegangen, wo man nicht mehr, wie in frühern Tagen, die Hofgunst als einen Schild der Entzweigung gebrauche; jetzt sey es erkannt, daß die Liebe und das Zutrauen der Bürger zu besitzen etwas unendlich Größeres sey, als zu herrschen. Und diese ruhmvolle Zeit (fährt er fort) hat ja zu ihrer festen Stütze das Erhalten der vaterländischen Stiftungen und Grundsätze; daß sie auf keine Weise verletzt werden, darüber zu wachen, ist die Aufgabe des Senats; grade dieses Wächteramt ruft uns in dem gegenwärtigen Augenblick hervor. Was wir aber begehren, ist schlechterdings nichts Anderes, als daß diejenige Stellung in religiöser Hinsicht fortdaure, bei welcher der Staat sich schon eine geraume Zeit wohl befunden hat. Es handelt sich zunächst um den Altar der Siegesgöttin. Wer würde so gefühllos, so barbarisch seyn, daß sein Herz beim Gedanken daran nicht erglühte? Will man aber auch die Gottheitskraft nicht anerkennen, den Namen muß man doch wenigstens ehren, dem Namen muß man huldigen, der uns zu so vielen Siegen geführt hat und zu weiteren führen wird.“ — Symmachus begegnet darauf der Einwendung, daß ja Constantius bereits das Beispiel in dieser Hinsicht gegeben habe, indem er den Altar der Victoria entfernte. „Laßt uns doch lieber,“ sagte er, „dasjenige von Constantius nachahmen, was nachahmungswerth ist! Vor Allem laßt uns nie vergessen, daß dieses Beispiel bald der Vergessenheit übergeben ward, und daß Fürsten gewiß nicht dasjenige zum Muster sich nehmen dürfen, was sie gereuen wird eingeführt zu haben.“ Er erinnert daran, mit wie großer Schonung und Theilnahme grade Constantius, bei seiner Anwesenheit in Rom, den alten Gottesdienst und die Anhänger desselben behandelt habe; wie er den

239. Die Relation ist nämlich, weil einen officiellen Charakter an sich tragend, an Valentinian II., Theodosius und dessen Sohn Arcadius, den der Vater bereits zum Mitregenten angenommen, gerichtet.

Vestalinnen durchaus keins ihrer Vorrechte raubte, auch sich weigerte von den Mitteln des Staats zur Erhaltung des väterlichen Cultus herzugeben; wie er mit huldvoller Miene den Senat empfangen, sich mit unverkennbarem Interesse über die Namen der Götter, über die Geschichte der Tempel und die Stifter derselben erkundigt habe. „Und wahrlich,“ fügt Symmachus hinzu, „das sind ja die wahren Grundsätze der Religionsfreiheit; denn sowie jedem Menschen durch die Geburt eine eigne Seele zu Theil geworden, so haben ja auch die verschiedenen Völker ihre besonderen Schutzgötter; wie jener, so müssen wir diesen das Attribut der Ewigkeit beilegen. Ja — was mehr ist — von wem soll man in solchen Dingen, wo das Licht der Vernunft so dunkel ist, anders lernen als von der Erfahrung? Und stehet nicht die Erfahrung, der Glaube und das Glück vieler Jahrhunderte uns zur Seite? Ist es nicht, als ob wir Rom selbst, das alte ehrwürdige Rom aufstehen und die Fürsten und Väter des Volks so anreden hörten: „„Ehret doch mein greises Haupt! Ich will nun einmal nach der Weise der Väter leben, und ich habe Recht dazu; denn ich bin frei. Dieser Cultus, wovon jetzt die Rede ist, hat die Welt unter meine Herrschaft gebracht; mit dieser Göttin schlug ich Hannibal von Roms Mauern, die Semnonen vom Capitolium zurück. Sollte wirklich die hochbetagte Mutter so lange gelebt haben nur um den Spott ihrer Söhne zu erfahren?““ — „Noch mehr,“ (fährt Symmachus fort) „es kommt ja hier gar nicht auf die Wege zum Ziele an; müssen wir ja doch alle, obgleich auf verschiedenen Wegen zu einem und demselben Ziele gelangen. Das, worin die Menschen eins sind und eins seyn müssen, ist in der That nur was sie wirklich gemein haben: der Himmel, zu dem sie ausblicken, die Welt, in welcher sie verkehren.“ — Noch verbreitet er sich weitläufig über das Unbillige, ja Ungerechte des Verfahrens, daß man von Seiten der Regierung Manches von dem eingezogen oder zurückgehalten habe, was durch öffentliche oder private Gütthätigkeit zur Förderung des heidnischen Cultus bestimmt war; denn „der Fiscus guter Fürsten,“ sagt er (hier in der That freimüthig und gewissermaßen in seinem Rechte), „wird nicht bereichert durch Verluste, die man den Priestern zufügt, sondern durch Spolien, die man dem Feinde entreißt; gute Fürsten dürfen nie, ohne Alles in Gefahr zu bringen, sich zu dem Schlußse verleiten lassen, daß das Eigenthum der Einzelnen auch dem öffentlichen gehöre; im Gegentheil müssen sie dafür halten, daß sie zwar über Alles herrschen, aber nur um jedem Einzelnen das Seine zu bewahren.“ Zuletzt trägt er sogar kein Bedenken (hier doch offenbar die Sebnen so straff anspannend, daß der Bogen brechen mußte), den Mißwachs im verbergehenden Jahre, der einige Provinzen betroffen, aus jenem vermeintlichen Kirchenraube,

herzuleiten; denn „der Boden,“ sagte er, „blieb ja derselbe; die Sterne setzten ihren gewöhnlichen Lauf fort; kein Kornbrand oder Mehlthau, so viel man weiß, hat die Saat verdorben; aber nothwendig mußte dasjenige für Alle verloren gehen, was man zum gottesdienstlichen Brauch verweigerte.²⁴⁰

Die Antwort des Ambrosius auf diesen Vortrag des Symmachus ist zugleich ein Meisterstück christlicher Beredsamkeit, die nicht der Schminke, sondern nur der Wahrheit bedarf, die in dieser lebt und athmet, im Gegensatz zur sophistischen, heidnischen Kunst, und ein herrliches Zeugniß, wie das Christenthum in seinen größten Fürsprechern damals die wahren Grundsätze der Religionsfreiheit aufgefaßt. Er hatte gleich geantwortet, ehe noch die Relation des Symmachus ihm vorgelegt war, hatte auseinandergesetzt, wie, falls das Begehren gestattet würde, offenbar ein Fallstrick den christlichen Gewissen gelegt, ja im Grunde eine stille Verfolgung aufs neue eingeleitet werde.²⁴¹ Mit der ganzen Kraft der Wahrheit, der ganzen Innigkeit des Glaubens und zugleich den wohlgeschliffenen Waffen des Scharfsinns widerlegt er demnächst, nachdem Symmachus Antrag ihm mitgetheilt war, die Klagen der Heiden und ihr Begehren Punkt für Punkt. Er bittet den Kaiser und die Lenker des Staats, daß sie nicht die Zierlichkeit der Worte, sondern das Gewicht der Thatfachen wägen wollen. Denn „das Gold“ sagt er „welches aus den künstlich zusammengefügtten Worten menschlicher Wohlredenheit hervorschimmert, scheint wohl auf der Oberfläche den Werth des Goldes zu haben, ist aber im Grunde nur ein grobes Metall. So auch mit der Secte der Heiden; sie reden in hohen Worten und vertheidigen eine Sache, deren die Wahrheit sich schämen muß; sie führen Gott im Munde, und knieen vor den Götzenbildern.“ Roms Klage nimmt Ambrosius zuerst vor, und zeigt, wessen die Republik sich wirklich zu rühmen habe, worauf sie trohen könne. „Die Sennonischen Gallier,“ sagte er, „wurden vom Capitol vertrieben; das Geschrei der Gänse auf der Burg soll sie verrathen haben. Allein wo war Jupiter dann, als sie in die Schutzveste Roms eindringen? oder hat er vielleicht später durch eine Gans geredet? Hannibal drang bis zu Roms Mauern vor; aber Hannibal verehrte dieselben Götter, vor welchen die Römer ihre Kniee beugten — auf welcher Seite standen sie, als er vorrückte, und auf welcher, als er wegzog? Nein, so eine Klage hat Rom seinen Söhnen nicht aufge-

240. *Relatio Symmachi; Ambrosii Opera* (ed. Benedictina), Tom. II, 828 — 832.

241. *Ambrosii Epistola XVII.* Das Wesentliche dieser Antwort ist theils schon früher mitgetheilt, theils wird es später wieder vorkommen.

tragen, sondern so redet es sie an: „Nicht in den Eingeweiden der Thiere, sondern in den starken Mannesarmen der Krieger liegen die Trophäen des Siegs; warum befleckt ihr mich denn täglich mit dem vergeblich vergossenen Opferblut? Camillus pflanzte die Fahnen auf dem Capitole auf; seine Tapferkeit war es, welche die Vertheidiger des Tarpejischen Felsens niederschlug. Scipio Africanus gewann seine Lorbern nicht unter den Altären des Capitols, sondern mitten unter den Schlachtordnungen Hannibals.“ — Es war das Alter in Anschlag gebracht, vor welchem man Ehrfurcht haben, dem man seine Freiheit lassen sollte. Ambrosius antwortete: „Es giebt kein so hohes Alter, das nicht Lehre annehmen könnte; erröthen muß das Greisenalter, wenn es sich schämt, sich zu bessern. Kommt doch und lernet auf Erden den wahren himmlischen Kriegsdienst! Das Geheimniß des Himmels hat uns Gott gelehrt, welcher ihn schuf, nicht der Mensch, der sich selbst nicht kennt. Oder wem soll ich eher glauben in göttlichen Dingen, als Gott selbst?“ — Es war behauptet, es brauche ja nicht ein Weg zu sein, der zum Ziele führe. „Was ihr,“ erwiederte Ambrosius, „nicht wißet, noch kennet, das haben wir durch Gottes Stimme gelernt. Unsere Wege können unmöglich zusammengehen, so wenig wie unser Ziel eins ist. Ihr erbittet vom Kaiser Frieden für eure Götter; wir bitten Christum um Frieden für den Kaiser selbst. Ihr betet die Werke eurer Hände an; wir halten es für Unrecht, irgend etwas von dem, was entsteht und vergeht, als Gott anzusehen.“ — Symmachus forderte Recht für die Heiden; Ambrosius entwaffnet sein Pochen darauf durch einen scharfen, aber ruhigen Blick auf den Zustand der Vestalinnen damals (von welchen bald keine mehr ein keusches Feuer bewahrte), durch die Frage, ob, wenn die Christen nicht sich beklagen durften über das Gesetz Valentinians, durch welches allen Geistlichen untersagt ward, irgend eine Gabe durch Testament zu empfangen, die Heiden mit irgend einem Schein von Recht über kaiserliche Bestimmungen sich beschweren könnten, welche nur dasjenige ihnen entzogen, was der Kaiser in seiner Gewalt hatte, ihnen zu geben oder zu nehmen, während sogar was erweislich als eine Gabe durch Testament sich darthun ließ, den Haruspices und den Tempeln nicht abgesprochen ward. Er erinnert daran, wie die Heiden, als sie die Macht hatten, sich derselben gegen die Christen bedienten, wie der Baum des Glaubens gedüngt und erstarkt sei. „Wir“ sagt er, „sind unter Vermüthigungen, unter Mangel, unter Todesstrafen zum Wachsthum gekommen, während sie meinen, daß ihre Ceremonien ohne Hülfe der Staatskasse nicht bestehen können. Jetzt fängt man an nach Gerechtigkeit und Billigkeit zu schreien; damals waren sie von der Erde vertilgt, als man nur darnach trachtete,

die Christen von der Erde zu vertilgen. Auch das ist ja der Sieg des Glaubens, daß die Heiden selbst jetzt die Thaten ihrer Vorfahren mißbilligen und verdammen müssen.“ — Die thörichte Rede vom Mißwachs des vergangenen Jahres — eine Aufwärmung desjenigen, womit die Heiden so oft auch früher den christlichen Namen zu brandmarken suchten — würdigt er einer ausführlichen Widerlegung, weil sie, wie alles Uebrige, darauf berechnet war, die fanatische Menge aufzuregen. Von dem von den Vätern Ererbten will er nicht anders streiten, als daß man genöthigt werde zu erkennen, daß die Wahrheit doch jedenfalls älter als die Lüge sey; „ist auch die Grundte die späteste Hervorbringung des Jahres, so ist sie doch zugleich die Vollendung desselben — der Glaube ist unsre Getreideerndte, die Gnadengaben der Kirche sind unsre Weinerndte; vom Anbeginn der Welt lebte sie in den Heiligen; in den letzten Tagen breitete sie sich unter den Völkern aus.“ — Auch das bemerkt er: Rom solle am allerwenigsten sich des Alten rühmen, da es ja alle fremde, neue Götter, zwei-, drei-, ja vierfach aufgenommen und ein Pantheon gleichsam aus ihnen gebildet habe. — Zuletzt stellt er den eigentlichen Rechtspunkt mit Kraft und Einsicht dar: im Rathhause, sagt er, muß dieses gemeinsame Recht für Alle seinen Sitz haben; der Altar ist weggenommen, keineswegs aber das Gesetz, wovon hier nur die Rede seyn kann; das Bürgerliche hat mit dem Gottesdienstlichen Nichts zu schaffen; so lange die Heiden ihre Hallen, ihre Bäder, ihre Städte haben, wo sie nach Herzenslust ihre Bilder anbeten mögen, können sie sich nicht beschweren; wenn sie aber dennoch klagen, so suchen sie damit nur auf hinterlistige Weise den Christen ihre Religionsfreiheit zu verkümmern. Im Senate wird nur die Treue gegen den Kaiser gewogen; ein Jeder muß seinen Glauben zu Gott für sich erkennen und halten.“²⁴²

Was das Heidenthum hier versuchte: eine Fahne aufzustechen, unter welcher die Uebriggebliebenen sich sammeln konnten, und vor Allem die Theilnahme des Staats wieder zu gewinnen — dasselbe ward kurz nach einander mehrere Male wiederholt, zuerst bei Maximus' Aufenthalt in Rom (387), und das Jahr drauf als Theodosius seinen Einzug in die Stadt hielt.²⁴³ Symmachus, der hier sein Lebens-Interesse

242. *Ambrosii Epistola XVIII.*

243. Von der letzterwähnten „legatio“ (an Theodosius) siehe: *Ambrosii Epistola LVII*, 4. Ein dritter Versuch der Heiden, das Verlorne wieder zu gewinnen, ist bis hieher von den Kirchengeschichtschreibern übersehen worden; und doch ist es vielleicht der merkwürdigste unter allen. Diesmal wandten sie sich nämlich an Valentinian II., nachdem er von Theodosius wieder eingesetzt war, und stellten jetzt ihr Petition nur auf die Rückgabe der Rechte und Einkünfte, welche den Tempeln geraubt waren. Allein obgleich die christlichen Senatoren mit den heidnischen dafür stimmten, schlug es der Kaiser rund ab. *Ambrosius de obitu Valentiniani*, c. 19.

durchschaute, trat in beiden Fällen als Drator Roms auf. Allein so wichtig Rom den Kaisern war, so wenig lag ihnen das Heidenthum am Herzen — es flichte hin, und die Ordnung der Natur trat mit Recht da ein, wo die Macht des Geistes verachtet ward. Nur daß die alten Götter noch in den Herzen vieler der neubefehrten Barbaren sich verbargen, und später im Volksaberglauben unter veränderter Gestalt auftraten.

XVIII.

Indem wir uns anschicken, die Regierung des großen Theodosius, sein Verhältniß zu Kirche und Staat (denn in beider Hinsicht war er schon längst, und mit Recht, als ein waltender Geist anerkannt) darzulegen, scheint es doch billig, daß wir zuvor Maximus auf dem Wege zu seinem letzten Schicksale begleiten. Dieses war ihm von der Stunde an unabweidbar bereitet, als er, nicht zufrieden mit den ungeheuren Landstrecken, über welche er herrschte, Italien als das Ziel seines Ehrgeizes ansah, welcher doch ohne Zweifel, damit gesättigt, noch ein ferneres Ziel ihm gesteckt hätte. Sein früherer Schutzgeist, Martin von Tours, war von ihm gewichen, oder — wenn wir aus einem vereinzeltten Zuge schließen dürfen — hatte ihm Gottes gerechtes Gericht über seinen Ehrgeiz vorhergesagt.²⁴⁴

Man fürchtete in Italien Maximus, obgleich man seinen Plan nicht durchschaute; Ambrosius allein fürchtete nicht, aber er war entrüstet. Zum zweiten Mal ließ Justina sich berath, den schwer beleidigten Bischof um seine Vermittelung anzugehen. Es ist klar, Ambrosius hatte sich vorgesetzt, Maximus die Wahrheit zu sagen: zum zweiten Male kam er, im Sommer 387, nach Triers. Vor dem Pallast kam ihm ein Verschnittener entgegen, und that ihm kund, der Kaiser werde Niemanden außer im Staatsrathe empfangen. Es half wenig, daß Ambrosius einwandte: dies sey nicht Sitte der Priester, und was er vorzutragen habe, das müsse er dem Kaiser unter vier Augen sagen. Beim Empfange bewahrte Maximus nicht nur die beste Miene (er bot Ambrosius den Willkommens-Kuß an), sondern Ruhe im Ganzen, Ambrosius desto weniger. Seine freimüthige Rede (diesmal begehrt er zunächst²⁴⁵ die Auslieferung des Leidnam's Gratians, welches Maximus unter nichtsagender Ausflucht abschlug, zuletzt hinzufügend, er

244. *Sulpicii Severi vita B. Martini, c. 23*: „In solo Martino Apostolica auctoritas permanebat... Eidem Maximo longe ante praedixit futurum, ut si ad Italiam pergeret, quo ire cupiebat, bellum Valentiniano Imperatori inferens, sciret, se primo quidem impetu futurum esse victorem, sed parvo post tempore esse peritulum.“

245. Denn — was freilich nicht gradezu erzählt wird, aber dennoch aus dem Zusammenhange klar genug hervorgeht — Ambrosius sollte den Zustand und die Stimmung des Volks in Triers erfahren. Dazu war er nun gewiß der Mann nicht.

werde die Sache überlegen) gefiel dem Maximus durchaus nicht; doch hielt er an sich, bis Ambrosius gradezu sich weigerte, mit den Ithacianischen Bischöfen, welche Maximus umgaben, zu communiciren. Schnell ward nun Ambrosius verabschiedet; seine Fürbitte für den alten, schwächlichen Bischof Hyginus, welchem die Deportation zuerkannt, ward kaum gehört; beide wurden auf einmal hinausgestoßen.²⁴⁶

Die warnende Stimme des Ambrosius gegen Maximus' ehrgeizige Pläne (die einzige Frucht, welche er von seiner Legation zurückbrachte) ward überhört. Eine neue Gesandtschaft des Syrerz Dominus sollte Alles ausgleichen, beruhigen. Dominus brachte nicht nur Friedensversicherungen, sondern eine gute Anzahl von Kriegseuten mit, um, wie es hieß, dem drohenden Pannonischen Kriege entgegen zu gehen. Ohne Verdacht zu erwecken besetzten diese die Alpenfestungen, den Schlüssel Italiens — es waren ja Bundesgenossen. Aber Maximus folgte ihnen auf der Ferse mit einem größeren Heere nach. Kaum hatte Justina nebst ihrem Sohne, dem jungen Kaiser, Zeit von Mailand zu flüchten, wo Maximus wenige Tage darauf seinen Triumpheinzug hielt. Ganz Italien, Rom nicht ausgenommen, fiel ihm zu Füßen. Die kaiserliche Familie flüchtete sich zuerst nach Aquileja; von einem der Adriatischen Häfen schiffte sie sich später nach Thessalonich ein. Die eindringlichen Bitten Justinas und Valentinians fanden eine bestimmte Stütze in der Politik des Kaisers Theodosius, der jedoch unmöglich allzurasch zu Werke gehen konnte, weil Maximus über bedeutende Kräfte gebot. Theodosius kam von Constantinopel mit einem großen Theil seines Senats nach Thessalonich. Das Ergebniß der gemeinschaftlichen Ueberlegung war: Krieg mit Maximus. Den letzten Ausschlag gab jedoch ohne Zweifel Justinas Tochter, die schöne Galla, welche Theodosius nach dem Tode seiner ersten, noch beweinten Gattin Flacilla zu seiner Gemahlin erkor.²⁴⁷ Durch die Taktik des Theodosius war der Krieg binnen zwei Monaten beendet: seine Hunnische, Alanische, Gothische Cavalerie ward überall Meister der schwerbewaffneten Gallier und Germanen; dieselben Festungen, welche Maximus wenige Monate zuvor durch Verrätherei eingenommen, entschieden sein Schicksal. Er warf sich in Aquileja hinein, kaum entschlossen es zu vertheidigen. Schnell ward die Festung überrumpelt; die siegreichen barbarischen Soldaten verhöhnten das Unglück, zogen Maximus den Purpur und die Diademe ab, und schleppten ihn zum Lager des Theodosius, drei Meilen von Aquileja. Theodosius hatte Mitleid mit ihm

246. *Ambrosii Epistola XXIV, 12:* „Cum de eo convenirem comites ejus, ne sine veste, sine plumario paterentur extrudi senem, extrusus ipse sum.

247. *Zosimi Historia nova, IV, 44.*

— er fürchtete Gottes Gericht — allein Gratians blutiger Schatten und die Erbitterung des Heeres forderten Rache. Die wüthenden Soldaten trennten den Kopf des Maximus vom Rumpfe (387). — Theodosius nahm seine Winter-Residenz in Mailand; das folgende Frühjahr zog er triumphirend in Rom ein.²⁴⁸ Wie auch die Würfel des Krieges gefallen, dennoch vergaß er die Forderungen der Menschlichkeit nicht: die unmündigen Töchter des Maximus ließ er auf seine Kosten bei einem Verwandten erziehen; die betagte Mutter desselben unterstützte er reichlich aus dem kaiserlichen Fiscus.²⁴⁹ Auch Valentinian, jetzt sein Schwager, hatte keinen Grund sich über ihn zu beklagen. In dem Augenblicke, wo der Westen und der Osten zugleich ihm offen standen, setzte er diesen nicht nur wieder in Italien ein, sondern gab ihm auch die weitläufigen Provinzen des gefallenen Maximus zu verwalten.

Ueberhaupt schien Theodosius, wenn irgend einer, berufen die Verhältnisse des Staats und der Kirche zu ordnen. In ersterer Beziehung hat er gewiß Ansprüche auf unverweilliche Lorbern, obgleich das von ihm errichtete Staatsgebäude auf einem bereits unterhöhlten Grunde stand. Auch in letzterer Beziehung würde er Großes geleistet haben, hätte er stets vor Augen gehabt, daß die Kirche, insofern sie sonst Leben in sich hat, durch die Secten nicht beschädigt, wohl aber durch äußern Zwang, gegen diese geübt, in ihrem innersten Wesen gekränkt wird. Leider schwankte er stets zwischen den Principien der Religionsfreiheit und der Neigung Alles nach einem Staatsbegriffe zu ordnen, welcher einigermassen mit dem Kirchenbegriff zusammengeben könnte, ohne daß ein störender Mislaut sich vernehmen ließe. Wenigstens können wir seine staatskirchliche Verwaltung, mit welcher wir es hier zu thun haben, nicht anders auffassen. Er hatte sich vom rechthabenden Bischof Acholius von Thessalonich (380, 28. Febr.) taufen lassen,²⁵⁰ und meinte von nun an den Beruf des Vertheidigers des orthodoxen Glaubens übernommen zu haben, den obnebin die zu Constantinopel 381 (zunächst gegen Macedonius und die mit ihm die Gottheit des Heiligen Geistes Leugnenden) abgehaltne große Synode auf jede Weise begrenzte und befestigte. Die Geistlichkeit legte es ihm nahe genug, wie wichtig diese Vertheidigung sey; wenigstens war die

248. *Zosimi Historia nova*, IV, 46 — 49. *Orosii Historiarum lib. VII*, 35. *Pacati Panegyricus Theodosio*, c. 30 — 46.

249. *Ambrosii Epistola XL*, 32.

250. Ambrosius nennt ihn, *Epist. XI*, wo er seinen Tod beweint, „*marus gratiae, fidei et sanctitatis*,” und preist ihn besonders als einen zweiten Elia, der durch die feurige Kraft seines Gebets die wilden Gothenwärme aufgehalten und sie zum Rückzuge aus Macedonien gebracht.

fast Alttestamentliche parabolische Darstellung der Majestät des Sohnes als in der des Vaters beschlossen, welche der Bischof Amphilo chius von Iconium eines Tages dem Kaiser vor Augen stellte, ganz darauf berechnet.²⁵¹ In diesem Geiste ist auch die ganze Gesetzgebung des Theodosius, betreffend die Secten und das Verfahren gegen sie, abgefaßt. Constantin begann die Aufführung des staatskirchlichen Gebäudes, Theodosius vollendete dasselbe fast bis zur Spitze. Fünfzehen Jahre hindurch drängte fast ein Gesetz das andere, damit keine Secte der verdienten Strafe und Züchtigung entgehen, keine Ausweichung, kein Schlupfwinkel übrig gelassen werden möchte. Zuerst, gleich nach seinem Regierungsantritt (das betreffende Gesetz datirt von 380) bestimmte Theodosius, daß Niemand den Namen „katholischer Christen“ sich beilegen dürfe außer den Bekennern des Nicänischen Glaubens; alle irgendwie von demselben Abweichende sollten mit dem wohlverdienten Schandnamen der „Häretiker“ gestempelt werden; auch durften ihre Conventikel nicht „Kirche“ genannt werden; wer dawider zu handeln sich erfachte, sollte zuerst von der Rache Gottes, nachher von der des Kaisers, welche er nach Eingebung des Himmels ausführen wolle, getroffen werden.²⁵² Weiter wurde durch eine lange Reihe von Gesetzen (380—394) Folgendes verordnet. Alle häretische Zusammenkünfte, unter welchem Namen sie auch auftreten möchten, sollten schlechterdings, namentlich aber auch innerhalb der Ringmauern der Städte, untersagt seyn; die kegerischen Menschen sollten, jeder insbesondere in seinen Heimathsort hingewiesen, und, soweit möglich, „gleichsam durch eine Mauer von der Gemeinschaft anderer Menschen getrennt gehalten werden;“ alle von Kägern aufgerichtete Testamente und Donationen sollten aus diesem Grunde allein als ungeschehen und der Staatskasse verfallen (caduci titulo) betrachtet werden; nicht einmal „stillschweigende Fideicommissse“ von solchen sollten Gültigkeit haben; die Gebäude, worin sie sich versammelten, sollten von ihnen genommen und dem Fiscus zuge-

251. *Sozomeni Historia ecclesiast. VII, 6. Theodoretii Historia ecclesiast. V, 26.* Nach dieser Erzählung nämlich ging Amphilo chius den Kaiser an, er solle die Zusammenkünfte der Arianer in den Städten verbieten. Dem Kaiser schien dies zu hart zu seyn, und er schlug es ab. Da ging Amphilo chius später wieder in den Pallast und begrüßte den Kaiser wie gewöhnlich, nahm aber durchaus keine Notiz vom Range seines ihm zur Seite stehenden Sohnes Arcadius, der eben Augustus geworden war, sondern sagte bloß auf grob Bithynisch: „Guten Tag, mein Sohn,“ und streichelte ihn dabei ums Kinn. Der Kaiser, über solchen Mangel an Achtung entrüstet, gebot, man solle den bairischen Bischof wegtreiben. Dieser aber, indem man ihn zur Thüre drängen wollte, erhob seine Stimme und sprach: „Du erzürnst dich, Kaiser, wenn man deinem Sohne höhnisch begegnet; wie solltest du denn nicht glauben, daß der himmlische Vater über diejenigen erzürnt wird, die seinem Sohne die schuldige Ehre und Anbetung verweigern?“

252. *Codex Theodosianus, lib. XVI, tit. 1. 2.*

schlagen werden. Wagte jemand eine häretische Ordination vorzunehmen, oder sich von Häretikern ordiniren zu lassen, so sollte dieser wie jener 10 Pfund Goldes zahlen; wenn es aber Unfreie, die sich in solche Sache verwickelt, sollten sie mit Prügel abgestraft und dann deportirt werden. Angeber, welche sonst nicht als Instrumente vor dem Gesetz galten, sollten in allen solchen Fällen vollkommen berechtigt seyn, so daß Niemand ihnen die Angeberei vorhalten durfte. Endlich sollten, vorzüglich mit Beziehung auf den Manichäismus, welcher als sacrilegium bestraft ward, Glaubens-Inquisitoren bestellt werden.²⁵³

Man sieht, wie fröhlich die von den gottlosen Bischöfen der Trbaccianischen Parthei²⁵⁴ ausgestreute Saat wucherte, und mit wie vielem Rechte Martin von Tours mit Leib und Seele sich dem ganzen Beginnen widersetzt hatte. Das Beste an der ganzen Sache war, daß der größere Theil dieser blutigen Bestimmungen blos auf dem Papier standen. Theils waren sie an sich unausführbar; theils gestattete die wirkliche Humanität des Theodosius nicht, daß sie nach ihrer ganzen Strenge exequirt wurden: er wollte, wie ein Geschichtschreiber sich ausdrückt, nur durch diese Gesetze, als die kräftigsten Mittel, zur Einigkeit im Glauben ermuntern und antreiben.²⁵⁵ Und die stets aufs neue auftauchenden Kriegsunruhen sowohl im Orient als in Italien hinder-ten Theodosius, an eine wirklich organisirte Regerverfolgung zu denken.

XIX.

Dennoch waren die Präcedentien dazu gegeben. Manchen unter den Geistlichen behagte eine solche Zwangsanstalt unter dem Namen der Kirche wohl; und selbst unter den bessern, deren Gewissen durch das Wort Gottes gebunden war, gab es solche, die nicht scharf schieden zwischen der Politik des Herrn und der Welt, zwischen geistlichen und weltlichen Waffen. Die Kirche hatte von den Secten, hatte vom Heidenthum viel zu leiden gehabt; das Recht der strengen Wiedervergeltung, obgleich durch den Mund des Herrn als entschieden unchristlich bezeichnet (Matth. 5, 38 ff.), war für Viele eine Versuchung.

253. *Codex Theodosianus, lib. XVI, tit. 5; 6 — 23.* Diese Gesetze sind wider die Arianer, Manichäer, Hydrocrastaten, Enkratiten, Apollinaristen, Macedonianer und einige andere Partheien gegeben. Mehrere der Bestimmungen sind wider „omnes diversarum perfidarumque sectarum“ gerichtet. Nur die Eunomianer, früher unter dieselbe Kategorie besaßt, erhielten durch zwei spätere Gesetzesvorschriften (393, 395) die Erlaubniß, Testamente zu machen.

254. Merkwürdig ist es ja gewiß, daß eben in Spanien, wo die ersten Regerverfolgungen Statt fanden, die Inquisition ein halbes Jahrtausend hindurch ihre vollendete antichristliche Gestalt behauptete.

255. *Sozomeni Historia ecclesiast. VII, 12:* „καὶ χαλεπὰς τοῖς νόμοις ἐπέγραψε τιμωρίας· ἀλλ’ οὐκ ἐπέθηκε, οὐ γὰρ τιμωρεῖσθαι, ἀλλ’ εἰς θεὸς κατὰ τὸν τοῦς ὑπηκόους λαποῦντα, ὅπως ὁμόφρονες αὐτῷ γένοιντο περὶ τὸ θεῖον.“

Unter solchen Umständen war es ja gewiß ein Segen, für den man Gott danken mußte, daß namentlich Theodosius, der gewaltige Herrscher, den Glauben als eine lebendige Macht kennen lernte, nicht bloß als eine Uebereinstimmung in Begriffen und Sagen, die er müßte herbeiführen und überwachen können. Das merkwürdigste, und mit Recht als in seiner Art einzig gepriesene Beispiel davon liefert uns der Aufstand in Thessalonich im Jahre 390. Wir leiten die Begebenheit mit einigen Worten über den Charakter des Theodosius als Mensch und Fürst ein.

Theodosius war kein Alltagsmensch, sondern in Wahrheit ein edles Reis aus einem edlen Stamme, mit einem angeborenem Herrschertalent, aber ebenso mit entschiedener Neigung zu wissenschaftlicher und überhaupt geistiger Beschäftigung, wie er denn, gleich den großen Feldherren der Vorzeit, die Geschichte las und von ihrer Stimme sich belehren ließ. Mehrere seiner öffentlichen Verhältnisse haben wir schon berührt und können ja keineswegs verkennen, daß eben in diesen zwei ethische Seiten seines Charakters hervortreten, die ihn uns höchst achtungswerth machen würden, auch wenn er nicht Fürst gewesen wäre: seine Dankbarkeit für empfangene Wohlthaten und seine Mäßigung im Glücke, beide um so anerkennungswerther in einer Zeit, die eher alles Andere erzeugte, als diese milden, christlichen Tugenden. Die Tapferkeit war ihm gleichsam angeerbt; aber so wie er auf dem Schlachtfelde dem Feinde fest in die Augen schaute, so hatte er vorher Alles wohl vorbereitet, hatte sichere Pläne gefaßt und führte sie mit Ruhe aus. Tügen wir hinzu, daß er in seinem häuslichen Kreise nicht weniger seinen Platz ausfüllte, daß er ein zärtlicher Gatte, ein guter Vater, ein wahrer Freund seiner Freunde war, so sollte man meinen, es würde wenig fehlen, ihm einen großen Platz nicht bloß in den Jahrbüchern der Welt, sondern der Ewigkeit zu sichern. Und doch ward dieser sonst so treffliche Charakter von zwei Fehlern verdunkelt, die seine Tugenden wo nicht verderbten, so doch gewaltig in Schatten stellten. Seine wirkliche Liebe zum Frieden war von einer augenfälligen Indolenz und Schlaffheit begleitet, wenn die Stunde der Gefahr vorüber war, so daß er in Gefahr stand, jeden Augenblick geistlich zu verlieren, was er durch langen Kampf gewonnen hatte; und seine Gutmüthigkeit war mit einer unbezähmbaren Heftigkeit gepaart, die oft wie der wilde, reißende Bergstrom über alle Ufer ging.²⁵⁶ Ein ebenso merkwürdiges als abschrecken-

256. Ziemlich gewiß ist es ja auch, daß, zumal als Folge seiner Indolenz, ein schändlicher Luxus und eine übertriebene Repräsentation bei seinem Hofe herrschten. Das Uebrige aber, was der heidnische Geschichtschreiber Zosimus ihm aufbürdet, zeigt nur, daß er ein böses Auge auf den Kaiser geworfen. Man kann in diesen Parthieen sein Zeugniß nicht ohne große Behutsamkeit gebrauchen.

des Beispiel des Letzteren giebt uns die Geschichte des Aufstandes in Thessalonich, und die Rache, die er bei dieser Gelegenheit nahm.

Es war jene berühmte Stadt in Macedonien, eine der ersten, welche die Verkündigung des Evangeliums als Gottes Wort aufnahmen, das da kräftiglich wirket in Allen, die da glauben (1 Thess. 2, 13), wo dasjenige sich zutrug, was wir jetzt erzählen werden, Thessalonich war öfters in der letzten Zeit durch die Gegenwart und den längeren Aufenthalt des Kaisers geehrt; als Hauptstadt der Illyrischen Provinzen war sie, um ein Bollwerk gegen die Gothen zu bilden, mit starken Festungswerken umgeben und hatte gewöhnlich eine beträchtliche Garnison. Dies war jedoch für den Augenblick, im Jahre 390, nicht der Fall, da ein großer Theil der Truppen nach Italien gezogen und noch nicht zurückgekehrt war. Bei Bottherik, dem General der Festung, brachte dessen Mundschenk die Klage an, einer der Wagenlenker auf dem Circus habe ihm unzüchtigen Umgang zugemuthet.²⁵⁷ Der General ließ den Schuldigen ins Gefängniß stecken, damit seine Brunnst dort abgeführt werden möchte. Nun aber stand man eben im Begriffe, ein großes Pferdewettrennen auf dem Circus zu veranstalten. Das Volk, auf Nichts so erpicht als auf die Vergnügungen des Hippodroms und auf scenische Darstellungen, begehrte, daß jener Wagenlenker, zufällig der beste unter den vorhandenen, freigegeben werden sollte. Die bestimmte Weigerung Bottheriks entflammte die Menge zur Raserei. Sie ließen den General und mehrere Offiziere der Besatzung nieder; die Leichen der Ermordeten schleppte man auf den Straßen umher. Die Nachricht von dieser Greuelthat traf Theodosius in Mailand. Dort war eben eine Synode von Bischöfen versammelt, um zu entscheiden, ob die Ordination des Felix von der Ithacianischen Parthei (wovon wir oben berichteten) für gültig anerkannt werden solle, oder nicht.²⁵⁸ Den Bischöfen gelang es, den aufbrausenden Kaiser, der durch jenen Ausbruch der Volkswuth sich und seine ganze Mündigkeit verböhnt sah, für einen Augenblick milder zu stimmen. Um so viel mehr meinten die Geistlichen, er werde der Barmherzigkeit Raum geben, und Gott die Rache anheimstellen, als er drei Jahre früher großmüthig der Stadt Antiochien verziehen hatte, wo das empörte Volk sogar die Ehrensäulen, die ihm und Mehreren seiner Familie errichtet waren, herabgeworfen, bespottet und zuletzt zertümmert hatte.²⁵⁹ Doch sie täuschten sich: Theodo-

^{257.} Die Päderastie, dieses verabscheute Laster, hatte leider noch tiefe Wurzeln in den Macedonischen und Griechischen Städten.

^{258.} Man kam zu dem negativen Resultate, daß diejenigen, welche sich von ihrem Gewissen gedrungen fühlten, nicht mit Felix und seiner Kirche zu communiciren, dennoch von den übrigen Bischöfen anerkannt werden sollten.

^{259.} Vgl. die 14 berühmten Reden des Johannes Chrysostomus über die Bildsäulen (anß Antiochenische Volk).

sius war schwach genug, seinem Minister Rufinus das Ohr zu leihen — einem Manne, der durch Gewandtheit und Geschäftstüchtigkeit sich so beim Kaiser einzuschmeicheln gewußt hatte, daß er diesem zuletzt unentbehrlich ward. Rufinus' Rath aber war — blutige Rache. Kaum waren die Boten abgeschickt, welche den kaiserlichen Befehl nach Theßalonich überbringen sollten, als dieser schon seine Uebereilung berente. Es war leider zu spät: die letzten Eilboten erreichten die erstern nicht. Ein Schwarm barbarischer Soldaten, welche sich über das wehrlose, zum Circus in großen Scharen hineingelockte Volk warfen, führte des Kaisers Rache aus. Das Volk selbst ward wie die wilden Thiere gehetzt. Da war kein Gedanke dran, der Stimme der Menschlichkeit Gehör zu geben; so viel Köpfe, schrieten die Barbaren, müßten sie haben; eher könnten sie nicht aufhören. Wenigstens sieben tausend Menschen, ohne Unterschied des Alters, des Standes und Geschlechts, wurden niedergemetzelt. Es fielen Austritte vor, die selbst Steine zum Mitleid hätten bewegen können, nur nicht die herzosen Büttel Theodorichs. Ein fremder Kaufmann z. B., der mit seinen Söhnen in die Stadt gekommen war, bot diesen Unmenschen außer seinem ganzen Eigenthum sein eignes Leben und das des einen Sohnes an, um nur das des andern retten zu können; während er mit blutendem Vaterherzen schwankte, welchen der Söhne er aufopfern, und welchen er erhalten solle, hieben die Barbaren beide vor seinen Augen nieder. Das schreckliche Blutbad dauerte drei volle Stunden.

Noch war die Synode versammelt, als die Nachricht davon nach Mailand kam. Grenzenlos war der Schmerz des Ambrosius; er hatte Theodosius als eine Säule der Kirche gepriesen, ihn, der jetzt die ersten Gebote der Menschlichkeit mit Füßen getreten hatte. Er seufzte, er klagte mit den übrigen versammelten Bischöfen; er wußte zuerst nicht, was er thun sollte. Klug und gerecht schien es ihm doch, den Kaiser nach und nach zu einer tiefen Sündenerkenntniß, dann aber zu einer ebenso tiefen und aufrichtigen Reue zu leiten. Nachdem er, auch um seiner schlechten Gesundheit willen, meist jedoch um dem Anblick des Kaisers zu entgehen, die Stadt verlassen hatte, schrieb er mit eigner Hand, durchaus als Privatmann, einen Brief an den Kaiser. Hier sehen wir zuerst, daß eine Mißstimmung gegen Ambrosius, als ob er sich ungerufen in Staatsfachen einmische,²⁶⁰ mit jener Grenelthat Hand in Hand gegangen war — er beklagt sich bitter darüber; jetzt will, jetzt kann er nicht schweigen. Würde ich schweigen — sagt er — das wäre ja das Allerjämmerlichste; die Stimme würde erstickt,

260. *Ambrosii Epistola LI, 2:* „motus enim frequenter eo, quod ad me pervenissent aliqua, quae in Consistorio Tuo statuta essent.“

aber das Gewissen wäre damit gebunden. Er hält Theodosius Davids Beispiel vor, wie dieser ein, ja zwei Mal gefallen, aber wie er auch mit tiefen Seufzern seine Sünde und Schuld vor Gott bekannt und um die Entsündigung von seiner Missethat, um den Frieden vor Gottes Angesicht gesucht habe.²⁶¹ Also, sagt Ambrosius, müsse auch er sich vor Gott, und vor ihm allein, demüthigen; denn kein Engel, kein Erzengel, sondern der Herr selbst, ja Er allein, könne unsere Sünde hinwegnehmen, Er, der da gesagt habe: „Siehe ich bin mit euch alle Tage.“ Er erklärt gradezu (indem er sich in dieser Beziehung auf einen Wink von Gott beruft, den er im Traume gehabt habe), daß er keine Freudigkeit mehr habe, das Opfer der Kirche in der Gegenwart des Kaisers darzubringen. Fast mit gedämpfter Stimme schließt er dann: „Glaubst du mir, so folge mir, und vergib, was ich gesagt habe; glaubst du mir aber nicht, so vergib, was ich thun muß, indem ich Gott dir vorziehe.“²⁶²

Theodosius nahm diese Zurechtweisung an, glaubte aber keineswegs, daß der Bischof seiner Drohung, ihn vom Tische des Herrn auszuschließen, Folge geben würde. So kam er eines Tages, nach seiner Gewohnheit, zur Kirche, als Ambrosius, der zurückgekehrt, dort war. Der Bischof trat dem Kaiser beim Eingange entgegen und untersagte ihm, über die Schwelle zu treten. „Du scheinst, o Kaiser,“ sagte er, „nicht zu erkennen, wie schwer deine Schuld ist. Du mußt recht vernehmen, wie gebrechlich unsre Natur ist; du mußt lernen, daß wir Staub sind und zu Staub werden, damit du nicht, vom Glanze des Purpurs geblendet, verkenne, was ein Menschenkind ist. Du bist Fürst, aber die, über welche du herrschest, sind deine Mirdiener, und Gott allein, der ewige Gott, ist König und Herr über Alles und Alle. Mit welchen Augen willst du nun diesen Tempel Gottes des Vaters unser aller ansehen, mit welchen Füßen den heiligen Grund betreten? Wie willst du die vom Blute des Mordes noch triefenden Hände austrecken, wie mit diesen Händen den hochheiligen Leib des Herrn empfangen? Weiche von himen und hüte dich, Schuld auf Schuld zu laden; nimm das Band auf dich, wodurch der Herr selbst über Alles als Mitrichter eintritt; es ist das einzige, welches dir wiederum die verlorne Gesundheit der Seele zurückgeben kann!“²⁶³

Theodosius stand wie vom Nlig getroffen; die Kirche war ihm verschlossen; er erkannte, daß er in seinem Gewissen gebunden sey.

261. Das ist jedenfalls, was Paulinus (*vita Ambrosii*, c. 24) aus diesem Briefe mit den Worten gleichsam excerptirt: „Qui secutus es David errantem, sequere corrigentem.“

262. *Ambrosii Epistola LI.*

263. *Theodoret's Historia ecclesiastica*, V, 17.

Acht Monate lang enthielt er sich der Communion. Da kam das Fest der Geburt unsers Herrn heran; er war noch gebunden. Tief bewegt sprach er mit Rufinus, dem Vertrauten, der kein Vertrauen verdiente, über seinen Zustand, sprach von dem großen Jammer, daß dasjenige, wozu selbst Knechten und Bettlern freier Zutritt verstatet, ihm verschlossen, ja daß nicht blos der Tempel, sondern der Himmel selbst ihm verschlossen sey; denn es heiße ja in Gottes Wort: „Alles, was ihr auf Erden bindet, das soll im Himmel gebunden seyn“ (Matth. 18, 18.) Rufinus sah den ganzen Vorgang als üble Laune des Priesters an, erbot sich, eine Gesandtschaft an Ambrosius zu übernehmen, und meinte, er werde die Hartnäckigkeit des Bischofs wohl brechen. Als er nun hingekommen, hielt Ambrosius ihm seine hündische Unverschämtheit vor, daß er, welcher der Anrathen und insofern der eigentliche Anstifter des Mordes sey, mit der Kirche handeln wolle in einer Sache, wo nur aufrichtige Reue und demüthiges Flehen zu Gott die Schuld ausföhnen könne. Der Kaiser selbst war dem Rufinus gefolgt; obgleich unterwegs von der Stimmung des Bischofs in Kenntniß gesetzt, wollte er doch lieber sein Urtheil aus dessen Munde vernehmen; und so kam er denn bittend: man wolle ihm nicht die Thüre verschließen, welche der Herr allen Neuigen geöffnet habe. Ambrosius forderte eine offenkundige Buße, damit die Kirche nicht zum Himmel schrie über das vergossene Blut. Der Kaiser bat ihn, dieselbe vorzuschreiben. Da schlug der Bischof vor, der Kaiser möge ein Gesetz ergehen lassen, wonach für die Zukunft kein Todesurtheil vor dreißig Tagen nach der Publication desselben sollte vollstreckt werden dürfen.²⁶⁴ Dies geschah sofort.

Der Kaiser trat nun, nachdem er zuvor seinen ganzen königlichen Schmuck abgelegt, in die Kirche ein. Er warf sich zur Erde nieder und brach in Davids Worte aus: „Meine Seele liegt im Staube; erquickte mich nach deinem Worte!“ (Ps. 119, 25.) Mit Seufzern und Thränen flehte er um die Vergebung der großen Sünde, und erhob sich mit dem Bewußtsein, Gnade und Barmherzigkeit vor Gott gefunden zu haben. Doch ging kein Tag seines Lebens seitdem hin, wo er nicht über die Sünde trauerte, die er begangen hatte.²⁶⁵

264. Schon früher waren solche Bestimmungen, namentlich durch ein Gesetz Gratians (das vielleicht nicht ohne Ambrosius' Einfluß erlassen ward), gegeben, aber wieder aus der Gewohnheit gekommen. — Das ganze Verfahren war, wie man weiß, eine Ausnahme, wozu die Stellung und die unverstelte Reue des Fürsten zu berechtigen schien. Nach dem Pönitentz-Kanon der alten Kirche ward Mord mit 20jähriger Excommunication bestraft (*Basilii M. Canon LVI; Beveridge Pandectae II, 57—155*).

265. Soweit Theodorets Darstellung (*l. c.*), wobei jedoch bemerkt werden muß, daß die letzten, entscheidenden, Worte von Ambrosius selbst berichtet sind (*Ambrosius de obitu Theodosii, c. 34*: „Stravit omne, quo utebatur, insigne re-

XX.

Allein Ambrosius, hier so groß als Anwalt und unbeugsamer Verteidiger der Kirchenfreiheit, stand selbst nicht immer auf diesem Grunde fest. Wir haben ihn von einer ungebührlichen Zuneigung gegen Personen, die er einmal lieb gewonnen hatte, nicht freisprechen können, in noch höherem Grade konnte leicht die Liebe zur Kirche, der er eigentlich sein Leben geweiht hatte, ihn einigermaßen ungerecht gegen Andere machen. Das war wirklich hin und wieder der Fall.

Ein kaiserlicher Comes vom Oriente hatte Theodosius berichtet, daß in Castrum Callinicum einige Unordnungen vorgefallen waren. Die Christen hatten nämlich, auf Anstiften des Bischofs, eine Jüdische Synagoge eingesehert; ebenso hatten gewisse Mönche, die zu den Gräbern der Machabäischen Märtyrer gingen, unterwegs von etlichen Valentinianern gereizt, welche ihnen das PsalmenSingen hatten verbieten wollen, eine Valentinianische Kapelle in Brand gesteckt (390). Theodosius gebot, die Mönche sollten abgestraft werden und der Bischof aus eigenen Mitteln die Synagoge wieder aufbauen. Während die Sache schwebte, näherte Ambrosius sich schriftlich dem Kaiser, und beschwor ihn, auf keine Weise weder das Eine, noch das Andere zu thun. Er tritt als freimüthiger Wahrheitszeuge auf, und darauf hatte er ja ein wohlverworbenes Recht. „Weder ist es kaiserlich,“ sagte er, „jemanden die freie Rede zu

gium; deslevis in ecclesia publice peccatum suum, quod ei aliorum fraude obrepserat; gemitu et lacrymis oravit veniam. Quod privati erubescunt, non erubuit Imperator, publice agere poenitentiam, neque ullus postea dies fuit, quo non illum doleret errorem.“) Man hat Theodorets bitterliche Treue bezweifelt; sowohl die Ausföhrlichkeit seines Berichts als der Reichthum an bezeichnenden Zügen und der dramatische Ton desselben scheint wider die völlige Wahrhaftigkeit der Erzählung zu sprechen. Doch dies ist nur ein Schein. Sowohl Theodosius als Ambrosius sind dort nach ihrem wahren Charakter gezeichnet. Es ist kein Zweifel, daß des ersten Poenitentz eine solche Reue und Zerknirschung voraussetzt, und ebenso wenig steht zu bezweifeln, daß Ambrosius so lange unbeugsam bleiben mußte, als er mutmaßte, daß der ränkevolle, hochmüthige Rufinus das Ganze trieb, so lange er nicht unverkennbare Zeichen einer wahren Reue beim Kaiser wahrnehmen konnte. So und nicht anders verfuhr die alte Kirche. Dieses Ereigniß blieb in ihren Annalen wie in Erz eingegraben. Namentlich in Constantinopel, wo man einer solchen Freimüthigkeit von Geirlichen nicht gewohnt war, mußte der Vorgang nothwendig großes Aufsehen machen; deshalb hat die Griechische Kirche mit Fleiß jeden einzelnen Zug aufbewahrt. Von diesem Standpunkte wird selbst der Zug, den Theodoret zuletzt erzählt (daß nämlich Ambrosius durch einen Diakon den Kaiser habe zurückerufen lassen, als dieser, nach der Sitte in der Griechischen Kirche, ohne weiteres in den Ober hinaufging), nicht ganz unwahrscheinlich. Es liegt Etwas darin, nämlich gerade das, was wir beklagen müssen: daß die geistliche Mündigkeit sich schon frühe als Standes-Mündigkeit ausserach, und daran selbstgewählte Bestimmungen knüpfte. Ambrosius war keineswegs ganz frei von diesem Fehler, obgleich derselbe bei ihm weit davon entfernt war, das spätere scharf Römische Kirchengewränge anzunehmen. Es liegt endlich sehr Viel darin, was ebenfalls Theodoret erzählt: daß der Kaiser sich gegen den Patriarchen Nectarius in Constantinopel dahin geäußert habe: „Einen Lehrer der Wahrheit habe ich endlich mit Mühe und Noth gefunden. Ich kenne nur den einen Ambrosius, der mit Recht verdient ein Bischof zu heißen.“

benahmen, noch priesterlich, nicht zu sagen, was man meint.“ Er machte Davids Worte zu den seinigen: „Ich rede von deinen Zeugnissen vor Königen, und schäme mich nicht“ (Ps. 119, 46). Die „Handhabung der Ordnung“ galt ihm in diesem Falle nur wenig; denn „was ist wichtiger,“ sagte er, „die Erhaltung der Ordnung, oder die Aufrechterhaltung der Religion?“ Gerade diese schien ihm im innersten Wesen verletzt zu werden, wenn des Kaisers Befehle wirklich zur Vollziehung kämen. Denn „es handelt sich ja,“ erinnert er, „einerseits von den Juden, den Erbfeinden des christlichen Namens; die Rede ist ja von denen, deren Frevel Gott selbst unterdrückte, als sie unter Julian den Tempel aus seinen Trümmern wieder aufbauen wollten; es sind ja diejenigen, die gerade unter Julian ungestraft mehrere christliche Kirchen, eine in Damascus, andere in Gaza, Ascalon, Berytus und an andern Orten — in Asche legten. Und die Kirche erhielt keinen Ersatz — aber die Synagoge soll Ersatz bekommen? Was anders würde das seyn, als den Juden einen Triumph über Gottes Kirche zu bereiten? was anders als den Jüdischen Unglauben mit den Spolien der Kirche zu bereichern?“ Er weist den Kaiser hin auf den Zustand der christlichen Kirche auch in jenen Tagen. „Tausend mißgünstige Augen lauern auf die Schwäche der Kirche; sehen sie irgendwo auch nur den kleinsten Riß, gleich sind sie bereit, ihren Stachel hineinzusetzen.“ Und „was die Valentinianer mit ihren 32 Aeonen betrifft,“ fährt der Bischof fort, „sind denn etwa letztere besser als die zwölf großen Götter der Heiden, ja sind die Valentinianer selbst anders als Heiden?“ Endlich ruft Ambrosius dem Kaiser in die Erinnerung zurück (was ja gleich ehrend für beide war), wie oft er auf seine Fürbitte solchen verziehen hatte, die ins Exil gewiesen, oder in Fesseln geschlagen, oder selbst zum Tode verurtheilt waren.²⁶⁶

Allein wie sehr Theodosius auch den Bischof ehrte, wie viel von den angeführten Gründen auch, sofern die Rede blos von „Vergebung“ war, zu seinem Herzen sprechen mochte — er konnte sich dennoch nicht überzeugen, daß sein eigener Gesichtspunkt nicht im Rechte gegründet sey. Die Sache heischte schnelle Entscheidung. Da trat der Bischof eines Tages auf, als der Kaiser in die Kirche zu Mailand kam, und hielt in dessen Gegenwart eine Predigt, worin er, vornämlich mit Benutzung des Evangeliums Luc. 7, 36—50, ans Herz legte, wie wir, wenn wir Christo recht dienen wollen, nicht meinen dürfen, der Rechtsstandpunkt sey der entscheidende in allen Fällen, sondern daß wir im Gegentheil, gleich jener großen Sünderin im Hause des Pharisäers,

unsere Salbe über sein Haupt ausgießen, und seine Füße mit unseren Thränen nützen, und diese gesegneten Füße küssen und sie mit unserm Haupthaar abtrocknen müssen, damit es auch von uns gesagt werden möge, daß viele Sünden uns vergeben sind, weil wir viel geliebet haben.²⁶⁷

Als der Bischof von der Kanzel abgetreten war, sagte der Kaiser zu ihm: „Du hast von mir geredet.“ „Ich habe abgehandelt,“ erwiderte jener, „was zu deinem Nutz und Frommen dienen möchte.“ „Nun wohl!“ fuhr der Kaiser fort, „es war wohl etwas hart, daß ich den Befehl gab, der Bischof solle selbst die Kirche wieder aufbauen; das habe ich auch bereits abgeändert. Aber die Mönche richten doch viel Unglück an.“ Ein General, Tymasius, der dabei stand, stimmte in die letzte Aeußerung des Kaisers ein, und führte mehrere Beispiele von Unordnungen an, die die Mönche erregt. Barsch unterbrach ihn Ambrosius: „Ich handle mit dem Kaiser, wie es sich gebührt, weil ich weiß, daß er Furcht vor Gott hat; mit dir muß ganz anders gehandelt werden, weil du so hart dich ausdrückst.“ Noch stand der Kaiser Ambrosius gegenüber, der in diesem Geschäfte keine Zeit hatte, und nochmals dringend bat, der Kaiser möge ihn ganz beruhigen. Als dieser sich niedergelassen (während Ambrosius noch stehen blieb) und mit dem Haupte nickte, ohne doch weiter etwas zu versprechen, als daß er das Rescript ändern wolle, wiederholte der Bischof noch einmal die Bitte, daß die ganze Sache niedergeschlagen werden möchte, und wollte die Auspendung des Sacraments nicht eher anfangen, bis der Kaiser ihm wirklich versprochen, es solle also geschehen, und hinzugefügt hatte: „Du hast mein Wort.“²⁶⁸

Man übersehe doch nicht diese kleinen, mitten aus dem Leben gegriffenen Züge, so wenig wie das Vorbergehende, woran sie geknüpft sind; von diesem scheinbar Geringfügigen war die Ausartung der Kirche von einer Seite in den folgenden Jahrhunderten bedingt. Fürstengunst war von jeher eine schlechte Stütze für die freigeborne, ewig freie Gemeinde Christi; das Herz des Fürsten soll in keinem andern als dessen Leitselle gehen, der, nach seinem Wort, die Herzen der Könige wie Wasserbäche in seiner Hand hat und sie lenket, wohin er will; die Politik, selbst die scheinbar frömmste, hat im Rathe der Kirche, wo Gottes Wort allein walten soll, nichts zu sagen. Es schmerzt uns sagen zu müssen (allein wir sind es der Wahrheit schuldig), daß die von Ambrosius in dem Briefe an den Kaiser angeführten Gründe größtentheils

267. Die Predigt ist ausführlich wiedergegeben in *Ambrosii Epist. XLII (ad Marcellinam)*.

268. *Ambrosii Epistola XLII, 27. 28.*

nicht besser als Sophismen sind; es schmerzt uns noch mehr hinzufügen zu müssen, daß das Folgende seines Verfahrens, als Norm betrachtet, ebenso gut im Dienste der Ungerechtigkeit als der Gerechtigkeit verwandt werden kann. Er war in diesem Falle von einer menschlichen Schwäche bestrickt, indem er ganz übersah und vergaß (was ja so leicht von gebrechlichen Menschen geschehen kann), daß neben dem königlichen Rechte Jesu Christi, nach seinem eignen Worte, das menschliche Recht derer, die noch nicht freiwillig besiegt sind, bestehen kann und muß. Gott selbst sagt ja zu Israel: „Warum wollet ihr sterben, ihr vom Hause Israel“ (Jerem. 27, 13); er selbst streckte ja seine Hände den ganzen Tag aus zu einem ungehorsamen Volk, dem er durch Mosen Leben und Tod vorgelegt hatte, daß sie wählen sollten (Jes. 65, 2. 5 Mos. 30, 29). Ambrosius übersah ferner, daß die Ehre und Herrlichkeit unseres Königs am besten, ja allein von freien Unterthanen gepriesen wird, von denen, welchen sein Joch sanft und seine Bürde leicht ist, und alle Tage mehr wird (Matth. 11, 30). Sicherer hätte die Kirche gestanden, besser hätte sie gekämpft, wenn solche Rathschläge entweder nicht gegeben, oder mindestens nicht befolgt wären. Allein wir verzeihen willig einem Kämpfer der Kirche, daß er, ermüdet von des Tages Hitze und Beschwerde, in einer Stunde sich selbst vergaß; gewiß hat der Herr nicht vergessen, es ihm vorzuhalten.

XXI.

Wirklich wurden die Tage von nun an immer drückender und beschwerlicher. Der junge Kaiser im Occident, Valentinian II., jezt, außer Italien und Illyricum, auch Gallien, Hispanien und Britannien beherrschend, war und blieb ein schwaches Rohr, obgleich er ja allerdings von Theodosius' kräftigem Arm und von dem gottesfürchtigen Rathe des Ambrosius unterstützt wurde. Es war nämlich seit dem Tode seiner Mutter Justina (deren Einfluß auf ihn in den letzten Jahren bedeutend gemindert war) eine augenscheinliche Veränderung mit ihm vorgegangen. Bisher machte die Jagd sein Lieblingsvergnügen aus; jezt ließ er alle wilden Thiere umbringen. Früher war er mit Leib und Seele den Spielen auf dem Circus ergeben; jezt schenkte er nicht einmal den feierlichen Spielen zur Ehre des Kaisers seine Gegenwart. Er nahm es selbst über sich, die Römische Jugend von ihrer rasenden Leidenschaft für eine damalige Schauspielerin zu heilen; er ließ sie mit Macht zu seinem Gefolge abholen, und, als sie angekommen, sah er sie nicht einmal an, um zu zeigen, daß man in der That Herr über seine Leidenschaften seyn und sie mit Füßen treten könne. Er hielt lange Sitzungen im Staatsrathe, und (falls wir Ambrosius glauben dürfen, der doch auch hier wahrscheinlich von seiner alten Schwäche hingerissen

ward, nur Gutes bei denen zu sehen, welchen er einmal seine Zuneigung geschenkt) entschied die Sachen mit der Weisheit eines Jünglings und Greises zugleich, wie vormals Daniel. Mit Schrecken sah er zurück auf das, was unter der Vormundschaftsregierung geschehen, und entzog mit Fleiß alle, selbst die am schwersten Angeklagten, jeglicher Rechtsverfolgung während der stillen Woche und der heiligen Osterzeit.²⁶⁹

Sollten wir uns nicht freuen über des Jünglings Streben, sich selbst zu beherrschen?²⁷⁰ Ohne Zweifel. Allein trotz alle dem blieb er wie ein im Wachsen verkrüppelter Baum. Die Gottesfurcht war bei ihm mehr etwas bloß Angelerntes, Gemachtes, als vollgeboren und im Kampfe bewährt. Ein Wurm nagte an der Blüthe des schönen Baumes: es war die Schwäche, die Unselbstständigkeit. Das ward sofort klar, als diese Tugend auf den Kampfplatz hinaus und ihre Kraft erproben sollte.

Der Franke Arbogast war unter denen, welche die Schlacht gegen Maximus mitgeschlagen; Theodosius würdigte seine Verdienste, indem er ihn als den ersten General in Gallien anstellte. Kriegsgelübt, tüchtig in Gefechten, freigebig, gelang es ihm leicht, großen Einfluß zu gewinnen. Unentrosirt von Theodosius, mußte jeder Schritt, den er vorwärts zum Ziele seines Ehrgeizes that, im Interesse der Regierung und des Heeres unternommen scheinen. Bald konnte Valentinian sich nicht mehr rühren; Fränkische Landsleute von Arbogast erhielten alle Kriegsposten; auch die bürgerlichen Aemter vergab er mittelbar oder unmittelbar; es ging so weit, daß fast kein Soldat mehr dem Kaiser gehorchte,²⁷¹ der obnehin den unerseglichen Fehler begangen, seine Residenz in Vienne zu nehmen. Valentinian kannte seine Stellung: umstrickt wie von Schlangen suchte er sich loszuwinden. Aber ach, die Hülfe, auf welche er sonst hätte rechnen können, war zu weit entfernt. Zwar ward Ambrosius eingeladen, nach Gallien zu kommen, um ihn zu taufen; er schickte sich schon zur Reise über die Alpen an, als ihn hier eine ganz andere Botschaft empfing.²⁷² Zwar erhielt Theodosius eine Schilderung der Bedrängniß des Kaisers, einen Ausruf zur Hülfe — aber Alles zu spät! Valentinian ließ

269. Die einzelnen Züge alle zusammengestellt aus *Ambros. de obitu Valentiniiani*, c. 15 — 18.

270. Philostorgius, der Arianische Geschichtschreiber, betrachtet die ganze Bekehrung mit misstrauischen Augen. Wenigstens heißt es in seiner höchst interessanten, unentbehrlichen Relation von Valentinians letzten Tagen: „πὼν ἐπὶ τοῖς ἀθηναίοις ἄλλον εἰσογόνον ἀπὸ γυνέως διακόνων ἔδος διεφθάρη.“ (*Philostorgii Historia ecclesiast.*, XI, 1).

271. Wörtlich sagt aus einem Fragment des treislichen Geschichtschreibers Euphrosinios Alexander in *Gregorii Turonensis Historia Francorum*, II, 9.

272. *Ambrosius de obitu Valentiniiani*, c. 25. 26.

Arbogast vor seinen Staatsrath vorladen. Dieser kam, als ob er sich Nichts bewußt wäre. Der Kaiser mit drohendem Blick überreichte ihm seinen Abschied. Arbogast, als er ihn durchgelesen, antwortete: „weder habe der Kaiser ihm die Macht gegeben, noch könne er sie ihm nehmen,“ zerriß das Papier und trat es mit Füßen.²⁷³ Der Kaiser, nicht länger seiner mächtig, wollte einem der nebenstehenden Lanzenträger eine Lanze entreißen, ward aber von diesem daran verhindert. Es ward gefragt, was der Kaiser im Sinne habe; die Antwort war: er wolle sich selbst das Leben nehmen, weil er seinen Willen nicht durchsetzen könne. Arbogast stellte sich, als ob er Nichts gehört habe. Aber wenige Tage darauf, als der Kaiser nach der Mittagstafel, wie er pflegte, auf einen einsamen Spaziergang am Ufer der Rhone hinausgegangen war, kamen Arbogasts Trabanten über ihn und erdrosselten ihn; um der Sache den Schein zu geben, als ob er an sich selbst Hand gelegt habe, knüpften sie sein Schnupftuch um seinen Hals und erhenkten ihn²⁷⁴ (15. März 392).

Mit Recht trauerte Ambrosius als Freund über Valentiniāns Tod; mit Recht sparte er als christlicher Geistlicher in der Leichenrede, die er ihm hielt, nicht die freimüthige Stimme, welche selbst gekrönte Mörder hören müssen. Aber Unrecht hatte er, wenn er die Kirche als trostlos bei diesem Verluste in den Worten hinstellte: „Du warst geschlagen, o Kirche, auf der einen Backe, als du Gratian verloreſt; nun haſt Du die andere dargeboten, als Valentinian dir entriſſen ward.“²⁷⁵ Auch dies können wir nur zu der Schwäche rechnen, die ihn gegen das Ende seines Lebens so oft hinriß; sein thränenvoller Blick sah überall nur die Verluste der Kirche, als ob sie bei Jemand anders Ersatz suchen sollte, als bei ihrem unsterblichen Bräutigam und dem Geist, der bei ihr ewiglich bleibet.

Der eben so schlaue als tapfere Arbogast wagte indeß nicht den Purpur, der vor seinen Füßen lag, selbst anzulegen; er fand es rathsam, seinen Secretär, und zuletzt Magister officiorum, Eugenius, einen Grammatiker von Profession, zum Kaiser ausrufen zu lassen. Eugenius hatte eine Art Popularität; dies war genug für Theodosius, um, als eine Gesandtschaft vom neuen Kaiser Anerkennung und Freundschaft begehrte, die Sache, wie es hieß, in Erwägung zu ziehen, während die Legaten mit Ehrengeschenken entlassen wurden. In seinem Herzen war es dennoch fest beschloſſen, des Schwagers Tod zu rächen; nur meinte

273. *Zosimi Historia nova*, IV, 53.

274. *Philostorgii Historia ecclesiast.* XI, 1. Vgl. des Godofredus historisch-kritischen Excurs dazu in seiner Ausgabe des Philostorgius.

275. *Ambrosius de obitu Valentiniani*, c. 6.

er Alles genau vorbereiten zu müssen, da Alles noch einmal aufs Spiel gesetzt ward.²⁷⁶

Auch für Ambrosius ward das Verhältniß zum neuen Kaiser drückend; und zwar in doppelter Hinsicht. Eugenius, der wohl wußte, welche Bedeutung der Bischof namentlich in Italien hatte, suchte seine Freundschaft und wandte sich selbst schriftlich an ihn. Ambrosius antwortete nicht, wie er selbst sagt, weil er voraussah, in welches Verhältniß Eugenius sich zum Christenthum stellen würde,²⁷⁷ und — wie wir meinen mit Sicherheit hinzufügen zu können (denn es liegt ganz in Ambrosius' Charakter) — weil er auf keine Weise den Schein auf sich laden wollte, als ob er dasjenige anerkannt hätte, was er und Theodosius nur als eine Usurpation betrachten konnten. Und doch ward er später gewissermaßen genöthigt, mit dem Kaiser sich in Verbindung zu setzen, als dieser — sey es nun, daß er selbst wirklich ein Heide war,²⁷⁸ oder weil er einen anscheinend durchaus unpartheiischen Standpunkt einnehmen wollte — einem erneuten Antrag von Seite der Heiden nachgab,²⁷⁹ und ihnen eine ausgedehntere Religionsfreiheit bewilligte, so daß möglicherweise selbst der Punkt, den sie nun eine Reihe von Jahren als den eigentlichen Ehrenpunkt festgehalten hatten (die Wiederaufrichtung des Altars der Victoria im römischen Senate) ihnen eingeräumt ward.²⁸⁰ Ambrosius, der sich nach Bononia, später nach Faventia, zurückgezogen, schrieb von hier aus einen Brief an den Kaiser, worin er sich über diesen Vorgang (es galt ja ein Werk, das er mit Mühe aufgerichtet, und das jetzt in Trümmer hinzufallen drohte) freimüthig und ohne Vorbehalt äußerte; aber doch war es nur ein Widerstreben der alten Kraft.²⁸¹ Natürlich war dieser Schritt vergeblich. Aber ebenso vergeblich waren die Anstrengungen des Eugenius um sich auf dem von Arbogast aufgerichteten Throne zu halten.

Theodosius' Rüstungen waren zu Ende mit dem Sommer 394. Er schlug los, nachdem er zuvor durch eine Gesandtschaft an einen Einsiedler in der Nähe von Luxopolis (in Aegypten) die Versicherung eines leichten Sieges erhalten hatte. Dies ward jedoch keineswegs der Fall. Bei dem ersten Zusammentreffen mit Arbogast's Heer unweit desselben Schan-

276. *Zosimi Historia nova*, IV, 55.

277. *Ambrosii Epistola LVII*, 11.

278. Dieses versichern geradezu Philostorgius (*Historia ecclesiast.* XI, 2: „Ελληνὰ τὸ εἶδος“), und Sozomenus (*Historia ecclesiast.* VII, 22). Ambrosius hingegen selbst (l. c.) und Paulinus (*vita Ambrosii*, c. 27) vindiciren ihm wenigstens das äußerliche christliche Bekenntniß.

279. Arbogast hatte seine Hand mit im Spiele, während es eigentlich der Stadthaupt Flavian war, der das Gesuch dem Kaiser überreichte.

280. *Ambrosii vita per Paulinum*, c. 26.

281. *Ambrosii Epistola LVII*.

platzes, wo Maximus seinen Tod gefunden hatte, schien es im Gegentheil, als ob der kriegsgewohnte Heerführer selbst unterliegen sollte; zehntausend Gothen, auf deren Kraft er viel baute, wurden vergebens aufgeopfert. Ein Zufall, wie man zu sagen pflegt, (ein plötzlich aufgeregter Wirbelwind zwischen den Alpen, welcher den Feind seine Kriegsmacht zu entwickeln verhinderte) und Verrätherei unter Arbogasts eignen Leuten verschafften ihm am folgenden Tage (6. Sept. 394) den schon halb entrissenen Sieg.²⁸² Eugenius ward vor den Kaiser geführt; kaum konnte er seine Bitte um Gnade ausstammeln, als die Soldaten, wuthentbraunt, schon den Kopf abgehauen hatten. Arbogast irrte einige Tage in den Bergen umher; lieber als in Feindesgewalt zu fallen, stürzte der Franke sich in sein eignes Schwert. Ambrosius, der eben jetzt, vielleicht noch vor der Ankunft Theodosius' in Italien, nach Mailand zurückgekehrt war, trat mitten auf dem blutigen Schlachtfelde als Diener des Herrn auf: seiner Fürbitte namentlich war es zu danken, daß Theodosius die Besiegten schonte und ihnen Verzeihung angedeihen ließ. Vergebung im Namen des Herrn ist des Sieges schönster Kranz und unverwelkliche Krone.

XXII.

Wir haben Ambrosius von seinen ersten Tagen an durch eine Reihe von wechselnden Schicksalen, die der Herr in seiner Hand hielt, durch mannigfache Gefahren und Heimsuchungen begleitet; wir haben ihn die schweren, sicher treffenden Schläge der Kämpfer führen sehen, die Gott selbst auf den Wahlplatz gestellt hat, und uns darüber innig gefreut; auch seine menschlichen Schwächen haben wir nicht verschwiegen. Das Eine wie das Andere gehört mit zum Bilde eines Menschen Gottes, damit man den im Lichte erkenne, durch welchen er stark ist. Daß aber Ambrosius selbst in seiner Schwäche stark war, wird Niemand, der mit uns aufmerksam seinem Gange gefolgt ist, in Zweifel ziehen.

Der Abend war herangekommen. Theodosius' Stern erlosch (ein Vierteljahr ungefähr nach dem Siege über Eugenius starb der große Kaiser, 17. Jan. 395): welchen Eindruck dies auf Ambrosius machte, obgleich er ja mit seiner christlichen Hoffnung unter einem hellfunkelnden Himmelsgewölbe stand, können wir aus seinem innigen Verhältniß zu Theodosius

282. *Zosimi Historia nova*, IV, 58. *Orosii Historiar.* VII, 35. *Theodoret's Historia ecclesiast.* V, 24. Der letztere berichtet (auch Drosius hat es excerpirt), daß in der Nacht vor der Schlacht des zweiten Tages die Apostel Johannes und Philippus in der Gestalt zweier Reiter auf weißen Pferden sich ihm offenbart, und ihn ermuntert haben, die Schlacht wieder zu beginnen; ganz denselben Traum soll ein Soldat im Heere gehabt haben. Die Anhäufung des selbsterfundnen Wunderbaren ist charakteristisch für diese Zeiten. Leider verlor das Christenthum bei Vieslen in demselben Grade an seiner Innigkeit. — Auch Ambrosius schreibt den Sieg des Theodosius einem Wunder zu (*Ambrosii Epistola* LXII, 4).

abnehmen; es leuchtet auch aus seiner Trauerrede über den hingechiedenen Kaiser hervor.²⁸³ Er fühlte sich je mehr und mehr einsam, gleichsam aus einer verschwundenen Zeit zurückgelassen (wie Viel war nicht mit Theodosius für ihn zu Grabe getragen!); doch ward er getröstet und belebt im Kreise der Brüder, durch Thätigkeit für die Gemeinde und für das Haus Gottes. Mit tiefer Wehmuth sah er, wie die Sachen in Italien zurückgingen; laut klagte er über den Ehrgeiz und die Gewinnucht, welche überall nicht nur bei den Mächtigen der Erde vorherrschten, sondern selbst die Geistlichen angesteckt hatten, die vor Allen ihren Reichthum in Gott haben sollten; er betrachtete dies als die Wurzel des Unglücks, das über Italien hereinbrach, als den Ruin des Landes.²⁸⁴ Wohl dürfen wir sagen: das war der Stachel, den Gott ihm gegeben, der Pfahl im Fleische, der ihn vollkommen demüthigen sollte, ihn, der in frühern Tagen gar zu viel von dem Schutz der Mächtigen und ihrem Wohlwollen gegen die Kirche erwartet hatte. Daß aber auch an ihm erfüllt wurde, daß Gottes Kraft in den Schwachen mächtig sey, davon überzeugt uns, was uns von seinen letzten Tagen, obgleich nur in zerstreuten Winken, berichtet wird. Vor Allem drängte sich in diesen Tagen seine praktische Wirksamkeit, die Krone aller seiner Bestrebungen, zusammen: er sah Früchte derselben, die er kaum geahnt hatte. Das ganze Leben des trefflichen Bischofs war zugleich eine fortgehende Missionsthätigkeit: „Die Wasser sahen Dich, o Gott“, so stimmte er an mit dem 77. Psalm (B. 17). „und die Tiefen tobten; die Heiden in der Tiefe haben den Arm des Herrn fürchten gelernt; aber Gottes Kirche, die eine, allgemeine, stehet auf den Bergen, und immer größere Scharen wallen hinauf.“²⁸⁵ Gerade in diesen Tagen schrieb die Königin der Marcomannen, Fritigil, an ihn; sie hatte das gute Zeugniß von einem Christen aus Italien gehört und begehrte durch eine Gesandtschaft von Ambrosius weiteren Unterricht im Christenthume. Der Bischof setzte einen herrlichen Brief in Form eines Katechismus an sie auf; die Königin kam dann selbst nach Mailand, fand aber bei ihrer Ankunft den Knecht des Herrn, dem sie und Viele mit ihr so viel schuldig waren, bereits zur ewigen Ruhe eingegangen.²⁸⁶

Zu Anfang des Jahres 397 fing Ambrosius zu kränkeln an. Seine Kräfte nahmen von Tag zu Tage ab, seine Lust aber für Gottes Gemeinde zu wirken nicht. Wenige Tage bevor er sich aufs Siechbette

283. *Ambrosii de obitu Theodosii oratio*, *Opp. T. II*, 1197 *sqq.*

284. *Vita Ambrosii per Paulinum*, c. 11: „Iugemiscibat vehementer, cum videret radicem omnium malorum avaritiam, pullulare etc.“

285. *Ambrosii Hieracameron lib. III*, c. 1; 2—3 (Geschrieben um 389).

286. *Vita Ambrosii per Paulinum*, c. 36. Der Brief an Fritigil ist verloren gegangen.

legte, war er damit beschäftigt, seinem treuen Diakon Paulinus eine Erklärung des 44. Psalms zu dictiren. Er dankte Gott für seinen herrlichen Weg mit den Vätern, die nicht durch ihr Schwert das Land eingenommen, sondern durch die Rechte und den Arm des Herrn und das Licht seines Angesichts; er seufzte zu ihm, daß er doch nicht ganz sein Volk verstoßen, noch zu Schanden wolle werden lassen, das nun so tief gedemüthiget — das war sein letztes Tagewerk, sein Abend-Siegesgesang. Er konnte die Erklärung nicht zu Ende bringen. Tief empfand er unter diesen Beschäftigungen, wie gering doch der Mensch, selbst der ausgezeichnetste und begabteste, gegen die Worte, welche durch Gottes Mund gegangen sind; daß kein menschlicher Verstand, kein Menschenherz dasjenige erschöpfen kann, was eben darum unerschöpflich ist, weil es uns Gottes Herz und Wege zugleich abspiegelt.²⁸⁷

Als es ruchbar ward, daß der große Bischof kaum mehr aufkommen werde, versammelte der Oberseldherr Stilicho, welchen Theodosius zum Vormund seines Sohnes Honorius, dem der Occident zu Theil geworden (der andere, Arcadius, war zum Kaiser des Orients erklärt), eingesetzt hatte — übrigens einer der Machthaber, über welche Ambrosius mit Recht seufzte — alle angesehenen und adligen Männer in Mailand, besonders die mit Ambrosius befreundet gewesen waren, und suchte sie theils durch Ueberredung, theils durch Drohungen zu bewegen, eine Gesandtschaft an diesen zu übernehmen, um es ihm nahe zu legen, daß er doch Gott recht innig bitten möchte, sein Leben zu verlängern. Ambrosius antwortete den Ausgesandten: „Ich habe nicht so unter euch gelebt, daß ich mich schämen sollte zu sterben; und ich fürchte nicht zu sterben; denn wir haben einen guten Herrn.“²⁸⁸

Vier Diakonen saßen in der Halle, wo Ambrosius auf dem Siechbette lag, und sprachen mit äußerst gedämpfter Stimme davon, wer wohl sein Nachfolger werden würde. Sie nannten als solchen „Simplicianus.“ Der Sterbende hörte die gepreßten Worte, und rief dreimal laut aus: „Ja, alt ist er, aber rechtschaffen.“²⁸⁹

Als der Bischof Bassianus mit ihm betete, erzählte er diesem, er habe unsern Herrn Jesum gesehen, wie er nahe auf ihn zugekommen und ihn angelächelt habe. Das Vorgefühl des Todes, das er schon lange mit sich trug, täuschte ihn nicht. Sein Todeskampf am letzten Tage dauerte von Nachmittags fünf Uhr bis gegen Mitternacht. Es war Charfreitag der 4. April 397.²⁹⁰ Unablässig betete er mit kreuzweise

287. *Vita Ambrosii per Paulinum*, c. 41.

288. *Vita Ambrosii per Paulinum*, c. 45.

289. *Vita Ambrosii per Paulinum*, c. 46.

290. Die Chronologie ist nach dem Römischen und dem Mailändischen Martyrologium festgestellt. Der Chronist Marcellinus setzt Ambrosius' Tod zum folgen-

gefalteten Händen. Ein Priester aus Vercelli, Honoratus, der bei ihm gewacht, war in das Haus hinaufgegangen, um ein wenig zu schlummern; da hörte er deutlich eine Stimme ihm sagen: „Stehe auf, eile hinunter; denn bald wird der Bischof sterben.“ Nachdem Ambrosius aus Honoratus' Händen das heilige Abendmahl empfangen, hauchte er den letzten Seufzer aus. Der Erlöser nahm seine Seele in seine Hände auf und winkte ihm zur Freude seines Herrn hin.²⁹¹

Die Leiche des Bischofs ward am Sonnabend in die „größere Basilica“ hingesezt, wo so oft die Worte des Lebens von seinen Lippen getönt hatten; den Sonntag drauf, früh am Ostermorgen, ward sie, nach damaliger kirchlicher Sitte, in die „basilica Ambrosiana“ versezt, wo Ambrosius' Gebeine ruhen.²⁹²

Ganz Italien, die Zeitgenossen, die spätern Geschlechter sezten als Denkstein an seinem Grabe das Zeugniß: Er war ein Elias in der Kraft des Herrn, er fürchtete sich nicht, von Gottes Zeugnissen vor Königen zu reden, und ward nicht zu Schanden.

den Jahre 398; allein er hat hier, wie in mehreren Fällen, sich geirrt. Denn nach dem ausdrücklichen Zeugnisse des Paulinus (c. 32: „fere triennium“) überlebte der große Bischof den Kaiser kaum drei Jahre.

291. *Vita Ambrosii per Paulinum*, c. 47.

292. *Vita Ambrosii per Paulinum*, c. 48.

Johannes Cauler.

Dominicanermönch in Strassburg.

(1290 — 1361.)

I.

Es ist noch immer die vorherrschende Betrachtung des Mittelalters, so sehr sie auch auf dem Wege der Geschichtsforschung bekämpft worden ist, daß hier eine Reihe von Jahrhunderten vor uns liegt, in welchen das Licht nur sparsam aus den Felsrißen hindurchschimmerte, und keine ordnende Hand, ob ihr auch äußerlich die Macht gegeben war, den immer anschwellenden Strom des Verderbens und der geistlichen Noth zu dämmen vermochte. Gewiß war es nicht anders in jenen, als in unsern Tagen, daß Gott sich seine Stunde vorbehalten hat, wo er Israels Bande zerreißen und mit erhobenem Arm die Knechtschaft Aegyptens zertrümmern will, und daß keine prophetische Stimme, ob sie auch noch so stark rief: „Ach, daß du den Himmel zerriffest, und führest herab, daß die Berge vor dir zerflössen, wie ein heftiges Wasser vom heißen Feuer zersiedet“ (Jes. 64, 1. 2), die Zeiten vor der Zeit herbeizuführen oder die Grenzen hinauszurücken vermag, die der Herr beides im Reiche der Gnade und der Allmacht gesetzt hat (Dan. 2, 21). Denn sein Rath ist unergründlich, und so wie der einzelne Knecht, der die Stunden der Erquickung und Ruhe begehrte, ehe der Herr sie ihm selbst vorlegte, mit nichts treu genannt werden könnte (Luc. 17, 7—9), so würde die Kirche ihr Ziel, dem Herrn um Mitternacht entgegenzugehen, wenn er, der große Bräutigam, zu seinem Hause kommt, nicht erfüllen können, wenn sie nicht des Herrn wartete, und grade in diesem Warten wie in Gottes Langmuth und Geduld ihre Seligkeit erkannte. Wollte man aber meinen, daß in solchen Tagen, die zunächst als Zeiten der Erhaltung bezeichnet sind, das prophetisch-apostolische Licht, die Leitung und Gabe des Geistes, die nimmer ihn gereuen mögen, so gut wie verloschen wären; wollte man übersehen, daß selbst im tiefsten Verfall der Herr sich Tausende im Verborgnen aufbehalten, die ihre Kniee nicht vor Baal beug-

ten, und daß in diesen Tausenden, die damit das Licht am Abende, dem Herrn allein bekannt, bildeten, sich Kräfte der Ewigkeit regten, bestimmt zusammenzugehen wie die Wasser vom Morgen und Abend zugleich und eine neue Morgenröthe hervorzurufen — dann würde man der Wahrheit sehr fehlen. Im Gegentheil, je schwerer diese oder jene Zeit für wahre Christen war, je schmerzlicher ihr Blick die Gestalt der Gemeinde suchte, die der Herr verlangt, damit er in ihr wohnen und wandeln möge, je klarer die Gerichte Gottes sich entfalteten über ein Geschlecht, das durch den Reichthum seiner Güte sich nicht zur Buße leiten ließ — desto mächtiger ward das Zeugniß in dem Munde derjenigen, welche durch den Glauben das unvergängliche Erbe festhielten; desto mehr ward ihr Auge geschärft, die verheißene Errettung vom Berggipfel der christlichen Sehnsucht zu erblicken, und erweitert, um alle Strahlen derselben in sich aufzunehmen; desto mehr ward ihr Gesicht wie ihre Rede ein prophetisches Gesicht und eine prophetische Rede.

Von diesem Standpunkte aus müssen wir das Mittelalter und alle treue Zeugen Christi in demselben betrachten; von diesem Standpunkte muß selbst die Reformation gewürdigt werden, wenn sie uns nicht als ein unheilbarer Riß in der Kirche, als eine bittere Nothwendigkeit, der man doch lieber hätte entgehen mögen, erscheinen soll. So wie die Reihe der evangelischen Zeugen im Mittelalter nicht abgebrochen ward, so wie die herrschende Kirche des Westens selbst in ihrem Schooße die Reformation ausgebahnen mußte, so wird uns ein zusammenfassender Blick auf die Geschichte lehren, daß in demselben Maße als die Erwartung schmerzlicher, auch der Strom der Prophetie, welche von der Reformation voraussagte, reicher, voller ward. Es ist als ob eine Decke nach der andern, welche die Klarheit im Angesichte des Herrn verbüllte, abfiel, so daß alle Strahlen zuletzt in einem Punkte zusammentreffen; als ob die Stimmen immer sich mehrten, immer klangreicher würden, die zu Israels Hüter, Jesu Christo, riefen: „Hüter, ist die Nacht schier hin?“ Wäre die Reformation nicht so vorbereitet, dann hätte sie keine wahrhaft historische Gewähr (die, wo sie ächter Art ist, stets in die Weissagung sich hineintaucht); dann wäre Luther auch nicht der Elias-Johannes-Character, als welchen wir ihn erkennen, der wiederum dem Herrn den Weg bereitete, nicht wie jener, als er ins Fleisch gekommen, sondern wie er in Herrlichkeit kommen wird.

II.

Eine jener prophetischen Stimmen in den sinkenden Tagen des Mittelalters war Johann Tauler, dessen Zeugniß, wie man ihn auch übrigens auffassen möge, sich in diesem einen zusammendrängt: „Die Wolke

ist recht jegund hie; die Gottes-Freunde halten sie auf mit ihrem Weinen. Aber seydt deß sicher, bessern wir uns nicht, so wird sie schier schwerlich fallen, daß ein solches Treiben und Jagen wird kommen, daß man des jüngsten Tages dabei gedenken soll. Und die nun in Frieden sind, die sollen großen Druck leiden, und das Wort Gottes und der Gottesdienst soll fast fremd werden, und der eine hier, der andere da, und soll man nicht wissen, wie es gehen wird. Aber der getreue Gott soll wohl ein Nestlein finden, da er die Seinen innen enthalten soll.“¹ Es ist wahr, man hat gewöhnlich Tauler, zunächst wegen seiner vorherrschenden mystischen Beschauung, anders aufgefaßt, hat ihn ausschließlich zu denen gerechnet, welche sich in den bösen Tagen verbargen, weil sie das Wort des Herrn beim Propheten: „Gehe hin, mein Volk, in deine Kammer, und schließ die Thür nach dir zu; verbirg dich einen kleinen Augenblick, bis der Zorn vorüber gehe“ (Jes. 26, 20), lebendig vernommen hatten. Daß aber diese Betrachtung des Lebens und Wirkens Taulers, wie sehr auch eine gewisse Wahrheit in ihr enthalten, dennoch eine unvollständige ist, wird uns erst dann klar werden können, wenn wir zuvor auf den Zustand der Römischen Kirche beim Ausgange des dreizehnten und im vierzehnten Jahrhundert einen prüfenden Blick geworfen haben. Es ist die Einleitung in sein Leben, die Grundlage in der Zeit, mit welcher seine geistliche Beschauung sich in Verbindung setzte und theilweise in einen Gegensatz trat, die wir uns klar machen müssen. Denn die Zeichen der Zeit sind die irdischen Säugammen des geistlichen Lebens.

Vornämlich zwei Punkte sind es, auf welche wir die Aufmerksamkeit hinlenken müssen: die Kirchengewalt, wie sie sich damals entwickelt hatte, und die Mönchsorden. Das erstere dieser Momente ist, so zu sagen, weltbekannt, mit wie viel Fleiß man auch in der letzten Zeit die wahre Beschaffenheit der Sache zu verdunkeln gestrebt hat; das letztere ist schwerlich noch in seiner rechten Bedeutung erkannt, wie viel auch davon abhängt, um die Reformation in ihrer historischen Wahrheit anzuerkennen.

III.

Groß war die Römische Kirche in ihrem Aufgange, vom fünften Jahrhundert an und noch früher, weil sie nicht blos das geistliche Eigenthum der Kirche am lautersten aufbewahrte, sondern die Freiheit der Völker schützte und das Evangelium denen brachte, die im Schatten des Todes saßen; groß war sie auch in ihrem Verfall. Jahrhunderte wurden erfordert, um diesen Riesenbau, der äußerlich noch eine

1. Joh. Tauleri Predigen (Basel, 1521 Fol.), fol. 160, a.

festste, compacte Gestalt zeigte, während er innerlich voll Moders und voller Todtengebeine war, zu erschüttern. Denn das ist das Wunderbare bei der Erhaltung dieser Kirche (in unsern Tagen scheint dasselbe mit den Reformationskirchen sich zu wiederholen), daß unmittelbar neben und in der größten Verwüstung Stimmen voll des Erzes besserer Tage und des Goldes der Vorzeit sich hervorthaten, die eine Erneuerung zu hoffen wagten. Allein die Kirchengewalt in Rom hatte die wahre Macht der Kirche aus den Händen gelassen, die Macht, welche nur in der Wahrheit des Worts und der vollen Rüstung Gottes besteht, die mit der rechten Verkündigung desselben folgt. Die Römische Kirche war der dritten großen Versuchung unterlegen, die in der Wüste unserm Herrn und Heiland entgegentrat, als Satan sich ihm nabte und sprach: Alles dieses (die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit) will ich dir geben, so du niederfällst und mich anbetest. So kam es, aus dieser Verführung geistlicher und weltlicher Gewalt, daß Rom sich selbst den Todesstoß gab — was auch keineswegs denen in dieser Kirche verborgen blieb, bei welchen ein Leben im Glauben erwacht war. Als ein großer Prälat einst gegen Thomas Aquinas, indem er diesem ein kostbares, getriebenes Waschgefäß von Gold zeigte, rühmend hervorhob, jetzt brauche die Kirche nicht mehr, wie zu St. Peters Zeit, zu sagen: „Silber und Gold habe ich nicht,“ erwiderte letzterer, so treffend wie vom Geiste Christi getroffen: „Ja wohl, aber auch das Zweite, unmittelbar darauffolgende kann sie nicht mehr sagen: Im Namen Jesu Christi stehe auf und wandle!“

Besinnen wir uns darauf, daß der Keim zu dieser Entartung schon in den starken, kräftigen Tagen der Römischen Kirche gelegt war, als man noch nicht mit Agobard, dem berühmten Bischof von Lyon (im neunten Jahrhundert) zu klagen Grund hatte, „daß jetzt die Kirche, früher in ihrer Jugendkraft unüberwindlich, von allen Beschwerclichkeiten des dem Tode verfallenen Alters niedergedrückt werde, so daß man ihre Schwächen nicht aufrechnen könne oder auch nur es wage, während ihnen zu entgehen höchst schwierig sey“² — besinnen wir uns darauf,

2. Die Stelle ist zu ausgezeichnet, christliche Wahrheit und christliches Recht in gleichem Maße verkündigend, als daß wir sie nicht ganz beresgen sollten. „Quia, sicut jam dictum esse meminimus, mundus in annis prioribus velut in juventute viguit. At nunc ipsa sua senectute deprimitur, et quasi ad vicinam mortem molestis crescentibus urgetur. Quod nos absque ambiguo de Ecclesia dicere possumus, quae in annis prioribus ad tolerantiam passionum robusta, in perfectione veritatis erecta, ad ostensionem signorum valida, studio mirandae continentiae et abstinentiae accincta, contra rabiem luporum sollicita, ad resistendum improbis libera. At nunc omnibus infirmitatibus mentis ita est languida, ut ad dicendum quidem nec lulum sit, nec possibile, ad cavendum vero nec promptum, nec facile.“ *Agobardi liber de privilegio et jure sacerdotii*, c. 13, *Opp. ed. Baluze*, I, 137.

daß grade in diesem Jahrhundert die berühmten falschen Decretalen, im Fränkischen Reiche (grade dort, wo Albohard schrieb) in Umlauf gesetzt, ganz unbefangen die Grundsteine zur ungeheuersten Annäherung der geistlichen Macht legen konnten,³ ohne daß der Widerspruch damals wenigstens ein hörbarer war (später ward auch kein Laut davon vernommen; man baute auf dieser Grundlage, wie auf Gold und Edelsteinen fort) — dann wird man es nicht unglaublich finden, daß, ein paar Jahrhunderte später, ein so kräftiger Charakter wie Gregor VII. (1073—1085) der königlichen Macht auf ihrem Gebiete so gut wie siegreich trogen, und daß in den Tagen Innocenz III. (1198—1217) die Bischofsgewalt zu Rom sich als Sonne und Schild der Christenheit, der von Gottes und Rechts wegen uneingeschränkter Gehorsam gebühre, so wie von ihr unbefränkter Schutz geleistet würde, hinstellen konnte. Nur Wenige in jenen Tagen wagten es, wie der Deutsche Propst Gerhohus von Reichenberg „nach der Gerechtigkeit zu hungern und zu dürsten, daß geistliche Sachen geistlich, weltliche aber nach weltlichem Gebrauch und Gesetz, je nach den von den heiligen Vätern gesetzten Markzeichen, gerichtet und gehandelt werden möchten;“⁴ die Meisten, wie selbst der heil. Bernhard, der Zuchtmeister seines Zöglings, des Papstes Eugenius IV., zu Christo, begnügten sich hauptsächlich damit, die einzelnen Sünden der Hausgenossen zu bestrafen, zu befeugen, daß das, was den Bischöfen zum Schutze gegeben war (ihre weltliche Macht und Ehre meint er), ihnen zum Fallstrick geworden sey.⁵ Unglaublich muß es uns dennoch, selbst mit jener Voraussetzung, scheinen, was die Kirche nicht nur sehen und bezeugen, sondern auch leiden mußte am Ende des 13. und im Anfange des 14. Jahrhunderts, im Streite Bonifacius VIII. mit dem Könige von Frankreich, Philipp dem Schönen. Wer in diesem Gebahren des Papstes nicht die antichristliche Macht erkennt, die sich über Könige und Fürsten erhebt und dem Herrn selbst in seinem Worte widerspricht, dessen Auge muß entweder gegen die Wahrheit verblendet seyn, oder er vergöttert (wie eine Reihe Deutscher Geschichtschrei-

3. Man hat in der letzten Zeit ein besonderes Interesse daran gefunden, den Pseudisidor damit zu entschuldigen, daß er nur aus vorgefundenen Materialien fortarbeitete und das Lügengewebe in aller Naivität dichter spann, als es schon gesponnen war, wobei man dann auch nicht vergaß, Leute wie Spittler u. a. über die Achseln anzusehen. Die Wahrheit aber ist, daß der Betrug dieses peccator oder mercator ebenso groß, als die Voraussetzung, daß die geschmiedeten Urkunden ohne sonderlichen Anstoß aufgenommen und auf's beste würden ausgebeutet werden, mit völliger Sicherheit gemacht werden konnte. Nur das kann der früheren Betrachtung seit Dav. Blondel vorgeworfen werden, daß sie zu einseitig auf den einen Betrüger hinwies, als ob er, als Compiler und Verfälscher zugleich, Alles gemacht hätte.

4. *Gerhohi Reichenbergensis (c. 1150) de corrupto ecclesiae statu, ap. Muratori, Antiquitates Italiae, VI, 73.*

5. Vgl. Eissendorfs Bernhard von Clairvaux, 1837 (durchgängig).

ber unserer Tage) Menschenkraft, und geht leichtsinnig um mit den ewigen Begriffen der Wahrheit und des Rechts. Denn Bonifacius VIII., nicht damit zufrieden, sich selbst schamlos „den von Gott gesetzten Richter über Lebendige und Todte“ zu nennen,⁶ bildete eine Theorie der Kirchengewalt aus, die, den Thron des Bischofs von Rom in den Himmel setzend, das geistliche Leben, die Freiheit und Wahrheit aus Gott, mit Füßen trat — eine Theorie, die, ob auch den Grundzügen nach angedeutet, doch in diesem Umfange, in dieser frechen, rohen Gestalt bis dahin unerhört in der Kirche war. „Gott,“ sagte er, „hat uns, obgleich unverdient, über Könige und Königreiche gesetzt; uns legte er das Joch der Apostolischen Knechtschaft auf, um in seinem Namen und nach seinem Worte die Völker und die Königreiche auszureißen, zu zerbrechen, zu verstören, und wiederum zu pflanzen und zu bauen (Jerem. 1, 10). Darum soll alle Welt hören, was der Herr, unser Gott, in uns redet.“⁷ Es stehet geschrieben, Gott habe zwei große Lichter gemacht, ein großes, das den Tag regiere, und ein kleines, das die Nacht regiere (1 Mos. 1, 16); das heißt: es sind zwei Gewalten um das Recht zu ordnen und auszutheilen, die geistliche und die weltliche. Dem Papste ist die geistliche Macht verliehen, dem Kaiser und den Königen die weltliche: da aber jener zu allen Zeiten das Recht gehabt hat, über die Sünde zu erkennen und zu richten, und die Frage mithin entsteht, wem die weltliche Macht von Rechts wegen gebührt, so folgt mit Nothwendigkeit, daß Niemand außer dem Statthalter Christi und des heil. Petrus mit Recht darauf Anspruch machen kann. Wer anders meint, der verstößt gegen den Artikel unseres christlichen Glaubens: „von dannen er kommen wird zu richten die Lebendigen und die Todten,“ so wie gegen den andern Artikel: „Die Gemeinschaft der Heiligen.“ Deshalb, was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden.⁸ Ferner: die eine, heilige Kirche muß einen Leib und ein Haupt haben, nicht, wie ein unförmliches Ungeheuer, zwei Häupter. Und dieses rechte, einzige Haupt der Kirche, der Statthalter Christi, hat, nach der Lehre des Evangeliums, zwei Schwerter: das geistliche und das weltliche. Denn als die Apostel sprachen: „Herr, siehe, hier sind zwei Schwerter,“ da antwortete er nicht: Das ist zu viel, sondern: „Es ist genug“ (Luc. 22, 38). Diese beiden Schwerter, das geistliche und das handgreifliche, sind in der Kirche, das eine, daß es für die Kirche gezogen, das andere, daß es von der Kirche gebraucht werde. Allein

6. *Bonifacii VIII. Bulla (1301), ap. Bulaeum, Historia universitatis Parisiensis, T. IV, p. 7.*

7. *Bonifacii VIII. Bulla (1301), ap. Bulaeum l. c., p. 7.*

8. *Sententia Cardinalis Portuensis de dissidio Franciae, ap. Bulaeum, l. c., p. 28.*

das eine Schwert muß nothwendig dem andern untergeordnet seyn; denn, wie der Apostel sagt: „es ist keine Obrigkeit ohne von Gott; wo aber Obrigkeit ist, die ist von Gott verordnet“ (Röm. 13, 1); dies würde aber mit nichts der Fall seyn, wenn nicht das eine Schwert unter dem andern stände. Wenn also die weltliche Macht ausschweift, muß sie von der geistlichen gerichtet werden; wird im Gegentheil die höchste Macht gemißbraucht, dann kann sie nur von Gott gerichtet werden, wie der Apostel es in den Worten bezeugt: „Der geistliche Mensch richtet Alles, und wird von Niemand gerichtet“ (1 Cor. 2, 15). Wer mithin dieser Macht widerstrebt, der widersetzt sich der göttlichen Ordnung, es wäre denn, daß er nach Weise der Manichäer von zwei Principien träumen wollte. Deshalb urtheilen und setzen wir, daß kein Mensch selig werden könne, er erkenne denn diese Macht des Statthalters Christi.“⁹

So war der Rechtsbegriff selbst in seinem Wesen von denen angestastet, welche vorgaben, die Quelle alles Rechts zu besitzen. Vergessen und in tiefes Schweigen begraben war es, welche Macht der Herr seinen Jüngern zutheilt, nämlich die des Glaubens und des Worts, welchen Rang er in dem Reiche setzt, wo der Gewaltige der Diener, und der Vornehmste der Knecht Aller seyn muß. Vergessen war die herzinnige Vermahnung St. Petri an alle Presbyter, „daß sie die Heerde Christi weiden, nicht gezwungen, sondern williglich, nicht um schändliches Gewinnes willen, sondern von Herzensgrunde, nicht als die über das Volk herrschen, sondern als Vorbilder der Heerde“ (1 Petr. 5, 2. 3). Und um jene himmelschreienden Anmaßungen zu schmücken, ward die Natur, die Geschichte, die heilige Schrift, der christliche Glaube, ward Alles gemißbraucht.

IV.

Die Papstmacht mußte brechen, so gewiß Gott ein Gott der Wahrheit ist, der nicht ungestraft seinen Namen mißbrauchen läßt. Je höher sie gestiegen war, so daß sie sich zur Seite der Majestät in der Höhe setzte, desto tiefer war der Fall dieses „schönen Morgensterns, der die Völker schwächte“ (Jes. 14, 12. 13). Bonifacius VIII. starb im Bahnsinn in Anagni (1303), befreit von den Einwohnern dieser Stadt, nachdem er vom König von Frankreich zum Gefangnen in Rom gemacht war. Seine Nachfolger, welche ihre Residenz nach Avignon verlegen mußten, waren elende Sklaven des Willens des französischen Herrschers: nur der Nimbus um ihr Haupt, die noch nicht erloschene Ehrfurcht der Völker gegen das Heilige, die selbst auf Personen übertragen ward, welche es ihren niedrigen Leidenschaften opferten, verlieh

9. *Bonifacii VIII. Bulla*: „*Unam sanctam*“ (1302), ap. *Bulaeum*, l. c., p. 36 sq.

ihnen noch eine Macht, die, flug benutzt, noch immer drohte, die Königreiche zu zerschmettern, selbst wenn sie mit unter ihrem Falle begraben wurde. So stand die Sache in den Tagen Johann XXII., Benedict XII., Clemens IV., bis nahe hin an die Gränze des 14. Jahrhunderts.

Allein schon im 12. Jahrhundert waren die Volksgeister ringsum ihrer christlichen Kraft zu christlichem Rechte erwacht, und rüsteten sich gegen Rom. In Reichen, wo entweder ein kräftiger Fürst auf dem Throne saß, oder wo, wie namentlich in England, eine vereerbte Form der Freiheit im Politischen waltete, da bekamen sie bald hundert Stimmen — stahlgekleidete Wahrheitszeugen, die, wie der sogenannte „christliche Soldat,“ Petrus Cassiodorus, Rom vorhielten, wie unähnlich der angebliche Statthalter Christi Christo selbst sey; denn der Herr habe auf alle Königreiche der Erde verzichtet, dieser trachte nur darnach, sie alle sich unterthänig zu machen; der Herr habe die Steuer erlegt für sich und seine Jünger zugleich, dieser empöre die Unterthanen wider ihre rechtmäßigen Fürsten und Herren.¹⁰ Die in Wahrheit blühenden Decrete Bonifacius VIII. (ein fruchtbarer Same zu Blut und Zwietracht) riefen die ersten großen Verkündiger der wahren Kirchenfreiheit, des rechten Verhältnisses zwischen Kirche und Staat, hervor, und diese Verkündiger waren — merkwürdig genug — zum größten Theil Mönche: der Dominicaner Johannes de Parrisiis († 1304), der Augustiner Regidius de Columna aus Rom († 1316), welche gradezu die Axt an die Wurzel des Baumes legten, in mittelalterlichem Style daran erinnernd, daß schon in der ersten Stunde, wo die Kirche in der angeblichen Schenkung Constantins des Großen zu weltlicher Macht emporstieg, man nach alter Sage die Worte vernommen haben solle: „Heute hat die Kirche Gift getrunken.“¹¹ Mit diesen und ähnlichen Stimmen vereinigte der größte Repräsentant der neuen, wachsenden Zeit im Mittelalter, der unvergleichliche Italienische Dichter Dante (bei welchem der Kirchenriß prophetisch verkündigt ist, obgleich er die Heilung nicht sah), die seinige, indem er, die Jahrbücher der Geschichte aufrollend, Roms Verbrechen und Strafe gegen einander abwägend, so sang:

„Wo! sind Gesetze da; doch wer legt Hand d'ran?
Niemand! weil jener Hirte, der vorangeht,
Zwar wiederkauf kann, doch den Huf nicht spaltet:“¹²

10. *Petri Cassiodori (c. 1250) Epistola de tyrannide Pontificis Romani; ap. Goldastum, Monarchia s. Romani imperii T. I, p. 11 sq.*

11. *Johannis de Parrisiis Tractatus de potestate regia et papali, ap. Goldastum, l. c., T. II, p. 95 sqq.*

12. Der Hirte selbst (der Papst, als Collectivmacht) gehört zu den unreinen

Drum auch das Volk, das seinen Führer zielen
Nach jenem Gut nur sieht, wonach es gierig,
Daran allein sich weidend mehr nichts fordert.

So kannst du sehn denn, wie die schlimme Führung,
Und nicht, daß die Natur in euch verderbt sey,
Der Grund ist, d'rum die Welt so böß geworden.

Einst pflegte Rom, der guten Ordnung Gründ'rin,
Zwei Sonnen zu besitzen, welche diesen
Und jenen Weg, der Welt und Gottes, zeigten.¹³

Verlösch't hat eine jetzt die andr', es eint sich
Das Schwert dem Hirtenstab, und so verbunden
Muß sich nothwendig Beides schlecht behaben,

Dieweil vereint Eins nicht das Andre fürchtet.

Gesteh mir also, daß die Röm'sche Kirche,
Weil zwei Gewalten sie in sich vemengt hat,
In Schlamm versinkt, sich und die Last besudelnd.“¹⁴

V.

In der That, besudelt war die Kirche mit dem Führer und Leiter derselben, „versunken in Schlamm,“ wie der Dichter sagt. Denn es war nicht anders möglich, als daß der Strom des Verderbens mit unaufhaltsamer Macht sich von der Kirchenleitung auf die Untergebenen ergoß, so daß nicht bloß verdammliche Lauheit, sondern schnöder Eigennutz, Gewaltthätigkeit, weltlicher Sinn, Bosheit aller Art obenauf blieben. Allein je mehr das sittliche Verderben der Zeit anwuchs, desto mehr zog sich die wahre Kirche in den engsten Raum zusammen. Denn das ist ihre edle, herrliche Natur, daß sie, nach dem theuren Verheißungsworte des Herrn: „Wo Zwei oder Drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen,“ auch in dem kleinsten Kreise die Gottes = Stadt darstellen kann, die nach dem Worte des Psalmisten, „sein lustig bleiben soll mit ihren Brunnlein, wenn gleich das Meer wüthete und wallete, und von seinem Ungestüm die Berge einsfielen; denn Gott ist bei ihr drinnen“ (Ps. 46, 4—6). Daß dieses

Thieren, die, nach dem Mosaischen Gesetz (3 Mos. 11, 4 ff.) zwar wiederkäuen (das Fette und Gute der Heerde verzehren) und Klauen haben (um es zu ergreifen), aber nicht gespaltene Klauen (damit er bloß das sich zueignete, was ihm von Gottes und Rechts wegen gebührt).

13. Philalethes (Prinz Johann von Sachsen) vergleicht zu dieser Stelle Dantes Theorie im Buche *de Monarchia*, p. 96, wonach, weil der Mensch aus Leib und Seele bestehe, auch zwei Directivkräfte ihm gegeben seyen: die Seelenleitung des Papstes und die Weltleitung des Kaisers. Die Stelle scheint einfacher auf die ethische Unterscheidung zwischen Geistlichem und Weltlichem, die früher Rom machte, später selbstwillig und gewissenlos verwischte, bezogen werden zu können.

14. *Dante Il Purgatorio*, XVI, 96—114. 127—129. Nach der trefflichen (wortgetreuen) Uebersetzung von Philalethes (Prinz Johann). Was Dante hier prophetisch = dichterisch verkündigt, dasselbe führt er mit dialektischer Klarheit in seiner Schrift „*de Monarchia*“ aus, worin er die Rechte des Kaisers wider die päpstlichen Anmaßungen vertheidigt.

der Gang der Reformation werden, daß sie nicht vom Vatican oder irgend einem Concil, überhaupt nicht von den in die Augen fallenden Kirchengewalten, sondern von der stillen, verborgnen Wurzel ausgehen würde, wo alle ihre Kraft zusammengedrängt ist, von dem Thau des Wortes Gottes, welcher den Baum der Kirche früh und spät nezt — das konnte man bereits seit Jahrhunderten spüren.

Es ist vornehmlich in dieser Beziehung, daß die Mönchsorden überhaupt, vor Allem die Orden der Augustiner, Dominicaner, Franciscaner, eine große, bisher kaum recht gewürdigte Bedeutung haben. Doch gebietet uns die historische Gerechtigkeit, zuvor anzuerkennen, daß auch sie keineswegs dem tief waltenden Verderben der Zeit entgingen, sondern dieses oft in um so höherem Grade in sich aufnahmen, als das ausschließlich ascetische Leben leicht zu einer falschen Abspiegelung der Welt und des Menschen hinführt, und als diese Orden selbst oft unter sich in bitterer Eifersucht entbrannten. Letzteres tritt vorzugsweise bei den ältern Orden, zu welchen die Augustiner gehörten, und bei den sogenannten Bettelorden, den Dominicanern und Franciscanern, hervor, die beide im Anfange des 13. Jahrhunderts gestiftet waren. Wir haben nicht den geringsten Grund zu zweifeln, daß die Darstellung, welche der treffliche Geschichtschreiber Matthäus Parisiensis an mehreren Stellen seines Werks von dem Treiben und Wesen der Bettelmönche giebt, durchaus der Wahrheit entsprechend ist: daß sie mit Verachtung auf die ordentlichen Priester herabsahen, daß sie sich als Rathgeber den Fürsten und Mächtigen aufdrangen; daß sie in ihren Predigten, im Lob wie im Tadel, alles Maaß, alle Gränze überschritten; daß sie für den Römischen Hof handelten, als ob dieser sie zu Geldfischern, nicht zu Menschenfischern bestellte.¹⁵ Es ist grade dasselbe, was der große Franciscaner-General Bonaventura an seinen Ordensbrüdern anzusehen hat, und worin er den Grund sucht, warum der Glanz des Ordens je mehr und mehr erbleiche.¹⁶ Nur ein Stück hat er dabei vergessen (denn er war selbst in diesem Wabne befangen):¹⁷ die Menschenvergötterung, die man in diesem Orden mit dem Stifter desselben, dem heil. Franz von Assisi, trieb, der zuletzt vor den Brüdern dastand als ein vollkommenes Abbild des Urbildes Jesu Christi; er und der heil. Dominicus wurden als „die wahren Kirchenreformatoren in der letzten Zeit“ gepriesen, als „Elias und Enoch, von

15. *Matthaeus Parisiensis ad a. 1243, p. 612.*

16. *Bonaventurae Ep. ad Ministros, Provinciales et Custodes ordinis Franciscani, ap. Wadding, Annales Minorum ad a. 1257; Tom. IV, p. 58 sqq.*

17. *Bonaventurae vita Francisci Assisatis, in Prologo.*

welchen geweissagt war, daß sie kommen würden.“¹⁸ Das Einzige, was diese Verwirrung der Geschichte, die übrigens nicht ohne den bedenklichsten Einfluß auf die wahre Auffassung des evangelischen Lebens blieb, einigermaßen entschuldigen kann, ist dieses, daß es mit dem reformatorischen Streben in jenen Orden überhaupt in Verbindung stand. Man glaubte, die Reformation mit Händen greifen zu können, und doch war ihre Stunde noch nicht gekommen; man meinte das laute Zwitschern der Vögel in der Morgenstunde zu vernehmen, und es war noch Nacht. Allein die Ohren wurden doch aufgethan, und im ganzen Gesichtskreise verbreitete sich ein wunderbarer Morgenschimmer, der freilich erst seine Erklärung und Wahrheit in dem Morgen fand, der nach drei Jahrhunderten anbrach. Unmöglich kann, wer aus den Quellen selbst schöpft, es verkennen, daß gerade in jenen Orden, trotz aller Verwirrung und Unklarheit im Einzelnen, sich ein vielfach geschärfter Blick für die Gebrechen der Kirche und das waltende Verderben in jener Zeit aufthat. Mit großer Freimüthigkeit tadelten die Franciscaner, aber nicht minder die Dominicaner (wie wir von Tauler hören werden), die Sünden und Laster, welche unter dem Schein der Geistlichkeit in der Römischen Kirche im Schwang gingen; sie waren es, und nicht die Protestanten, welche zuerst Rom als das große Babel und den Papst als den Vorläufer des Antichrists bezeichneten; ja der heil. Franz von Assisi soll seinen Jüngern die Aussicht gestellt haben, es könne die Zeit kommen, wo alle wahren Christen genöthigt seyn würden aus Babels Mauern zu fliehen und die Kirche Christi in Asten fortzupflanzen.¹⁹

Unstreitig war dies Streben in solcher Richtung ein merkwürdiges Vorspiel zu dem, das da kommen sollte; und wenn wir in jener schädlichen Menschenvergötterung (die doch insofern einen, obwohl mißverstandenen, reformatorischen Grund haben konnte, als man dadurch vielleicht durch einen stillen Gegensatz bezeichnen wollte, daß die Wiedererweckung des Evangeliums nicht in der geordneten Reihenfolge der Bischöfe zu suchen sey, sondern daß der Herr sich selbst Werkzeuge bereiten müsse) mit Recht einen Tribut erblicken, den sie der entarteten Zeit brachten, so müssen wir doch in dem eigentlichen Erz ihres Zeugnisses, das erhalten blieb, einen wahrhaft reformatorischen Geist erkennen. Deshalb ward ihre ganze Anschauung eine prophetische; deshalb verweilten sie am liebsten bei der Beschreibung der Zeiten der Kirche in der Offenbarung Johannis, und hefteten den Blick vor Allem auf die

18. *Ubertini de Casulis Arbor vitae crucifixae* (Venet. 1485 fol.), lib. V, c. 3 (C. VII).

19. *Ubertini de Casulis Arbor vitae crucifixae*, lib. V, c. 3 (B. VIII).

Zeichen der letzten Zeit, auf den Hahnenschrei vor Mitternacht. Man kann diesen Orden unmöglich Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn man sich nicht daran erinnert, daß grade in diesen die reformatorische Prophetie, wenn auch nicht die ersten, so doch die tüchtigsten Vertreter hatte; daß grade diese Richtung in der wundervollsten Klarheit, gleich einem hellen Tageslicht in tiefer Nacht, gleich einem Rosenschimmer über dem Scheiterhaufen, sich in dem letzten Vorläufer vor der Reformation, dem Dominicanermönch Hieronymus Savonarola entfaltete, dessen Martyrium (1498) uns einen Wiedererschein der ersten, apostolischen, Tage der Kirche zeigt.²⁰ Und so wie nun bei diesem Zeugen offenbar Vieles von dem, was früher diese Orden befestigte, gleich Heu und Stoppeln vom Feuer verzehrt war, so konnte der Begriff, den sie von „der Nachahmung des armen Lebens Christi“ aufstellten — obgleich derselbe (worauf Tauler öfters hinweist), äußerlich aufgefaßt, ein Fallstrick für die Bewohner der Klöster werden mußte — wenigstens einen Fingerzeig abgeben zur Auffassung der rechten evangelischen „Armuth im Geiste,“ welche wiederum den Schlüssel darbot, um die Rechtfertigung durch den Glauben als das Fundament des evangelischen Lebens zu verstehen. Jedenfalls war sowohl der prophetische Zug als der sittliche Wandel bei den bessern Mitglidern dieser Orden eine ernste Mahnung an die herrschende Kirche und die Häupter derselben, daß sie in sich gehen und zur ersten Liebe zurückkehren möchten. Grade diese Mahnung aber war den Römischen Bischöfen unerträglich: Männer, die, wie Bonifacius VIII., in unersättlicher Habgier und Herrschsucht versunken waren, erkannten in diesen Orden ihren Erbfeind, so wie denn grade letzterer oft äußert: die schwarzen und weißen Brüder seyen schändliche Heuchler, welche die Welt verführten.²¹ Es entspann sich zu Zeiten ein offener Kampf zwischen der Römischen Curie und den Orden, wobei die erstere den vielfach betretenen Weg nicht verschmähte, sich die ungelegnen Zeugen vom Halse zu schaffen. Bereits unter Bonifacius VIII. mußte der Franciscaner Jacoponus, Verfasser der herrlichen Sequenz: „Stabat mater dolorosa,“ welche die evangelische Kirche sich später angeeignet hat, seine Freimüthigkeit mit einem harten Gefängnisse büßen; nicht besser ging es unter Clemens VI. seinem Ordensbruder Johannes de Rupescissa (1349), der in seinem prophetischen Buche: „Vade mecum in tribulatione“ gar zu offen geäußert hatte, daß wenn die Kirche in ihrer gegenwärtigen üppigen,

20. Vgl. aus meiner Schrift: „Savonarola und seine Zeit“ den Abschnitt III. 1: „Ueber die prophetische Gabe Savonarolas.“

21. Guil. de Plessejano *criminatione Bonifacio VIII. objecta* (1303), ap. Bulacum, *Historia universitatis Parisiensis*, Tom. IV, p. 41 sqq.

verderbten Gestalt zu Juden und Heiden gehen wollte, dann müßten diese mit Recht sagen: „Gehe hin, du Blinde, und heile erst dich selbst.“²²

VI.

Johann Tauler war zu Strassburg 1290 geboren. Nur äußerst wenig Zuverlässiges ist uns aus seinem früheren Leben bekannt; ein stilles Wachsthum, wie es nicht selten denen zu Theil wird, die in dem Herrn und in der Macht seiner Stärke einhergehen sollen, scheint auch ihm zu Theil geworden zu seyn. Aus einer Aeußerung in seinen Predigten, wo er von dem Mißlichen für Mönche redet, Almosen zu nehmen, und dann fortfährt: „Hätte ich gewußt, da ich meines Vaters Sohn war, das ich nun weiß, ich wollte seiner Arbeit gelebt haben, und nicht des Almosen,“²³ scheint wohl das hervorzugehen, daß sein Vater Arbeitsmann oder Handwerker, keineswegs aber, wie Einige gemeint haben,²⁴ daß er bemittelt gewesen sey. Wann Tauler in den Mönchsstand eingetreten, wissen wir nicht; jedenfalls geschah dies wohl, nach damaliger Sitte, bereits im Jünglingsalter; daß er aber ein Strassburger Dominicanermönch war, kann nicht bezweifelt werden. Ebenso gewiß ist es, daß er mit seinem etwas ältern Freunde, Johann von Dambach (ein Dorf in der Nähe von Strassburg) im Priestercollegium St. Jakobs in Paris scholastische Theologie studirt hat.²⁵ Könnten wir mit Einigen annehmen, daß dieses bald nach seiner Aufnahme in den Orden Statt gefunden habe (das Gegentheil möchte eher der Fall seyn, weil die Dominicaner in der Regel erst dann ihre Jünger zu irgend einer namhaften Hochschule sandten, wenn sie eine gewisse geistige Reife erlangt hatten), so würde sein Aufenthalt in Paris ungefähr mit dem des berühmten Franciscaners Ubertini de Casulis, der i. J. 1309 vor Clemens VI. in Avignon die Sache seiner Brüder, der strengern Franciscaner oder Spiritualen (wie sie sich selbst nannten) führte, zusammengetroffen seyn.²⁶ Was übrigens Tauler sich aus dem Studium der scholastischen Theologie angeeignet habe, davon mag ein Urtheil von ihm aus späterer Zeit uns Bescheid geben. „Lieben Kinder,“ sagt er in einer Predigt am Kirchweihfeste, „die Meister von Paris lesen mit Fleiß die Bücher und kehren die Blätter um; das ist fast gut; aber diese Menschen lesen das wahre lebendige Buch, darin es Alles lebet. Denn sie kehren die Himmel und das Erdreich um,

22. *Joh. de Rupescissa liber inscriptus: Vade mecum in tribulatione; ap. Brown, Appendix ad Fasciculum rerum expetendarum, p. 496.*

23. *Joh. Tauleri Predigen (Basel 1521), XIX nach Trin. Fol. 120, b.*

24. *Schmidt, Johann Tauler von Strassburg (Hamb. 1841), S. 2.*

25. *Quétif et Echard, Scriptores ordinis Praedicatorum, Tom. I, 678. Tournon Histoire des hommes illustres de l'ordre de S. Dominique, T. II, 334 sqq.*

26. *Boulay historia universitatis Parisiensis, IV, 129.*

und lesen darinnen die übertrefflichen großen Wunder Gottes, und da erkennen sie denn voran die oberste Botschaft der heiligen hohen Dreieinigkeits Gottes. Das ist, wie Gott der Vater seinen Sohn Jesum Christum ewiglich geboren hat, und ewiglich gebiert, und das ewige Wort in Gott dem Vater ewiglich gespielet hat, und wie Gott der Heilige Geist allezeit fleußt von ihnen beiden; und wie die heilige hohe Dreifaltigkeit sich allzeit ergenßt in alle Auserwählten in Zeit und in Ewigkeit. Dies ist die Seligkeit, von der Gottes Sohn Jesus Christus sprach: Das ist das ewige Leben, daß sie allein Dich, himmlischen ewigen Vater, bekennen und den du gesendet hast, Jesum Christum.“²⁷

Dieses große Buch der Geheimnisse Gottes, das mehr enthält und giebt als Himmel und Erde, strebte Tauler schon früh zu erforschen; deshalb, obwohl er (wie wir hörten) die scholastische Gelehrsamkeit an sich nicht geringschätzte, ging er doch lieber zu den Bächen zurück, die dem Urquell des Lebens näher lagen, zu Augustin und andern trefflichen ältern Kirchenlehrern, vor Allem aber zu ihm, welcher der ewige Herr und Meister, welcher allein der Weg und die Wahrheit und das Leben ist; darum ist ein Reichthum an Schrifterkenntnis und christlicher Erfahrung in seinen Büchern, wie nicht leicht bei einem andern christlichen Lehrer aus der Zeit. Die Frage, wo er „Doctor“ geworden sei (sein Name fehlt sowohl in den Cölnner als Pariser Registern, wo wir ihn zunächst suchen müßten,²⁸) kann uns deshalb nicht aufhalten; er war in der That, was seine Zeitgenossen ihn vorzugsweise nannten, ein „hoherleuchteter Lehrer“ (doctor illuminatus).

Tauler selbst theilt (wie wir später hören werden) sein ganzes Leben in zwei Abschnitte; der erste: seine wahre, lebendige Bekehrung; der zweite: sein seliger Tod. In der That, wie wir diesen, die selige Vollendung, als den größten Gewinn, als das Ziel und die herrliche Frucht des Lebens betrachten müssen, so bildet ja bei einem jeden Christenmenschen die rechte Bekehrung zu Gott den ersten großen Abschnitt in seinem christlichen Kampfesleben, obgleich wir ja auf alles Vorhergehende, als eine große göttliche Vorbereitung und unentbehrliche Grundlage, achten müssen. Wir werden in der folgenden Darstellung dieselbe Ordnung beobachten. In der Vorbereitungszeit tritt der in Gott werdende Mensch mehr zurück; wenn der Herr sein erstes Ziel mit ihm erreicht hat, dann wird er, auf den größern Kampfplatz gestellt, lebendig inne werden, daß was er früher auch kämpfte, nur wie ein Schattenriß von dem war, das da kommen sollte. Was wir aus der ersten Zeit, vor seiner eigentlichen Bekehrung, zu klarem Bewußtsein bringen

27. Joh. Tauleri Predigen; 2te von der Kirchweibe; l. c. fol. 135, a.

28. Quétif et Echard Scriptores ordinis Praedicatorum, Tom. I, 678.

können, das betrifft mehr die geistliche Gestalt und Signatur der Zeit überhaupt; es sind gleichsam die einzelnen Provinzen, worin das Leben des Geistes Regsamkeit und Bildung erlangt.

VII.

Vier Punkte sind es vornämlich, welche zunächst unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen: die vom Geiste Gottes berufenen Lehrer in der Römischen Kirche in jener Zeit; die sogenannten „Gottes-Freunde;“ die Waldenser, und die Begharden, oder (wie letztere sich selbst nannten) „die Brüder und Schwestern des freien Geistes.“

Der erste Punkt stellt die lebendige Mitte der Kirche selbst dar, das eigentliche Salz, ohne welches Alles in Fäulniß geräth. Daß der bei weitem größte Theil desjenigen, was die Natur des Salzes gehabt haben sollte, damals zum Salzen nicht taugte, ist wohl klar, aber ebenso unverkennbar, daß Gott überall neue Kräfte erweckte. Mit Recht können wir diese Arbeit des Geistes Gottes an den Lehrern in der Kirche jener Zeit als eine große, mächtige Erweckung betrachten. Zwar ist man ja in diesem Falle geneigt, vorzugsweise nur an mönchsartige Frömmigkeit zu denken; und es kann ja nicht in Abrede gestellt werden, daß der irdische Beigeschmack bei vielen Lehrern in jenen Tagen vorherrschend war. Allein es war bei den bessern Lehrern zugleich Etwas, das sie darüber erhob, dasjenige nämlich, was wir im historischen Sinne des Worts als Mystik bezeichnen, wodurch wir dann weder eine einseitige Gefühls-Schwärmerei, noch eine Erhebung des in sich selbst versunkenen Erkennens auf Kosten des praktischen Lebens, sondern ein, wenn auch nicht ganz gereinigtes, so doch diese Reinigung verkündendes Erfahrungs-Christenthum verstehen. Es darf uns deshalb nicht wundern, wenn man bei mehreren dieser Lehrer vielfach einen evangelischen Geist zu entdecken glaubte; denn in Wahrheit war ja die Ruhe, welche sie suchten, keine auf der Erfüllung des Gesetzes gegründete, das Werk, worauf sie ihr Vertrauen setzten, kein anderes, als das theure, allerheiligste Verdienst unsers Mittlers und Erlösers Jesu Christi. Dieses kann man mit Fug von ihnen allen behaupten; und wir können deshalb Gott nicht genug danken, daß namentlich dasjenige, worauf es ankam, der Begriff der Rechtfertigung und Heiligung, in einem scharfen Glanze hervortrat, wie er uns aus Gottes Wort gleichsam als aus einem hellgeschliffenen Doppelspiegel entgegenstrahlt.

Die ganze Erweckung ist einer großen Strömung zu vergleichen, die im Nordwesten, in den Niederlanden, ihren Anfang nimmt, darauf nach dem Rheine sich hinzieht und in Cöln ihren ersten Mittelpunkt findet, dann weiter den Oberrhein hinaufgeht und in Strassburg, unter den Dominicanern dort, eine neue Sammlung bildet, dann

aber auf der einen Seite nach Bayern, auf der andern nach der Schweiz ausläuft, endlich auch bis tief hinein in Oberitalien ihre Arme und Verzweigungen ausbreitet. Auf diesem Wege, in dem breiten Gürtel, den sie befruchtet, begegnet uns zuerst als einer der vornehmsten Leiter der Bewegung der berühmte Prior in Grünthal, Ruyssbrof, ein Mann, bei welchem mehrere unserer evangelischen Lehrer²⁹ eine Fülle göttlicher Beschauung, lockender Liebe und ein fröhlich strahlendes Glaubenslicht erkannt haben. In Köln selbst war ein Kreis von Predigerbrüdern, die alle derselben Kirchenschule angehörten, Johann von Sterngasse z. B., Heinrich von Löwen u. a., die wir fast nur dem Namen nach und aus einzelnen Bruchstücken ihres Vortrags kennen.³⁰ Dort lebte eine Zeitlang als Lesemeister Nicolaus von Strassburg, der später in letzterer Stadt an der Seite Taulers stand, Verfasser eines Buchs vom Antichrist und der zweiten Zukunft Christi, das noch nicht herausgegeben ist.³¹ Auf denselben Punkt, wo Nicolaus' Auge weilte, hatte Hermann von Friglar, in seinen damals vielfach gelesenen Büchern „vom Leben der Heiligen“ und „von der Blüthe der Beschauung“³² seine Aufmerksamkeit gerichtet; bei ihm, ähnlich wie bei Tauler, schärften die Zeichen der Zeit das Glaubensauge, daß sie erkannten den Herrn, wie er kommt und geoffenbart werden soll herrlich mit allen seinen Heiligen und wunderbar mit allen Gläubigen (2 Thess. 1, 10). Weiter hinauf im Oberlande lehrte Heinrich Suso (der Seus) von Costniz, der „Diener der ewigen Weisheit,“ wie er sich selbst nennt, in dessen Schriften eine wunderbare, stille Gluth der Liebe sich kundthut.³³ Taulers Freund, Heinrich von Nördlingen, dem wir bald in Basel, bald in Bayern, von einem Orte zum andern herumgeworfen, begegnen (die Noth der Zeit hatte ihn zum wandernden Prediger gemacht), war vielleicht zu weich, um in die Entwicklung der Kirche tiefer eingreifen zu können; dennoch haben wir auch von ihm ein Wort, welches uns zeigt, wie selbst ganz in sich gekehrte Seelen in solchen Zeiten sich mit Grz umgürten müssen. „Ich habe es gewagt,“ sagt er „auf Christum und auf Alle, die ihm angehören; denn mein einziger Trost ist Jesus Christus.“³⁴ Wir würden hierher un-

29. Jo. Gerhardi *Patrologia*, p. 644. Chr. Kortholt *Historia ecclesiastica*, p. 603.

30. Vgl. Moné, *Anzeigen zur Kunde des Deutschen Mittelalters*, 1837, S. 73.

31. Die Handschrift findet sich in der Strassburger Johanniter-Bibliothek. S. Joh. Tauler von G. Schmidt, S. 7.

32. Vgl. Gervinus, *Geschichte der poet. Nationalliteratur der Deutschen*, II, 138 f.

33. Heinrich Susos *Leben und Schriften*, von Melch. Diepenbrock. Regensb. 1837 (die Einleitung).

34. Jo. Neumannii *Opuscula* (Norimb. 1747), p. 353. Hier, in einer höchst merkwürdigen Abhandlung über Margaretha und Christina Ebnerin, sind seine Briefe an diese Nonnen gesammelt.

zweifelhaft auch Meister Eckart, diese dunkle, räthselhafte Gestalt, rechnen müssen, wenn es nicht klar wäre, daß er zwar einerseits durch seine tiefe Betrachtung Gottes und der Welt manche fruchtbare Keime in die Seelen seiner Zuhörer austreute,³⁵ aber andererseits, indem er die Stufenleiter, die vom Geschöpfe zum Schöpfer führt, gänzlich abbrach, einem Irrthum Beifall gab, der nothwendig bekämpft werden mußte — wie denn Tauler, theils durch seine Lehre von der edlen Natur des Kreuzes, theils indem er das ganze Wesen der Beschauung auf die Bedingungen der christlichen Erfahrung zurückführte, denselben in der That bekämpfte.³⁶ — Ein unverwerfliches Zeugniß aber, wie tief diese Bewegung wurzelte, haben wir im Italienischen Dominicaner Venturini von Bergamo, der, nach einem vertrauten Briefe an Egenolf in Strassburg (von 1336), ganz diesem Kreise angehörte; er achtete Tauler hoch als ein erwähltes Werkzeug Gottes, und sprach die Hoffnung aus, daß durch ihn Christi Name weit in Deutschland verbreitet werden würde.³⁷ Venturini stand Rom zu nahe; Benedict XII. ward auf die große Bewegung aufmerksam, die seine Predigten seit 1330 in der ganzen Lombardei hervorriefen, und verwies ihn nach dem Kloster Marveges in den Gebirgen von Provence.³⁸

VIII.

Wo eine solche Erweckung unter den christlichen Lehrern sich kundthut, da giebt der Herr in weitem Kreisen seinen Segen dazu. Der angefachte Funke kann nicht allein bleiben, sondern zündet je mehr und mehr; nach und nach bildet sich ein Feuerherd des Geistes. Die Seelen, welche nach dem Heil und der grundkräftigen Aneignung desselben sich sehnen, machen die eigentliche Unterlage der Bewegung aus: sie schließen sich nach dem Triebe des Geistes in engere Gemeinschaften zusammen; und wo die Bewegung recht geleitet wird, da stehen solche Vereine nicht getrennt von der Kirche, sondern als Springbrunnen in ihrer Mitte da. Diese Christen nun in jener Zeit, zumal an den bezeichneten Orten, schlossen sich mit den erweckten Lehrern zusammen, und bildeten mit diesen eine große, freie Verbrüderung, die unter dem Namen der „Gottes-Freunde“ bekannt ist (wahrscheinlich dieselbe, welche bei Euso als „die Bruderschaft der ewigen Weisheit“ bezeichnet wird.)³⁹

35. Er predigte in verschiedenen Klöstern in Strassburg um 1320; damals mag wohl Tauler sein Zuhörer gewesen seyn.

36. Vgl. Meister Eckart von H. Martensen, S. 7 f.

37. Der Brief aufbewahrt in *Quétif et Echard Scriptores ordinis Praedicatorum*, I, 678.

38. *Tourol Histoire des hommes illustres de l'ordre de St. Dominique*, II, 335.

39. Vgl. Joh. Tauler von G. Schmidt, S. 164 — 190 („die mystisch-kirchliche Gottes-Freunde.“)

Wollten sie mit diesem Namen etwa laut verkündigen, daß die Welt im Argen liegt, und daß, nach dem Worte des Apostels Jacobus, der Welt Freundschaft Gottes Feindschaft ist? Gewiß doch nicht bloß dieses, sondern ihr Auge war damit zugleich auf das Wort des Herrn an die Jünger gerichtet: „Ich sage hinfort nicht mehr, daß ihr Knechte seid; denn ein Knecht weiß nicht, was sein Herr thut; euch habe ich aber gesagt, daß ihr Freunde seid“ (Joh. 15, 15). Der Name, den sie sich beilegte, sollte eine Erinnerung daran seyn, was wir mit Gottes Hülfe werden müssen. Wie die Gottes-Freunde entstanden, das hat vor allen Tauler mit lebendigen Farben dargestellt und zugleich die herbedteste Apologie für sie gegeben. „Der Fürst dieser Welt,“ sagt er, „hat jezt und an allen Enden gesäet das Unkraut unter die Rosen, daß die Rosen dick von den Dornen verdrückt oder sehr geistochen werden. Es muß eine Flucht, oder eine Ungleichheit und Sonderheit seyn, es sey in den Klöstern oder draußen. Und das seynd nicht Secten, daß sich Gottes Freunde ungleich ausgeben der Welt Freunden.“⁴⁰

Gewiß ihr ganzes Wesen und Treiben, soweit es uns vorliegt, ist durchaus nicht sectirisch. Sie hatten Recht, wenn sie es für nothwendig ansahen, daß die wahren Christen sich nahe zusammenhielten, und durch gegenseitige Fürbitte, thätige Liebe, häufigen Briefwechsel den Strom der geistlichen Gaben überall hinzuleiten suchten; gewiß haben wir namentlich in unserer Zeit, wo „die Gemeinschaft der Heiligen“ bei so vielen Jüngern des Herrn fast nie zur Wirklichkeit wird, viel von ihnen zu lernen. Sie hatten Recht, wenn sie das Ansehen der Kirche hoch stellten, doch so, daß sie stets unter Gottes Wort stehen und von demselben sich richten lasse, daß sie die Magd des Herrn bleibe, die eben dann das größte Maas der Gnade zu empfangen bereitet wird, wenn sie mit Maria sagen kann: Mir geschehe, wie du gesagt hast! Sie hatten Recht, wenn sie die Weltbegebenheiten, die ernstesten, drohenden Zeichen der Zeit in die genaueste Verbindung mit Gottes Reich setzten (der Herr selbst nennt ja die Heuchler, welche diese nur im Reiche der Natur, nicht aber in dem des Geistes sehen wollen, welche zwar die Gestalt der Erde und des Himmels, aber nicht ihre Zeit prüfen; Luc. 12, 36), wenn sie eben darin den gewaltigsten Ruf sahen aufzustehen vom Zslase, daß der Herr die Gerichte seines Zorns unmittelbar neben den reichlichsten Ausgießungen der Gnade hinstellt. Sie hatten Recht, wenn sie behaupteten, daß Gott zu allen Zeiten sich seinen Freunden offenbart und ihnen kundthut, was vor der Welt Augen verborgen

40. Joh. Tauleri Predigen (Basel 1521), Fol. 129, a.

ist; grade dies war ein Punkt, der in der herrschenden Kirche gar zu sehr in Schatten gestellt wurde.

Von einer eigenen Gemeinschaftsordnung hatten die Gottes-Freunde so gut wie Nichts; sie wollten nur mit geistlichen Kräften handeln. Der einzige Punkt, der eine Ausnahme bilden möchte, die behauptete Nothwendigkeit nämlich, daß jeder, um im geistlichen Leben gefördert zu werden, sich der steten, unmittelbaren Leitung eines erfahrenen, geprüften Christen hingeben müsse, konnte ja ohne Zweifel Mißbräuchen ausgesetzt seyn; gewiß aber ist es, daß auch dieses bei ihnen mit dem Tiefsten und Edelsten im christlichen Leben in Verbindung stand. Tauler rechtfertigt diese Weise und vollendet damit das Bild der Gottes-Freunde, wenn er in einem seiner Briefe sich so darüber ausdrückt. „Wenn die Seelen, die in irgend einer besondern Richtung oder Weise gefangen sind, weiter vorschreiten wollen, so ist es nothwendig, daß sie sich mit Magdalena in tiefster Demuth zu Jesu Füßen werfen, in völliger Hingebung zu ihm seine Barmherzigkeit anrufen, und es ganz in seine Hand stellen, was er über sie in Zeit und Ewigkeit verfügen will. Sie müssen mit vollkommener Verläugnung ihres eignen Willens sich der Leitung eines in Wahrheit von Gott erleuchteten Freundes unterwerfen, gleich armen Anfängern, die noch Nichts wissen, noch Nichts erfahren haben. Demüthiglich müssen sie erkennen, daß der von ihnen bis dahin betretene Weg keineswegs der nächste und gerade gewesen, sondern daß sie vielmehr nach eignem Sinn und eigener Einbildung gelebt. Von Herzensgrunde müssen sie sich dem barmherzigen Gott übergeben, und zufrieden sein, ob er ihnen nimmt oder giebt. Und können sie sich also überzeugen, daß sie in eine gründliche Selbstverläugnung eingegangen, und alle Eigenliebe ausgezogen haben, dann dürfen und können sie sich mit vollem Grunde auf Gott verlassen, wobei sie doch stets in Demuth anerkennen müssen, daß sie aller Gnade unwerth sind. Halten sie aber auf diesem Wege aus, und findet der gütige Gott sie für seine Erbarmung und heiligmachende Gnade empfänglich, dann nimmt er sie an und führt sie zu dem lebendigen Brunnen, der von Ewigkeit strömte und noch strömt in alle empfängliche Herzen. Ach, wer so glücklich ist, in diesem elenden Leben auch nur einen Tropfen von diesem Heilsquelle zu kosten, ihm verschwinden flugs alle irdischen Dinge, ihn leitet der Herr zu dem der menschlichen Vernunft und Weisheit Unbegreiflichen, zu dem, was keine Menschenzunge aussprechen kann, zu dem, das alle Sinne, alle Vorstellungen, alle Bilder übersteigt.“⁴¹

41. Joh. Taulers Schr. (Luzern, 1823), II, 246 ff. Uns scheint dieser merkwürdige, ganz von Taulers Geiste imprägnirte Brief diesem selbst, und nicht, wie

So versuchten diese Gottes-Freunde eine Gemeinschaft heiliger Menschen darzustellen; deshalb waren ihnen auch des Geistes Gaben ein allgemeines Eigenthum der Christen, so daß, obgleich der Geist theilte, wie er will, dennoch hier auch an sich kein Unterschied gesetzt werde zwischen Jude und Grieche, Knecht und Frei, Mann und Weib. Mehrere edle Frauen — unter welchen die Geschichte vorzüglich die Namen der zwei Schwestern Christina und Margaretha Ebnerin aufbewahrt hat — schlossen sich aufs innigste an diese Gemeinschaft an. Letztere waren beide Nonnen im Kloster Maria Medingen in Oberbayern und standen (wie aus einer Reihe von Briefen derselben und aus Margarethas noch vorhandener Selbstbiographie hervorgeht) in dem engsten christlichen Freundschafts-Verhältnisse zu Tauler sowohl als zu Heinrich von Nördlingen.⁴² Die große Wohltäterin des letztgenannten, die verwittwete Königin Agnes (Wittve des Königs Andreas von Ungarn), die im Kloster Königsfelden sich aufhielt, gehörte ohne Zweifel auch zu diesem Kreise.⁴³ Daß diese vom Herrn geliebten Seelen keineswegs einer müßigen Beschauung sich hingaben, sondern von dem Geiste der Kirchenreformation ergriffen waren, wird uns später aus mehreren Beispielen entgegentreten.

IX.

Wohlbekannt sind uns die Waldenser ihrem Ursprunge und ihren früheren Schicksalen nach. Ihr glühender Eifer, Gottes Wort auszubringen, obgleich hin und wieder mit einer Geringschätzung des kirchlichen Lehramts gepaart, ihr Streben, die evangelische Vollkommenheit auszudrücken, obgleich nicht ganz frei von einer gewissen ascetischen Härte, waren ein lautes Zeugniß gegen die Mängel und Sünden der herrschenden Kirche. Vom Schlusse des zwölften Jahrhunderts an (1184), als sie genöthigt waren, sich von der Römischen Kirche zu trennen, ging in sofern eine große Veränderung in ihrer Lage vor, als sie von da an neue Anknüpfungspunkte suchen mußten, und, indem sie ihre ursprüngliche Einfachheit und Einfalt zu bewahren suchten, dennoch in Gefahr gerieten, von Partheien, die der kirchlichen Wahrheit durchaus entfremdet waren, verschlungen zu werden. Es ist so gut wie unmöglich, diese verworrenen Strömungen klar zu beschreiben, um so mehr als die Berichte der Römischen Schriftsteller von den Waldensern nicht selten auf abgepreßten Geständnissen beruhen, oder bloße Folgeschlüsse enthalten,

6. Schmidt (l. c.) meint, dem Strassburgischen Bürger und Gottes-Freunde Rutman Merwin, zugeschrieben werden zu müssen.

42. Briefe an die Margaretha Ebnerin nebst Vorbericht von ihrem Leben: *Jo. Heumanni Opuscula*, p. 331 — 401.

43. *Jo. Heumanni Opuscula*, p. 343.

deren Voraussetzungen uns unbekannt sind, und als es ja mehr und mehr die Praxis der Kirche ward, die verschiedenen Ketzernamen (Waldenser, Albigenser, Katharer u. s. w.) ohne Unterscheidung zu gebrauchen.⁴⁴ Deshalb gebietet uns die geschichtliche Billigkeit, in jedem einzelnen Falle die zerstreuten Lichtstrahlen zu sammeln und dieser christlichen Parthei das Recht widerfahren zu lassen, worauf ihre Abgeschlossenheit und ihr Kampf mit den verwickeltesten Verhältnissen vollen Anspruch machen kann.

Namentlich gilt dies vom vierzehnten Jahrhundert, in welchem wir uns jetzt bewegen. Die ursprünglichen Waldensischen Gemeinden waren auf einzelne Punkte zurückgedrängt; wo sie sonst hervortreten, ist es gewöhnlich in Verflechtung mit Irthümern, wozu sie im Anfange durchaus nichts konnten. So tief aber dies zu beklagen ist, so muß im Gegensatz dazu die Wahrnehmung uns mit hoher Freude erfüllen, daß, wie sehr auch die Römische Kirche geneigt war, das Reformatorische in jeder Richtung abzuweisen, und wie durchaus keine Billigkeit sie zeigte, dem Christlichen überhaupt, als solchem, bei wem es auch sich finden mochte, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, dies doch keineswegs mit allen Lehrern in jener Kirche der Fall war. Es scheint, als ob das Verhältniß der Gottes-Freunde zur Kirche vielfach bei den Mitverbundenen eine reinere Betrachtung des allgemein Christlichen anbahnte. Diese Lehrer, die wir meinen (und Tauler ist einer unter ihnen), weil sie von der Liebe Christi gezwungen waren, gaben auch seiner Barmherzigkeit Raum; sie warfen nicht Alles, was sich auf irgend eine Weise von der herrschenden Kirche entfernte, unbesehen in die Klasse der „Keter“ hinein, sondern prüften, zumal in einer Zeit, wo selbst die bloß äußerliche Abweichung von der Kirche zu einem Verbrechen gestempelt ward, ob nicht Gott in Vielen, die gegen die herrschende Kirche zeugten, noch sein Werk haben möchte. Diese stille Geschichte ist bis hierher wenig verstanden; sie wird uns den Schlüssel geben, um den ersten großen Hauptabschnitt in Taulers Leben richtig zu verstehen, und würde auch ohne das uns wichtig genug seyn. Denn sie ist eine Lichtseite in der Römischen Kirche neben den vielen Schattenseiten, und ohne Zweifel einer der Gründe, die Gottes Herz bestimmten, so das Ganze zu lenken, daß die Reformation aus dem Schooße dieser Kirche selbst ausgeborn werden mußte.

X.

Wenn aber der Herr auf so vielfache Weise sein Werk unter den Menschen hat, wenn sein Wort anfängt lebendig zu werden und seine

44. Ein Versuch zur Scheidung der „Waldenser und Albigenser“ ist von mir in der Schrift: „Reformation, Lutherthum und Union“ (S. 633 — 644) gemacht.

gewaltig ziehende Kraft immer näher bringt, dann bildet sich gewöhnlich eine falsche Erweckung neben der wahren aus. Diese Seite, welche zum geistlichen Bilde der Zeit mit gehört, stellen die Begharden, oder, wie sie sich selbst nannten: „die Brüder und Schwestern des freien Geistes,“ dar. Wenn jene rechtschaffenen Lehrer es als die Aufgabe des christlichen Lebens hinstellten, daß der Mensch in Gott einkehren und sich unbedingt seinem Willen unterwerfen müsse, so verdrehten die Begharden dies in ihrem fleischlichen Sinne zu empörendem Frevel, zur Lästerung. „Man soll auf Alles verzichten,“ lehrten sie (ungefähr wie die fleischlichen Spiritualisten in den letzten Tagen, die unter dem Namen der „Schönherr’schen Secte“ bekannt wurden), „folglich auch auf den Himmel und die Gottesfurcht; denn Gottes Herrlichkeit leuchtet ebenso im Bösen wie im Guten, in der Strafe wie in der Sünde. Es kommt nur auf die kräftige Neigung an; wo diese da ist und der Mensch ihr folgt, da wird er Gott gleich. Das äußere Werk hat durchaus keinen Werth, keine Bedeutung; die Kneue oder Zerknirschung kann nur besagen, daß es mich schmerzt, nicht gesündigt zu haben, weil Gott das Sündigen gewollt hat.“ Ja sie gingen noch einen Schritt weiter zur Offenbarung des Geheimnisses der Bosheit hin -- denselben, den die menschenvergötternden Philosophen unserer Tage gemacht haben -- indem sie behaupteten, „daß alles Werk und Eigenthum Gottes eigentlich ein Spiegelbild der menschlichen Seele, und daß in diesem Sinne der Mensch Schöpfer Himmels und der Erden, der Hervorbringer des ewigen Worts.“⁴⁵ Es ist unnöthig zu sagen, wohin diese Sätze im praktischen Leben führten: die Nacht ist Licht gegen die schandbaren Unfläthigkeiten, die sie, auf ihren hohen Geist sich berufend, in ihren Zusammenkünften als Geisteslicht und Freiheit darstellten.

Die Begharden traten scharenweise in den meisten Deutschen Städten längs dem Rhein hervor; wir begegnen ihnen in Köln 1308, in Strassburg 1317 (wo der Bischof Johann von Dachsenstein damals fast das ganze Ghas von dieser Seuche angesteckt fand), in Constanz 1339, in Speyer 1356, und wiederum in Strassburg 1366. Man verbrannte ganze Scharen von ihnen; neue entstanden aus ihrer Asche. Es waren gleichsam unheilbare Geschwüre, welche am Körper der Kirche sich bildeten, da das Haupt selbst so fied war, daß Göttliches und Teuflisches, Himmlisches und Irdisches ihm als gleichberechtigt galten, und das Erstere nicht selten als Deckmantel für das Letztere

Besser, mit einer größern Fülle historischer Beweisthümer, ist dies geleistet von Chr. H. v. Sahn in seiner „Geschichte der Keger im Mittelalter, 2. Thl.“

45. Coerneri Chronicon. ap. Eccard, Corpus Scriptorum medii aevi, T. II, 1035.

dienen mußte. Die herrschende Kirche, welche unstreitig diese Irrthümer verdamnte, trug selbst die meiste Schuld daran. Je mehr sie darauf verzichtete, die geistliche Erweckung unter dem Volke zu leiten, je seltener die Geistlichen, nach dem Ausdrucke der Christina Ebnerin, die Sünde bei sich selbst richteten, so daß selbst Weltliche ihnen in dieser Beziehung zuvorkamen,⁴⁶ desto leichter konnten solche Irrthümer bei Menschen, die überhaupt nach einem Höheren strebten, sich einschleichen; ihre Kraft wurde um so größer, je mehr einzelne Lehrer, nach dem Vorgange Eckarts, von einer Vernichtung des Menschlichen und einer darauf gegründeten Vergottung sprachen, die mehr oder weniger den Blick vom Kreuze ablenkte und den Christenmenschen in Grübeleien versenkte, statt ihn auf den Kampfplatz hinauszustellen, wo erst unser Glaube der Sieg wird, der die Welt überwindet. — Gottes Gerichte aber gehen eine Zeitlang im Verborgenen, bis sie endlich aufbrechen, und der Herr, wie es beim Propheten heißt, seine Stimme gleich einer Gebärrin erhebt.

XI.

Schon aus dem Angeführten können wir abnehmen, welche eine gewaltige Aufgabe den Wahrheitszeugen in jener Zeit vorgelegt war; die Schwierigkeit derselben wird uns noch mehr einleuchten, wenn wir einen Blick auf die Weltbegebenheiten und ihre nächste Entwicklung damals werfen, wie sie namentlich Tauler als Mann in seiner Blüthe und Kraft entgegentraten.

Der Streit zwischen geistlicher und weltlicher Macht, den Bonifacius VIII. schon zu offenem Kriege gestempelt, hörte nicht auf, nur daß der Schauplatz gewissermaßen verändert ward, nachdem Clemens V. (1309) seine Residenz nach Avignon hatte verlegen müssen. Von da an war der Papst in Frankreich gleichsam gebunden; allein durch Frankreich suchte er in Deutschland Ersatz für den erlittenen Abbruch seiner Gewalt. Je mehr es ihm gelang, den Samen der Zwietracht im heiligen Römischen Reiche auszustreuen, indem er Fürst gegen Fürst und Volk gegen Volk erregte, desto leichter konnte selbst die gebundene Lage sich verschmerzen lassen. So ward Italien der Tummelplatz seiner Leidenschaften, Deutschland das blutige, zerrißne Feld, wo er Kräfte sammelte. Es ist unmöglich in den einzelnen Fällen mit Gewißheit zu entscheiden, wie viel Nutheil blos weltliche Politik, oder im Bunde mit derselben die waltende Fleischeslust, Augenlust und Hoffart des Lebens an den Schritten hatten, wodurch die Römische Curie unter geistlichem Schein ihre durch und durch weltlichen Pläne durchsetzte; gewiß aber

46. Jo. Heumanni *Opuscula*, p. 339.

ist es, daß die Völker in offenen Kampf wider diese vereinigte Macht und List aufstehen mußten, wenn sie nicht Gefahr laufen wollten, mit dem Glanz und der Stärke des Reichs zugleich die Wohlthaten des Christenthums selbst einzubüßen. Dies ist das Schauspiel, das wir jetzt vor unsern Augen sich entfalten sehen.

Eine nähere Veranlassung die Verhältnisse in Deutschland zu stören brauchte Johann XXII., der Nachfolger Clemens V., ein Franzose aus Cahors und, wie die zunächst folgenden Päpste, durchaus ins Französische Interesse verwickelt, kaum zu suchen; die streitige Kaisermahl nach dem Tode Heinrich VII. (er starb 1313 an Gift im Kloster Buonconvento auf dem Wege nach Neapel), indem ein Theil sich für Ludwig den Bayer, der andere für Friedrich von Oesterreich erklärte, gab ihm gleichsam ein erworbenes Recht auf die Gemischnng. Indem er, ohne eine Hand zu regen, es ansah, wie die Partheien sich selbst und Deutschlands Frieden zerfleischten, konnte er doch nicht umhin, durch die Bulle vom 31. März 1317 eine, schon von Bonifacius VIII. aufgestellte Behauptung des selbstgemachten Päpstlichen Staatsrechts zu erneuern, nach welcher, im Fall einer Vacanz im Römischen Reich, so lange die Kaisermahl noch nicht entschieden war, dem Papste, als dem von Gott sowohl mit der irdischen als himmlischen Macht versehenen Statthalter, nicht nur die Ordnung der einstweiligen Lenkung des Reichs, sondern auch die Leitung der Kaisermahl gebührte⁴⁷. Ludwig der Bayer achtete nicht darauf, sondern meinte, wenn anders nicht zu Recht entschieden werden könne, so müsse des Schwertes Recht entscheiden; die Schlacht bei Mühldorf (1322) brachte seinen Nebenbuhler in Gefangenschaft; nach Verlauf von drei Jahren schlossen sie (1325) eine Uebereinkunft, die der Welt ein Gegenstand der Bewunderung war; denn sie gründete sich auf gegenseitiges Wohlwollen und alte Deutsche Treue. Schon das Größere aber konnte Johann XXII. nicht mit Ruhe ansehen; er formirte einen Proceß (wie man's nannte) wider den Kaiser, und ließ am 8. October 1323 an der Kirchthüre in Avignon eine Bulle des Inhalts anschlagen, daß das Verfahren des Kaisers eine offenbare Beleidigung der Kirche, seiner Mutter, eine Störung des Friedens der Christenheit und ein Fallstrick für seine eigene Seele sey, weshalb alle Fürsten und Gewaltige Deutschlands aufgefordert wurden, ihm Treue und Gehorsam aufzukündigen.⁴⁸ Der Kaiser erschrak nicht; in Nürnberg ließ er, in Gegenwart von Notar und Zeugen, am 16. December 1323 eine feierliche Protestation aufsetzen, worin er, obwohl er nicht zu leugnen begehrt, daß im Fall einer Appellation, die aber hier nicht vorliege, der Römi-

47. *Raynaldi Continuatio annalium Baronii, ad. cc. 1317, n. 27.*

48. *Martene et Durand Thesaurus novus Anecdotorum. Tom. II, 644.*

sche Stuhl als Schiedsrichter angerufen werden könne, dennoch laut und kräftig die Würde seines Berufs behauptete, als „der mit dem Gewande der Gerechtigkeit und Wahrheit umgürtet sey,“ und zugleich das Römische Geschwür gar unsanft mit der Behauptung angriff, daß die Päpstliche Lehre von den zwei Lichtern offenbar darauf ausgehe, den Glanz des einen, der weltlichen Macht, gänzlich auszulöschen. Was übrigens die Beschuldigung wegen Ketzerei betraf, so erbot der Kaiser sich, in gesetzlicher Form zu beweisen, daß Johann XXII. selbst ein Heuchler, so wie Gönner und Vertheidiger kaiserlicher Arglist sey.⁴⁹

Denn der Kaiser hatte jetzt nicht blos den Arm des Volks, sondern eine mächtige Kirchenparthei für sich. Wir haben bereits die damaligen Franziscaner kennen gelernt, und werden uns also nicht wundern, daß diese, welche die grundsätzlichen Voraussetzungen des Papstthums erkannt hatten, jetzt zugleich als Vertheidiger des einzig wahren Verhältnisses zwischen Staat und Kirche, als zweier göttlicher Ordnungen, die auf einem verschiedenen Grunde beruhen, auftraten; sie standen wie eine Mauer um den Kaiser geschaart. Letzterer hatte nämlich eine Anzahl von Brüdern, welche unter den Streitigkeiten mit dem Papste über diesen und andere Punkte zu ihm ihre Zuflucht nahmen, mit offenen Armen aufgenommen, und hatte dadurch über eine Summe tüchtiger Kräfte zu gebieten. Der Franziscaner Bonagratia, der größte Jurist auf dieser Seite, war gleichsam die rechte Hand des Kaisers bei den folgenden Schritten, die er in dieser Sache zu thun sich gedrungen sah; die gelehrte Vertheidigung der Rechtmäßigkeit dieses Kampfes führten Marsilius von Padua und Johann von Sandun, welche in Vereinigung die in vieler Hinsicht ausgezeichnete Schrift „Defensor pacis“ ausarbeiteten; ebenso wirkte der berühmte Wilhelm Occam, sowohl unmittelbar als durch Feststellung der Grundätze in einer Reihe von Schriften, für die Sache des Kaisers; selbst der Franziscaner-General Michael Cäsenas stand auf dieser Seite.⁵⁰ Unhaltend und schwer war der Kampf; nicht auf einmal öffneten sich die Augen der Völker dem Licht, obwohl man immer mehr Mißbräuche erkannte; unvergeßlich aber bleibt es, daß in der That die Franziscaner ihre Stimme für Religionsfreiheit, so wie sie nach Maaßgabe der Zeit erfasst werden konnte, erhoben. Vieles, was sonst in diesem Streite dunkel bleibt, wird sich uns vielleicht von diesem Punkte aus in einem andern Lichte zeigen.

49. *Herwart ab Hohenburg Ludovicus IV. Imp. defensus, P. I, 248.*

50. Alle die angeführten Schriften sind gesammelt in *Goldast Monarchia Romani imperii, T. I—III.* Marsilius und Sandun wurden 1328 excommunicirt und als Keger verdammt; Bonagratia, 1323 ins Gefängniß geschleppt, entkam später und folgte dem Kaiser. *S. Wadding Annales Minorum ad a. 1323, n. 1; ad a. 1328, n. 17.*

Dahin gehört z. B. die Behauptung der Franziskaner von der absoluten Armuth Christi und seiner Jünger, welche sie allerdings ganz materiell faßten, zugleich aber deshalb wohl geschärft haben mögen, um das vollkommene Mißverhältniß zwischen der damaligen Kirchengewalt und dem wahren Kirchenhaupte anschaulich zu machen. Dem Papste Johann XXII. war diese Lehre ebenso verhaßt wie der Commentar der Franziskaner über die Worte: „So gebt nun dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist.“ Um seinen Spott hierüber recht handgreiflich auszudrücken, ließ der Papst an den Klostermauern, an den besuchtesten Orten, wo die Menge häufig hinkam, den Gefreuzigten abmalen, die eine Hand ans Kreuz genagelt, mit der andern nach einem Geldbeutel greifend, der von seinem Gürtel herabhing. Dies Unglaubliche berichtet uns ein glaubwürdiger Augenzeuge.⁵¹ Kann man sich wohl wundern, daß er, und Viele mit ihm, tief erkannten, daß Rom jetzt der Sitz des antichristlichen Gräuels geworden?⁵²

XXII.

Von der Protestation des Kaisers 1323 ab gingen nun die Sachen Schlag auf Schlag. Johann XXII. setzte seine „Processe“ wider den Kaiser fort; beim dritten, am 21. März 1324, sprach er den geschärfsten Kirchenbann und Excommunication über den Kaiser mit allen seinen Anhängern, so wie Interdict über alle ihm tren gebliebene Städte aus.⁵³ Der Kaiser appellirte 1324 (in Sachsenhausen) an ein Concil. Bald stellte sich das Verhältniß so dar, wie Johann XXII. es schamlos aussprach: daß die Zwietracht der Könige und Fürsten den Papst erst zu einem rechten Papst machte.⁵⁴ Diese Flamme der Zwietracht suchte er auf jede Weise zu schüren; selbst Mittel, bis dahin unerhört in der Christenheit, wurden nicht verschmäht. So brachte er es 1325 dahin, daß die heidnischen Lithauer in Mark Brandenburg, womit der Kaiser seinen Sohn belehnt, einfielen und das Land aufs schrecklichste verheerten. Die Kirchen und Altäre rissen sie nieder; die geweihten Hostien steckten sie auf ihre Lanzen mit dem Rufe: „Siehe da, der Christen Gott, welcher seine Macht zeigt;“ die Weiber nothzüchtigten sie und schnitten ihnen die Brüste ab.⁵⁵ Ein Römerzug, den der Kaiser, nach Weise seiner Vorgänger, 1327 unternahm, während der Papst einen Kreuzzug wider ihn predigen ließ, war zwar glänzend genug,

51. *Jo. Vitodurensis Chronicon (Thesaurus historiae Helvetiae, 1735, fol.), p. 30.*

52. *Jo. Vitodurensis Chronicon, l. c., p. 33:* „Ille laudandus non erat, quia in cathedra pestilentiae sedisse videtur.“

53. *Martene et Durand Thesaurus novus Anecdotorum, Tom. II, 652.*

54. *Baluzii Vitae Paparum Avenionensium, Tom. II, 478.*

55. *Jo. Vitodurensis Chronicon, l. c., p. 32.*

aber ohne Kraft und Nachwirkung; der Gegenpapst, den der Kaiser wählte oder vielmehr dazu preßte, der arme Franziscaner Pietro Cornaro, hatte ein trauriges Loos; als der Kaiser Italien verlassen, ward er seinem Gegner ausgeliefert.⁵⁶ Unter allen diesen blutigen Verwirrungen starb Johann XXII. 1334, mit einer um so schwerern Verantwortung, als er offenbar Gottes nähern Ruf verachtet; denn er besaß eine nicht unbedeutende Erkenntniß geistlicher Dinge (was vor Allem der von ihm geführte Streit über die Beschauung im ewigen Leben bezeugt); er wußte, wie seine Passionshymnen zeigen, was Christi Liebe von uns fordert.⁵⁷ Sein Tod änderte übrigens in der öffentlichen Sache Nichts. Sein Nachfolger, Benedict XII., obgleich, wie ein Zeitgenosse berichtet, dem Wein und den Freuden der Tafel ergeben, hatte zwar den redlichen Willen, die tiefen Schäden zu heilen, aber keinen Schatten von Kraft mehr.⁵⁸ Alle Gesandtschaften, die der Kaiser von Zeit zu Zeit nach Avignon sandte, kehrten unverrichteter Sache, wohl gar verhöhnt zurück. Das Ruder führte der König von Frankreich, Philipp VI.; der Papst hatte nur Thränen für seine Ohnmacht übrig. Da war es, daß die Deutschen Churfürsten 1338 in Rense zusammentraten und feierlich erklärten: daß die Kaiserwahl in keinem Falle von dem Gutdünken des Papstes abhängen, und daß der von Deutschlands Fürsten rechtmäßig erwählte Kaiser, weder der Ernennung, noch Billigung oder Confirmation vom päpstlichen Stuhle bedürfe.⁵⁹ Allein selbst diese männliche Erklärung konnte den Frieden nicht zurückbringen: in Augenblicken schien der Kaiser selbst schwach zu werden, weil alle Aussicht zur Aussöhnung mit der Römischen Curie abgeschnitten war, besonders nachdem Clemens VI., ehemaliger Erzbischof von Rouen, ein Frauenknecht und eine elende Creatur,⁶⁰ der persönlich erbitterte Feind Ludwig des Bayern, den päpstlichen Stuhl 1342 bestiegen hatte. Alle Verhandlungen waren vergeblich; eine neue Bannbulle (1346), schrecklicher als alle vorhergehenden, brachte selbst die Churfürsten zum Schwanken. Diese Bulle lautete unter Anderem so: „Wir rufen demüthiglich die göttliche Allmacht an, daß sie den Wahnsinn Ludwigs zerschmettern und zertreten, ihn mit der rechten Hand der Kraft niederwerfen, ihn in die Hände seiner Feinde und Verfolger einschnüren, und ihn, wenn er zu Boden fällt, in ihre Gewalt übergeben wolle. Verflucht sey er, wenn er eingeht, und verflucht, wenn er ausgeht! Der Herr treffe ihn mit Wahnsinn, Blindheit und Raserei! Der Himmel selbst schleudre seine Blitze

56. *Jo. Vitodurensis Chronicon*, l. c., p. 27.

57. *Jo. Vitodurensis Chronicon*, l. c., p. 33.

58. *Jo. Vitodurensis Chronicon*, l. c., p. 39.

59. *Chr. Gewold Defensio Ludovici IV. Imp. (1618)*; p. 146.

60. *Muratori Scriptores rerum Italicarum*, Tom. XIV, 136.

über ihn herab! Die Erde öffne sich und verschlinge ihn lebendig! In allen Geschlechtern werde sein Name vertilgt; sein Andenken verschwinde vom Kreis der Erde! Seine Wohnung werde wüste, seine Söhne werden von ihrer Heimath ausgeworfen; er sehe mit seinen Augen die Feinde sie verderben, so daß Nichts von ihnen übrig bleibe.“⁶¹

So spottete Clemens VI. der göttlichen Strafgerichte und forderte sie selbst wider die Römische Macht heraus. Gebengt, der Kränkungen müde, starb Kaiser Ludwig 1347, nachdem durch päpstlichen Einfluß bereits ein neuer Kaiser, Carl IV., durch die Stimme von fünf Churfürsten erwählt war.

XIII.

Es ist klar, wie Tauler, wie die ganze Kirche in den Sturm und Jammer der Zeit hineingezogen werden mußte. Seit 1323 lastete das Interdict auf den meisten Deutschen Städten, die ohnehin, wie Strassburg, oft durch innere Factionen zerrissen waren.⁶² Um uns einen Begriff zu bilden, wie der Zustand der Gemeinden, die Lage der Geistlichen in jenen Tagen seyn mußte, vergegenwärtigen wir uns die Form eines Interdicts und die unausbleiblichen Folgen desselben. Sobald es publicirt war, mußte aller öffentliche Gottesdienst aufhören: die Altäre wurden entkleidet, die Crucifixe zur Erde geworfen, die Heiligenbilder wandelten ihre Stelle; endlich wurden die Kirchen geschlossen. Keine Glocke durfte geläutet, kein Sacrament ausgetheilt, die Ehen nicht mehr in der Kirche, sondern auf dem Gottesacker eingeseget werden. Selbst die Verstorbenen durften nicht ferner in geweihter Erde begraben werden, sondern wurden ohne Gebet und Gesang verscharrt. Der christliche Gruß, wenn man einander begegnete, verstummte. Das Traurige und Bittere dieses Zustandes springt noch klarer hervor, wenn man zugleich erwägt, wie ein solcher Schlag Alle traf, und, indem die heilbegierigen Seelen von den Segnungen der Kirche ausgeschlossen waren, die Gottlosigkeit nothwendig ihr Haupt erheben und wachsen mußte.

Verschieden war das Verhalten der Geistlichen in Deutschland während dieser Reihe von Jahren bis 1345 hin (in mehreren Städten noch länger). Einige unter ihnen öffneten dennoch unerschrocken ihren Mund und reichten insgeheim die Sacramente denen, die es begehrten; andere schwiegen ganz, als ob Menschengebote Gottes Gebot zu nichte machen könnten. In Strassburg waren die Augustiner und die meisten übrigen Orden für das Interdict; nur die Dominicaner und Franziscaner setzten die geistlichen Geschäfte in mehreren Jahren fort. Zuletzt mußte

61. *Raynaldi Continuatio Annalium Baronii, ad a. 1346, n. 3 sqq.*

62. Joh. Tauler von G. Schmidt, S. 10 f.

die weltliche Obrigkeit, weil die Klagen der Städte wie der Einzelnen immer lauter wurden, ein Einsichen mit der Sache haben. Obgleich der Kaiser, wie ein glaubwürdiger Zeuge versichert, „so gut und fromm war, daß er es keineswegs den armen Geistlichen entgelten lassen wollte,“⁶³ wurden doch, nachdem er von seinem Römerzuge zurückgekehrt (1329), kräftigere Maaßregeln ergriffen, und die Geistlichen, welche auf den Grund des Interdicts sich weigerten ihre Amtspflicht zu thun, mußten ihre Stellen aufgeben.⁶⁴ Durchgreifender ward jedoch diese Veranstaltung erst, nachdem die Stände Deutschlands, in Folge des Churvereins zu Menze (1338), erklärt hatten, daß alle Schritte des Papstes als null und nichtig zu achten seyen, und daß folglich der Gottesdienst überall nach alter Form und Weise wieder aufgenommen werden müsse. In den meisten Städten ließ jezt die Obrigkeit den Geistlichen bedeuten, wenn es wieder ihr Gewissen sey, auch zur Unzeit das Wort zu predigen und die Sacramente zu spenden, müßten sie die Stadt verlassen und könnten sich nicht darauf Rechnung machen wieder aufgenommen zu werden, als höchstens nach Verlauf von zehn Jahren.⁶⁵ Viele wanderten nun zu den Städten aus, wo kein solcher Zwang noch vorlag; die meisten kämpften mit Noth und Hunger; kehrten sie zurück und klopfen an, nahm man sie nicht auf. Und das war bei weitem noch nicht das Maaß des Aegernisses: beide Partheien in der Geistlichkeit, die fungirenden und die nicht fungirenden, sahen einander gegenseitig als excommunicirt an. Diesen galten jene als Landesverräther, weil sie (so hieß es) durch die Auflösung der Verbindung mit dem Haupt der Kirche dieser selbst den Rücken gekehrt hätten; jene hingegen, die in ihrem Berufe blieben, schilderten diese dem Volke als Uebertreter göttlicher Ordnung, deren Gemeinschaft man als eine befleckte scheuen müsse.⁶⁶ An vielen Orten, wo der Gottesdienst vor verschlossenen Thüren gehalten wurde, sah der eine Priester den andern mit mißtrauischen Augen an, weil sie jeden Augenblick eine doppelte Umgebung zu befürchten hatten. Endlich (1345) meinte Clemens VI. den Geistlichen, die das Interdict nicht hielten, deshalb einen Ausweg öffnen zu müssen, weil angeblich ihre Zahl gar zu groß sey — das beschwichtigende Mittel bestand darin, daß es ihnen freigestellt wurde, die Absolution um einen Gulden zu erkaufen. Mit Recht mußte ein gleichzeitiger Schriftsteller aus dem Franziscaner-Orden dabei ausrufen: „O wie jammervoll und abscheulich war der Zwist und die ganze häßliche Gestalt der Kirche da-

63. Jac. v. Königshoven *Elßassische Chronike* (ed. Schilter 1698), S. 128.

64. *Jo. Vitodurensis Chronicon*, l. c., p. 28.

65. Jac. v. Königshoven *Elßassische Chronike*, S. 128.

66. *Jo. Vitodurensis Chronicon*, l. c., p. 49 — 50.

mals! Das Wort des Evangeliums: Umsonst habt ihr's empfangen, umsonst gebt es auch, war so gut wie ausgestrichen."⁶⁷

XIV.

In den christlichen Gemeinden behalf man sich nun, wo es anging, mit heimlich fungirenden Priestern, besonders von der sogenannten secularen Geistlichkeit (die keinem Orden angehörten); doch gab es viele Orte, wo die Menschen in 14 Jahren und länger nicht zum Tisch des Herrn hatten gehen können.⁶⁸ Man könnte vielleicht meinen, in denjenigen Kreisen, wo Tauler sich bewegte, bei den stillen Gottesfreunden, sey die Stille so erhoben, daß man auch zu den himmelschreienden Mißbräuchen schwieg und es für genug ansah, in die verborgne Kammer der Seele einzugehen, und sich mit Gott zu verschließen. Allein so war es keineswegs; im Gegentheil wo die Seele am tiefsten sich ihrer Gemeinschaft mit dem Erlöser bewußt war, da wünschte sie sich Flügel, um dem gegenwärtigen Zustande der Kirche entfliehen zu können, da zeugte sie auf reformatorische Weise vom tiefen Verfall derselben. Was Tauler selbst betrifft, so werden wir weiterhin von seiner kirchlichen Praxis hören. Aus dem früher erwähnten Kloster Maria Medingen aber haben wir mehrere Beispiele, wie in aller Stille doch laut geseufzt wurde und Kraft mit Klarheit sich paarte. Dort sah Christina Ebnerin in einem Gesicht „ein unermeßlich großes Ungeheuer von weißem Marmelstein; draußen standen die Leute und wollten hinein, wo eine Menge von Predigern vor verschlossenen Thüren sprachen; immer aber wurden sie abgehalten; sie selbst war unter den letztern, und hatte den Blick unverwandt auf ein Fensterlein geheftet, so daß zuletzt der Schweiß von ihrer Stirne hervorprang. Endlich sah sie einen lieblichen Mann in Priestergewande, der da sagte, er habe den Leib des Herrn unter seiner Zunge, und wolle ihr denselben geben.“ Das Ungeheuer — so ward ihr gegeben zu verstehen — sey die Römische Christenheit, welche durch Bann die Leute von sich ausschloß; der mitleidige Priester sey Jesus Christus selbst, der seine Worte in ihren Mund legen wolle, damit sie die Christenheit in diesen Tagen stärken solle. — Ein andermal ward es, wie es heißt, ihr eingegeben, daß auch die Weiber vom Kelche trinken sollten. Wiederum hörte sie einst unter der Predigt die Stimme des Herrn, die ihr sagte, man habe nun bei der Verkündigung des Wortes viele Jahre es darauf angelegt, daß man Gottes Gericht entfliehen möge; allein seiner Gerechtigkeit könne Niemand entfliehen. — Ihre Schwester Margaretha, welche durch die Kriegsunruhen aus dem Kloster vertrieben ward, hörte einst den Herrn vom

67. *Jo. Vitodurensis Chronicon*, l. c., p. 61.

68. *Jo. Heumannii Opuscula*, p. 329.

Kaiser Ludwig sagen: „Ich werde ihn nimmer verlassen, denn er hat mich lieb; das sollst du ihm sagen.“⁶⁹

Man wird vielleicht erinnern, das seyen nur Gesichte und Stimmen gewesen, die Ausgeburd zur That habe gänzlich gefehlt. Zu geschweigen aber, daß so Vieles aus jener Zeit verwittert ist, so daß die Erneuerung selbst dem sinnigsten Wiederhersteller unmöglich wird — so ist es doch wohl offenbar, daß ohne diese stillen, von einzelnen Seelen vernommenen Stimmen, ohne die Eingebungen aus dem Worte Gottes, wo der Geist selbst als Erinnerer hinzutrat, die Reformation nie in der Fülle der Zeit ausgeborn wäre. Deshalb sind die Stimmen wie die Zeugnisse uns denkens- und dankenswerth.

XV.

Wir stehen jetzt bei dem Punkte, den Tauler selbst als den großen Abschnitt in seinem Leben setzt, und in der That ist er so groß, daß er wohl mit Recht so gut wie unmittelbar an den andern geknüpft werden mag, wodurch Gott den treuen Kämpfern die Krone des Lebens reicht. Die Begebenheit fällt — wie der Bericht, den wir sogleich erwähnen werden, ausdrücklich meldet — ins Jahr 1340. In einem alten Buche, überschrieben: „Von einem Lehrer der heiligen Schrift und von einem Laien eine schöne Legende,“⁷⁰ wird nämlich erzählt, es sey in diesem Jahre geschehen, daß ein Meister der heiligen Schrift in einer Stadt viel predigte, und man hörte ihn auch gern, und man sagte viele Meilen von seiner Lehre. Das ward ein Laie, ein gnadenreicher Mann, gewahr, und ward drei Mal im Schlafe ermahnt, er sollte gehen in die Stadt, da der Meister inne war, und sollte ihn hören predigen; die Stadt aber war in einem andern Land, wohl über dreißig Meilen entfernt. Der Laie that es, ging dahin und hörte den Meister zu fünf Malen predigen. Da gab Gott ihm zu erkennen, daß der Meister gar ein süßer, sanftmüthiger, gutherziger Mann war in seiner Natur und gutes Verständniß der Schrift hatte, aber noch finster im Licht der Gnaden war. Das erbarmt diesen Mann gar sehr; er ging zu dem Meister, und bat ihn, er wolle seine Beichte hören; das that dieser und gab ihm den Reichnam Gottes. Zwölf Wochen drauf begehrte der Mann vom Meister, er solle doch um Gotteswillen eine Predigt halten und lehren, wie der Mensch zum Nächsten und Höchsten kommen möge, da er in dieser Zeit zukommen mag. Der Meister erwiederte, es würde ihm wohl nichts helfen, daß ihm so hohe Dinge gesagt würden, davon er gar wenig ver-

69. *Jo. Heumanni Opuscula*, p. 340. 337. 339 sq.

70. So in den Handschriften, welche G. Schmidt (l. c., S. 25 f.) aufrechnet; in den gedruckten Ausgaben: „Historia des ehrwürdigen D. Tauleri.“

stände. Allein der Laie meinte, verstände er auch Wenig oder Nichts, so trage er doch ein so schulisches Verlangen darnach, und das sey gewiß eine selige Frucht der Arbeit, wenn auch Einer unter Allen, die ihm nachliefen, es verstände. Da sagte der Meister zu, er wolle sein Begehren erfüllen; doch müsse er noch studiren und arbeiten, daß er es zusammenbringe. Als nun der Tag kam, den er den Leuten bekannt gemacht, und Viele sich einfanden, da hielt er eine köstliche Predigt von den vierundzwanzig Stücken, die zu einer wahren geistlichen Erleuchtung gehören, so daß Christus von einem Menschen sagen möge: „Siehe da, ein rechter Israhelit, in welchem kein Falsch ist“ (Joh. 1, 47). Auch verheißt er im Eingang, er wolle nicht nach seiner sonstigen Gewohnheit viel Latein in diesem Sermon sprechen; sondern Alles bewähren mit der heiligen Schrift; und er hielt Wort.“

„Als nun die Predigt gethan war, da ging der Mann in seine Herberge, und schrieb diesen Sermon von Wort zu Wort, recht als sie der Meister ausgesprochen hatte. Dann ging er zum Meister und bat ihn, wenn es ihn nicht verdrieße, daß er ihm die Predigt vorlesen dürfe. Der Meister war höchst verwundert, daß Alles so genau gefaßt und recht geschrieben nach aller Weise und Worten, als sie aus seinem Mund gegangen, und warf dem Laien vor, daß er ihm oft gebeichtet, aber immer verhalten, daß er so sinnreich sey. Und als nun der Mann that, als ob er hinweggehen und sich wieder heim richten wollte, da drang der Meister sehr in ihn, daß er bleiben möge, da er weder Weib noch Kind dabheim zu besorgen, und sowohl hie als dort zehrete. Ja, lieber Meister, sprach der Mann, Ihr sollt wissen, daß ich nicht darum herkam, um Eurer Predigt willen, sondern weil ich dachte, ich sollte mit Hülfe Gottes etwas Rath schaffen. Lieber Sohn, sprach der Meister, was Raths wolltest du schaffen, da du doch bist ein Laie und kennst die Schrift nicht, und gebührt dir nicht zu predigen! Bleib länger hier, vielleicht giebt mir Gott, daß ich noch eine solche Predigt vollkommenlich werde thun, die du vielleicht gern hörst. — Allein der Mann schien Etwas auf dem Herzen zu tragen; er bat wieder um Erlaubniß zu reden, und sprach nun ungefähr Folgendes zum Meister. „Ihr seid ein großer Pfaff, und habt in dieser Predigt eine gute Lehre gethan; allein Ihr lebet nicht selber darnach. Ihr habt selber geprediget, daß wenn der höchste Meister aller Wahrheit zu dem Menschen kommt, so müsse dieser ledig und los werden aller vergänglichlichen Dinge. Und wisset, wenn derselbige Meister zu mir kommt, so lehret er mich mehr in einer Stunde, denn Ihr und alle Lehrer, die von der Zeit sind, bis an den jüngsten Tag immer thun mögen.“ Und als nun der Meister ferner den Laien aufs Höchste vermahnte, er solle doch bleiben, da sagte dieser nur

unter der Bedingung zu, daß der Meister geloben möchte, Alles was er bisher mit ihm geredet und noch reden würde, das sollte er in Beichtes Weise empfangen und hören. Da sprach der Mann, immer freier: es sey ihm ein Bild eingefallen, während er predigte, als ob jemand nähme guten klaren Wein und mengete den mit Hefen, daß er trübe würde. Und als der Meister nun weitem Bescheid über die Meinung dieses Bildes verlangte, da sprach jener: „Ich meine, daß euer Faß unrein ist, und klebet noch viel Hefen dran; denn Ihr habt euch den Buchstaben lassen tödten, und wisset doch, daß die Schrift spricht: Der Buchstabe tödtet, aber der Geist machet lebendig. Ihr habt in Wahrheit des Heiligen Geistes Süßigkeit noch nicht geschmeckt; dazu seyd Ihr noch ein Pharisäer. Aber wisset, daß derselbige Buchstabe, der euch nun tödend ist, derselbige wird euch wohl wieder lebendig machen, sofern Ihr nur selber wollt.“ Als nun aber der Meister sich über die letzten Worte höchst verwundert bezeugte, da erklärte ihm der Laie, wie sowohl das Eine als das Andere mit Recht von ihm gesagt werden möchte, weil er doch bisher in allen Dingen sich selber gesucht, und nicht die Ehre Gottes.“

„Als aber der Mann diese Worte und andere zum Meister gesprochen, da nahm ihn der Meister und umfing ihn, und küßte ihn an seinen Backen, und sprach: es sey ihm heute Rath geschehen, als der heidnischen Frau bei dem Brunnen geschah; sofort aber bat er ihn, er solle nun sein geistlicher Vater seyn und ihn seinen armen sündigen Sohn seyn lassen. Nein, erwiederte der Mann, wollt ihr also wider die Ordnung der Kirche reden, so fahr ich wieder zur Stunde heim. Und als sie nun weiter sich verständigt hatten, wie leicht die Schrift gemisbraucht werden könne, und welch ein großer, herrlicher Schatz in der Erkenntniß derselben liege, wenn die Uebung dazu komme, so hub der Mann an, und erzählte auf des Meisters Begehren, wie Gott ihn in seinem Anfange geleitet, wie er zuerst damit begonnen, sich das Leben der Heiligen zum Muster vorzustellen und sein Fleisch zu demüthigen so lange bis er krank ward und gar nahe dran gestorben wäre; dann aber drauf aufmerksam geworden sey, daß dies nur des Teufels Rath, eine solche selbsterwählte Uebung übernehmen zu wollen; wie er dann, von Natur ein wohlgeschickter und sinnreicher Mann, gemeint habe, mit den Sinnen seiner Vernunft, besonders wenn er Etwas mit Ernst dazu lerne, Alles begreifen zu können, und wie Gott auch hier ihn in sich selbst führen mußte, so daß er erkannte, daß ein Augenblick der göttlichen Gnade weit Alles überwiegt, was uns durch den natürlichen, weltlichen Verstand gesagt und gelehrt werden möge.“

„So redeten sie nun noch Vieles mit einander von der Wirkung der Schrift und des Heiligen Geistes, wie jene zu betrachten sey als ein

Brief Gottes an alle seine Creaturen, und, unter Anrufung des Geistes, dasselbe wirke, was dieser selbst vollbringe, und wie der gute, heilige Geist Gottes auch durch arme Sünder und unwürdige Menschen reden könne. Und als nun der Laie, ganz im Gegensatz zum Meister, behauptete, die Worte der heiligen Schrift gälten nicht bloß den Menschen damaliger Zeit, zu welchen sie zunächst geredet waren, sondern auch uns, und was der Herr von den Pharisäern gesagt, daß sie schwere und unträgliche Bürden binden und den Menschen um den Hals legen, aber dieselbigen nicht mit einem Finger regen wollen, das könne auch von vielen Lehrern jetziger Zeit gesagt werden — da ward der Meister, getroffen im Gewissen, noch mehr bewegt, und erbot sich, was der Mann ihn in göttlicher Liebe rieth, zuvörderst „ein gülden A B C“ von 24 geistlichen Lebensregeln, welche letzterer ihm übergab, zu lernen und immer mehr mit Gottes Hülfe in Uebung zu setzen. Doch ging dies, trotz aller Arbeit, bei weitem nicht so leicht von Statten wie alle kunstreichen Predigten, die der Meister je gehalten hatte; denn er wollte jede Lection völlig lernen. Allein eben dieses, meinte der Laie, sey der Weg des Geistes, und obendrein müsse noch das heilige, liebe Kreuz dazu kommen, so daß der Meister, wenn er anders den wahren engen Weg mit Ernst gehen wolle, bereit seyn müsse, viel Draigal und Druck besonders von den Brüdern zu erleiden; denn des Kreuzes Weg sey einer und derselbe für alle Jünger des Herrn. Daneben rieth er ihm, vors erste alle geistliche Geschäfte, Beichte und Predigt, einzustellen, und sich auf die festgesetzten Gebete und Messen zu beschränken, die übrige Zeit aber allein zur Betrachtung des Leidens unseres Herrn zu verwenden, dagegen sein eigenes Leben und die bisher verlorene Zeit zu stellen, und übrigens Alles, wozu er vor Zeiten in seiner stolzen Sinnlichkeit Lieb oder Lust gehabt haben möchte, fahren zu lassen, und mit der heiligen Maria Magdalena es Alles demüthiglich zu Christi Füßen niederzulegen.“

„Alles, was übrigens der Laie dem Meister vorausgesagt, nämlich daß er oft in menschlicher Gebrechlichkeit vor diesem Weg zurückschaudern, daß seine Beichtfinder ihn verlassen, daß seine guten Freunde im Kloster ihm den Rücken kehren und sich über seine wundersame Lebensweise ärgern würden — das ging bald in Erfüllung. Große Marter und Streitens und Fachtens hatte er Tag und Nacht mit sich selbst, ehe er dazu kam, daß er den Teufel und sein eigen Fleisch überwand, und nun von Gottes Gnade dahin gelangte, daß er in stiller fröhlicher Zuversicht, mit allen Kräften innen und außen, diese Dinge angreifen und stetig daran bleiben konnte, ihm geschehe wohl oder wehe. Und auf der andern Seite ward er von allen seinen frühern Freunden verschmäht,

und gerieth in Armuth, so daß er, nach dem Rathe des Mannes, einen Theil seiner Bücher versekte (verkaufen, meinte dieser, sollte er sie auf keine Weise; denn es könne die Zeit kommen, daß er sie nothwendig gebrauchen müsse); endlich ward er auch von einer schweren Krankheit heimgesucht. Allein als eben die Hitze der Leiden am größten war, da kam der göttliche Trost in Strömen auf ihn, so daß er, innerlich und äußerlich, einer neuen Kraft und Macht gewahr ward. Der Mann aber, wieder herbeigerufen (es waren gegen zwei Jahre nach dem Anfange dieses geistlichen Kampfes), äußerte, jezt erst habe er die wahre große Gnade in Gott gefunden; jezt werde der Buchstabe, der ihn getödtet, ihn wieder lebendig machen; denn seine Lehre, die früher vom Fleische war, komme jezt vom heiligen Geiste, dessen Licht er von der Gnade Gottes empfangen; jezt werde er auch in diesem Lichte erkennen, daß alle Widersprüche in der heiligen Schrift nur scheinbar seyen, und werde dem Bilde unseres Herrn Jesu Christi recht nachgehen; jezt solle er auch wieder anheben zu predigen und den Neben-Christenmenschen lehren und weisen den Weg zum ewigen Leben; jezt komme die Zeit, daß ihm gute Bücher nützen werden, und die Leute würden mehr Frucht aus einer Predigt von ihm empfangen, denn früher aus hunderten; denn die Worte, die er nun aussprechen werde, würden gehen aus einer lautern Seele und schmecken einfältiglich; nur solle er sich demüthiglich halten; denn wer einen großen Schatz offenbarlich trage, der müsse sich gar wohl hüten vor den Dieben.“

„Der Meister löste nun wieder seine Bücher für 30 Gulden ein, welche der Mann ihm gab, und predigte am dritten Tage drauf von einer hohen Statt des Rectoriums, daß man ihn desto laß hören möchte. Allein kaum hatte er, die Rappen vor die Augen, ein stilles Gebet gesprochen, da flossen seine Augen vor inniglichem Weinen ihm also sehr über, daß er kein Wort mehr sprechen konnte. Er mußte die Leute heimschicken, sie ermahnen, daß sie Gott für ihn bitten sollten, und mit der Verheißung, er wolle es durch Gottes Gnade ein ander Zeit bessern. Die Mähr erschallte über die ganze Stadt, und die Leute sprachen: Nun sehen wir alle wohl, daß er ein rechter Thor ist worden. Die Brüder im Kloster verboten ihm härtlich, daß er nicht mehr predigen sollte, denn er thäte ihnen großen Schaden in dem Kloster und schändete den Orden mit seiner thörlischen Weise. — Der Mann aber gemahnte den Meister, auch vor diesen Dingen nicht zu erschrecken; denn so pflege der Bräutigam zu thun seinen liebsten und besten Freunden; er solle auch diesen Druck des Kreuzes, den Gott zugesendet, nicht verschmähen; denn ohne Zweifel sey dies ein Zeichen, daß Gott auch die verborgnen Felsen des Hochmuths bei ihm ausreißen wolle. — Fünf

Tage darnach gab der Prior dem Meister die Erlaubniß, den Brüdern im Kloster eine Predication in lateinischer Sprache zu halten; und siehe, alle mußten gestehen, daß sie eine solche gründlich und tief göttliche Lehre ihre Lebtag nicht vernommen hätten. Einige Tage darauf predigte er im Nonnenkloster von Christo, dem wahren Bräutigam der Seelen, über Matth. 25, 6; mehrere Menschen blieben wie todt liegen auf dem Gottesacker; das Wort hatte ihre Sinne gleichsam gelähmt vor großer Bewegung des Innern. Nun predigte der Meister auch den weltlichen Leuten mit großer Kraft und Fruchtbarkeit, zur Befehrung vieler Seelen; Gottes Gaben — das war nun seine beständige Lehre — müssen durch Leiden kommen, oder wenigstens durch Leiden bewährt werden.“

So weit der größere Theil der alten Geschichte.⁷¹ Wüßten wir auch kein Wort mehr vom Zusammenhange, als daß der Meister eben Tauler selbst ist, so könnten wir doch unmöglich verkennen, daß hier ein Kampf geschildert ist, der im Allgemeinen und im Besondern (mit Beziehung auf die Lehrer in der Kirche) gleich entscheidend für eine jegliche Menschenseele ist. Oder ist es nicht so, daß die Liebe zu den Creaturen und die Hingabe des Herzens zu irgendwelchem Andern als zu Gott allein das wesentliche Hinderniß der wahren Befehrung ist, die dann erst eintritt, wenn der Mensch die Wahl vollzieht zwischen den sichtbaren Dingen, die zeitlich, und den unsichtbaren Dingen, die ewig sind? Und müssen etwa die Lehrer nicht dieselbe Probe ablegen? Ist nicht vornämlich ihnen die Gefahr nahe gelegt, sich, wenn auch nicht gerade der Fleisches- oder Augenlust, so doch einem solchen, allerdings pharisäischen, Selbstbetruge zu ergeben, wodurch sie, indem sie Andern predigen, selbst verwerflich werden? Müssen nicht grade sie vor Allen sich demüthigen, sich durch das Wort züchtigen und strafen lassen, damit sie sowohl die Schwertes- als die Heilkraft desselben recht gebrauchen können? Und grade das ist es, was diese Geschichte mit unübertrefflicher Klarheit und Einfalt uns predigt: daß der größte Meister gleich dem geringsten Schüler werden muß, damit des Paradieses Ströme in ihm aufquellen, und dasjenige ihm geistlich, lebendig, innerlich werde, was früher wahr, richtig, vielleicht sogar treffend war, aber doch der Salbung entbehrte, deren Geruch im ganzen Hause Gottes sich verbreitet.⁷²

71. Der übrige Inhalt derselben (von Taulers letzten Lebenstagen) wird an seinem Orte benutzt werden.

72. Dies ist die unvergängliche Wahrheit der Mystik, und bis zu dieser Gränze hin sind alle wahrhaft rechtgläubige evangelische Lehrer Mystiker gewesen. Hier liegt zugleich der springende Punkt im bekannten Streite de theologia irrogenitorum; mit diesem Maße ist es leicht Wahrheit und Irrthum, die nach beiden Seiten hin liegen, abzuwägen.

Wie einfach schön, aber mit tiefster Wahrheit sind zugleich in dieser alten Geschichte die Gränzen zwischen dem allgemein christlichen Ermahnungs- und dem eigentlichen Lehr- und Predigtamte gezogen! Wie laut ist auf der andern Seite die Wahrheit verkündigt, daß Gottes Gaben nicht an gewisse Personen oder Verhältnisse geknüpft sind, daß das Reich der Gnade eine Unendlichkeit von Kräften in sich hält, unter welchen die scheinbar geringsten, wenn sie mit rechter Treue geübt werden, gleich den allergrößten werden können! Den evangelischen Geist in der Beschreibung der Mittel und Wege der Bekehrung wird auch Niemand leicht in Abrede stellen können; höchstens könnte das bezweifelt werden, ob die Erfahrung immer stichhaltig ist, die sowohl die geistige Erneuerung Taulers als des Laien auf diesem Punkte darbietet, daß dieselbe nämlich gleichsam durch einen Ruck geschieht, so daß der Mensch zwar die Wirkungen des Zuges inne wird, aber nicht weiß, von wannen die Kraft kommt.

So ist Alles in dieser Geschichte Licht und Leben, weil Alles wirkliche Erfahrung, ein geistlich Erlebtes ist. Die folglich, welche mit einigen Römisch-katholischen Lehrern⁷³ meinen möchten, unmöglich könne hier eine wahre Geschichte berichtet seyn, sondern ein Gleichniß liege vor, weil der Meister ja eine Reihe von Jahren hindurch in geistlichen Uebungen gelebt und in vielfachen geistlichen Verhältnissen gestanden, die haben durchaus keinen Begriff von dem Wesen und der Kraft der wahren Bekehrung, noch von dem Leben, das mit Christo in Gott verborgen ist.

Nun ist aber durch die neuesten Forschungen auch die persönliche Wahrheit der Geschichte, um so zu sagen, außer allen Zweifel gesetzt. Der räthselhafte Laie war, wie eine Strasburgische Handschrift uns versichert, ein Waldensischer Gottes-Freund, Namens Nicolaus von Basel.⁷⁴ Er hat sich selbst in dieser Geschichte gezeichnet, die übrigens aus Taulers Aufzeichnungen (denn er schrieb jede einzelne Unterredung nieder) zusammengestellt und, zugleich mit den darin enthaltenen Predigten und dem Bericht von Taulers Tode, zuletzt vom Laien gesammelt sind. Außerdem aber haben wir von seiner Hand (was in dieser Geschichte nur mit schwachen Zügen angedeutet ist) ein Buch „von den fünf Jahren seines Anfangs“ (d. h. des Anfangs seines Lebens in Gott).⁷⁵ Derselbe Mann, den Gott als ein Werkzeug zur Erweckung jenes ausgezeichneten Lehrers gebraucht hatte, ward in seinem hohen

73. *Quétif et Echard Scriptores ordinis Praedicatorum, Tom. I, 678.* Anders und im Ganzen richtig: *Touron Histoire des hommes célèbres de l'ordre de St. Dominique, Tom. II, l. c.*

74. Joh. Tauler von C. Schmidt, S. 28.

75. Joh. Tauler von C. Schmidt, S. 192.

Alter von der Inquisition in Vienne als unverbesserlicher Ketzer verurtheilt und dem Scheiterhaufen übergeben.⁷⁶

XVI.

Auch Tauler selbst, wie er sich uns ganz in seinen Schriften darlegt, ist eine unverwerfliche Bestätigung der Wahrheit jener Geschichte. Ein solcher Lehrer, mit diesen tiefen geistlichen Blicken, mit dieser Selbstverläugnung, konnte nur durch einen solchen geistlichen Kampf, durch eine solche Bekehrung zu Gott gebildet werden. In der That hatte er, wie jedes Zeugniß von ihm kundthut, beides, das unaussprechlich Tröstliche der Gnade Gottes und der Gemeinschaft Jesu Christi, so wie den Haß und die Verachtung der Welt, lebendig erfahren.

Indem wir uns anschicken, die einzelnen Züge des trefflichen Predigers zu einem klaren Umrisse zu vereinigen, bemerken wir bloß (wovon genaue Forschung uns überzeugt hat), daß die ganze Sammlung seiner Predigten, sowie sie uns vorliegt, ohne Zweifel nach seiner Bekehrung (1340), wahrscheinlich in den letzten Tagen seiner Landflüchtigkeit (von welcher wir bald hören werden), veranstaltet ist.

Ein alter Zeuge erzählt uns, daß „damalen (1341) ein Predigermönch hub an, göttliche Lehre zu predigen, was er bis in die zwanzig Jahre gethan; er hieß Johann Taulerus, gebürtig aus Cöln. Bischof Bechtold hat ihn viel und gern gehört mit Verwunderung, denn dies Predigen ein seltsam Ding war, darum sollt er die Evangelien auslegen.“⁷⁷ Der erste Eindruck der Taulerischen Predigten ist in diesen einfältigen Worten gar wohl beschrieben; in der That ist eine unerklärliche Anziehungskraft in denselben wirksam: es ist der Quell wahrhaft christlicher Erfahrung, der hier lebendig frisch hervorsprudelt; es ist das Leben in Gott, das da athmet und zeugt. Ein wunderbarer Schmelz ist über diese Zeugnisse ausgebreitet, ein Schmelz wie der der Blumen im Frühlinge; die einfachsten Naturbilder rufen ihn hervor, so wie er dort die geringsten, unscheinbarsten Blumen schmückt. Denn Tauler verstand die große Kunst, welche eins der Hauptkennzeichen der christlichen Predigt ist und seyn muß (denn sie ist ja ein Widerschein des Vorganges der Offenbarung): die Natur als die Abspiegelung des Geistes hervortreten zu lassen, sie aber durchaus nicht (was eben damit ausgeschlossen wird) zu einem Spiegel unserer Einfälle zu machen. Man könnte meinen, daß das reiche geistliche Erfahrungsleben, welches sich in diesen Predigten regt, den allerwenigsten Zuhörern zusagte. Die

76. Jo. Nideri *Formicarius* (Argent. 1517. 4) fol. 40, a.

77. Specklin *Collectanea* (die Handschrift in Straßburg). Mitgetheilt von Görres in der Einleitung zu „Heinr. Susos Leben und Schriften, von Diepenbrock,“ S. 35 f.

Furcht ist ungegründet: es ist eine Angelschnur, die den Samen mit hat. Es ist im Grunde der Weg, den der Herr selbst geht; grade das Tiefste des Evangeliums, welches zugleich das Einfältigste (denn es gründet sich auf die geheime Verbindung zwischen den Menschenherzen, die der Geist Gottes von steinernen zu fleischernen umwandelt, und auf die Geheimnisse der Offenbarung), grade dies ist es, was in den Reden des Herrn die Seelen anzieht. Die Süßigkeit wird ja erst recht verstanden, wenn man selbst Geschmack gewinnt; sie ruft aber zugleich den geistlichen Geschmack hervor.

Taulers geistliche Betrachtung ist tief und mannigfaltig, sein Gegensatz gegen die Irrthümer der Zeit eingreifend und scharf. Wenn früher, in seinen unbefehrten Zuständen, ein kleiner Sauerteig der Eckart'schen Lehre leicht die ganze Masse hätte durchsäuern können — jetzt, als sein Passah gekommen war, durchschaute er die Verführung mit geschärftem geistlichen Blicke. Besonders in zwei Predigten am Sonntage Invocavit zeichnet er die Hauptirrsale der Zeit nach dem Leben und führt sie auf vier Klassen zurück. „Die Einen,“ sagt er, „lassen sich anfechten von der unbezwungenen Natur. Das sind alle die, welche nach der Wollust ihres Leibes und ihrer Sinnen leben, im Sehen, im Hören, im Reden, im Willen und Genügen, in Begierde zu gefallen der Eine dem Andern, in Reisen und Zusenden zu einander, mit Verwöhnung in Speise, in Trank, in Kleidern schöner Farbe und Gestalt, und überhaupt in Mannigfaltigkeit von allen Dingen, womit man den faulen, armen Aschensack sich beleißigt zu zieren, der eine Speise der Würmer ist. Das ist die allgemeinste aller Anfechtungen, welche nach und nach alle die Geistlichkeit der heiligen Christenheit vertrieben und verderbt hat; denn sie regiert in Klöstern, in Klausen, in Orden und Prälaten, in allem Stande der heiligen Kirchen, vom obersten bis zum niedersten. Etliche sprechen, daß das die Weisheit sey, welche Gott lieb hat, und daß das heiße, ein „guter Mensch“ seyn, aller Ehren und Guts werth; und meinen, sie seyen dieselbigen, und also werden sie betrogen. Die andere Anfechtung (Dwaling, Irrung) ist dieser Weise ganz entgegen. Das sind die Menschen, die geistlich und heilig scheinen wollen, aber es nicht sind. Sie übernehmen wohl harte Bußübungen; sie übergeben wohl Freunde und Verwandte, irdisch Gut und allen Trost der Welt; und doch lieben sie sich selbst, ihren Nutzen und Gewinn vielmehr denn Gottes Ehre. Sie schweben und schwanken zwischen der unwilligen Entsagung und allerlei eiteln Einfällen und fremden Dingen. Es ist die Liebe der Natur, nicht der Gnade; denn sie sind sich selbst nicht gestorben. Darum fallen sie leicht zu geistlichem Hochmuth, verlangen, daß Gott auf sonderliche, geheime

Weise sich ihnen vor Andern offenbaren soll, werden betrogen durch falsche Gesichte und Träume, und betrügen wiederum Andere, so daß sie kaum je bekehrt werden können... Die dritte Verleitung und Anfechtung findet sich bei den Menschen, die, behend von Sinnen und schalkhaftig in natürlichem Verstandniß, meinen, es sey genug, das Licht der Natur zu üben, worin sie blühen mit allen ihren Sinnen. Darum dünket ihnen, daß sie alle Wahrheit und Alles, das man lieben mag, begreifen und verstehen mögen ohne die übernatürliche Hülfe Gottes. Sie wollen mit ihrer Kunst durchgraben und durchgründen die verborgne Heimlichkeit der heiligen Schrift, die der Geist Gottes gedichtet hat, und die ewige Weisheit; denn sie meinen, die Weisheit von der Welt zu seyn. Alle Zeit wollen sie neue Weis für die Leute bringen, in Reden und Lust der Natur; darum sind sie als ungläubige, heidnische Menschen, die Gott nicht erkennen. Gemeiniglich haben sie auch ein schwer Wesen oder Geberd auswendig und ein stolz Geberde gegen andere Menschen, und wollen geachtet und mehr seyn denn andere Menschen... Doch wie schwer die Bekehrung auf diesem Wege ist, sie wird es noch mehr, sie wird fast unmöglich durch die vierte und letzte Irrung. Das sind die Menschen, welche auch alle inwendige Werke verschmähen, alle Liebe und Begehr zu Gott, alles Danken und Loben seines Namens, die Erkenntniß der ewigen Wahrheiten, kurz Alles, wodurch wir hier den Vorgeschnack der Seligkeit haben; denn wirkte Gott dieses nicht in uns, dann wäre er weder Gott, noch selig. Diese Menschen kommen so zu der falschen Freiheit des Geistes; indem sie darnieder liegen und sich in falscher Ruhe und geistlicher Unkeuschheit herumwälzen, nennen sie sich selbst Gottschauende Menschen, meinen, sie seien der Sünde ledig und mit Gott ohne Mittel vereint, werfen allen Gehorsam gegen Gott und die heilige Kirche, alle Übung der Gottseligkeit ab. Sie wäbnen, Niemand könne ihnen Etwas geben oder nehmen, weil sie sich weit darüber erhaben dünken, um Etwas zu bitten, und misbrauchen so aufs schändlichste den Namen der geistlichen Armut. Was irgend die Natur begehrt, das, meinen sie, können sie ohne Sünde thun, weil die Sünde ihnen nicht Sünde sey. Wahrlich, Mörder und offenbare Sünder sind viel besser als diese „geistlichen Menschen;“ so lange sie in diesem Zustande sind, sind sie klärlisch vom Teufel besessen. Sehet, dieser Weg und alle dergleichen sind des Antichristen Vorboten, die seinen Weg bereiten zu dem Unglauben und der Verdammniß... Aber hie wie dort ist uns Christus eine Regel, der bleibt allemweg liebhabend, begehrend, dankend und lobend seinen himmlischen Vater.“⁷⁸

78. Tauleri Predigen (Basel 1521), fol. 177 b — 185 b. Daß in der letz-

Wir sehen aus diesen Worten des alten Meisters, worin seine Predigtkunst wesentlich bestanden hat, nämlich darin: daß er zuvörderst vor Gottes Augen sein Leben und ganzes Wesen erforschte; daß er tief erkannte, wie er selbst nur gleichsam ein Brand war, durch Gottes Gnade aus dem Feuer gerissen; daß er von dem Punkte aus, wo das Leben erst zum wahren Leben in Gott wird, alle Irrwege überschaute und strafte,⁷⁹ und zugleich das rechte, einige Heilmittel, wodurch die Seelen allein zum wahren Frieden gelangen können, mit glühender, dankerfüllter Zunge angab und pries. Es ist kein Schul-, sondern ein Kirchengeheimniß; wer durch Gottes Gnade gezogen wird, der wage es drauf, der predige von den Dächern, was er in die Ohren gehört hat! Allein das Wort, wodurch dies verkündigt wird, muß ja oft ein scharfes seyn; so war es auch in Taulers Munde. Mit großer Freimüthigkeit, so daß er auch seine Ordensbrüder und Zuhörer nicht schonte, strafte er die Laster und Sünden der verschiedenen Stände, die herrschende Gottlosigkeit und Gottentfremdung überhaupt in allen Gestalten. „Das sollet Ihr wissen,“ sagt er, „daß Gott wohl eine Zeit lang seine allmächtige Kraft verbirgt und stille schweigt zur Bosheit der Menschen. Darum wird nun der größte Haufe so frech, stolz und sicher, als ob sie selbst Gott seyn wollten: fast alle Geistliche und Weltliche trachten darnach aus allem Vermögen, daß sie Niemandem unterthan, sondern selbst Freiherrn seyn und thun mögen, was ihnen gelüftet. Aber wahrlich, Gott wird nicht immer schweigen noch seine Macht wider die verbergen, die so gern mächtig und groß seyn wollen ohne seinen Rath und Schickung; denn er ist mit Macht gerüstet; wenn Menschen wider ihn wüthten, leget er Ehre ein, und wenn sie noch mehr wüthten, ist er auch noch gerüstet (Ps. 76, 11) . . . Die Fürsten der Welt und die Gewaltigen sollten die allerbesten seyn, so sind sie leider nur zumal die allerbösesten und ärgsten, und sind rechte Roß und Pferde, darauf die Teufel reiten, daß sie die auserwählten Menschen Gottes peinigen und martern. Dazu machen sie allen Unfried und Unglück in aller Welt,

ten Klasse die Begharden nach dem Leben gezeichnet sind, brauchen wir nach dem oben Mitgetheilten kaum zu bemerken.

79. Manches berührt er freilich nur mit zarter Hand (etwa wie Joh. Mich. Sailer in seiner frühern Periode bis 1820), aber doch so, daß er den Irrthum ins Herz trifft. Dabin gehört z. B. die unvergleichliche Rede vom wahren „Jubiläum,“ welches er als die wahre Ruhe des Volkes Gottes faßt, das im Streite des Herrn auf Erden lebt. „Dies,“ sagt er, „ist unser fünfzigstes Jahr der Erlösung und der Freude, das man Jubiläum nennt in Hebräischer Sprache. Hier zählen wir fünfzig Jahre von der Zeit, da Christus, Gottes Sohn, in uns geboren ist, und das ist unsere Römische Fahrt; denn hie wird alle Schuld vergeben und alle Sünde abgelaßen; alle Gefangenen werden erlöst von allen Banden, von ungeordneter Liebe zu einigen Creaturen; die werden zerbrochen, und alle Knechte werden ledig, die von freiem Adel oder Geburt sind.“ S. Tauleri Predigen, fol. 180, b.

mit einander Geistlich und Weltlich. Dies alles sieht man täglich an ihrer großen Hoffart und Unkeuschheit, und in mancherhand Bosheit, die sie stiften und treiben heimlich und öffentlich⁸⁰. . . Strafen und ermahnen sollen die Lehrer und Vorgesetzten ihre Untergebenen mit aller Geduld und Lehre (2 Tim. 4, 2). Allein jetzt ist es leider dahin kommen, daß die Prälaten und Oberherren ihre Unterthanen strafen nicht mit Sanftmüthigkeit und in der Furcht Gottes, sondern aus zornlicher Nachlust, in vermessenen Sinn, nicht aus Haß zur Sünde, sondern aus Haß zu den Menschen, so daß keine Besserung der Seelen, die nothwendig sehen müssen, daß es um ihres Heils und ihrer Seligkeit willen geschieht, darauf folgt. Erst sollten die hohen Herrn in der That selbst thun, was sie von ihren Unterthanen verlangen, sollten Gott für sie bitten und sie mit einer Liebe umfahn, als eine Mutter ihre Kinder umfäht, und den Kranken und Schwachen am allerförderlichsten Liebe und Treue erzeigen⁸¹. . . Die der Geist Gottes treibet, die sind Gottes Kinder (Röm. 8, 14). Aber ach, wie viele giebt es in allen Ständen, die dasjenige thun, was sie thun, nicht von göttlicher Lieb oder Andacht, sondern von Furcht wegen! Wie viele giebt es, die bloß gemein verdingte Knechte, wie viele Pfaffen und Nonnen, die Gott dienen um ihrer Pfründe und Präsenz willen, und wären sie der nicht sicher, sie dienten Gott nicht, und fehrten wieder um, und würden Gefellen der Feinde Gottes! Wie viele giebt es, die da stehen auf ihren auswendigen oder inwendigen Auffäßen und eignen Weisen, und wirken ihr eigen Werk, die da stehen unten an den Rinden des Baums, aber nimmer hinauf wollen zu dem Gipfel!⁸². . . St. Bernhard spricht: „Göttlicher Trost ist also zart, daß er in keinerlei Weise bestebet, da man andern Trost empfähet.“ Ei, lieber Herr, sagen die Ordensbrüder, wir sind geistliche Leute. Nun, thue und hab alle die Kutten und Kappen an, die du willst, du thuest denn das, das du von Recht thun sollst, es hilfst dir nicht⁸³. . . Unter allen Dingen ist dem Menschen Nichts so groß nöthig, als daß er lerne allezeit streiten und fechten. Denn in der Anfechtung lernt der Mensch erst sich selbst erkennen, wer er ist und was er ist. Denn mancher große Mensch in dieser Welt verdorben ist, dem nichts Anders gebrach, dann diese Kunst Streitens und Fechtens. Nimmer wird der Mensch seines inwendigen Grundes so gewahr, dann in der Anfechtung des Leidens.⁸⁴. . . O was großes Wunders möchten wir mit Gott, so wir in uns selbst lehren und da

80. Tauleri Predigen (auf 21. nach Trin.), fol. 125 ff.

81. Tauleri Predigt auf S. Thimothei Tag, l. c., fol. 212 — 213, a.

82. Tauleri Predigt auf 8. nach Trinit., l. c., fol. 92.

83. Tauleri Predigt auf 10. nach Trinit., l. c., fol. 96, b.

84. Tauleri Predigt auf 21. nach Trinit., l. c., fol. 125, b.

blieben, und nähmen der Gnaden in uns wahr; so vermöchten wir alle Dinge in Ihm, und sänden das Himmelreich in uns. So aber laufen wir von Einem zum Andern, um Gottes Wort zu hören, und ehe man es wähet, so wissen wir Nichts mehr davon. Wir sind so unstät und wankelmüthig: was uns heute lieb ist, das wird uns morgen leid. Kinder, wir müssen zu Männern werden, und müssen thun eine freie starke Einkerkehr von allen Creaturen förderlich zu Gott. Wie weit ist es doch nun in mancher Versammlung kommen, daß man gerne neue Mähr sagt, was die und der und der thut! Das sind alles thörichte Bilder, die damit in die Seele hineingetragen werden. Kinder, fliehet solche Stätte und solche Menschen und verberget euch selber, und wartet, was Gottes und seines Willens ist; dem folget nach!⁸⁵ . . . Wir haben zu kämpfen, sagt der Apostel (Eph. 6, 11), nicht wider Fleisch und Blut. Diese Lehre sollen vor allen die Menschen merken, die das arme Fleisch martern, und dabei nicht tödten die böse Gesippenschaft, die inwendig in dem Grund des Menschen verborgen liegt. Lieber Mensch, was hat dir dein Leib gethan, daß du ihn also marterst? Tödtet die Untugend in euch selbst und in euren bösen Gewohnheiten, und lasset euch selber ungemartert, und habt vor euch den Schild der Geduld und Sanftmüthigkeit, und lasset euch andere Menschen peinigen, kasteien und martern, dasselbige ist Gott von euch zu tausend Mal lieber und werther, denn daß ihr alle äußerliche Werk und Uebungen übtet, die alle diese Welt thut und vollbringt. Weil aber dies von den Allerwenigsten geschieht, so müssen wir die „bösen Tage“ erwarten, deren der Apostel gedenkt, der Tage, da alle Grundsäulen der Welt wanken und alle Dinge zu einander werden geworfen, und nur diejenigen stehen werden, als Säulen in Gottes Haus, die in diese Apostolische Schlachtordnung sich begeben haben, die mit dem Schwerte des Geistes, mit dem Schild des Glaubens, mit dem Helm des Heils Alles wohl ausrichten, und den Sieg über alle Anfechtungen erlangen werden.⁸⁶

XVII.

So und in mancher anderer Weise stellte Tauler die Entartung seiner Zeit und das Verderben der Kirche insonderheit dar, wies auf die rechte Arznei hin in der Zueignung des Gehorsams Christi in seinem Thun, Leiden und Sterben, in seiner Auferstehung zu unserer Gerechtigkeit; so strafte er die Sünden, namentlich auch die, welche man sehr richtig in unserer Kirche „die unerkannten“ genannt hat, weil sie von den Wenigsten erkannt werden; so forderte er Alle zu einer rechten

85. Tauleri vierte Predigt auf Frohnleichnamsest, I. c., fol. 70, a.

86. Tauleri Predigt auf 21. nach Trinit., I. c., fol. 126, b.

Geistesstärke auf, aber vergaß nicht die ewige Wurzel des Glaubens, welche der Geist in unsre Herzen herabgesenkt hat; so bewegte er das Wort mit Macht, indem er sich selbst von demselben strafen ließ, und stellte den Gläubigen die zweite Zukunft Christi dar als den gewaltigsten Trieb in sich haltend zur wahren Erneuerung des Lebens, zur christlichen Treue und Wachsamkeit. Der Arbeit eines Evangelisten folgte auch bei Tauler der Lohn eines Evangelisten. Wir lesen in der alten „Geschichte,“ daß, „als nun der Meister an einem göttlichen Leben zunahm und fortfuhr zu predigen Geistlichen und Weltlichen in der Kraft des Geistes, da geschah es, daß was die Leute zu schicken hätten, in dem Land auch in der Stadt, das mußte er allemal ausrichten mit seiner Weisheit, und was er ihnen rieth, daß waren sie ihm willig und ganz gehorsam.“⁸⁷ Allein auf der andern Seite litt er viel sowohl von Ordensbrüdern, die einmal in eine solche Christenthumsübung sich nicht finden konnten, als von manchen Zuhörern, die vom weltlichen Wesen nicht lassen wollten. Das Bitterste und Unerträglichste warfen sie ihm vor: wenn er von der Angst der Zeit predigte und zu rechtschaffenen Früchten der Bekehrung aufforderte, da riefen sie: „Es ist eines Beggards Rede und Nonnentand; lueg, dies sind die neuen Geister.“⁸⁸ „Vorzeiten,“ spricht er selbst darüber, indem er dieses Gemälde geistlicher Bosheit ausbreitet, „da marterten Juden und Heiden die Heiligen; nun werden sie gemartert von denen, die auch fast heilig scheinen, und viel mehr Werke thun denn sie. Denn die Scheinheiligen sprechen von ihnen: sie seyen zumal unrecht und in Irthümern verwickelt; sie verstehen die Sache richtig und wissen nicht, wo sie anfangen sollen und hinfahren mögen.“⁸⁹ So zeugt auch Heinrich von Nördlingen in einem seiner Briefe: „Unser lieber Vater, der Tauler, der ist auch gewöhnlich in großen Leiden, denn er lehret die Wahrheit und lebt ihr als gänzlich, als ich einen Lehrer weiß.“⁹⁰ Vielleicht ist es auch hier-

87. Historia und Leben D. Tauleri, Cap. XIV.

88. Tauleri Predigt auf 3. nach Trinit., fol. 77, a. „Diese blinden Menschen“ (sagt er kurz zuvor, mit gewaltigem Eifer) „meinen, daß das kostbare Leiden unsers Herrn Jesu Christi und sein theures Blut also mit Spießen soll hingehen, ohne Frucht. Nein, Kinder, nein, es geht nicht also. Darum sprechen sie: „Wir sind in einem heiligen Orden, und haben die heilige Gesellschaft, und beten und lesen.““ Ja, das thust du Alles ohne Liebe und ohne Andacht, mit einem zerstreuten Herzen, als blindthum und als kaltlich, daß es ein Wunder ist nachzudenken. In diesem beichten sie — ja mit Worten, ohne ganzen Willen von Grund des Herzens. Und den heiligen Leichnam unsers lieben Herrn empfangen sie. Sie thun recht als der einen König zu Haus ladet und ihn setzt in einen unreinen, stinkenden Stall, unter die Schweine. Es wäre ihnen tausendmal besser, daß sie ihn nimmer empfangen.“

89. Tauleri Predigt auf 49. nach Trinit., fol. 121, b. Tauler sprach zu solchem Unglimpf (das war so seine still-deutsche Art, wenn man will, mystische Weise) zu sich selbst: „Nun leide dich, und laß dich, und hüte dich, schweig stille. Und seich inwendig: Lieber Herr, Du weißt wohl, ich meine Nichts, als Dich!“

90. Jo. Heumanni Opuscula, p. 393.

auf zu beziehen (wenn wir anders dieser Nachricht Glauben schenken können), daß Tauler mit dem Gedanken umgegangen, in die Heidenwelt auszuziehen, um das Wort des Herrn zu verkündigen; wirklich soll er auch schon sich zur Reise haben anschicken wollen, da es ihm klar ward, „daß nicht Alles, was uns gut und vollkommen dünke, darum von Gott gefordert werde von uns, und daß ja unter den Christen selbst Viele seyen, die wohl den Christennamen führten, aber ärger denn die Heiden lebten.“⁹¹

XVIII.

Gewiß war das Zeugniß, das Tauler führte, so mächtig und unermüdlich, daß es wohl für die That seines Lebens gelten konnte; dennoch ward er zu einer weitem, noch mehr praktischen Bestätigung seines christlichen Glaubens berufen. Wir haben bereits gehört, welche traurige Folgen das päpstliche Interdict in ganz Deutschland, namentlich auch in Strassburg, hatte. Auch hier wurden die Verkündiger des Wortes, indem viele nicht wußten, zu welcher Seite sie sich wenden sollten, auseinander gesprengt; auch hier mußten die geschlossenen Kirchen durch Gewalt der Obrigkeit wieder geöffnet werden. Zu dieser geistlichen Noth und Verwirrung kam nun, am Schlusse des Jahres 1347 und während des ganzen Jahres 1348, eine solche Heimsuchung Gottes nicht blos im Elsaß, sondern über den größten Theil Europas, daß man noch jezt, nach einem halben Jahrtausend, den Namen nicht vergessen hat; man nannte diese Seuche „den schwarzen Tod.“ Augenzeugen beschreiben dieselbe folgendermaßen: sie fing mit Geschwüren unter den Armen und am Obertheile der Schenkel an; gewöhnlich endigte sie am dritten oder vierten Tage mit dem Tode. In Strassburg starben täglich in jeder Parochie durchschnittlich 10 Menschen, in Altem 16,000 (in einigen Deutschen Städten verhältnißmäßig noch mehr; in Basel z. B. 14,000). Den Spittelgraben bei der Kirche mußte man zu einem Gottesacker umgestalten. Es war untersagt, irgend einen Todten in den Kirchen zu begraben; auch durfte man sie nicht die Nacht über in den Häusern behalten, sondern sie sollten sogleich verscharrt werden. Die Eltern hatten keine Sorge mehr für ihre Kinder, die Kinder vernachlässigten ihre Eltern; Freunde verließen ihre Freunde, das Gesinde ihre Herrschaft; ganze Häuser standen leer mit allem ihren Geräthe; Niemand wagte es, über die Schwelle zu gehen; viele Handelsschiffe fand man auf dem Meere heruntreibend ohne Schiffer und Schiffsleute.⁹² Das Volk sah die Noth, merkte, daß es eine Strafe Gottes

91. Bei *Touron*, l. c., p. 349 (nach *Surius*, dem Lateinischen Uebersetzer).

92. Nach *Jac. v. Königshoven* *Elsassische Chronike*, S. 300 f., und *Al-*

sen, nahm aber nun zu großem Theil nicht seine Zuflucht zur Arznei des Evangeliums als dem alleinigen Heilmittel wider die blinde Seuche und den Tod, sondern zu selbstgemachten geistlichen Uebungen, zu falschen Offenbarungen, Wallfahrten u. s. w. In allen Städten, namentlich auch nach Strassburg, sah man große Scharen in Procession kommen; sie gingen paarweise, Männer, Weiber und junge Leute, Priester mit Laien untermischt, alle baarfuß, und „hatten alle Mäntlein an und Hüte auf mit rothen Kreuzen;“ vor ihnen wurden Fahnen getragen „von Sammettüchern und Baldefen.“⁹³ Wo sie in Städte oder Dörfer kamen, da trug man ihnen Kerzen vor und stürmte alle Glocken gegen sie. Es waren die sogenannten Geißler-Brüderschaften (Flagellanten). Singend einen besondern „Lais“⁹⁴ zogen sie hin. Wenn sie in die Kirche kamen, so knieten sie nieder und sangen: „Jesus der ward gelabt mit Gallen, Deß sollen wir alle an Kreuze fallen.“ Dann fielen sie alle kreuzweis an die Erde, daß es klapperte. Und wenn sie eine Weile so gelegen, hob ihr Vorsänger an und sang: „Nun hebet auf eure Hände, Daß Gott dies große Sterben wende, Nun hebet auf eure Arme, Daß Gott sich über uns erbarme.“ Drauf geißelten sie sich selbst mit vierfach gewundenen Geißeln; an jedem Knoten war ein eiserner Pflock befestigt. Nach vollendeter Geißelung standen sie mit den Worten auf: „Stehe auf zu der reinen Marter Ehre, Und hüte dich vor Sünden mehre.“ Nachdem sie noch mancherlei „Lais“ gesungen, las einer unter ihnen einen Brief vor, von dem sie vorgaben, ein Engel hätte ihn vom Himmel herabgebracht. Und wenn der Brief gelesen war, so gingen sie wieder in die Stadt singend, zu zwei und zwei den Fahnen und Kerzen nach. — Im Anfange hatte das Volk große Andacht und weinte; wo sie in die Städte kamen, gieng viel Volks in ihre Brüderschaft, die auch Geißler wurden (zu Strassburg mehr denn 1000 Mann). Ihre Regel hieß ihnen, daß jeder, der in die Brüderschaft trat, so viel mitbringen mußte, daß ihm täglich vier Pfennige angerechnet werden konnten; auch durften sie keine Herberg heischen; desto mehr aber wetteiferten die Leute, ihrer je zehn, zwanzig und mehr noch einzuladen. — Doch dauerte diese ganze Geißlerfahrt nur ein halbes Jahr; auch in Strassburg ward man ihrer müde und „wollte ihnen nicht mehr entgegen stürmen.“ Denn außer mehrern Unordnungen, die dabei nothwendig vorgefallen mußten, wurden die Leute gegen die angeblichen Offenbarungen, für

Berti Argentinensis Chronicon (ap. Urstisii Germaniae Historic. illustr.), p. 147.

93. Baldefen: goldgewirktes Seidenzeug.

94. Ueber diese „Lais“ vgl. die treffliche Monographie von Ferd. Wolf: „Ueber die Lais, Sequenzen und Reiche. Seidelb. 1841. 8.“

die sie keine günstige Gewähr anzugeben wußten,⁹⁵ mißtrauisch; man entdeckte, „daß sie mit Falsch und Trug umgingen,“ und die geistliche mit der bürgerlichen Obrigkeit machte den Mißbräuchen ein Ende.⁹⁶

XIX

Allein mitten unter diesen schweren Heimsuchungen Gottes, dem tiefen Bangen der Menschen, den Schrecknissen des Interdicts (dem ja tausend Abergläubische eine weit höhere Kraft beileigten als dem Worte Gottes und seinen Gerichten) schien Taulers Licht am klarsten, breiteten sich seine geistlichen Gaben zum Trost und zur Erquickung vieler Tausende aus. Er stand wie ein Vater unter den frankten, sterbenden Kindern, wie ein Kämpfe mit blickendem Schwerte gegen die, welche die armen Gewissen binden und ihnen den einzigen Frieden auf dem Siech- und Sterbebette rauben wollten. Mit ihm standen zwei andere Geistliche, Thomas von Strasburg (Augustinermönch, der im Jahre 1345 der Generalprior des Ordens geworden war) und Rudolph von Sachsen (zuerst Dominicaner, nachher Cistercienser-Prior), deren Namen, mit dem seinigen zusammengeschlungen, auf die späteste Nachwelt kommen werden. Diese drei eifrigen Priester, alle excommunicirt, weil sie das Interdict nicht halten wollten, brachten es, wie der Chronist Specklin erzählt, nicht blos dahin, „daß die Leute fröhlich starben und den Bann nicht hoch mehr fürchteten, deren sonst viel Tausende zuvor ohne Beichte in großer Verzweiflung gestorben waren,“⁹⁷ sondern glaubten auch, nach dem Plag, den der Herr ihnen angewiesen, ihre Amtsbrüder stärken und vor aller Welt laut zeugen zu müssen von dem schändlichen Unrecht, das an der Kirche von den Vorgesetzten der Kirche selbst geübt wurde. Sie ließen zu dem Ende zuerst ein Schreiben an alle Priester ausgehen des Inhalts: „wenn sie zu Kranken und Sterbenden kämen, sollten sie sie trösten durch das bittere Leiden und Sterben Christi, wie er nicht allein für ihre, sondern für der ganzen Welt Sünde gegen Gott ein Genüge gethan, welcher uns auch den Himmel geöffnet und uns alle vor Gott vertritt; es könne folglich der Papst unmöglich Einem, der unschuldig im Bann war, den Himmel zuschließen. Wann dann Einer beichtete, die Absolution und das heilige Sacrament begehrte, dann sollten sie ihm solches reichen, und ihn trösten, und mehr auf Christi und seiner Apostel Worte zugehen, denn auf den

95. „Als man sie fragte, wer den Brief besiegelt hätte, da antworteten sie und sprachen: wer die Evangelien besiegelt hätte.“ Jac. v. Königshoven, l. c., S. 299.

96. Nach Jac. v. Königshoven Elsassische Chronike, S. 297 — 299, und *Alberti Argentiniensis Chronicon*, l. c., p. 149 — 150.

97. Namentlich Tauler, sagt Specklin, „stellte viele Trostschriften, so man dem gemeinen Volk sollte vor ihrem Ende zusprechen und die Sacramente reichen.“

Bann, welcher allein aus Neid und niedriger Gewinnsucht geschehen.“ Weiter aber ließen sie eine Gesamtschrift nicht unter den gemeinen Mann, sondern unter die Geistlichen und Gelehrten ausgehn, des Inhalts: „Es wären zweierlei Schwerter, ein geistliches, welches wäre Gottes Wort, das andere die weltliche Obrigkeit, und hätt keins mit dem andern zu thun. Diemeil sie aber alle beide von Gott wären, könnten sie nicht wider einander seyn; sondern das geistliche versteht sein Amt und Gottes Wort, und vertheidigt die Obrigkeit; die Obrigkeit aber vertheidigt Gottes Regiment und die Frommen, straft die Bösen. Darum müssen die Frommen, welche Gottes Wort predigen sollen, von weltlicher Gewalt aus Gottes Ordnung vor den Bösen beschirmt werden. Warum sollte dann die Obrigkeit von den Geistlichen verdammt werden? Denn also würde Gott sein Werk selber verdammen. Wo aber ein weltlich Haupt sündigt, gebühret dem Geistlichen, den Sünder auf den rechten Weg zu weisen mit großer Demuth, und Gott Tag und Nacht mit Zähren anzuliegen, daß der Sünder wiederum zur wahren Erkenntniß seiner Sünden komme; denn Gott begehret nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe. Erst wenn der Sünder nach vielen Ermahnungen sich nicht von seinem bösen Wege bekehren will, erst dann befehlen Christus und die Apostel und die Kirche, ihn in Bann einzuschließen, bis er sich bekehrt, abstehet und sich bessert, wo er dann auch in Gnaden wiederum aufgenommen werden soll. Noch viel weniger aber gebühret es einem christlichen Hirten, wenn einer des Banns schuldig, daß man unschuldige arme Leute, die etwa den Schuldigen nicht kennen noch gesehen haben, ja ganze Länder, Städte, Dörfer, Alles ohne Unterschied, verbanne und verdamme, welches weder von Christo, noch von den Aposteln und Concilien befohlen, sondern aus eigener angemessener Gewalt. Derobalben gehört dem Papst zu, die Sünder auf den rechten Weg der Seligkeit zu weisen; daß aber alle die dem Papste müßten Keker seyn, die ihm die Füße nicht wollten küssen, oder daß solches ein Artikel des Glaubens wäre, und der, welcher durch ordentliche Wahl der Churfürsten sich einen Kaiser oder König nennt, und sein Amt wohl verstehen, ein Abtrünniger von der Kirche wäre, auch Alle, die ihm, als von Gott verordneter Obrigkeit, Gehorsam leisten, wider die Kirche sündigten und Keker wären, könnte mit göttlicher Schrift nicht beigebracht werden. Denn die Obrigkeit ist ein Stand von Gott, dem man in weltlichen Sachen soll gehorsamen; auch die Geistlichkeit. Der Kaiser ist die höchste Obrigkeit; darum ist man ihm vor allen Gehorsam schuldig; regiert er nicht recht, muß er Gott Rechenschaft darum geben und nicht den armen Menschen. So wenig als Gott von den unschuldigen armen Unterthanen für eine böse Obrigkeit

würde Rechenschaft fordern, also wenig kann man arme unschuldige Unterthanen von wegen ihrer Obrigkeit bannen, noch verdammen. Derohalben alle, die den wahren christlichen Glauben halten, und allein an der Person des Papstes sündigen, sind keine Keger, sondern die sind Keger, die auf Abmahnungen halsstarrig wider Gottes Wort handeln und sich nicht bessern wollen, da selbst kein Mörder, Dieb, Schelm, Ehebrecher, der mit großer Reue und Buße durch Christum Verzeihung begehrt und sich bessert, aus der Kirche geworfen werden kann. Dies ist schließlich, daß alle, die in unrechtem und unschuldigem Bann vor Gott sind, deren Vermaledieung kehrt sich zur Begnadigung; ihren Bann und ihre Unterdrückung wird Gott erhöhen. Derohalben sich Christus nicht wider die weltliche Obrigkeit gelegt; denn er sprach: Mein Reich ist nicht von dieser Welt; er gehorsamte der Obrigkeit, so doch er Gottes Sohn war. Unsere Seele gehört Gott, der Leib und Gut dem Kaiser.“⁹⁸

Solches, sagt Specklin, hatten die benannten Geistlichen mit statlichen Worten besser ausgestrichen. Ist es aber doch nicht merkwürdig, daß Tauler nun sich in dieselbe Reihe mit Dante, Decam, Marfilius von Padua stellte, er, der im Anfange wie eine fromme Taube schien, die in den Felsrigen sich verbirgt? Die Folgen aber dieses Schrittes ließen auch nicht lange auf sich warten.

XX.

Der König Ludwig von Bayern war unter der Wucht des Interdicts, kurz vor dem Ausbruche der Pest, 1347 gestorben. Sein Nachfolger Carl IV. reiste nun in den größern Städten des Reichs herum, um die Guldigung der Bürger zu erlangen. Man hatte es vorhergesehen, daß diese die Aufhebung des Interdicts begehren würden; der Bischof von Bamberg hatte als Päpstlicher Legat den Auftrag erhalten, dies zu bewerkstelligen. Allein es ging ihm in Strassburg, wie es ihm in Basel gegangen war: die treuen Unterthanen, die mit ganzem Herzen an dem neulich verstorbenen tapfern Kaiser hingen, ließen es sich zwar wohl behagen, daß der Bischof ihnen die Absolution mittheilte; nur wollten sie kein Wort davon hören, daß Ludwig von Bayern als ein Keger gestorben sey.⁹⁹ Deshalb ward das Interdict, wenigstens in Strassburg, vors erste nicht ganz aufgehoben. Als nun Carl IV. 1348 nach Strassburg gekommen, hörte er viel sprechen von dem männlichen kühnen Beginnen Taulers und seiner Freunde. Er ließ sie also vor sich kommen, um ihre Verantwortung zu hören. Sie lasen ihr Bekenntniß dem Kaiser vor und verhehlten nicht das Geringste von dem,

98. Wortgetren nach Specklins *Collectanea*, I. c., S. 36.

99. *Alberti Argentiniensis Chronicon*, I. c., p. 141 — 142.

was sie gelehrt hatten. Der Kaiser war sichtbar gerührt, und äußerte: „er sey fast derselben Meinung.“ Allein die Bischöfe, welche zugegen waren, verdamnten die vorgelegten Lehren als hekerisch, verboten den Geistlichen ferner so vom Bann der Kirche zu schreiben, und legten ihnen auf, öffentlich ihre Meinungen zu widerrufen. Deß weigerten sie sich, weil sie aus der Wahrheit waren, und fuhren vielmehr mit ihrem Zeugnisse fort.¹⁰⁰ Da gab der Papst den Bischöfen den Befehl, die Bücher zu verbrennen; allein das Zeugniß selbst konnte nicht verbrannt noch erstickt werden; es ging unversehrt durch das Feuer der Zeit bis zu den Tagen der Reformation, und erstand dort in erneutem Glanze. Die Grundsätze von geistlicher und weltlicher Gewalt und dem Verhältnisse beider, welche die Augsburgerische Confession im 28. Artikel predigt, sind wesentlich dieselben, welche Tauler und seine Freunde fast zwei Jahrhunderte früher vertheidigt hatten.

Für Tauler war so ein zweiter entscheidender Punkt in seinem Leben eingetreten, der Punkt, wo die nähere, klare Bestimmung desjenigen, was er so oft, auch nach seiner Befehung, vom Gehorsam gegen die heilige Kirche gepredigt, gebieterisch erfordert ward, wo es sich einfach fragte: ob nicht eine noch tiefere Begründung dieses Gehorsams zu suchen, ob nicht der rechte, letzte Prüfstein desselben der unbedingte Gehorsam gegen Gott und sein heiliges Wort sey. Es ist derselbe Standpunkt, auf welchen später die Reformatoren sich stellen mußten, auf welchem auch die evangelische Kirche seit der Reformation beharrt hat — ein Standpunkt, den diejenigen freilich nicht anerkennen werden, die jetzt mit aller Macht zu einer gleichen Theilung und darauf begründeten Vereinigung mit der Römischen Kirche raten, ehe noch die Frage entschieden ist (die drei Jahrhunderte ihrer Lösung nicht haben näher bringen können), ob denn die Reformation nicht Recht hatte, Gottes Wort als das Erste, durchaus Unbedingte, als den „unvergänglichen Samen“ zu setzen, aus welchem nicht nur jeder einzelne Gläubige, sondern die ganze Kirche erzeugt ist und fort und fort erzeugt wird.

Tauler verließ Strasburg, wahrscheinlich gegen 1350. Still, ohne Murren, entzog er sich seiner Vaterstadt und ging nach Cölln, wo er, wie es scheint, seine erste kräftige Jugenderweckung gehabt, und jetzt wieder einen göttlichen Samen zu bleibender Frucht auszustreuen hoffte. Eine Reihe von Jahren predigte er hier den Nonnen im Kloster zu St. Gertrud, die, von seinem großen Namen angezogen, haufenweise kamen, aber nicht selten, wie er sich irgendwo mit wehmüthigem Hinblick

100. Specklin's *Collectanea*, l. c., S. 38.

auf den Oberrhein beflagt,¹⁰¹ einen weltlichen, unstillen Sinn offenbarten. Die Sehnsucht nach göttlicher Ruhe trieb ihn — wir wissen nicht wann — nach Strassburg zurück. Hier harrete er einer stillen Auflösung nach dem bewegten, fruchtbaren Kampfe entgegen. Wir finden ihn im Jahre 1361 sterbend in den Armen seiner Schwester, die Nonne in dem Kloster zu St. Nicolaus in undis war. Vor seinem Tode (er lag 20 Wochen auf dem Sterbebette) schickte er noch einmal nach seinem alten Freunde, dem Laien, mit welchem er in ununterbrochener Verbindung geblieben war. Dieser kam. Vor Allem lag Tauler dasjenige am Herzen, woran das Leben vor Gottes Angesicht geknüpft ist, die rechtschaffene Befehrung; er übergab dem Freunde was er davon aufgeschrieben hatte, die unvergeßlichen Gespräche und Alles Andere, was sich daran knüpfte. So empfing der Waldenser Nicolaus von Basel Taulers Testament; er theilte es der Nachwelt mit in der „Geschichte vom Laien und Meister,“ die wir oben ausgezogen haben, und erfüllte auch die Bitte des Freundes, daß die Namen verschwiegen bleiben möchten. Diese gelten ja auch weiter nichts, wo sie nur im Himmel aufgeschrieben sind. — An eils Tagen redeten die Freunde mit einander; der zwölfte, der 16. Juni 1361, war Taulers Vollendungstag.¹⁰² Nicolaus zog schnell hinweg vom Grabe des Meisters, der in seinem Kloster begraben ward; die übrigen Freunde Taulers eilten ihm nach, um, wo möglich, noch Etwas vom Geist und Leben des selig Hingeshiedenen zu erfahren; aber Niemand konnte seine Spur mehr finden. Er hat sie in den Blättern hinterlassen, welche jene „Geschichte“ enthält; in seinem Glammentode noch strahlt der Name des Meisters.

XXI.

Wir haben angedeutet, welches Zeugniß Tauler der Reformation vor ihrem Hervortreten, namentlich in zwei, gleich wesentlichen Hauptpunkten gab, welche das Schildzeichen und Panier der Reformation bis zum Ende der Tage bleiben werden: in der Lehre vom seligmachenden Glauben und dem Verhältnisse desselben zu den Werken, so wie in der Lehre vom Reiche Christi, als kennbar unterschieden von allen Reichen dieser Welt, und in der daran geknüpften Betrachtung von Kirche und Staat, von geistlichem und weltlichem Regimente, als zwei göttlichen Ordnungen, die nicht verrückt noch vermengt werden sollen. Beides sind Hauptlehren, die nimmer von der Kirche getrennt werden können, die eine auf Christi prophetischem und hohepriesterlichem, die andere auf seinem königlichen Amte gegründet, die eine hinweisend auf seines Blu-

101. Tauleri vierte Predigt am Frohnleichnamsest. l. c., fol. 70, a.

102. Historia und Leben D. Tauleri, Cap. XIV.

tes Glanz auf Golgatha, die andere auf den Strahlenglanz seiner Zukunft in Herrlichkeit, bis beide in Eins verschmelzen werden durch das Zeichen des Menschensohnes vom Himmel (Matth. 24, 30).

Die Frucht von Taulers Arbeit war, wie bei allen christlichen Lehrern, einer zwiefachen Bedingung unterworfen. Die eine, daß diese Arbeit wie das Weizenkorn in die Erde niedergelegt wird, und so nicht allein bleibt; die andere, daß es von Gottes Hand belebt wird, wann der Tag herankommt. Was dort bloß als verwesend erscheint, wird hier zu einem mächtigen Funken, der lange gleichsam von der Asche verborgen war, plötzlich aber, so daß die Menschen sich wundern müssen, seine unsterbliche Kraft kund thut und in helle Flammen ausbricht. Als die Zeit kam, da zeigte es sich, daß Luther dort anfangen mußte, wo Tauler schloß, und Gott gab, als seine Stunde da war, daß das vor Menschenaugen Todte, das Zeugniß des alten Predigerbruders, zu Leben ward. Luther und die ganze Reformation sind Taulers geistliche Jünger, und wiederum haben sie seinem Zeugniß das herrlichste Lob gegeben. Wenn die Reformation, bei der zweiten Zukunft des Herrn, sich vollendet, dann wird Taulers Name unter den vielen scheinen, welche in den Kirchen säeten vor denjenigen, die zum Schneiden berufen waren, wenn das Feld weiß zur Erndte seyn würde (Joh. 4, 35). Höher noch wird sein Name strahlen, wenn das in Erfüllung geht, was geschrieben steht beim Propheten Daniel: „Die Lehrer aber werden leuchten wie des Himmels Glanz, und die, so Viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich.“ (Dan. 12, 3).

Die ersten evangelischen Märtyrer in den Niederlanden:

Heinrich Voes, Johannes Esch, Lampert Chorn

und

Heinrich von Bütphen.

(1523 — 1524.)

I.

Blutig war die Morgenröthe der Reformation im Aufgange. Während die innerste Lebenswurzel derselben sich noch wie ein dahinsterbendes Weizenkorn hinter den stillen Klostermauern barg, und, hinausgestoßen auf den Schauplatz der Welt, von den Wenigsten für das erkannt wurde, was sie war (den Meisten klang das Geräusch dabei, wie noch den Unkundigen unserer Tage, als ein Zwist zwischen zwei Mönchsorden, dergleichen ja oft vorgefallen, höchstens wie eine durch den Mißbrauch des kirchlichen Ablasses hervorgerufene Volksbewegung, die bald würde gedämpft werden); während Luther durch Gebet, durch Anfechtung und Kreuz, durch Meditation sich des wahren Glaubenslebens, oder, wie er sich selbst ausdrückt, „der Theologie, welche den Kern in der Nuß, das innerste Mehl im Weizen, das Mark in den Gebeinen durchforscht“¹, zu bemächtigen strebte; während vor seinen Augen, unter der Beschäftigung mit dem, was der Gewinn der christlichen Jahrhunderte war, das Eine nach dem Andern sich klärte, zuletzt auch die wahre Beschaffenheit der Kirchengewalt, im Gegensatz zu derjenigen, die wider des Glaubens Grund und die Freiheit der Bekenner in Uebung gekommen, von ihm erkannt ward — war das Evangelium bereits geröthet von dem Blute seiner Bekenner. Das erneuerte Apostolische Zeugniß mußte sich jetzt, wie in den ersten Tagen, vor Allem so darstellen, daß es „nicht in vernünftigen Reden menschlicher Weisheit, sondern in Beweisung des Geistes und der Kraft“ (1 Cor. 2, 4) bestehe: es konnte sich nicht der Probe entziehen, unter welcher das Kreuz zuerst in der Welt gepflanzt

1. Luthers Brief an Joh. Braun (17. März 1509); de Wettes Ausgabe, I, 6.

wurde, daß die Zeugen nämlich „das Sterben des Herrn Jesu an ihrem Leibe herumtrugen, damit auch das Leben des Herrn Jesu an ihrem Leibe offenbar würde“ (2 Cor. 4, 10). Das rechte Märtyrertum, es sey das blutige oder das unblutige, ist die Kraft und die Erweisung und der Sieg des Glaubens. Luther hatte dieses tief erkannt; daß Gott ihn so lange verschonte, sah er als ein Zeichen an, daß er des strahlenden Todes der Märtyrer nicht werth sey, obgleich ja sein Leben in so vieler Hinsicht ein Märtyrertum war.² „Ich weiß es,“ sagte er, „daß das Wort Christi von Anfang der Welt so beschaffen gewesen, daß wer es in der Welt tragen will, der muß mit dem Apostel gesagt seyn, mit Verlassung und Verläugnung aller Dinge, jede Stunde den Tod zu leiden. Wäre es nicht so, so wäre es nicht das Wort Christi; denn mit dem Tode ist es erkaufte, mit vielfachem Tode in der Welt offenbart und bewahrt; mit vieler Tödtung muß es auch ferner erhalten oder zurückgebracht werden. Denn also ist unser Bräutigam uns ein Blutbräutigam worden.“³ Und an einer andern Stelle, wo er zugleich einen Einblick in die wunderbare Haushaltung Gottes mit seinen Heiligen auf Erden thut, äußert er sich so: „Christus muß Märtyrer haben; darum hat er allezeit die Seinen lassen leiblich unterliegen und schwach seyn, wiederum seine Feinde obliegen und mächtig seyn, auf daß er die Seinen fege und reinige, darnach seine Feinde, wenn sie wohl angelassen und auf's Höchste kommen sind, heimsuche mit dem böllischen Feuer ewiglich.“⁴ Vor Allem aber lag ihm dran, die Kennzeichen namhaft zu machen, wodurch das wahre Märtyrertum vom falschen unterschieden wird, damit die Reformation auch von dieser Seite ihren durch Gottes Wort versicherten Prüfstein haben möchte; in welcher Beziehung er sich ausführlicher dahin erklärt: „Also wurden die Märtyrer von den Römern aus den Städten verjagt, in Inseln, oder in Wälder und Wildnisse getrieben, mußten Hunger und Kummer leiden, Vater und Mutter verlassen, und in die Wälder laufen, wurden Einsiedler; nicht daß sie es fürsätzlich thäten, sondern sie mußten's leiden um Gottes willen... Erst wenn's dahin kommt, daß Tyrannen sind, die uns wollen zwingen, wider Gott zu thun, oder Christum und sein Evangelium zu verlassen, so sprich: Hier gehet der Spruch an:

2. Denn es ist ja durchaus so, wie Luther an einem andern Orte sagt, daß in Wahrheit alle Christen Märtyrer sind, mögen sie nun unter den Anfechtungen des Teufels leiden, oder auf den blutigen Kampfplatz hinausgestellt werden, und Ehre, Gut, Leben in die Schanze schlagen. Es war Luthers Sinn sein ganzes Leben hindurch, wie er in dem großen geistlichen Heldensiede auf der Reise nach Worms sang: „Nehmen sie uns den Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib, Laß fahren dahin, Sie haben's kein'n Gewinn, Das Reich Gottes muß uns bleiben.“

3. Luthers Brief an Wendel. Vint (10. Juli 1518); d. Wettes Ausg. I, 130.

4. Luthers Heerpredigt wider die Türken; Werke, XX, 2703.

ich leide es und verlasse mein Haus und Hof; ich wollte wohl lieber dabei bleiben; denn ich habe meinen Vater, mein Weib und Kind lieb, aber Christum viel lieber. Soll ich nun eines lassen, so will ich jenes alles lassen, und allein halten bei Christo; dann bleibt mir ja das Beste und Meiste, nämlich Christus und sein Wort. Da thust du es denn nicht, sondern ein Anderer thuts, und du bist der Leidemann.“⁵

II.

Als Luther in der Kraft des Herrn, mit dem Schwerte des Geistes, welches ist das Wort Gottes, gerüstet aufstand, da stand er nicht allein, sondern umgeben, wie mit einer Schaar himmlischer Zeugen, welche gleichsam diesen neuen Blutbund der Kirche bezeugten, so nicht minder mit einer Schaar irdischer Mitstreiter auf der großen Kampfbahn. Es war die Zeit, oder vielmehr grade des Geistes Werk in dieser Zeit, welche die Reformation ausgearbeitet; Luther war und wollte stets nur ein Werkzeug seyn. Kein herrlicheres und mächtigeres Zeugniß hat die Reformation als grade dieses, daß Luther bei jedem Schritt vielmehr wie der Leidende und sich dem Herrn Hingebende war, als wie einer, der sein Eigens wollte oder Etwas aus seinem Eigenen wirkte; weshalb er und die ganze Reformation (soweit sie diesem Charakter getreu blieb) mit Recht die prophetischen Worte zu den ihrigen machen konnten: „Herr, Du hast mich überredet, und ich habe mich überreden lassen, Du bist mir zu stark gewesen, und hast gewonnen“ (Jerem. 20, 7). Deshalb konnte Luther ohne irgend welchen Uebermuth zu jeder Zeit getrost sagen: „Ich will nicht, daß meine Widersacher die Demuth oder vielmehr Heuchelei von mir erwarten sollen, daß ich zuerst ihrem Rath und Beschlusse mich unterwürfe, ehe ich Etwas unternehme; es soll nicht durch eines Menschen Bemühung oder Rath, sondern durch Gottes Rath zu Stande kommen, was ich thue. Denn ist das Wort aus Gott, wer will es dann hindern? ist es aber nicht aus Gott, wer will es fördern? Darum geschehe nicht mein, nicht jener, nicht unser Wille, sondern Dein Wille, heiliger Vater im Himmel!“⁶ ... Christus mag zusehen, ob es seine oder meine Sache ist, die ich geführt habe, Er, ohne dessen Wink und Willen weder des Papstes Wort auf seiner Zunge, noch des Königs Herz in seiner Hand ist!“⁷ Eben deshalb, weil Luther sich allein als Gottes Werkzeug, oder, nach dem Worte des Märtyrers Savonarola, als einen Hammer betrachtete, den der Herr so lange führen möge, als ihm gefalle, und nachher wegwerfen — eben deshalb stand er nicht allein. Wir können die Deut-

5. Luthers Auslegung zu Joh. VII, 1; Werke VII, 2218 f.

6. Luthers Brief an Joh. Lange (11. Nov. 1517); de Wettes Ausg. I, 73.

7. Luthers Brief an Joh. Staurwiz (30. Mai 1518); de Wettes Ausg. I, 118.

schen Städte ringsum aufweisen, wo theils das Werk der Reformation durch den Mund christlicher Volksprediger vorbereitet (sens auch, daß von dem reichen Zeugnisse nur einzelne Töne zu uns herübergekommen sind), theils die evangelische Arbeit derselben mit vereinten Kräften ins Werk gesetzt ward. Solche Punkte waren namentlich: Magdeburg (Joh. Syring, Rudolph Castrick), Eisenach (Joh. Hilten), Erfurt (Sebastian), Wernigerode (Andreas Proles), Moskau (Nicol. Kus), Strassburg (Joh. Geiler von Kaisersberg), Schlettstadt (Jac. Wimpheling) u. a.⁸ Und könnten wir wohl diejenigen übersehn, mit welchen Luther, zunächst innerhalb des Kreises des Augustiner-Ordens, theils im Anfange seiner Berufung, theils später, seine geistlichen Kämpfe, seinen Trost und seine Freude über das erwachte Glaubensleben theilte — vor Allen den Augustiner-Prior in Erfurt Joh. Lange, den Vikar in Eisenach Joh. Braun, den Prior in Neustadt Michael Dressel, Georg Reiffer in Erfurt, Georg Spenlein in Memmingen, und mehrere Andere?⁹ Wer die Geschichte und das historische Recht der Reformation kennen lernen will, der muß eben zu diesem scheinbar geringen und doch höchst fruchtbaren Anfange herabsteigen, wo der Geistesblitz seine erste Weihe empfing, wo nicht Einem, sondern Vielen vom Herrn bezeugt ward, daß jetzt seine Stunde gekommen sey. Denn wie die Quelle aus ihrem Ursprunge, so wird das Leben aus Gott aus dem ersten Thau, den ersten Tröpflein erkannt, die zu einer gesammten Geistesströmung über das Dürre hinstreben.

III.

Recht kennbar aber zeigten sich nicht nur in Deutschland, sondern auch in den Niederlanden die Erstlinge des Geistes in jenen frühesten Tagen der Reformation. Hier war ein Mittelpunkt schon gegeben, aus welchem mehrere Lebensströme aufquollen: es war der Prior im Kloster Grünthal (bei Brüssel), Johann Ruysbroeck, im vierzehnten Jahrhundert. Gehen wir tiefer in seine Schriften ein, so werden wir finden, daß seine ganze Betrachtung eigentlich um zwei Angelpunkte sich drehte: den Begriff der Religion und den der Selbstverläugnung. In jener Hinsicht lehrt er, ebenso ächt biblisch als mystisch, daß es eigentlich ein Kampf zwischen dem Geiste Gottes und dem Geiste des Menschen sey, woraus entweder eine Verschmelzung hervorgehe,

8. Eine größere Namenfülle, aber freilich die Einzelnen nur wie Abweiser am Wege, findet man in der bekannten Placius'schen Sammlung: *Catalogus testium veritatis* (Frif. 1672). In neuester Zeit hat besonders Karl Jürgens dieser Parthie der Reformationsgeschichte großen Fleiß und kritische Aufmerksamkeit gewidmet. S. dessen „Luthers Leben.“ Thl. I, S. 328 ff.

9. Eine Menge Data hierzu in Luthers Briefen von 1507 bis 1518 enthalten.

worin das Wesen der Religion bestehe, oder ein Abstoßen;¹⁰ rücksichtlich des letztern zieht er aus jener Wahrheit den Schluß, daß Gottes Liebe uns also ziehen und zwingen müsse, daß nichts Irdisches und nichts Himmlisches uns davon abziehen könne (2 Cor. 5, 14. Röm. 8, 38. 39). Dies sind die Grundgedanken in seinem und der reineren Mystiker System überhaupt; das Uebrige gehört mehr zur Vervollständigung der Betrachtung und innerlichen Veranschaulichung. Besondere Aufmerksamkeit verdient es aber ferner bei Ruysbroeck, daß er den Fortgang der Seele zur Ewigkeit als eine werdende Zukunft Christi in derselben faßt, was offenbar der vom Apostel beschriebenen „Verklärung in das Bild Christi von einer Klarheit zur andern“ (2 Cor. 3, 18) entspricht. In beider Rücksicht ist Ruysbroeck einer der merkwürdigsten Propheten der Reformation; denn offenbar ist die Rechtfertigung aus dem Glauben, nicht fleischlich, sondern geistlich aufgefaßt, der Pol, um welchen sowohl jener Begriff der Religion als der der selbstverläugnenden Liebe kreist. An Ruysbroeck schloß sich, außer Johann Tauler, wie wir bereits gezeigt haben, vor Allen auch Gerhard Groot an (1340—1384),¹² der Stifter eines christlichen Bundes, der sich zur Aufgabe gestellt hatte, ohne die strenge, sich selbst aufhebende Klosterdisciplin alle Vortheile des Klosters zu erreichen und sie in das praktische christliche Leben hinüberzuleiten — ein Gedanke, der Unsterblichkeit werth, und selbst in beschränkter Ausführung eine evangelisch-christliche Thatkraft erzeugend. Die christlichen Freunde, welche sich an diesen Gedanken angeschlossen und denselben in ihrem Leben zu verwirklichen strebten, nannten sich „Brüder des gemeinsamen Lebens“ (*Fratres vitae communis*). Sie wollten, nach dem Beispiel der ersten Christen, Alles gemein haben, so wie sie überhaupt mit Gerhard Groot in der Apostolischen Kirche den Brüststein aller spätern Kirchenentwickelungen sahen.¹³ Ihr Zweck war nicht, in größere Kreise einzugreifen, sondern den engern auszufüllen, wozu sie besonders Beruf zu haben meinten; und doch ist eins ihrer Bücher (deren sie überhaupt viele schrieben und abschrieben) — wenn anders Thomas a Kempis' (1380—1471) vier Bücher „von der Nachfolge Christi“ mit Recht den Namen dieses Bruders tragen, welcher, nach Florentius Radevin,¹⁴ eine der mächtigsten Stützen des Bruder-

10. Joh. Ruysbroecks geistliche Hochzeit, I, 56 (Schriften, von G. Arnold. Offenb. 1701. 4).

11. Joh. Ruysbroecks geistliche Hochzeit, I, 18. 63.

12. Leben Ruysbroecks, Cap. 8. 11. (Arnolds Ausg.)

13. Ausführlich ist die Geschichte dieser Genossenschaft von Desprat („die Bruderschaft des gemeinsamen Lebens,“ übersetzt von Mohnike) und von Ullmann („Reformatoren vor der Reformation,“ 2. Bd.) behandelt.

14. Ueber Florentius Radevin siehe: Ullmann Reformatoren vor der Reformation, II, 94—113.

bundes war — ein so unvergleichlicher Seelen- und Weltspiegel auf dem tiefsten Grunde der Betrachtung, daß es stets eine schmelzende und hinreißende Kraft über Alle geübt hat, die mit Ernst nach der Seligkeit fragen, abgesehen davon, daß es zugleich die erste Liebe der Römischen Kirche in all ihrem Glanze und Reize darzustellen suchte, um die Herzen durch dieses erhabene Bild zu gewinnen!¹⁵ So wie aber die Römische Kirche im Ganzen und Großen nicht zu dieser Liebe zurückkehrte, so war auch die Dauer dieses Bruderbundes keine große: nach hundert Jahren, als die Reformation in ihrer Kraft aufstand, sank diese Einrichtung. Luther stand als Fürsprecher bei ihrem Grabe. In Hervororden und vielleicht noch an mehreren Orten, die rasch evangelisirt waren, wollten die weltlichen Aufseher der Klöster es nicht zugeben, daß Gerhard Viscamp und die mit ihm dort übrig gebliebenen Brüder nach ihrer eigenen Regel und Communion in dem Kloster lebten, das sie selbst erbaut hatten und unterhielten (1532—1543). Von einem solchen „evangelischen“ Beginnen mochte Luther Nichts wissen. Er klagte laut über „die Larren des Evangeliums, welche ihre Uebereinstimmung mit dem Worte allein darin setzten, zu zerstören, und nicht zu erbauen.“ Er tröstete die Brüder, sprach eindringlich und ernst mit denen, welche ihren Frieden stören wollten, erinnerte, daß diese Brüder („ehrliche alte Leute“, wie er sich ausdrückte, „die billig geschont werden möchten“) in allen wesentlichen Stücken, sowohl was Lehre als Sitten betraf, mit dem Evangelium einig seien, und rieth deshalb (ein wahrhaft evangelischer Rath), daß man denselben ihre christliche Freiheit gönnen solle, dieweil der Herr doch sein Werk unter ihnen habe, und sie unter dieser Form der Freiheit durch Christi Gnade in Liebe Vielen nützlich seien.¹⁶

IV.

Zwei Männer traten nun in diesem reformatorischen Jahrhunderte vor den Andern in den Niederlanden hervor, die nicht bloß einzelne Bruchsteine darreichten, sondern gleichsam den ganzen Bau=Anfritz der werdenden Reformation darstellten. Beide standen in Verbindung mit den „Brüdern des gemeinsamen Lebens;“ beide wurden in der Morgenröthe der Reformation, zum Theil von Luther selbst, aus ihrem Schlummer erweckt, und als mächtige Zeugen der That hingestellt, die Gott seit Jahrhunderten vorbereitet hatte. Der eine war Johann Goch (mit dem Familien-Namen Pupper, aus einem Dorfe Goch im Cle-

15. Letzteres ist nicht bloß eine Vermuthung; bestimmte Stellen in diesem trefflichen Buche deuten darauf hin.

16. Luthers Briefe an die Klosterherren zu Hervororden, an Ge. Viscamp u. a. April 1532 — October 1534. De Wettes Ausg. IV, 358 ff., 560 — 562.

vischen, Vorsteher eines von ihm selbst 1457 gestifteten Nonnenklosters in Mecheln mit der Regel des Augustinerordens, † 1475), der andere, vielfach bekanntere, Johann Wessel von Gröningen mit dem Beinamen Gansfoet¹⁷ (1420 — 1489). Was den erstern, Johann Goch, betrifft (dessen Schriften, obgleich in den Tagen der Reformation herausgegeben, doch wieder so in Vergessenheit hinsanken, daß 1760 Chr. Fr. Walch eine der bedeutendsten, als früher nicht herausgegeben, abdrucken ließ),¹⁸ so hat er, und zwar noch in höherem Grade als Wessel, das untrügliche reformatorische Kennzeichen, daß, obgleich er vollkommen scholastisch gebildet war und sich fast ganz in den entsprechenden dialektischen Formen bewegte (ungeachtet er, wie wir sehen, diese Form durch „Dialogen“, in welche er seine geistliche Betrachtung niederlegt, zu durchbrechen suchte), dennoch, nicht weniger als Luther und Melanchthon, ein abgesagter Feind aller scholastischen Begriffe war, die mehr oder weniger das Mark des Evangeliums aufzehren. „Die Erkenntniß des Gekreuzigten“ ist, so zu sagen, sein einziges theologisches Princip; diese Erkenntniß war ihm im gegenwärtigen Leben eine genießende, am höchsten Gute theilnehmende, um dort in eine beschauende überzugehen.¹⁹ „Das Einzige“, sagte er, „was Christus uns auferlegt hat, ist sein Joch; denn er begehrt allein von uns geliebt zu werden. So wie die Thiere des Waldes, unter das Joch gebracht, die wilde Natur aufgeben und dem Winke des Führers folgen, so verläßt der fleischliche Mensch, unter das Joch der Liebe gebracht, das fleischliche Leben. Was die Flügel den Vögeln sind, das ist uns das Joch der Liebe; auch die Flügel scheinen dem Körper ein Gewicht zuzulegen, und tragen ihn doch zum Himmel empor.“²⁰ Deshalb kann Jemand sich durch tausend Gelübde zu einem noch so strengen Leben verpflichten; er kann sich unter irgendwelche Mönchsdisziplin einschließen — dennoch kommt er nicht einen Schritt weiter, wenn er nicht von der Freiheit des Geistes durch das Joch der Liebe geleitet wird. Denn es giebt nur ein zur Seligkeit nothwendiges Gelübde; das ist das Gelübde, welches wir in der heiligen Taufe ablegen.²¹ Gottes Wille in Christo ist überall das erzeugende Princip; weil aber dieser Wille sich zu allen Dingen, die außer ihm sind, nicht mit Nothwendigkeit, sondern mit

17. Von einem verrenkten Fuß, den er hatte. *Gerdes Historia Reformationis*, T. III, p. 10.

18. Seinen „*dialogus de IV erroribus*“, bereits 1519 oder 1520 (s. a.) gedruckt, und wieder nach einer Handschrift in C. F. Walch *Monimenta mediæ ævi*, Fasc. IV (Goett. 1760). Die erstgenannte Ausgabe ist indeß besser als die letztere; ich benutze also jene.

19. Jo. Gocchii *dialogus de IV erroribus*, fol. 19, a. b.

20. Jo. Gocchii *dialogus de IV erroribus*, fol. 23, b.

21. Jo. Gocchii *dialogus de IV erroribus*, fol. 27, a.

Freiheit verhält, so kann er auch nur eine freie Wirkung hervorbringen: das evangelische Gesetz ist in der Freiheit des Geistes geordnet; die Form dieser Freiheit ist die Regel der göttlichen Liebe.²² So muß in der Kirche neben dieser Freiheit eine Vollkommenheit walten, welche alle selbsterwählte Uebungen der Gottseligkeit weit übertrifft. An der Spitze derselben steht die evangelische Armuth, welche einen entsprechenden evangelischen Reichthum in sich hat. Denn so wie man zwischen den Armen nach dieser Welt und den evangelisch Armen unterscheidet, so muß man auch zwischen denen unterscheiden, die reich sind in dieser Welt und den evangelisch Reichen. Letztere sind die, welche mit dem Apostel sagen können: „Christus ist mein Leben, Sterben ist mein Gewinn“ (Phil. 1, 21), welche „als die Armen sind, und doch Viele reich machen, welche Nichts inne haben, und doch Alles haben“ (2 Cor. 6, 10).²³ — Betrachten wir von diesem Standpunkte aus das evangelische Gesetz, so stellen sich vier Grundirrhümer dar, welche dieses Gesetz verdunkeln und den Frieden in Christo hinwegnehmen. Der erste Irrthum ist der, nach welchem man das Joch des Mosaischen Gesetzes als nothwendig zur Seligkeit erklärt; der zweite der ganz entgegengesetzte, welcher auch die Werke des Glaubens nicht für nothwendig achtet; der dritte derjenige, welcher, indem er diese beiden Irrthümer abstoßen will, die Kräfte des freien Willens als hinlänglich aufstellt, um Gottes Gesetz zu erfüllen (die Pelagianische Negerei); der vierte endlich der, welcher die Freiheit des Geistes nach der innerlichen Bewegung des Glaubens nicht für zureichend hält, sondern obendrein ein bindendes Gelübde fordert, und so die evangelische Freiheit unter die Knechtschaft der Gelübde einzwängt (der pharisäische Pelagianismus unserer Tage).²⁴

In einem viel weitem Gedankenkreise, obgleich nicht immer mit derselben Sicherheit wie Koch, bewegte sich Johann Wessel (1419—1489); namentlich schwankt er in Betrachtung des Sacraments des Altars, obgleich der hier sich kundgebende Spiritualismus natürlich eine weit kräftigere Entschuldigung hat, als die Erneuerung dieser Richtung durch Zwingli in den Tagen der Reformation. Uebrigens war es durchaus in der Ordnung, daß die Reformation in ihm Fleisch aus ihrem Fleische erkannte; denn eben dem Grundsatz der letztern über das Verhältniß der Kirche und des Wortes Gottes gab er einen scharfen, angemessenen Ausdruck. „Wir glauben“, sagte er, „dem Evangelium um Got-

22. Jo. Gocchii dialogus de IV erroribus, fol. 36, a.

23. Jo. Gocchii dialogus de IV erroribus, fol. 45, b. 46.

24. Jo. Gocchii dialogus de IV erroribus, fol. 2, b — 11, b. Unsere Mäßigkeitsvereine werden wohl daran thun, sich anzumerken, was ein evangelischer Zeuge aus der Römischen Kirche, bereits vor 400 Jahren, über ihren Standpunkt geurtheilt haben würde.

tes willen, und der Kirche um des Evangeliums willen, nicht aber umgekehrt dem Evangelio um der Kirche willen.“²⁵ Ueberall schied er scharf zwischen menschlichem und göttlichem Zeugnisse, und so wie die Schrift ihm das höchste Licht für alle Gläubige war, so forderte er, daß das Wesen der Kirchengewalt nach der Wurzel derselben, nach dem Worte des Herrn selbst, nicht aber nach schwankenden Zeitmeinungen und menschlichen Systemen bestimmt und abgegrenzt werden müsse. So kam er in das praktische Gebiet der Reformation hinein, wie es jetzt bereits abgesteckt wurde, und hat auf diesem einen großen Sieg errufen, vor dem letzten, der in den Tagen der Reformation die Sache entschied. Mit Goch theilt er den Gegensatz gegen Alles, was die Reformation unter dem Namen „menschlicher Satzungen“ begriff; weit klarer aber als dieser hat er die evangelischen Grundsätze über das Priesteramt und die Mündigkeit der Kirche ausgesprochen. Goch bemerkt durchaus richtig, daß das wahre priesterliche Leben ein Abbild des Apostolischen Lebens sey; er fügt hinzu, wiederum im Geiste der Reformation, daß das Priesteramt die höchste Ordnung in der Kirche sey, und daß die Gewalt, welche dem Bischof außerdem zustehet, nur auf menschliche Annahme und Gewohnheit sich gründe;²⁶ die genauern Bestimmungen aber, das Erfüllende zu diesen Sätzen, verdanken wir dem durchdringenden Geiste Wessels. „Der Priester“, sagt dieser, „übt den besondern Dienst (an Wort und Sacrament), keineswegs aber besitzt er das Recht irgend einer Machtvollkommenheit; denn das geistliche Leben, das durch die Gnade des Heiligen Geistes hervorgebracht wird, schenkt Niemand als Christus allein. Deshalb ist im Sacramente der Pönitenz der Priester nicht Richter oder derjenige, welcher die Sünden vergiebt, so wenig wie er in der Taufe die Reinigung verleiht.“²⁷ Selbst über die schwierige Frage, betreffend das Verhältniß zwischen dem allgemeinen Priesterthume, welches die Apostel mit den Propheten allen Gläubigen zueignen, und dem priesterlichen Amte in der Kirche — eine Frage, bei deren Beantwortung selbst Luther, in seinen frühern Schriften, keineswegs alle mißbräuchlichen Ausdrücke vermieden hat²⁸ — erklärt sich Wessel mit Sicherheit und Bündigkeit.²⁹ Auch sonst bilden seine Schriften in dogmatischer Beziehung eine Goldgrube, aus welcher man noch mit Vortheil Manches schöpfen kann, wenn auch grade keine neue Ader darin zu entdecken wäre. Gewiß mußte Luther

25. Jo. Wesseli de potestate ecclesiastica, Opp. p. 759.

26. Jo. Gocchii dialogus de IV erroribus, fol. 41 — 42.

27. Jo. Wesseli de sacramento poenitentiae, Opp. p. 784.

28. Vgl. unsere Abhandlung „über den christlichen Begriff der Hierarchie und die unchristliche Verunstaltung derselben“ in der Zeitschrift für Luth. Theologie 1845, II.

29. Jo. Wesseli de sacramento poenitentiae, Opp. p. 775.

eine hohe Freude bei der Bekanntschaft und unvermutheten Zusammenstimmung mit Wessel empfinden, wie er sich darüber in der Vorrede zu einer von ihm 1522 herausgegebenen Sammlung von Abhandlungen dieses erleuchteten Lehrers³⁰ unter Andern so darüber ausspricht: „Es kommt dieser Wessel und seine Schriften jetzt auch hervor aus Licht, welchen man sonst Basilius genennet, und hat einen hohen Verstand und großen Geist gehabt; und man sieht, daß er wahrhaftig aus Gott gelehret sey. Denn man kann allhie nicht von ihm urtheilen, daß er seine Lehre von Menschen habe, gleich wie ich auch meine Lehre nicht von Jemanden habe; und wenn ich den Wessel oder seine Bücher zuvor gelesen hätte, so ließen meine Widersacher sich dünken, Lutherus hätte es vom Wessel gezogen oder genommen; also sehr stimmt unser beider Geist zusammen. . . . Und weil Viele an mir strafen, daß ich gar zu hart und scharf sey, Andern auch nicht gefället, daß ich so reine, gute Worte brauche, so werden dieselbigen allhie an des Wessels Büchern nicht finden, das sie zu tadeln oder über ihn zu klagen haben. Sein Styl ist, wie er damals in den Schulen gebräuchlich gewesen; aber die Sache an ihr selbst handelt er sehr glimpflich und getreulich. Der Herr Jesus Christus wolle zu diesem noch viel andere mehr Basilios geben!“³¹ — Höchst merkwürdig muß uns auch der prophetische Blick erscheinen, wie wir ihn, nach einem glaubwürdigen Berichte, bei Wessel antreffen. Kurz vor seinem seligen Ende sprach er nämlich zu einem ihm ergebenen Jüngling, Johann Ostendorp, der früher sein Zuhörer gewesen (er war später Domherr in Deventer): „Lieber Jüngling, du wirst noch den Tag erleben und sehen, wie die Lehre der neuern zankfüchtigen Theologie von allen wahrhaft christlichen Theologen wird ausgezihrt werden.“ Drei Jahre vor Wessels Abscheiden (1486) ward bekanntlich M. Luther geboren. Ostendorp erzählte jenes Wort des Scheidenden an Noviomagus 1520.³²

V.

So war Alles von Gott vorbereitet, um der Reformation beides eine Herberg und einen Kampfplatz in den Niederlanden zu öffnen; wie schnell dieses bewerkstelligt ward, wie fräftig die Funken des Lutherischen Geistes dort sprühten, dies darzustellen ist eben der Vorwurf unseres gegenwärtigen Berichts. Nicht nämlich als ob das Volk in Brabant und Flandern vor andern dieser Gnade werth gewesen wäre, so wenig wie das Deutsche Volk (wie jetzt die Schmiedler und Vorfürer desselben ihm gern einbilden möchten) durch eine Art Vorherer-

30. Unter dem Titel: *Farrago rerum theologicarum*.

31. Luthers Werke, XIV, 221 f.

32. Luthers Werke, XIV, 222 f.

wählung zur Säugamme der Reformation bestimmt war; kaum hätte dann Luther als das einzige unerhörte von seinen Gebeten das „für seine lieben Deutschen“ erwähnt.³³ Im Gegentheil, auch jenes Volk, das Holländische und Vlaemische, war im Ganzen und Großen ebenso gestimmt und gesinnt wie die Blüthe desselben damals, der weltberühmte Erasmus von Rotterdam: tüchtig und geschickt zu mancherlei Wissen und Kunst, langsam und träge zu ernster Befehrung, fleischlich gesinnt unter geistlichem Scheine, schwankend und unstät in seinen Vorsätzen und Unternehmungen. Es ist die freie Gnade allein, welche sich in allen unverdienten Gaben verherrlicht; vergift ein Volk dieses und preiset seine eigene Kraft statt der göttlichen Barmherzigkeit, dann ist seine Zeit bald erfüllt.

Grade dieser eine Gedanke aber, der Gedanke an Gottes freie Gnade und die Rechtfertigung durch den Glauben allein, auf daß kein Mensch sich vor ihm rühme, war es ja, welcher wie ein Blitz die Geister zur Zeit der Reformation erweckte. So hatten es schon Wessel, Goch und die übrigen Niederländischen Wahrheitszeugen verkündigt, daß die wahre Erneuerung der Kirche (und zwar ist diese wesentlich, auch unter dem Neuen Testamente, nur eine, wie die Erneuerung durch die Propheten, unter dem Alten, nur eine war) nicht anders als die Erneuerung des einzelnen Menschen ins Leben treten kann, so daß dieser ganz gering in sich und gedemüthigt wird, damit aus der Wurzel der tiefsten Erniedrigung ein geistliches Leben erblühe, das nicht anders sich entfalten kann, als indem es, wie der Kelch der Blume, das Köstlichste, die Quelle aller Fruchtbarkeit, im tiefsten Grunde bewahrt.

Weit entfernt war es jedoch, daß die Reformation gleich im Anfange nach diesem ihren Grundbegriffe von den klugen Niederländern wäre erfaßt worden. Hätte es zu Erasmus gestanden (und zwar nahm er die erste oberflächliche Kenntniß von der Reformation erst gegen den Schluß des Jahres 1518),³⁴ so würde das ganze Reformationswerk blos in einer glimpflichen Abschaffung der größten Misbräuche, ohne daß die Axt an die Wurzel der Bäume gelegt worden wäre, in einer Erweckung der klassischen Gelehrsamkeit, für welche er schwärmte, und die auch allerdings unter Gottes Leitung der Reformation den Weg gebahnt hat, endlich in einer daraus entspringenden größeren Freiheit der menschlichen Verhältnisse im Allgemeinen bestanden haben. Denn — wie er

33. Luthers Sermon, daß man Kinder zur Schule halten solle; Werke, X.

34. *Erasmii Epist.* 317 (*Operum, Lugd. Bat. 1703, Tom. III, 1, p. 322*): „Lutherus tam ignotus mihi, quam cui ignotissimus, nec adhuc vacavit, hominis libros evolvere praeter unam et alteram pagellam“ (18. Maii 1518). Aus einem Briefe des 31. Juli dess. J. (l. c. p. 334) sehen wir jedoch, daß er Eile damit bekam, einige von Luthers Schriften zu lesen.

sich selbst ebenso wahr als naiv charakterisirt — die Führung des geistlichen Schwertes, bis daß es den Sieg gewinne, war (obwohl er ein berühmtes Buch vom „christlichen Streiter“ geschrieben hat) seine Sache nicht: „Nicht Alle“, sagte er, „haben die Kraft zum Märtyrertum; ich fürchte, wenn es zu irgend einer Bewegung käme, ich würde den Petrus nachahmen.“³⁵ Allein selbst unter den in klassischer Bildung und Gelehrsamkeit ihm Ebenbürtigen gab es (wie wir hören werden) Mehrere, die jenes Schwert recht zu führen lernten, das er sich nicht entblödete wegzuworfen, und unter dem Schein des edlen Friedens sein Gewissen zu beschwichtigen; „denn“, sagt er, „lange ehe Jemand an Luther dachte, habe ich viele Bücher geschrieben, und doch findet man kein Wort in ihnen allen, das mit den Lutheranern stimmt, doch gehört keine Sylbe in allen Büchern Luthers mir; dennoch aber werde ich fortfahren, in aller Stille dasjenige zu verteidigen, was ich für Recht halte.“³⁶ Am meisten Dank sind wir ohne Zweifel Erasmus nicht für seinen Kampf, und nicht für seine Erkenntniß, aber für die mannichfaltigen, in seiner reichen Briefsammlung enthaltenen Beiträge zur Geschichte der Zeit schuldig, indem er mit fast allen hervorragenden Personen in freundlicher Berührung stand. Wir sind so in den Stand gesetzt, gleichsam Schritt vor Schritt der Entwicklung zu folgen und sie in unmittelbarer Nähe anschauen zu können.

Die erste Bewegung der Art, vor welcher Erasmus so bange war, ging eben von der Universität, die er selbst öfters als die Pflagemutter der edelsten wissenschaftlichen Bildung, so daß sie damals selbst mit Paris wetteiferte, als am wenigsten durch das Gift der Lutherischen Ketzerei angesteckt, beschreibt³⁷ — von Löwen 1519 aus. Obgleich dies nur wie ein Schall aus der Ferne von Luthers Zeugnisse war, obgleich man sich damals noch nicht, wie später Jakob Latomus, zur offenen Bekämpfung der Lutherischen Lehrsätze gerüstet hatte (bekanntlich blieb ihnen Luther auch nicht eine Antwort schuldig), so kann doch Erasmus nicht Worte genug finden, die allgemein herrschende Gährung zu beschreiben. „Es ist unmöglich“, sagt er in einem Briefe an Luther vom 30. Mai (in welchem zugleich sein humanistischer Standpunkt und die rasche Anerkennung sich spiegelt, die Luther in Deutschland gewonnen hatte), „mit Worten auszudrücken, welchen Lärm Deine Schriften hier erregt haben. Sie meinten, — so eine Veranlassung gefunden zu haben, die edlen Wissenschaften zu unterdrücken, die von ihnen mit einem vollkommenen Haße gehaßt werden, weil sie

35. *Erasmi Epist.* 583, 5. Jul. 1521; *Opp.* III, 1, p. 651.

36. *Erasmi Epist.* 583, l. c. *Epist.* 685; *Opp.* III, 1, p. 794.

37. *Erasmi Epist.* 694, 2. Sept. 1524; *Opp.* III, 1, p. 812.

wähnen, die theologische Majestät werde durch dieselben verdunkelt; denn diese setzen sie weit höher als Christum. Die ganze Sache wird mit Geschrei, mit plumpen Beschuldigungen, mit falschen, verdrehenden Anklagen ausgefochten; in der That, wäre ich nicht persönlich davon Zeuge gewesen, ja hätte es empfunden (denn stets noch stellen sie mich als den Bannerführer dieser Parthei heraus, und geben zu verstehen, ich hätte Dir bei der Abfassung Deiner Schriften geholfen) — nimmer hätte ich geglaubt, daß Theologen sich als so Rasende geberden könnten. Fast sollte man glauben, es wäre eine ansteckende Seuche eingedrungen. Und doch waren es im Anfange nur Wenige, von welchen diese Krankheit ausging; allmählig aber griff sie immer weiter um sich, so daß jetzt ein großer Theil dieser ziemlich stark besuchten Universität vom Strome dahingerissen ist.“³⁸

Am merkwürdigsten bei diesem Löwen'schen Vorspiel waren indeß zwei Punkte. Der eine ist in Erasmus' Briefen wenigstens angedeutet; es ist der, daß selbst auf dieser Universität Einzelne waren, die, im Gegensatz zu ihren übrigen Collegen, der Reformation einigermaßen Beifall gaben.³⁹ Der andere, den Erasmus sehr oft erwähnt, ist der, daß hier zum ersten Mal zwei Männer hervortraten, die, wenigstens später, sich in gleichem Grade als Erbfeinde der Reformation und des Erasmus zeigten (denn obwohl dieser mit ersterer Nichts zu schaffen haben mochte, so machte sie ihm doch genug mit sich zu schaffen). Der erste jener beiden Männer, Hieronymus Aleander, ein getaufter Jude, zuletzt Erzbischof von Brindisi, stand früher in genauem Verhältnisse zu Erasmus, der ihn an vielen Stellen seinen „alten Freund“ nennt (es mag eine Freundschaft der Art gewesen seyn, wie das alte Sprichwort besagt: „Aller Welt Freund, Jedermanns Feind“); allein dies war schon vorüber, als Aleander 1520 nach Löwen kam, und, nach Erasmus' Ausdruck, „rasend, wie er schon war, noch tausend Mal ärger und erbitterter von denen gemacht wurde, die ihn dort aufregten.“⁴⁰ Wie man damit das Lob, das Erasmus ihm an mehreren Orten wegen „edler Humanität“ spendet, vereinigen soll, sieht man nicht recht klar, obgleich es Aleander keineswegs an Bildung überhaupt gebrach; denn er war, wie Erasmus versichert, „dreier Sprachen kundig.“⁴¹ Der andere war ein Carmelitermönch, Nicolaus von Egmond (Egmondanus), dessen verwegener, frecher Sinn, der überall die Religion als eine Maske gebrauchte, so klar durch diese hindurchleuchtete, daß alle Schmähworte

38. *Erasmii Epist.* 427, 30. Maii 1519; *Opp.* III, 1, p. 444.

39. *Erasmii Epist.* 427, l. c.: „Sunt et hic (Lovanii), quorum est eximius quidam, qui Tuis favent.“

40. *Erasmii Epist.* 583, l. c.

41. *Erasmii Epist.* 233; *Opp.* III, 1, p. 230. *Epist.* 543, l. c., p. 592.

des Erasmus gegen ihn (er war persönlich erbitterter Feind desselben und haßte ihn noch weit ärger als Luther) doch im Wesentlichen als Wahrheit enthaltend anerkannt werden müssen. Ein paar Lebenszüge (ebenfalls von Erasmus aufbewahrt) charakterisiren vollkommen seine Streitweise, soweit er noch nicht (wie später) materielle Waffen in die Hände bekommen hatte. Als er Erasmus für einen Antichrist ausschrie, weil dieser den Griechischen Text des Neuen Testaments (1521) herausgegeben hatte und Erasmus ihn bat, er möchte ihm doch die Fehler darin zeigen, erwiederte er, er habe nicht Zeit gehabt, es zu lesen.⁴² Wenn die theologischen Baccalaurei eine Schriftstelle für diese oder jene Lehre anführten, entgegnete er: „Das ist eine Lutherische Beweisführung; ich protestire feierlich gegen eine jede Beantwortung derselben.“⁴³ — Mit solchen Männern sollte die Sache der Römischen Kirche in den Niederlanden geführt werden; wie sie gegen die evangelische Kirche auftraten, werden wir im Folgenden sehen.

Während nun die Löwen'schen Theologen am 7. November 1519 eine Bannbulle wider Luthers Schriften, als ärgerlich für die Kirche Christi, herausgaben, und sie, kraft der Lehrautorität, zum Scheiterhaufen verdamnten, ihren Verfasser aber verurtheilten sie zu widerrufen und abzuschwören,⁴⁴ (im folgenden Monat bestätigte Hadrian VI. diese Bulle) flogen Funken des Evangeliums zugleich nach Dordrecht und Antwerpen. Jene Uruben, in Holland, gab man wiederum Erasmus, dem unwilligen Kreuzträger der Reformation, Schuld.⁴⁵ Weit mächtiger war die Flamme, die in Antwerpen angefaßt ward; denn ein reicher reformatorischer Stoff hatte sich dort bereits seit einem Jahrhundert angehäuft.

VI.

Vergleichen wir Antwerpen und Löwen in den ersten Tagen der Reformation mit einander, so werden wir unwillkürlich an die Worte des Herrn von seiner zweiten Zukunft erinnert: „Zwo werden mahlen auf der Mühle; eine wird angenommen, und die andere wird verlassen werden“ (Matth. 24, 41). Der gelehrte Glanz Löwens mußte vor dem frischen christlichen Volksleben in Antwerpen erbleichen. Im Augustinerkloster hier, als dem Ausgangs- und Mittelpunkt, sammelte sich die ganze Erweckung; wir wissen nicht, wie es im Einzelnen zuging; bald aber waren alle Mönche für die Reformation gewonnen. Das neue Licht verschmolz mit dem alten, dessen Trä-

42. *Erasmi Epist.* 746; *Opp.* III, 1, p. 865.

43. *Erasmi Epist.* 679; *Opp.* III, 1, p. 798.

44. Luthers Werke, XV, 1592 — 1598.

45. *Erasmi Epist.* 491; *Opp.* III, 1, p. 587; *Epist.* 562, l. c., p. 592.

ger in Flanderns letzten christlichen Zeugen sie noch gleichsam unter sich sahen; die frische Erinnerung bot der Gegenwart die Hand. Der damalige Prior des Augustinerklosters, Jakob Spreng, war besonders eifrig im Werke des Herrn; von ihm zeugt selbst Erasmus in dem obenangeführten Briefe an Luther: „Im Kloster zu Antwerpen ist ein aufrichtiger christlicher Mann, welcher Dich besonders werth hält, Dein früherer Schüler, wie er bezeugt. Er ist fast der einzige dort, welcher Christum predigt; die übrigen fast alle predigen entweder menschliche Erfindungen oder was zu ihrem eignen Gewinne zielt.“⁴⁶ Ungefähr ein Jahr verlief von seinem ersten Auftreten, bis die eigentliche Verfolgung ausbrach, eine Stunde der Ruhe für das Evangelium — und wie kräftig wurzelte es in dieser kurzen Zeit! Doch sah man schon den Rauch vom Brande aus der Ferne. Hier. Aleander begann seinen unrühmlichen Kreuzzug schon gegen den Schluß des Jahres 1520; zuerst ließ er einige Lutherische Bücher in Löwen verbrennen, eben als der Kaiser die Stadt verließ; darauf veranstaltete er einen zweiten Bücherbrand in Lüttich, nicht lange hernach einen dritten in Cöln.⁴⁷ Bei dem erstern ging es jedoch, wie ein gleichzeitiger Augenzeuge uns berichtet, etwas wunderlich zu: in dem dabei entstehenden Volksauf- laufe schleppten die Studenten und Andere eine Menge Bücher hinzu, um sie dem Feuer zu opfern; allein die meisten waren vergilbte Postil- lenreiter,⁴⁸ die wenigsten Martin Luthers Bücher.⁴⁹

Indeß griffen die Flammen des Evangeliums immer weiter um sich im Augustinerkloster zu Antwerpen; man suchte vor Allem Jak. Spreng, als das Haupt der Unruhen, zu entfernen. Bereits im Februar 1520 ward er und, wie es scheint, ein Theil seiner Brüder vor eine sogenannte Apostolisch-Kaiserliche Commission in Brüssel vor- geladen. Als Apostolischer Commissar präsidirte Hieron. Aleander; die übrigen Mitglieder waren der Kanzler von Brabant, der Suffra- ganbischof von Cambrai und der Beichtvater des Kaisers, Joh. Clapio. Man hatte aus Luthers Schriften 30 Artikel ausgezogen, solche beson- ders, die einen gewissen moralischen Rigorismus ausdrückten, womit die Reformation in ihrem ersten Auftreten das faule Gewächs des Pe- lagianismus mit Stumpf und Stiel auszurotten sich berufen sah, die aber allerdings eine Begrenzung finden konnten und später wirklich auch

46. *Erasmii Epist.* 427; *Opp.* III, 1, p. 445.

47. Genau nach Erasmus' Angaben: *Erasmii Epist.* 543 (11. Nov. 1520); *Opp.* III, 1, p. 592.

48. Wie z. B. „Dormi secure“, „Tartaret“ u. a. im Mittelalter gebräuchlichste Postillen.

49. Die Angabe von einem gleichzeitigen Augenzeugen, welcher in einer, auf der Universitätsbibliothek zu Leipzig aufbewahrten Brochure es erzählt. Vgl. *Gerdes Historia Evangelii reformati*, Tom. III, p. 21.

fanden. Diese Sätze legte man Spreng zum Abschwören vor; im entgegengesetzten Falle ward ihm mit dem Scheiterhaufen gedroht. Einen Augenblick ward er schwach und unterschrieb die verlangte „Palinodie,“ welche man flugs in Leipzig zum Druck beförderte.⁵⁰ Der Gegensatz wider die Lutherischen Sätze war hier so zusammengefaßt, daß ein Begriff der Verdienstlichkeit der Werke und der Freiheit herauskam, welcher offenbar die freie Gnade aufhob. Mit Spreng schwer noch ein anderer Mönch, Namens Hermann, ab; mehrere wurden dazu gezwungen. Einer unter ihnen, Melchior Mirisch, glaubte durch Verschlagenheit sich zu retten, so daß er nicht zum Unterschreiben genöthigt ward; „das heißt,“ sprach Luther (dem der ganze Vorgang durch einen Brief von Mirisch an Spalatin bekannt ward), „er betete Satanas an und heuchelte die Erkenntniß Christi — ein schlechtes Lob!“

Gerecht sind die Wege des Herrn. Während dem von seiner eignen Klugheit aufgeblasenen Mirisch widersuhr wie das Apostolische Wort lautet: „Der Hund frisset wieder, was er gespeiet hat“ (2 Petr. 2, 22), und er aus einem falschen Bekenner ein Verfolger des Evangeliums ward, fühlte Spreng die tiefste Reue darüber, daß er aus Menschenfurcht das Evangelium verleugnet. Nicht lange hernach trat er in Brügge, wohin man ihn verwiesen hatte, wieder mit dem guten Zeugnisse auf, beschrieb mit einem zerfnirschten Geiste die Geschichte seines Falles, und hat in einem beweglichen Schreiben seine frühere Gemeinde in Antwerpen, daß sie nicht der Lehre, sondern seiner menschlichen Gebrechlichkeit seine Verleugnung zuschreiben, und daß sie in Sachen des Glaubens und der Seligkeit nicht auf irgend einen Menschen, sondern allein auf das untrügliche Ansehen des Wortes Gottes sehen möchte, das da ewiglich bleibet.⁵¹ Zum zweiten Male ward er, wie es scheint im Jahre 1522, von den Widersachern gefangen genommen und ins Gefängniß zu Brüssel wieder eingesteckt; sicher wäre er dem Scheiterhaufen nicht entronnen, wo nicht ein mitleidiger Franciscaner ihm zur Flucht behülflich gewesen wäre. Er eilte nach Wittenberg; nicht lange darauf (1523) ward er, auf die Empfehlung Heinrichs von Zütphen, von dem wir bald mehr hören werden, zum evangelischen Prediger an der Marienkirche in Bremen erwählt.⁵²

Keineswegs darf man meinen, daß durch jene Verfolgungen die Volksstimmung in den Niederlanden bezeichnet sei; diese war im

50. Luthers Briefe an Joh. Lange vom 11. Juni, 12. April, 26. Juni 1522; de Wettes Ausg. II, 180 f., 207. 213. Gerdes *Historia Evangelii renovati*, Tom. III, p. 23.

51. Seckendorff *Historia Lutheranismi*, I. §. 51. Gerdes *Historia Evangelii renovati*, T. III, p. 24. 25.

52. Seckendorff *Historia Lutheranismi*, I. p. 179. Gerdes *Historia Evangelii renovati*, T. III, l. c.

Gegentheil der Reformation entschieden günstig, und ward es immer mehr und mehr, so daß selbst diejenigen, welche officiell, was man „die neue Lehre“ nannte, bekämpfen mußten, dennoch den hellen Schein der Reformation auf ihrer Wanderung durch die Länder Europas sahen, oder wenigstens, wie Erasmus, den Mißbräuchen den Rücken kehrten, welche, nach ihrer Ansicht, allein sie hervorgerufen hatten. Zu den letztern gehörte auch der bekannte Prälat, der Bischof Philipp von Burgund (1524), ein Reformator in Erasmischem Geiste, wie dieser nicht frei von fleischlichem Sinn, aber doch ein entschiedener Feind des fleischlichen Wesens der übrigen Geistlichkeit und der Mehrzahl der Mönche.⁵³ Den größten Dienst leistete er ohne Zweifel dadurch der Reformation, daß er seinem Kaplan, Gerhard Noviomagus (mit dem Beinamen Geldenhauer, von seinem Vaterlande Geldern) eine Art Freibrief gab die Reformation zu predigen, was denn dieser auf die beste Weise ausbeutete, indem er in Geldern viele Seelen für das Evangelium gewann. Zu den erstern müssen wir nicht blos einen Herrn v. Ravenstein rechnen, welcher, nach einem alten Berichte, an der Kaiserlichen Tafel, als die Rede eben auf Luther fiel, in die Worte ausbrach: „So ist nun endlich nach vierhundert Jahren ein Christenmensch aufgestanden, und den will der Papst tödten,“ sondern auch die Statthalterin der Niederlande selbst, Margarethe von Parma, die Waterschwester Carl des Fünften. Als nämlich die Löwenischen Doctoren bei ihr sich beklagten, daß Luther durch seine Schriften die Kirche untergrabe, so fragte sie dieselben: „Was ist das für ein Luther?“ Und als diese antworteten: „Ach, das ist ein ungelehrter Mönch,“ so erwiderte sie: „Nun wohl! so schreibt dann ihr vielen Gelehrten wider den einen Ungelehrten; gewiß wird dann die ganze Welt mehr den vielen Gelehrten, als dem einen Ungelehrten glauben!“⁵⁴

VII.

Einen Hauptabschnitt in dieser Geschichte bildet das bekannte Wormser Edict (26. Mai 1521) wider Luthers Lehre, Person und Schriften so wie seine Anhänger. Es kann uns gar nicht wundern, daß, obgleich die Reformation ein vierhundertjähriges Zeugniß für sich hatte (denn die ersten bestimmten Schwingungen lassen sich bereits im Anfang

53. „Die Heiden,“ pflegte er zu sagen, „leben besser als die, welche jetzt den Christen Gesetze vorschreiben.“ S. *Gerhardi Noviomagi Philippus Burgundus*, p. 153, und über den Charakter des Bischofs überhaupt dieselbe Schrift p. 183 — 185. 203.

54. *Gerdes Historia Evangelii renovati*, T. III, p. 22 sq. Zu solchen instinctmäßigen Urtheilen christlicher Seelen gehören auch die Worte, welche ein Graf von Nassau (Statthalter in Flandern, Brabant und Holland) an die Priester im Haag richtete, als diese gleichfalls über die Fortschritte der Lutherischen Lehre sich beklagten. „Gehet hin,“ sagte er, „und prediget das Evangelium Christi lauter wie Luther; dann werdet ihr keinen weitem Grund zur Klage haben.“

des 12. Jahrhunderts vernehmen), sie dennoch von den Meisten verkannt wurde, selbst da wo ihre Wiege stand. Blendend war noch der, ob schon geschichtlich längst erbleichte, Glanz des „Römischen Reichs,“ das man noch immer als getragen von der höchsten Kirchengewalt und dieselbe wiederum gewissermaßen tragend ansah. Zur Wiederherstellung jenes Reichs als eines wirklichen Weltreichs in großem Style wollte Carl V. alle seine Kräfte verwenden: es war dieser Gedanke, der namentlich auch den Ausgang des Reichstages zu Worms bestimmte. Wir wissen es, wie Luther dorthin ging — ein schwerer Gang für Fleisch und Blut, so daß der berühmte Feldherr, Georg Frundsberg, wohl Recht hatte, wenn er, darauf hinweisend, zu ihm sprach: „Mönchlein, Mönchlein, Du gehest jetzt einen Gang, einen solchen Stand zu thun, dergleichen ich und mancher Oberster auch in der allerernstesten Schlachordnung nicht gethan haben. Bist du auf rechter Meinung und deiner Sache gewiß, so fahre in Gottes Namen fort und sey nur getrost, Gott wird dich nicht verlassen.“⁵⁵ Wir erinnern uns, wie er dort stand, bereit Rechenschaft zu geben für Alles und Jegliches, was er, gezwungen von der Kraft der evangelischen Wahrheit, in Gottes Namen gezeugt hatte, und doch demüthig bekennend, daß er in mancher, gegen Privatpersonen gerichteten Schrift es in diesem oder jenem Wort möchte versehen haben, was doch dem Bekenntnisse selbst auf keine Art und Weise Eintrag thue; — wie er, unter das größte Vorbild sich hinstellend (denn auch Christus begehrte ja vor dem Hohenpriester Annas, man solle ihm beweisen, wo er übel geredet habe), verlangte, man solle ihn aus den Prophetischen und Apostolischen Schriften, als welche allein über den rechten Zusammenhang der Lehre und die Gestalt der Kirche zu irgend welcher gegebenen Zeit entscheiden könnten, überweisen. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß diese klare Besonnenheit mit dem apostolischen Muth, der Luther in der Stunde der Gefahr stets zur Seite stand (so daß er auch, als man es von ihm um des Kaisers willen, der noch nicht Deutsch völlig verstand, forderte, alle seine Behauptung in Lateinischer Rede wiederholte), dieser rechte göttliche Standpunkt, auf welchem er, weil sein Gewissen in Gottes Wort gefangen, beharrte und sprach: „Hier stehe ich, Gott helf' mir, ich kann nicht anders,“ mehr als irgend etwas Anderes zu der Mäßigung beigetragen hat, womit man noch immer Luther behandelte, indem man ihn vom 26. April an, wo er Worms verließ, ein freies Geleite von 21 Tagen gab.

Allein der Kaiser, unangesehen, daß er sein Reich und seine politische Macht von dem gegebenen Verhältnisse zur Römischen Kirche be-

55. Marheineke Geschichte der Deutschen Reformation, I, 256.

dingt sah, ward täglich von fremden Rathgebern, die er in Schaaren mit sich führte, vor Allen auch von Hieron. Aleander aufgehezt. Der Ausgang der Sache war leicht vorherzusehen. Schon unter dem 19. April hatte er in einem Rescript an die Churfürsten und Stände des Reichs ausgesprochen, „daß er, als herstammend von den Christlichen Kaisern der Deutschen Nation und von den katholischen Königen in Spanien, so wie von den Erzherzogen in Oesterreich und den Herzogen in Burgund, welche sich alle bis an den letzten Odem der Römischen Kirche trenn erzeiget, welche in ihrem Sterben ihm gleichsam aus natürlichem Trieb und durch ein Erbrecht die heiligen katholischen Satzungen in seine Hände überlassen hatten, auf dem festen Vorsatz bleibe, Alles zu beschützen und zu beschirmen, was sowohl seine Vorfahren als er bis daher gehalten, sonderlich Alles, was auf der Costnizer und andern geistlichen Zusammenkünften geschlossen sey; daß er ferner fest entschlossen sey, alle seine Königreiche, das Kaiserthum, Freunde, Leib, Blut, Leben und Seele selbst daran zu setzen, daß dies gottlose Vornehmen nicht weiter um sich greife; denn es würde ja der fürtrefflichen, hochberühmten Deutschen Nation zu ewiger Schande gereichen, wenn man dasjenige zu christlicher Lehre stempeln oder auch nur dulden wolle, was mit dem Glauben der gemeinen Christenheit in tausend Jahren und länger offenbar streite.“⁵⁶ Denselben officiellen Ton athmete das Wormser Edict durchaus, und fügte zu dem Vorsatz die Ausführung, zu der gewaltigen Androhung die Entscheidung des Schwertes hinzu. Die durchlauchtige Deutsche Nation — hieß es unter Andern in diesem Edicte — werde, wo man solcher Kekerrei nicht förderlich begegne, entwurzelt werden, und dadurch alle andere Nationen in eine unmensliche Zertrennung und erbärmlichen Abfall guter Sitten, des Friedens und christlichen Glaubens kommen. Deshalb, obgleich ein Mensch, wie Martin Luther, nach Brauch der christlichen Kirchen als offener Keker verdammt sey, habe man dennoch aus besonderer Milde und Gültigkeit in Worms die ganze Sache mit Fleiß untersucht; weil er aber auch dort in seiner verstockten Verfehrung beharrt, ja es gewagt habe, seine Regel wider die Autorität der Väter, der Concilien, des Papstes, der Kaiserlichen und christlichen Gesetze zu setzen, so sollte er nun, zum Lobe des Allmächtigen und zur Beschirmung des christlichen Glaubens, laut der Päpstlichen Bulle als ein von Gottes Kirchen abgesondertes Glied, als ein verstockter Zertrenner und offener Keker gehalten werden. Niemand dürfe, unter Vermeidung des Majestätsverbrechens und des Reichs Acht und Aberacht, nachdem die obgemeldeten Tage mit dem 14. Mai geendet,

56. Luthers Werke, XV, 2235 f.

ihn haufen, bösen, ägen, tranken noch enthalten, noch ihm heimlich oder öffentlich irgend einen Beistand oder Fürschub erweisen, sondern im Gegentheil, wo man deß mächtig seyn möchte, ihn gefänglich annehmen und dem Kaiser wohlbewahret zusenden. Wider alle seine Mitverwandten, Gönner und Nachfolger solle auf dieselbe Weise verfahren, und derselben bewegliche und unbewegliche Güter von Jedermann gefaßt und behalten werden ohne männigliche Verhinderung. Seine vergifteten Schriften und Bücher, die in Latein und Deutsch oder in anderer Sprache gemacht oder noch gemacht werden, sollen mit dem Feuer verbrannt und gänzlich abgethan, vernichtet und vertilgt werden; Jedermann solle dabei den Päpstlichen Botschaften oder ihren verordneten Commissarien mit allem Fleiß und Treue beistehen. Endlich solle auch dieses Edict für ein unzerbrechliches Gesetz gehalten, und wider einen jeglichen, welcher freventlich dagegen handle, nach Form und Gestalt des Bannes und Kaiserlichen Acht und Aberacht gehandelt, procedirt und fortgefahren werden. ⁵⁷

Das Wormser Edict gab der Kaiserlichen Gewalt einen empfindlichen Stoß in Deutschland; denn weit entfernt ausgeführt werden zu können, rief es nur Demonstrationen auch von Vielen hervor, die nicht mit Luther einig waren. ⁵⁸ Er selbst aber saß unter Gottes Flügeln auf der Wartburg, wohin bekanntlich der Churfürst von Sachsen ihn hatte bringen lassen, und ward je mehr und mehr, unter fleißiger Erwägung des Worts, innerlich von dem überzeugt, was er schon in Worms vor den Churfürsten und Ständen des Reichs gepredigt hatte: daß „das heilige Gotteswort, darin nicht allein des Menschen ewiges Leben (Matth. 4, 4), sondern auch der Engel Freude und Wonne steht (1 Petr. 1, 14), über alle Dinge frei und ungebunden seyn soll und müsse, wie St. Paulus 2 Tim. 2, 9 lehret, und daß es derhalben in keines Menschen Gewalt stehe, sich desselben zu begeben, sich selbst oder andere Menschen ihm vorzusetzen, wie groß, viel, gewaltig, gelehrt und heilig sie sein mögen. ⁵⁹ Hieron. Alexander aber triumphirte seinerseits; denn, sagte er, „haben wir auch nichts Großes auf diesem Reichstage ausgerichtet, gewiß ist es dennoch, daß wir durch dieses Edict ein Blutbad in Deutschland hervorrufen werden, wodurch die Deutschen, wider ihr eignes Eingeweide wüthend, bald in ihrem Blute werden erstickt werden.“ ⁶⁰

57. Luthers Werke, XV, 2264 — 2280.

58. Val. das merkwürdige Stück: „Hans v. Rechenbergt (Schleisschen Oberamtsdirectors) Schreiben an den Churfürsten von Sachsen“ und die Antwort darauf; Luthers Werke, XV, 2292 ff.

59. Luthers Schreiben an die Churfürsten und Stände nach seinem Abschiede aus Worms; Werke, XV, 2258.

60. *Seckendorff Commentarius de Lutherismo, lib. I, 158.*

VIII.

In den Niederlanden ward das Wormser Edict unter demselben Datum, wie in Deutschland (26. Mai 1521) publicirt, und, wie aus einer Stelle der Briefe des Erasmus hervorzugehen scheint, in Löwen besonders abgedruckt.⁶¹ Man hatte damit ein Geschwür berührt; allerdings war darin ein Angriff auf die alten Freiheiten der Niederländer enthalten, deren Grafen vormals nie eine in das öffentliche Leben eingreifende Verordnung publicirt hatten, ohne daß sie vorher den „Staaten“ (Provinzialständen) vorgelegen hätte.⁶² Was aber die Sache nicht bloß für die politische, sondern für die allgemein menschliche Freiheit höchst bedenklich machte, war die, zwar allgemein gehaltene, aber nichts desto weniger unverblünte, Bestimmung, daß wer als Uebertreter des Edicts ergriffen werde, der solle in alle bürgerliche und kanonische Strafen, welche auf hartnäckige Ketzerei gelegt sind, verfallen seyn. Diese Strafen betrafen nämlich auf einmal Ehre, Leib und Gut; im Einzelnen war die Verfahrensweise dahin bestimmt: zur Erhärtung dieses capitalen Verbrechens sollten zwei Zeugen, welche von ihrem Pastor als gute Katholiken erkannt waren, hinlänglich seyn; den Angebern sollte ein Drittheil der confiscirten Güter zufallen; sodann ward ohne alle weitere Untersuchung die Todesstrafe verhängt, und zwar sollten die Männer lebendig verbrannt, die Weiber aber lebendig begraben werden. Wollte irgend ein Richter sich vermessen, diese Strafe zu mildern, fiel er selbst in den Verdacht der Ketzerei. Kein Vater sollte es wagen für seinen Sohn, kein Bruder für seinen Bruder eine Bittschrift einzureichen; und selbst wenn Jemand durch den Unterricht seines Pastors von der Ketzerei befreit, sollte er dennoch den Tod leiden, aber, als besondere Gnade, mit dem Schwert hingerichtet werden.⁶³

Es ist nun zwar gewiß, daß das Edict in diesem Umfange weder ausgeführt ward, noch ausgeführt werden konnte, und daß man im Anfange, namentlich im ersten Jahre (alljährlich sollten die Bestimmungen aufs neue publicirt werden) mehr versuchsweise zu Werke ging.⁶⁴ Dies dauerte jedoch den Widersachern des Evangeliums zu lange. Namentlich Alexander, der auch hier sein Werk schnell krönen wollte, trug der Statthalterin fleißig zu Ohren: in Flandern seyen die Keger dick wie Sand gesäet; man

61. *Erasmii Epist.* 584, *Opp.* III, 1, p. 652. Die Niederländische Publication des Edicts abgedruckt in „*Plakkaatboek van Vlandere*.“ Siehe: „*G. Brandt Historie der Reformatie in de Nederlanden*“ (Amst. 1677), Vol. I, p. 68 f.

62. *G. Brandt Historie der Reformatie in de Nederlanden*, I, l. c. *H. Grotius de republica Batava*, c. V.

63. Sm. v. Meteren *Niederländische Historien* (Amst. 1633 fol.), S. 11. Man hat ohne allen Grund Meteren der Untreue beschuldigt in der Relation über den Inhalt des Wormser Edicts; er erwähnt einfach, was nach demselben verhängt werden konnte, wenn es in aller Strenge ausgeführt worden wäre.

64. Wagenaars *Geschichte der Niederlande*, II, 326.

müsse nothwendig mehr zur Ausführung des Edicts thun, wenn nicht aus einem geringen Funken ein mächtiger Brand entstehen sollte.⁶⁵ Die Folge dieser Einflüsterungen, die an dem Kaiserlichen Hofe widerhallten, war, daß der Kaiser im Jahre 1522 dem Rathsherrn in Brabant, Franz van Hulst, und dem Carmelitermönch Nicolaus Ggmond den Befehl gab, als Inquisitoren der ganzen Lutherischen Ketzerei in den Niederlanden zusammenzutreten.⁶⁶ Letzteren haben wir schon kennen gelernt, sowohl was seine Bildung als Grundsätze betrifft; nur dies ist hinzuzufügen, daß er dem ihm übertragenen Werk eine scharfe Untersuchung aller Mängel seines eigenen Ordens vorausgehen ließ;⁶⁷ durch Eifer für die Wiederaufrichtung der strengen Klosterdisciplin meinte er einen Schild für alle spätere Unternehmungen gewonnen zu haben, wenn man sich nämlich überzeugt hätte, daß auch hier das Gericht vom Hause Gottes ausgehe. Franz van Hulst aber war dieses Carmeliters ebenbürtiger Genosse. Beide stellt Erasmus in einigen Zügen dar, worin offenbar das Urtheil des katholischen Volks enthalten. „Ggmond“, sagt er, „kannte ich, doch nicht ich bloß, sondern das ganze Volk, als ebenso thöricht als wüthend. Hulst habe ich nur gesehen, aber doch genug, um in ihm einen Phalaris und Nero zu erkennen.“⁶⁸ — Daß ihre Kegeruntersuchung in der That einem Neronischen Urtheile zu vergleichen war, legt ihre ganze Verfahrungsweise an den Tag. „Wem sie übel wollen,“ erzählt Erasmus, „der wird ohne weiteres ins Gefängniß geschleppt; dort wird die ganze Sache von wenigen Zuhörern entschieden; der Unschuldige muß allerlei Unglimpf leiden, damit nur ihr Ansehen nicht geschmälert werde. Zeigt es sich, daß sie durchaus fehlgegriffen, so schreien sie: Das muß man der Glaubenssache und dem Interesse derselben zu Gute halten.“⁶⁹ Am beklagenswerthesten war gewiß auch dies, daß der Kaiser so gut wie gar Nichts von allen den schaudbaren Dingen wußte, die in seinem und des Rechts Namen verübt wurden.⁷⁰ „Es ist unglaublich,“ sagt Luther in seiner Kraftsprache, „wie wüthend jene Sophisten foramsiren, denen der Kaiser, thöricht genug, die Sache als Thoren übertragen hat.“⁷¹ Doch so weit trieben sie es, daß zuletzt, 1524, beides der Kaiser und der Papst durch die drohenden Volksaufstände darauf aufmerksam wurden. Jetzt wollte man den Brand löschen; aber es war zu spät: van Hulst und Ggmond wurden beide der so schändlich gemisbrauchten Macht beraubt, und

65. *Gerdes Historia Evangelii renovati*, T. III, p. 26.

66. *Erasmi Epist.* 675 (*ad Johannem Carondilem*): *Opp.* III, 1, p. 794.

67. *Erasmi Epist.* 675: *Opp.* III, 1, p. 796.

68. *Erasmi Epist.* 679; *Opp.* III, 1, p. 799.

69. *Erasmi Epist.* 675; *Opp.* III, 1, p. 794.

70. *Erasmi Epist.* 669; *Opp.* III, 1, p. 782.

71. *Luthers Briefe* (de Wettes Ausg.), II, 248.

ersterer wäre kaum mit dem Leben davon gekommen, wenn nicht der Cardinal von Lüttich und ein anderer Niederländischer Fürst Fürbitte für ihn eingelegt hätten.⁷² Allein so gewissenlos ward diese ganze Sache gehandelt, wo es die Gewissensfreiheit von Tausenden galt, daß wir ein paar Jahre drauf van Hulst wieder auf dem Schauplaze, mit derselben Macht bekleidet, sehen.⁷³

IX.

Einer der Ersten, welche die durch das Wormser Edict legalisirte Verfolgung traf, war der Stadtschreiber in Antwerpen Cornelius Grapheus⁷⁴ (geboren zu Aelst 1482), ein Freund des Erasmus und ein vielseitig gebildeter Gelehrter. Er war ein stiller, frommer, demüthiger Mann, aber ohne die echte Glaubenskraft, besonders die, welche in so einer schweren Zeit noth ist, wo man, nach dem Apostolischen Worte, die volle Rüstung Gottes anziehen muß. Mit jugendlicher Begeisterung war er Luthers Gang bis dahin gefolgt; er lernte Tauler und die Mystiker, vor allen aber auch Joh. Goch, jene ehrwürdige vor-reformatorische Gestalt, kennen; und er hielt sich fest überzeugt, daß in jenen Schriften das Leben in Gott und die echte christliche Freiheit so dargestellt seyen, wie sie die Kirche des Herrn laut forderte. Mit glühender Zunge sprach er diese seine Ueberzeugung in der Vorrede zu der von ihm gefertigten Niederländischen Uebersetzung der Schrift Gochs „von der Freiheit der wahren christlichen Religion“⁷⁵ (1520), so wie in der, bald darauf (1521)⁷⁶ ebenfalls von ihm besorgten Ausgabe der Urschrift, und endlich, wenn wir berechtigt sind zu schließen, in der Einleitung zu den kleinen Schriften Gochs 'aus,'⁷⁷ die in denselben Tagen ans Licht traten. Hier hatte er unter Anderm die Aeußerung gesagt: „das Evangelium sey wiedergeboren und Paulus wieder aufgestanden in Luthers Schriften; man dürfe nicht glauben, daß die scholastische Theologie die Fülle des Glaubens wiedergegeben, da die Lehrer derselben vielmehr im Finstern getappt, sondern in Deutschland habe die reine evangelische Theologie verborgen gelegen, die jetzt aus dem Schooße der Erde zum Licht sich erhebe, so daß Deutschland (Germania)

72. *Erasmi Epist. App.* 328; *Opp.* III, 2, 1705 (der Brief, unter die undatirten gestellt, ist von 1524).

73. *Erasmi Epist.* 757, *Opp.* III, 1, p. 886.

74. Die folgende Darstellung der Schicksale des Grapheus bringt einzelne, namentlich chronologische, Berichtigungen zu der Wilmann'schen (Reformatoren vor der Reformation, I). Auch der Brief des Grapheus an den Erzbischof von Palermo lag diesem Gelehrten nicht vor.

75. Die Angabe in Betreff einer solchen Niederländischen Uebersetzung ist von G. Brandt und spätern Holländischen Schriftstellern.

76. Die Jahrzahl nach wahrscheinlicher Vermuthung.

77. „*Fragmenta*“ und „*Epistola apologetica*,“ beide von der höchsten Seltenheit (auf der großen Königl. Bibliothek zu Kopenhagen).

in unsern Tage in Wahrheit seinem Namen entspreche.“ Manches Andern im Einzelnen scheint er in jener Niederländischen Bearbeitung der Goch'schen Hauptschrift ausgesprochen und namentlich daran erinnert zu haben: daß die ausgebildete Papstmacht bereits seit den Tagen Bonifacius III. eine reine Umfassung; daß selbst der Primat des Apostels Petrus problematisch sey; daß namentlich alles dasjenige als unkirchlich und unchristlich müsse verworfen werden, wodurch die Gerechtigkeit aus dem Glauben verdunkelt werde. Und, wenn auch nicht hier, so doch an einem andern Orte,⁷⁸ muß er ein Wort davon haben fallen lassen, daß das Wormser Edict, sofern es Luthers Lehre verdamme, welche doch die des Evangeliums selbst sey, so wenig wie die Päpstliche Bulle, die dasselbe zur Ausführung zu bringen bestimmt sey, angenommen werden könne. Darin aber bestand auch sein ganzes Verbrechen.

Wundern darf man sich nicht, daß in diesen und ähnlichen Sätzen des Grapheus nicht Alles zu einem Ganzen verbunden ist, wie man es wohl wünschen möchte; daß in einzelnen Punkten die Negation viel stärker hervortritt als die entsprechende Position; daß er mandmal bei jener stehen blieb, ohne zu dieser fortzuschreiten. Es war dennoch die lebendige Seele des Christenthums, welche selbst in den am meisten paradox lautenden Behauptungen athmete, und unstreitig waren ja Tauler und Goch, in deren Schriften hauptsächlich Grapheus festen Fuß gewonnen hatte, anerkannte Kirchenlehrer. Desto himmelschreiender muß nothwendig die Behandlung uns vorkommen, welcher man ihn wegen seiner christlichen Freimüthigkeit unterwarf. 1521 ward er in Brüssel ins Gefängniß geworfen. Die zur Untersuchung verordneten Commissare (vermuthlich waren van Hulst und Egmond schon thätig, obgleich noch nicht bestellte Inquisitoren) hatten aus den von ihm herausgegebenen Sätzen eine Reihe von Sätzen ausgezogen, die ihm nicht erst vorgelegt wurden, damit er sie als die seinen anerkennen möchte; dennoch aber erbot er sich zum Widerruf. Einige Tage darauf schleppte man ihn auf den Markt in Brüssel hinauf, wo man ein großes Gerüste zu diesem Zwecke erbaut hatte. Hier mußte er, in der Gegenwart der Commissare, von einer Menge Volks umgeben, alle die ausgezogenen Artikel aufs neue widerrufen und die erwähnte Vorrede mit eigener Hand verbrennen. Erst nachdem dieses vollzogen, publicirte man ihm sein Urtheil, nach welchem sein ganzes, bewegliches und unbewegliches Gut confiscirt, er selbst aber zu irgend welchem Amte in der Zukunft unfähig erklärt wurde. Weiter wurde er verpflichtet, den geleisteten

78. Dies sieht man namentlich aus den aus seinen Schriften ausgezogenen articulis *E. Corn. Graphei revocatio et abjuratio* in *Gerdes Miscellanea Groningana (Scriinium antiquarium)*, Tom. V, p. 502.

Widerruf nochmals in Antwerpen zu wiederholen; dann sollte er ins Gefängniß nach Brüssel zurückgeführt, und, nach dem Verlauf zweier Monate, ihm ein abgesonderter Aufenthalt außerhalb der Stadtmauern angewiesen werden.

Alle diese Angaben sind aus einem, erst jetzt vollständig benutzten, Briefe des tief leidenden Grapheus an den Erzbischof von Palermo, Johann Carondilet, damals Kanzler von Brabant, ausgezogen.⁷⁹ Die ausführliche Bittschrift ist datirt vom 18. October 1522; durch des Kanzlers Hülfe, der in der Gunst des Kaisers stand, hoffte Grapheus aus seinem Gefängnisse befreit zu werden. Innige Wehmuth ergreift uns, wenn wir hier seine Klage über die Noth seiner Gattin und einer zahlreichen Kinderschaar, die ihres Versorgers beraubt, vernehmen; wenn wir hören, wie er vergeblich, durch den Rath in Antwerpen, als die höchste Gnade bei van Hulst sich erbeten hatte, daß ihm Antwerpen als Gefängniß möchte angewiesen werden. Aber klagen müssen wir mit Gottes Hause, wenn wir sehen, wie alle geistliche Kraft bei Grapheus gebrochen, wie er, selbst innerhalb der Mauern des Gefängnisses, nicht erröthete, seine evangelische Hoffnung wegzuworfen, und dies zu seiner Entschuldigung anführte, daß was er in den frühern Jahren geschrieben, mehr als eine Verstandesübung zu betrachten sey, die man doch ihm zu Gute halten möge, der von seiner frühesten Jugend an die Ausbildung des Geistes als das höchste Gut angesehen, und zu dem Ende, kämpfend mit Noth und Opfern aller Art, ganz Italien durchwandert habe. Der Arme erreichte doch nicht, was er suchte; offenbar wollte der Herr ihn durch das schwere Gefängniß läutern. Noch im Jahre 1524 hatte er — wie wir aus einem Lateinischen Klagedeicht, wo er den Bischof Philipp von Burgund, der bald darauf starb, um seine kräftige Fürsprache anfleht,⁸⁰ ersehen — die Freiheit nicht wiedergewonnen. Er äußert sich hier mit größerer Ergebenheit in Gottes Willen. Später kam er zwar auf freien Fuß; allein seine evangelische Kraft kehrte nie wieder zurück.

Doch alle diese einzelnen Verfolgungen (mit Grapheus waren Mehrere um des Evangeliums willen eingekerkert) dienten nur dazu, das mächtige Feuer zu schüren, das Gott selbst angezündet hatte. Im Augustinerkloster in Antwerpen feierte man von Tag zu Tag neue Triumphe. Der vormalige Prior desselben, Jacob Spreng, war ihnen entrisen; einen andern, ebenso evangelisch gesinnten, hatten sie in Lampert Thorn erwählt.⁸¹ Das Volk belagerte förmlich die Klosterkirche, um Gottes

79. G. Brandt *Historie der Reformatie in de Nederlanden*, I, 71 — 79.

80. Wilmann *Reformatoren vor der Reformation*, I, 456 ff., nach *Kist en Royards Archief voor kerkelyke Geschiedenis*, VI, wo das Gedicht selbst ganz abgedruckt ist.

81. Nämlich nach Heinrich von Bütphen, welcher auch als Prior ge-

Wort zu hören; man mußte neue Gallerien und Lectionarien (kleinere Kanzeln) erbauen, um die Zahl der Zuhörer zu fassen. Die Statthalterin, täglich geplagt durch Vorstellungen über die Gefahr, worin die Kirche durch die Lutherische Bewegung schwebte, gab endlich ihre Zustimmung zu einem entscheidenden Schritt. Im October 1522 wurden alle die Brüder aus dem Kloster verjagt; nur diejenigen, welche das Evangelium verleugneten, wurden losgelassen; die übrigen alle wurden an verschiedenen Orten gefänglich eingesetzt; die Stadtkinder unter ihnen steckte man ins Begharden-Haus ein. Alles Eigenthum und Geräthe des Klosters ward, als entweiht durch die Keher, öffentlich an die Meistbietenden verkauft. Unter dem Zuströmen der Volksmassen ward die Klosterkirche zuerst geschlossen, dann niedergebrosen und mit der Erde gleichgemacht, um auf demselben Platze später eine Parochialkirche aufzubauen. Die heiligen Gefäße (das Sacrament, wie man's nannte) wurden mit großem Pomp zu „Unserer Frauen Kirche“ übergeführt und hier von der Statthalterin ehrenvoll empfangen. Welche Bürger, jed's Männer oder Weiber, man in Verdacht hatte, wurden ergriffen und abgestraft.⁸² So erweckte Gott sich, wie es im Evangelio heißt, Kinder aus Steinen. Die Antwerpener Kirche ist uns selbst in ihren Trümmern ehrwürdig.

X.

Das erste Ayl der Reformation in den Niederlanden war zertrümmert, allein der Geist war nicht getödtet. Die meisten Mönche verleugneten die erkannte Wahrheit; doch mehrere derselben, die man von Ort zu Ort schleppte, um sie mürrisch zu machen, bielten nicht blos selbst am Evangelio fest, sondern ließen auch eine Ermunterungsschrift an die schwachen Brüder ausgehen, worin sie mit Augustinus Worten diese ermahnten: daß, welche um des Bekenntnisses der Wahrheit willen das irdische Leben dran setzten, die bewahrten dennoch allwege das Leben und die Seligkeit unverfehrt, während die, welche aus Furcht vor Martern und Pein dem leiblichen Tode entflohen, dem geistlichen Tode verfallen würden; und viel glimpflicher sey es doch, durch Drangabe des Irdischen sich einen unverwelflichen Ehrenkranz zu erkämpfen!⁸³ Es schien dieser Zuruf an die Brüder ihr Schwanengesang zu seyn; bald winkte ihnen selbst die Märtyrerkrone, deren bittere und doch selige Bedingungen sie erkannt hatten.

Diese Sieger Christi, deren Namen in unvergänglichem Glanze strahlen werden, waren Heinrich Voës, Johann Esche und der
 nennt wird, und seliglich eine kurze Zeit, ehe er die Niederlande verließ, es gewesen seyn muß.

⁸². Luthers Brief an Wencesl. Rint, 19. Dec. 1522; Briefe, II, 265.

⁸³. *Gerdes Historia Evangelii renovati*, III, 28.

Prior des zertrümmerten Klosters, Lampert von Thorn. Mit den andern Mönchen waren sie zuletzt, auf Veranstaltung des Bischofs von Cambray, nach Vilvoerden bei Brüssel gefangen abgeführt. Alle erdenkliche Mittel wurden angewandt, um sie zum Widerruf zu bewegen. Zuerst legte der verordnete Inquisitor, der Dominikaner Jacob Hoogstraten, ihnen zusammen drei Fragen zur Beantwortung vor. Die erste war: was sie glaubten. Sie antworteten mit einem Munde: die zwölf Artikel des christlichen Glaubens, die biblischen Bücher und evangelischen Schriften, nicht weniger eine heilige christliche Kirche, doch nicht die Kirche, an welche der Kegermeister glaube. Ob sie auch an die Concilien und die Bestimmungen der Väter glaubten? Sie antworteten: insofern diese mit der göttlichen Schrift übereinstimmten und derselben nicht widersprächen, glaubten sie auch daran. Ob sie glaubten, daß derjenige eine verdamnliche und Todsünde begehe, welcher die Bestimmungen des Papstes und der Väter übertrete? Sie glaubten, antworteten sie, nur Gottes Gebote und Verbote, keineswegs aber der Menschen Gesetze, könnten selig machen oder verdammen.

Mit dem ersten dieser Mönche, Heinrich Voës, hielt man ferner ein besonderes Verhör, und legte ihm eine Menge Artikel zur Beantwortung vor, aus welchen beides, der Grund seines Glaubens und seiner Freudigkeit so wie der Umfang seiner christlichen Erkenntniß klar hervorgehen. Er steht hier vor uns als ein durch seine evangelische Einfalt in Wahrheit erhabener Charakter, als ein Mensch, dessen Auge ganz auf die Ewigkeit gerichtet war. Die Lehrpunkte, zu welchen er sich mit ebenso großer Schärfe und Klarheit, als mit freudigem Muth bekennt, sind zunächst die allgemein reformatorischen: „daß man aus der heiligen Schrift selbst prüfen und erkennen könne, daß weder der Papst noch irgend ein Prälat eine höhere Macht und Mündigkeit habe, als welche den Dienst am Worte Christi betreffe, nämlich dieses Wort zu predigen, und die Heerde Christi zu weiden und zu führen (Art. 7. 8. 59); daß der Römische Bischof keineswegs von unserm Herrn Christo in der Person des Apostels Petrus zu einem Statthalter über alle Weltreiche verordnet worden sey; denn nicht dazu habe der Herr ihn gesetzt, sondern daß er ein Diener und Haushalter sey (Art. 35); daß die weltliche Obrigkeit über die Dinge Macht habe, welche allein den Leib, nicht das Gewissen angehen, und daß es dem göttlichen Recht widerstreite, wenn die Priesterschaft in solchen Dingen nicht dem Kaiser und allen weltlichen Gebietern unterthan seyn wolle (Art. 9. 58); daß unser Herr Christus in dem Menschen die guten Werke wirke, und daß der Mensch hiezu gar Nichts thue, ohne daß er leide, daß unser Herr Christus in ihm, als in einem Werkzeuge, wirke (Art. 34); daß alle

ewigen Gelübde, welche nicht Christi Befehl hätten, unbehutsam und ohne die Bedingungen der christlichen Freiheit zu kennen, vom Menschen abgelegt würden, ihn deshalb auch nicht binden könnten (Art. 36. 37); daß im Sacrament des Altars kein Opfer geschehe; denn Christus sey einmal am Kreuze geopfert; daß es besser sey, den Laien dasjenige nicht zu entziehen, was Christus im Abendmahle für Alle bestimmt habe, den Kelch wie das Brod, und daß die Worte der Consecration laut gesprochen werden müssen (Art. 43. 53. 54. 55); daß nur die Taufe, das Abendmahl und die Pönitenz die rechten Sacramente, die übrigen vier aber nur gemeine Kirchengebräuche seyen, die keine weitere Gnade mit sich bringen, als diejenige, welche im Worte Gottes liege, das bei denselben gesprochen werde (Art. 28—30); daß alle Christen einen priesterlichen Beruf haben, daß aber das Priesterthum, obgleich es kein Sacrament, dennoch nothwendig sey (Art. 12. 31).“ — Allein so wie er in diesen Stücken freimüthig und klar ist bis auf den tiefsten Grund, so hält er an sich oder schweigt, wo er Etwas nicht völlig aus dem Worte Gottes erkannt hat. Man fragt ihn, ob es ein Jegesener giebt; er antwortet: „Das weiß ich nicht“ (Art. 41); — ob die Fürbitte der Verstorbenen den Lebenden nützen könne; er antwortet ebenso (Art. 45); — ob man die Heiligen anrufen solle; er will nichts weiter antworten (Art. 56). Ueberall, wo es Menschen gilt, da fürchtet er sich mehr zu sagen, als was wir nach Maaßgabe des Wortes von den Knechten des Herrn zeugen dürfen. Er bekennet zu Gottes Preis, daß Luther ihn weit näher zum Evangelium geführt habe, als Augustinus oder Hieronymus, oder irgend einer der alten Lehrer; deshalb wagt er auch zu äußern, daß diejenigen, welche Luthers Schriften verbieten, die handeln wider Gottes Wort; man solle die Geister prüfen, ob sie aus Gott sind, so auch eine jede geistliche Gabe und Prophetie, und das Beste behalten (Art. 2. 3. 5. 6). Als man ihn fragt, ob er durch Luther verführt worden sey, antwortet er: Ja, so wie unser Herr Christus seine Apostel verführt hat (Art. 57). Als aber die Frage ihm vorgelegt wird, ob er denn glaube, daß Luther den Heiligen Geist selbst habe, will er Nichts antworten (Art. 21). Wegen seine Widersacher, selbst wo sie ihn mit den verfänglichsten Fragen ermüden (wie er denn einmal in die Worte ausgebrochen seyn soll: lieber wolle er sich den Kopf abhauen lassen, als auf alle Fragen antworten; Art. 51), ist er milde; das Höchste, was er ihnen vorwirft, ist dieses: „Ihr Herren habt nicht redlich mit mir gehandelt und nicht nach Ausweis des Evangeliums“ (Art. 12); er sehe wohl (so scheint er von seiner Seite das Verbör geschlossen zu haben), daß kein Gottes Wort in oder bei den Herrn Commissarien sey (Art. 60). Uebrigens, sagte er, werde wohl unser Herr Christus ein

Einschicken mit der Sache haben; sein Leben achte er geringe, seine Seele befehle er Gott (Art. 61)."⁸⁴

Von dem Verhör der übrigen Märtyrer ist uns Nichts insonderheit berichtet. Gewiß ist es doch, daß sie alle in demselben christlichen Glauben und in derselben Hoffnung standen.

XI.

Die Gefangenen wurden, als man sie, wie es hieß, nicht zur Kirche zurückbringen konnte, ins Gefängniß nach Brüssel abgeführt und dort genau verwahrt. Dahin kamen nach kurzer Zeit fünf der angesehensten Löwen'schen Lehrer, Jak. Hoogstraten, Egmond, Godeskalk, Latomus, Ruardus, und außerdem ein Carmelitermönch von Mecheln. Das Ganze wurde geheim gehalten, damit Fremde nicht sich hindrängen möchten. Am Tage vor Mariä Heimsuchung — es war der 1. Juli, 1523 — sah man eine große Procession sich nach dem Markte, unter einem Gewühl von Menschen, hinbewegen. An der Spitze gingen die Mönche von den drei Bettlerorden mit ihren Kreuzfahnen, prächtig geschmückt, und als diese zuerst den Platz umzingelt, setzten sich, der Ordnung nach, zuerst die Doctoren der heiligen Schrift, dann die Aelte (an die Stelle der Bischöfe) mit ihren hohen Mützen und von Edelsteinen glänzenden Stäben; dann verschiedene Andere. Alle nahmen Platz auf der großen, vor dem Rathhause aufgerichteten Erhöhung. Zuletzt kamen auch die armen, gestäubten Zeugen Christi, zuerst unter ihnen Heinrich Voës. Es war in der eilften Stunde, als er über den Markt geführt wurde. Das ganze Volk blickte auf den Jüngling hin, als er, in Priesterkleidung, vor dem Altar kniete, der mitten auf dem Bretergerüste aufgeführt war. Denn er sah nicht aus wie einer, der gerichtet, sondern als ob er, unerschrocken in der vollen Rüstung des Glaubens, die Widersacher richtete. Hinter ihm stand der Guardian der Franciscaner und hielt eine Predigt, die eine Stunde dauerte. Unterdeß verrichtete ein Bischof die gewöhnlichen Ceremonien, unter welchen die Priesterweihe zurückgenommen ward, und ein daneben stehender Priester zog dem jungen Mann die Priesterkleidung aus. Während dieser ganzen Zeit blieb der Jüngling in derselben Stellung, keusch und züchtig von Mienen, so daß man nicht nur wahrnehmen konnte, daß er den Tod nicht fürchtete, sondern daß er in Wahrheit ein sanftmüthiger Mensch war; seine Geberden waren wie die eines Menschen, der in inniges Gebet und Betrachtung der himmlischen Dinge versunken ist. Bot man ihm Etwas, so gehorchte er ohne Widerrede; er wolle, sagte er, bis zum Tode gehorsam seyn.

Als die angedeuteten Ceremonien vollzogen waren, trat Heinrich von der Erhöhung nieder, kehrte aber bald darauf in Laienkleidern zurück. Indessen wurden die beiden andern herbeigeführt; das Volk erkannte in ihnen, weil sie Bärte hatten, ältere Männer; ihr Aussehen war übrigens dasselbe, so daß man auch bei ihnen Beständigkeit und Freimüthigkeit zu verspüren glaubte. Als nun auch diese auf dieselbe Weise zum Märtyrertode vorbereitet und die Priesterkleider ihnen ausgezogen, wurden Heinrich Boes und Johann Esche (der dritte, Lampert Thoru, hatte sich indeß drei bis vier Tage Bedenkzeit erbeten und war ins Gefängniß zurückgeführt) wiederum vorgeführt, grade zum Scheiterhaufen hin, der mitten auf dem Markte angezündet war. Kein Urtheil wurde ihnen vorgelesen, wie es doch sonst bei Hinrichtungen gebräuchlich war. Selbst zogen sie ihre Kleider aus. Noch einmal trat aus der Menge der Inquisitor Jakob Hoogstraten hervor, und verkündigte ihnen, er habe Macht, sie flugs loszulassen, wenn sie ihre Irthümer widerriefen. „Du brauchst,“ erwiderte einer von ihnen, „Pilatus' Worte, und ich sage Dir, du hättest keine Macht über mich, wenn sie Dir nicht von oben gegeben wäre.“ So waren auch alle andern Worte, die man aus ihrem Munde hörte, Zeugnisse einer frommen, gottergebenen Gesinnung, wie von Männern, die sich herzlich freuten, aufgelöst zu werden und bei dem Herrn Christo zu seyn. Sie zeugten unablässig, daß sie als rechte Christen starben, daß sie glaubten eine heilige, allgemeine Kirche, und daß dies der Tag sey, nach welchem sie schon lange sich gesehnt hätten. Einer der Anstehenden meinte, sie sollten doch nicht sich selbst rühmen; Boes antwortete: „Es sey ferne von mir rühmen, denn allein von dem Kreuze unsers Herrn Jeßu Christi.“ Und als ein Anderer ihn ermahnte, Gott vor Augen zu haben, antwortete er: „Ich bin gewiß, ihn im Herzen zu haben.“

So standen sie nun ganz entkleidet bis auf das Armen-Sündergewand (wie man's nannte), der eine in einem schwarzen, der andere in einem gelben Hemde, nicht angebunden an die Pfähle; denn sie umfingen sie selbst. Eine lange Zeit sahen sie den Rauch über sich gehen; denn das Feuer schlug langsam auf — sey's nun, daß man es so veranstaltet, oder daß es zufallens geschah — dennoch wurden sie nicht kleinmüthig, sondern vielmehr getroster und gestärkter vom Herrn, je näher sie ans Ziel kamen. Vier Beichtväter waren ihnen zuverordnet; diese selbst brachen in Thränen aus; allein Heinrich und Johannes äußerten: sie sollten nicht über sie, sondern vielmehr über ihre eigene Sünde weinen und darüber, daß die Gerechtigkeit so verfolgt werde. Und als dieselben Väter später ein Drohwort versuchten, ob das sie vielleicht erschüttern möchte, versichernd, daß, so sie sich nicht bekehrten,

würden sie unfehlbar zur Hölle fahren, da antworteten sie: sie wollten jetzt als gute Christen um der evangelischen Wahrheit willen sterben.

So kam denn die Stunde ihrer letzten Erlösung herbei. Der Rauch stieg höher; die Flamme folgte nach. Einer von ihnen (vermuthlich Heinrich) äußerte: es dünke ihm, wie wenn man ihm Rosen unterstreue. Dann beteten sie beide laut die zwölf Artikel des Glaubens und stimmten den alten Psalm an: „O großer Gott, wir loben dich.“ Von den Flammen umzingelt riefen sie Jesu Namen an; man hat die Worte gehört: „Herr Jesu, du Sohn Davids, erbarme dich über mich!“ Bald schlug das Feuer über sie zusammen — sie waren in Gottes Hand.⁸⁵

Von dem dritten, Lampert Thorn, wissen wir nur dieses mit Zuverlässigkeit, daß der Herr ihn stärkte, so daß er nicht das Geringste verleugnete, und daß er kurz darauf im Kerker erstickt worden ist. Ein Trostbrief, den Luther ihm in diesen Tagen schrieb, ist folglich nicht in seine Hände gekommen.⁸⁶

XII.

Ganz Brüssel war, wie Erasmus uns erzählt, in Aufruhr, erbittert über die schändliche Verfahrensweise, tief erschüttert beim Anblick eines wahrhaft christlichen Martyriums. Der Carmeliter Nicolaus Egmond hatte bis zur Errichtung des Blutgerüsts sein Möglichstes gethan; jetzt fing er an zu zittern. Man mußte etwas ersinnen, um die Volksstimmung zu beruhigen; die Erfindung war aber so plump wie möglich. Ein Franciscaner stand nämlich am folgenden Tage (Mariä Heimsuchung) auf und hielt den Leuten vor: jene seyen ja offenbar um ihrer Lutherischen Ketzerei willen zum Tode gebracht; doch habe er Etliche sagen hören, sie hätten an ihrem Ende den Irrthum zurückgerufen, und das sey auf Fürbitte der Jungfrau Maria geschehen. Besser noch putzte dies Märchen Nic. Egmond aus, der, einige Tage später nach Löwen zurückgekehrt, dem Volk in einer Nachmittagspredigt versicherte, er habe so eben einen Brief von Franz Gulst empfangen, und es sey außer allem Zweifel, daß die zwei Augustiner, welche zu Brüssel verbrannt, noch auf dem Scheiterhaufen sich bekehrt hätten. Leider ward die Lüge von unwilligen Zeugen auf den Mund geschlagen. Der Henker, befragt, ob er irgend ein Wort gehört hätte, das auf

85. R. Rabus's Historia der heiligen Märtyrer, II, fol. 114, b — 117, a. Luther Handlung der Degradation und Verbrennung der Märtyrer zu Brüssel; Werke, XX, 40 — 44.

86. Luthers Angabe, daß Lampert von Thorn einige Tage darauf zum Scheiterhaufen geführt ward, kann deshalb nicht angenommen werden, weil sie sich nur auf eine zufällige Notiz in Eyalatins Tagebuche (*Schelhorn Amoenitates literariae*, IV, 412) gründet: die bloße Sage muß vor dem völlig klaren Bericht des Erasmus (*Epist.* 1060; *Opp.* III, 2, p. 1207) zurücktreten. Wir sind also mit dem Martyrologen Rabus und mit Sekendorff dem letztern Berichte gefolgt.

Neue hindentete, antwortete: Kein einziges. Und der Kanzler von Brabant zeugte: er habe in seinem Leben Viele zum Schaffot hinführen sehen, allein eine solche Hinrichtung habe er noch nicht erlebt. Kurz, es ward von Tag zu Tage, wie Erasmus bezeugte, ärger mit der Lutherischen Kegerci, sonderlich in Brüssel, und wo man das Ende vermuthet hatte, war erst der rechte fruchtbare Anfang.⁸⁷

Dasselbe zeugte Luther zu Gottes Preise. Er schrieb in jenen Tagen einen Sendbrief an alle christlichen Brüder in Holland, Brabant und Flandern, und spricht diese Stimmung so wie die rechte Betrachtung des christlichen Märtyrerthums in folgenden Worten aus:

„Lob und Dank sey dem Vater aller Barmherzigkeit, der uns zu dieser Zeit wiederum sehen läßt sein wunderbares Licht, welches bisher um unserer Sünde willen verborgen gewesen, uns der gräßlichen Gewalt der Finsterniß hat lassen unterworfen seyn, und so schmähtlich irren, und dem Antichrist dienen. Aber nun ist die Zeit wiederkommen, daß wir der Turteltauben Stimmen hören, und die Blumen aufgehen in unserm Lande (Hohel. 2, 11. 12). Welcher Freude, meine Liebsten, ihr nicht allein theilhaftig, sondern die vornehmsten worden seyd, an welchen wir solche Freude und Borne erlebt haben. Denn euch ist vor aller Welt gegeben, das Evangelium nicht allein zu hören und Christum zu erkennen, sondern auch die ersten zu seyn, die um Christi willen jetzt Schande und Schaden, Angst und Noth, Gefängniß und Fährlichkeit leiden, und nun so voller Früchte und Stärke worden seyd, daß ihr's auch mit eigenem Blute begossen und bekräftigt habt; dabei auch die zwei edle Kleinode Christi, Henricus und Johannes zu Brüssel, ihr Leben gering geachtet haben, auf daß Christus mit seinem Wort gepreiset würde.“

„O, wie verächtlich sind die zwei Seelen hingerichtet, aber wie herrlich und in ewiger Freude werden sie mit Christo wiederkommen, und recht richten diejenigen, von denen sie jetzt mit Unrecht gerichtet sind. Ach, wie gar ein gering Ding ist, von der Welt geschändet und getödtet zu werden, denen, so da wissen, daß ihr Blut köstlich, und ihr Tod ist theuer vor Gottes Augen, wie die Psalmen (9, 23. 72, 14. 115, 16) singen. Was ist die Welt gegen Gott? Welch eine Lust und Freude haben alle Engel gesehen an diesen zwö Seelen? Wie gerne wird das Feuer zu ihrem ewigen von diesem sündlichen Leben, von dieser Schmach zur ewigen Herrlichkeit geholfen haben! Gott sey gelobt in Ewigkeit und gebenedeiet, daß wir erlebt haben, rechte Heiligen und

^{87.} *Erasmii Epist.* 1060, l. c. Rabus Histeria der heiligen Märtyrer, II, fol. 117, a.

wahrhafte Märtyrer zu sehen und zu hören, die wir bisher so viel falscher Heiligen erhebt und angebetet haben!"

„Wir hier oben sind noch bisher nicht würdig gewesen, Christo ein solches theures, werthes Opfer zu werden, wiewohl unser Glieder viel nicht ohne Verfolgung gewesen, und noch sind. Darum, meine Allerliebsten, seyd getrost und fröhlich in Christo, und lasset uns danken seinen großen Zeichen und Wundern, so er angefangen hat unter uns zu thun. Er hat uns da frische, neue Exempel seines Lebens vorgebildet. Nun ist's Zeit, daß das Reich Gottes nicht in Worten, sondern in der Kraft stehe. Sie lehret sich's, was das gesagt sey: Seyd fröhlich in Trübsal (Röm. 12, 12). Es ist eine kleine Zeit, spricht Jesaias (54, 7), daß ich dich verlasse, aber mit ewiger Barmherzigkeit will ich dich aufnehmen. Und der 91. Ps. (V. 14. 15): Ich bin (spricht Gott) mit ihm in Trübsal; ich will ihn erretten und will ihn zu Ehren setzen; denn er hat meinen Namen erkannt. Weil wir denn tröstliche Verheißung haben, so laßt uns unser Herz erneuen, gutes Muths seyn, und uns mit Freuden dem Herrn schlachten lassen. Er hat's gesagt, er wird nicht lügen: Auch die Haare auf eurem Haupt sind alle gezählet (Matth. 10, 30).“

„Und obwohl die Widersacher diese Heiligen werden Hussitisch, Wickelstisch und Lutherisch ausschreien, und sich ihres Mords rühmen, soll uns nicht wundern, sondern desto mehr stärken; denn Christi Kreuz muß Lästerer haben. Aber unser Richter ist nicht ferne; der wird ein ander Urtheil fällen; das wissen wir, und sind's gewiß. Bittet für uns, lieben Brüder und unter einander, auf daß wir die treue Hand einer dem andern reichen, und alle in einem Geist an unserm Haupt Jesu Christo halten, der euch mit Gnaden stärke und vollbereite zu Ehren seinem heiligen Namen. Dem sey Preis, Lob und Dank bei euch und allen Creaturen in Ewigkeit, Amen!“⁸⁸

So wie aber Luthers Betrachtung der Sache sich behaupten wird, so lange es leidende und streitende Christen in der Welt giebt, so nicht minder ging seine prophetische Hoffnung von dem Tode und der Asche dieser beiden Märtyrer, wie er sie in dem historischen Psalm „Ein neues Lied wir heben an“ in unvergeßlichen Worten aussprach, sehr bald glänzend in Erfüllung. Wir meinen die Worte:

„Der Schimpf sie nun gereuet hat,
Sie wollten's gern schön machen;
Sie durften nicht rühmen sich der That,
Sie bergen fast die Sachen:
Die Schand im Herzen beißet sie,

Und Klagen's ihren Genossen;
 Doch kann der Geist nicht Schweigen hie;
 Des Habels Blut vergossen
 Es muß den Rain melden.

Die Asche will nicht lassen ab,
 Sie stäubt in allen Landen;
 Sie hilft kein Bach, Loch, Grub' noch Grab;
 Sie macht den Feind zu Schanden.
 Die er im Leben durch den Mord
 Zu Schweigen hat gedrungen,
 Die muß er todt an allem Ort
 Mit aller Stimm' und Zungen
 Gar fröhlich lassen singen.“⁸⁹

XIII.

Unter den wenigen Mönchen, die der Zerstörung des Augustinerklosters in Antwerpen entkamen, war Heinrich von Zütphen. Indem wir seinen Namen aussprechen, gedenken wir einer der heiligsten Pflichten des Geschichtschreibers; denn es ist nicht blos sein, bereits vielfach berichtetes, Märtyrerverthum, das wir wieder erzählen, sondern sein ganzer heroischer Charakter, und vor Allem seine tiefe Begründung als evangelischer Theolog, so daß wir, wie kurz auch seine Laufbahn, und wie wenig auch die uns erhaltenen Merkmale seines Geistes sind, ihn dicht neben Luther als einen seiner trefflichsten Schüler stellen müssen — es ist dieses alles, was wir zum ersten Mal klar bezeugen und der Reformationsgeschichte einen ihrer größten Helden und eine ihrer ausgezeichnetsten Gestalten wiedergeben möchten.

Nur unvollständig können wir die Schicksale Heinrichs von Zütphen verfolgen. Er war, wie sein Beiname uns zeigt (sein Familienname war Möller) in der Niederländischen Stadt Zütphen, im Jahr 1488, geboren, trat im Anfange des 16. Jahrhunderts in den Augustinerorden ein, ward durch Jacob Spreng, den wir oben erwähnt haben, mit Luther bekannt, und zog, gläubend für die Wahrheit des Evangeliums, 1521 nach Wittenberg.⁹⁰ Hier ward er durch die Vertheidigung einer Reihe von Thesen „über die Natur, das Gesetz, das Evangelium und die Liebe“ Baccalaureus der Theologie. Da er mit diesen Sätzen auch später seine ganze Lehre befestigte, stehen wir hier einen Augenblick stille, um diesen wunderbar tiefen Geist näher kennen zu lernen. So wie die ganze Reformation ging er auch von dem ursprünglichen geistlichen Erfahrungssatze von dem tiefen Verderben des Menschen durch die Sünde aus. „Der Mensch,“ sagt er mit dem Worte

89. Luthers Werke, X, 1765 — 1767.

90. Gerdes, *Historia Evangelii renovati*, III, 29.

des Herrn, „als geboren vom Fleische ist Fleisch, und, weil Fleisch und Blut Gottes Reich nicht erben, dem Gesetze Gottes nicht unterworfen seyn können, als solcher der Sünde, dem Tode und der Hölle untergeben. Denn von dem Augenblick an, wo der Mensch das lebendige Wort, in welchem er geschaffen, verließ, verfiel er, des lebendigmachenden Geistes beraubt, dem geistlichen Tode. So wie nun aber dieser Tod an und für sich höchst verderblich ist — denn er hemmt das Leben und alle seine Werke — so ist er doch am allerverderblichsten, so lange er für Leben gehalten wird. Der größte Verfechter dieser blinden Lehre ist Aristoteles, indem er uns glauben machen will, daß die Blindheit Licht und der Tod Leben sey. Um nichts besser ist aber die Morallehre unserer Sentenzenmeister, welche, dieser blinden Philosophie folgend, dem Menschen Kraft beilegen, aus sich selbst, durch Unterwerfung des freien Willens unter den Gehorsam der Vernunft, gute Werke hervorzulocken. Nicht sage ich dies, als ob Gott die moralischen Werke verwürfe, weil sie nicht von der Gnade hervorgehoben sind; sie können ja mit dem Licht der Gnade bekleidet werden, und werden dann Gott angenehm. Allein das Herz des Menschen in diesem Zustande ist eitel, und was er von moralischem Thun hinzusetzt, sind nur wie Feigenblätter, womit er seine Scham schmückt. Deshalb also, weil der Mensch zwiefach blind und zwiefach todt war (denn durch das Licht der Philosophie meinte er leben und sehen zu können), kam durch Gottes Veranstellung das Gesetz dazwischen, um die Sünde zu offenbaren und die unheilbare Wunde, den Tod, offen zu halten. So ist dann das Gesetz die klare Erkenntniß des Gebots Gottes, welches Moses in Flammengestalt bei der Rechten Gottes sah, und das Werk des Gesetzes, alle Menschen als Sünder und Gottes Feinde darzustellen. Nicht als ob das Gesetz die Sünde hervorbrächte, sondern es ist die Kraft der Sünde, so wie die Sonne den unerträglichen Gestank des Nases hervorruft. Es ist gleichsam das Cherubsschwert vom Paradiese, welches den Sünder richtet, ja tödtet. Wer aber im Gesetze ruhet und im Halten der Gebote die Gerechtigkeit sucht, der kann wohl den Namen eines Schülers Moses tragen, in der That aber ist er es nicht; denn er zerreißt sein Kleid, aber nicht sein Herz; er verachtet den lebendigen Moses, und spielt mit seinem Schreckbilde und mit der Decke vor seinem Angesicht. Nein, der lebendige Moses ist in Wahrheit ein treuer Diener in dem Hause, welches dem Sohn als Erben zuviel, ist das lebendige Gesetz, ist der Zuchtmeister, welcher uns grade hinführt zu dem einzigen Lehrer, Christo. — Es war unmöglich, daß irgend ein Titel vom Gesetze zergehen konnte, bis daß es alles geschah; alle Nachkommen Adams mußten unter die Sünde verschlossen werden, bis der Same kam, welchen der Herr

mit den Worten gesegnet hatte: „Er soll der Schlange Kopf zertreten.“ Denn weil des Vaters Wohlgefallen in ihm war, wurden in ihm das Gesetz und die Propheten erfüllt. Er allein war der Diener und zugleich der Herr des Gesetzes; er allein trug alle Sünde und hob sie auf; er allein war der Raub des Todes und zugleich der Fallstrick für den Tod; er allein war in dem Abgrund der Hölle gefangen, welchen er zerbrach. Und so wie Alles in ihm geschaffen war, so mußte auch Alles in ihm neu geschaffen werden. So wenig aber das Geschöpf vom Anfange mit seinem Schöpfer mitwirkte, eben so wenig kann die neue Schöpfung zu ihrer Wiedergeburt mitwirken. Es wird ein neues Herz und ein neuer Mensch nach Gott, in Gerechtigkeit und Heiligkeit der Wahrheit geschaffen, indem nämlich das neue Herz mit dem Glauben glaubet zur Gerechtigkeit und keineswegs zweifelt, daß Gottes Sohn allen denen, die an ihn glauben, die Macht gegeben hat, Gottes Kinder zu werden. Ich verstehe nämlich unter dem Glauben das untrügliche Zeugniß vom Geiste Christi, der unserm Geiste bezeuget, daß wir Gottes Kinder sind, daß wir folglich nichts weniger haben als den Sohn selbst, der durch den Glauben in unsern Herzen wohnt, so daß seine Gerechtigkeit die unsere, sein Sieg über Sünde, Tod und Hölle unser Sieg, sein Reich unser Reich ist. Denn mit dem Erbe, welches diejenigen empfangen, die er sich nicht schämte Brüder zu heißen, empfangen wir so viel wir glauben; ja Alles ist möglich dem, der da glaubet. So kannst du denn Nichts von der Gnade verdienen — denn du warest ja bis dahin ein Kind des Zornes — und Nichts von der Herrlichkeit; denn du bist ja vorher beides, Erbe und Sohn. — Sollten wir aber etwa deshalb vom Guten ablassen, weil wir durch unsere Dienste Nichts verdienen? Im Gegentheil; denn der Vater hat uns ja dasjenige umsonst gegeben, was wir nicht zu verdienen brauchen sollten. Sonst müßte ja der fromme Sohn aufhören, dem Vater zu gehorchen, weil er wüßte, daß er ohne Verdienst dessen Erbe sey! Lasset uns vielmehr, wie der Apostel uns ermuntert, alle gesinnt seyn wie Jesus Christus gesinnt war, der, obgleich durch die Geburt Sohn und Erbe, dennoch dem Vater bis zum Tode gehorsam war. Oder sollten wir darum dem Vater nicht gehorchen wollen, weil er uns in seinem geliebten Sohne gnädig war? Weg also mit jenem trägen Glauben, der den Geist nicht empfindet, welcher zu Pflichten der Liebe treibt! Es mag ein Aristotelischer Begriff seyn, was du so gar nicht in dir empfindest, nimmermehr aber der lebendige Christus. Denn wahrlich Gottes Wort ist thätig und lebendig, und durchdringet schärfer denn kein zweischneidiges Schwert. So fürchte dann nicht, wenn du den Glauben hast, daß die Liebe nicht folgen werde. Vielmehr wirfst

du, frei gemacht vom Geseze, vom Geiste hingeführt und freiwillig gezogen werden zu Allem.“⁹¹

XIV.

Mit einer solchen gelehrten Zunge und reinem Herzen, bezwungen von der Liebe Christi, kehrte Heinrich von Zütphen zuerst nach Dordrecht zurück, wo er eine Zeit lang im Orden gelebt hatte, später nach Antwerpen. Hier war er, als Prior, Zeuge der Zerstörung des Augustinerklosters. Man hatte ihn (so erzählt er in einem Briefe an Jac. Spreng, „seinen Vater in Christo“)⁹² am Michaelistage selbst als einen Reher ergriffen. Eben sollte er nach Brüssel geschleppt werden, wo schon das Gefängniß von Franz van Hulst ihm bereitet war — da brach gegen Abend eine große Schaar von Männern und Weibern (er sagt mehrere Tausende) ins Kloster ein und befreite ihn. Drei Tage lang hielten die Brüder ihn versteckt bei sich; da wagten sie's nicht länger ihn zu behalten. Sein Vorsatz war, wieder nach Wittenberg zu gehen; durch Holland und Westphalen wollte er den Weg nehmen. Unterdeß war seine Flucht ruchbar geworden. In Enkhuizen kamen Briefe an den Prior und Bürgermeister, ihn anzuhalten und gebunden an die Statthalterei zu schicken, allein damals war er schon in Amsterdam. In seiner Vaterstadt Zütphen hatte er ein Verhör zu bestehen, da die Franciscaner ihn als den, der eine neue Lehre aufgebracht, anklagten. Er verhehlte nicht vor dem Gericht, wer er sey, und was er wolle; auf die Frage, ob er willens sey, dort zu predigen, antwortete er: Nein, denn er habe keinen Beruf dazu; wollten sie ihn aber rufen, werde er schon kommen. Man ließ es bei der Drohung bewenden, daß er zu keinem Menschen davon sprechen dürfe. Nicht ahnend, daß er so bald seinen Fuß niederlegen sollte, kam er dann nach Bremen. Hier ersuchten ihn einige christliche Bürger, ihnen das Evangelium zu predigen, und er hielt in der St. Ansgarii Kirche Sonntag vor Martini (1522) eine Predigt. Das versammelte Volk hing an seinen Lippen; sie baten ihn, er möchte doch um des Herrn Willen bei ihnen bleiben und ihnen das Wort Gottes verkündigen. Da die ganze Ansgarii-Gemeinde dem beifiel, nahm er fürs Erste das Anerbieten an.

91. *Fratri Henrici Zutphaniensis Propositiones, disputatae Vitembergae a. 1521*, zuerst abgedruckt in *Henr. Muhlî Dissertationes histor. theol. (Kil. 1715. 4.)*, p. 459—463, dann im Appendix zu *Gerdes Historia Evangelii renovati*, III, 19—20. Eine Niederdeutsche Erklärung dieser Theses mit weitem Conclusionen von Heinrich von Zütphen selbst ward gedruckt in Bremen 1526. Auch diese ist wieder abgedruckt bei Muhl, l. c., S. 465—472.

92. Dieser Brief, welchem die folgenden Angaben entnommen sind, ward zuerst, nach einer höchst fehlerhaften Abschrift, von Joh. Ernst Rapp in der „Nachlese nützlicher Reformationssurkunden, IV, 550—553“ mitgetheilt, nachher bei *Gerdes l. c.* unverändert abgedruckt.

Allein das Domcapitel sah hierin einen vermessenen Eingriff in die Rechte der regulären Geistlichkeit, und wandte sich an den Rath, damit diesem Beginnen Einhalt gethan werden möchte; denn Heinrich, hieß es, predige wider die heilige, christliche Kirche. Nach der Verfassung der Stadt ließ der Senat die Repräsentanten der Gemeinde („Baumeister“ nannte man sie in den altdeutschen Städten) fordern, und hielt diesen die Klage des Capitels sowohl als der übrigen Geistlichkeit vor. Sie erwiederten: sie wüßten nicht anders, als daß sie einen gelehrten, frommen Prediger angenommen, welcher ihnen Gottes Wort rein und lauter verkündige; getraue sich aber das Capitel oder wer es sey zu beweisen, daß er wider Gottes Wort oder sonst kezerisch gelehrt, so seyen sie keineswegs gesonnen, ihn zu behalten, sondern würden vielmehr selbst dem Capitel behülflich seyn, ihn zu verfolgen; liege es aber zu Tage, daß, was er lehre, der christliche Glaube sey, so wollten sie keineswegs die Hände dazu bieten, einen Unschuldigen zu vertreiben. Heinrich, der zugegen war, antwortete für sich: er habe ja in keinen fremden Beruf eingegriffen, auch sey ja Gottes Wort nicht gebunden. Natürlich befriedigte diese vom Rathe überbrachte Antwort das Capitel nicht; sie verboten in ihrem eigenen Namen Heinrich die Kanzel. Er antwortete: „Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen.“ Und als man versuchte, den Rath für Zwangsmaßregeln zu stimmen, da erklärte dieser, wie die Sache liege, könnten sie Heinrich nicht wehren, die Pflicht eines Evangelisten zu thun.

Das Domcapitel wandte sich an den Bischof von Bremen, welcher seinen Suffraganbischof mit einem Drator dahin schickte, um in seinem Namen von der Stadt die Auslieferung des Mönchs zu begehren. Eine große Zusammenkunft von sämmtlichen Bürgern und Corporationsvorstehern ward angesagt. Zuletzt aber blieb man bei der frühern Antwort: man habe aus Heinrichs Munde Nichts als die evangelische Wahrheit vernommen. Und gestützt hierauf ließ der Rath dem Bischof vorstellen: sie vermöchten auf keine Weise die Bürger zur Auslieferung Heinrichs, der keiner Irrlehre überwiesen sey, zu bestimmen; deshalb bäten sie den gnädigsten Herrn, er möchte einige seiner Hochgelehrten, die mit Heinrich disputiren könnten, nach Bremen bestellen, damit jener entweder als evangelischer Lehrer freigesprochen, oder seines Irrthums überführt werden könnte. Und obgleich der Suffraganbischof eindringlich bat, man möge doch nicht die Ruhe eines ganzen Landes aufs Spiel setzen; obgleich er feierlich versicherte, er suche nur ihrer Seelen Seligkeit — blieb der Rath dennoch bei der gegebenen Antwort. So zog der Suffraganbischof erzürnt von hinnen, und wollte ihre Kinder nicht confirmiren. Allein der Bischof, nachdem er den Ausgang gehört, hielt es

für angemessener, einen näheren Weg einzuschlagen. Er schickte eine Deputation hochangesehener Männer nach Bremen, welche vorstellen sollten, daß hier ja die Kränkung nicht blos eines geistlichen, sondern eines weltlichen Gesetzes vorliege, denn der bewußte Mönch sey ja Gefangener der Statthalterei der Niederlande, und nach dem Wormser Edict dürfe Niemand ihn herbergen noch äßen. Wirklich hatte der Bischof Drohbrieife bei der Statthalterei ausgewirkt, welche die Auslieferung Heinrichs als ihres Gefangenen verlangten.

Allein dieses alles vermochte noch nicht den Rath umzustimmen. Da berief der Bischof ein Provinzial-Concil (von sämmtlichen Prälaten und Gelehrten des Bisthums) nach Buxtehude, um über Heinrich und seine Lehre den Ausspruch zu thun. Dieser war unterdeß freudig im Herrn; er trotzte keineswegs auf weltlichen Beistand, er versah sich auch davon nichts Gutes, daß man jetzt von Seiten des Capitels mildere Saiten aufzuziehen anfing; „auf den Herrn,“ schrieb er, „habe ich mein Vertrauen gesetzt; was können mir wohl Menschen thun? Christus lebet; Christus hat gesiegt; Christus herrscht.“⁹³ Er war jetzt völlig entschlossen, so lange in Bremen zu bleiben, bis man ihn mit Gewalt dort vertriebe. Doch wollte er, wo möglich, selbst auf dem Concile, das ihn nicht hören wollte, zeugen, und schickte zu dem Ende die oben erwähnten Thesen, als die Summe seiner Lehre dahin. Man legte sie bei Seite, so daß davon weiter keine Rede war, und kam lediglich zu dem Schlusse, daß von nun an das Wormser Edict überall auch im Herzogthume Bremen publicirt werden sollte.

So stand Heinrich, obgleich von allen Seiten bedroht, dennoch fest in der ihm am Wege zugefallenen Gemeinde, und selbst diese vergrößerte sich auf außerordentliche Weise. Da die Gewalt bis dahin fruchtlos war, sandte das Domcapitel häufig einen oder den andern Kapellan in Heinrichs Predigt, um ihn wo möglich in seiner Rede zu fangen. Allein mehrere dieser Kapläne wurden selbst im Worte gefangen, und bekannten, es sey die göttliche Wahrheit in dieser Predigt, welcher Niemand widerstehen könne; man solle daher von der Verfolgung des Wortes Gottes absehen, und lieber glauben, daß man selig werde. Wunderbar wird es gewiß Vielen dünken: jetzt eben, wo die Predigt Heinrichs im Volke Wurzel zu schlagen begann, und wo der Herr so offenbar zeugte, daß das erwachende Glaubensleben vom Kreuze selbst befruchtet ward, da rückte sich der Evangelist gleichsam von dem Boden auf, worin er gepflanzt war. Die Sache verhält sich nämlich so.

In Dithmarschen, das unstreitig von Alters her vielen Verkehr

93. Aus dem oben angeführten Briefe an Jac. Spreng.

mit Bremen hatte, hatte der Ruf von dem hochbegabten Zütphener Prediger sich ausgebreitet. Damals stand in Meldorp ein Prediger, Namens Nicolaus Boie, der, nach Allem, was wir später von ihm hören, den Ruf Gottes vernommen hatte, daß jetzt die Stunde sey vom Schlafe aufzustehen, denn die Nacht sey vergangen. Dieser, zugleich mit einer gottesfürchtigen Wittwe, Wibeke Junge, und Mehrern aus der Gemeinde, schrieb an Heinrich: „er möchte doch zu ihnen hinüberkommen, um auch da Gottes Wort zu verkündigen, und sie der Gewalt des Antichrist zu entreißen, der dort mächtig regiere.“ Die Sache war die, wie Luther sagt: es war die Stunde gekommen, wo der gute Heinrich mit seinem Blute die von ihm verkündigte Wahrheit besiegeln sollte; deshalb sandte Gott ihn unter die Mörder. Gewiß hat auch Neocorus, der treffliche Dithmarsische Geschichtschreiber, Recht, wenn er bemerkt, es sey durch Gottes besondere Gnade und Barmherzigkeit geschehen, daß er eben in den Tagen der Reformation die Wahrheitszeugen sich ringsum zerstreuen ließ, damit das Licht des Wortes überall ausstrahlen und selbst durch Blut desto herrlicher strahlen möchte.⁹⁴

Heinrich von Zütphen vernahm diesen Ruf als eine Gottesstimme, und zögerte nicht demselben Folge zu leisten. Zuerst doch, am Abend St. Catharina, berief er sechs fromme Mitbrüder und Bürger zu sich, setzte ihnen seinen Entschluß auseinander, und bat sie, ihm mit einem guten Rathe an die Hand zu gehen, wie er seine Reise unbehindert antreten möchte. Zwar stellten sie vor: das Evangelium sey ja noch unter dem größten Theil des Volkes hier schwach, während die Verfolgung groß sey, und die Dithmarscher seien als ein hartes, halsstarriges Volk bekannt. Heinrich aber seinerseits gab ihnen die große geistliche Noth in Dithmarschen zu bedenken, während hier das Evangelium bereits zwei Jahre verkündigt und auch angenommen sey. Und als er nun zuletzt sie damit tröstete, daß er nur eine kurze Zeit in Dithmarschen predigen wolle, um dann, nachdem er einen guten Grund gelegt, wenn es des Herrn Wille sey, hieher zurückzukehren — auch das hinzufügend, daß jeder Versuch ihn zurückzuhalten ihn unfehlbar in die Hände seiner Feinde übergeben würde (er mußte nämlich, um Nachstellungen von dieser Seite zu entgehen, heimlich abreisen) — so ließen sie ihn in Frieden ziehen.

XV.

Raum hatte Heinrich in Dithmarschen seinen Mund aufgethan, als ein Sturm sich erregte, dessen Ausgang, bei der eigenthümlichen Lage und dem Anstreben dieses Volks, kaum zweifelhaft seyn konnte. Das

⁹⁴. Neocorus Chronik des Landes Dithmarschen, herausg. von Dahlmann, 2. Bd., S. 3 ff.

Volk brüstete sich seiner Freiheit; die ganze Macht war in den Händen von Acht und Bierzigen gelegt, welche man die „Regenten“ nannte. Es galt nur diesen Schwarm zu stimmen, so hatten die Widersacher des Evangeliums gewonnenes Spiel. Hier ohnehin war derselbe schon gestimmt; denn Peter Nanne, der größte Schreier unter diesem Haufen, der Bruder eben jener theuren Christin, die mit dem Prediger in Meldorp Heinrich berufen hatte, nicht minder der Landschreiber Günther Warner, stellten vor, wenn das Lob Mariens erst fiele und die Thore so der Ketzerei geöffnet würden, dann könnte es bald dahin kommen, daß das Land unter dem Jank darüber seine Freiheit einbüßte; hingegen würde man sich höchst verdient um den Bischof machen, wenn man den eingedrungenen neuen Lehrer aus dem Wege schaffte. Alle fielen dieser Meinung bei; doch ließ man es fürs Erste dabei bewenden, einen Drohbrief an den Pfarrer zu schicken, daß er es nicht wagen sollte, Heinrich das Wort zu verstatten. Der Prior des Dominicanerklosters in Meldorp, Augustin Torneborch, welcher zugleich mit dem Vicar des Hamburgischen Officials, Johann Snick, von Anfang an die ganze Sache betrieb, trug Sorge dafür, daß der Befehl eiligst an den Pfarrer gelangte. Allein Boie, der den Landesbrauch ebenso gut wie Gottes Wort kannte, erwiderte, hier hätten die Acht und Bierzig Nichts zu befehlen; es sey die Sache der Gemeinde in Meldorp, welche unmöglich ihr gesetzliches Recht aufgeben könne. Heinrich aber, befragt, äußerte, er werde so lange predigen, als die Gemeinde ihn hören wolle; der Himmel sey ihm in Dithmarschen so nahe, wie sonst irgendwo; er müsse doch einmal sein Blut um der Sache des Evangeliums willen vergießen. Seine Predigten aber (deren Texte man alle angemerkt hat, zu einem Zeichen, wie tief das Wort Gottes auch dieses grobentheils ungeschlachte Volk anfaßte) hatten zunächst die Wirkung, daß die Gemeinde in Meldorp, der man im Kirchenconvente eine Strafe von tausend Rheinischen Gulden angedroht hatte, wo sie Heinrich fortfahren ließe zu predigen, sich erbot, den Landtag in Heide zu beschicken, welchen man zu diesem Ende eiligst zusammenberief.

Die Meldorper überreichten in der Versammlung einen Brief von ihrem Prediger Boie, worin derselbe mit Fleiß auseinander gesetzt hatte, wie hier durchaus nicht von Aufruhr die Rede seyn könne, sondern lediglich von einem gottseligen Bedürfnisse beim Volke und der Befriedigung desselben durch das gesegnete Wort Gottes. Allein davon wollte man auf dem Landtage Nichts hören, und die Meinungen wogten durch einander wie ein brausendes Meer, bis einer der Aeltesten, Peter Dethlefs, den Vorschlag that, welcher auch allgemeine Zustimmung fand: man solle die Sache bis Ostern beruhen lassen; dann würde es

sich wohl zeigen, ob das Vorgeben, daß der Glaube bisher nicht lauter genug gepredigt worden sey, irgend einen Grund habe; wie man vom Landschreiber in Erfahrung gebracht, werde bald ein Concil gehalten werden; und wenn dieses erst die Sache ins Reine gebracht hätte, so (schloß er) ist es ja am besten, daß wir glauben, was unsre guten Nachbarn glauben.

Heinrich predigte also wieder in den folgenden Tagen, und zwar mit solchem Geist, daß das ganze Volk sich wunderte und ihn mit Fleiß bat, er möchte doch die Weihnachten über bei ihnen bleiben (seine gehaltenen Predigten sind sämmtlich von den zwei ersten Advents-Weeken und waren in jedem Sinne Advents-Predigten). Indessen ruhten die Dominicaner nicht. Torneborch nahm einen andern, Bruder Wilhelm (der, wie man meint, von Hamburg gekommen war, um die Ketzerei unterdrücken zu helfen), mit sich nach Lunden,⁹⁵ wo beide mit den grauen Brüdern (Cisterciensern) Rath hielten. Sie wurden eins, man solle einige der Regenten zusammenberufen und ihnen die Sache noch einmal vorlegen. Es kamen Peter Ranne, Peter Evin, Claus Rode. Diese meinten zuerst, man solle den Befehl an den Prediger schärfen; als aber bemerkt wurde, dies würde nur zu Schreibern führen, und am Ende möchte Heinrich, wenn er zu Wort käme, sie selbst umgarnen, so beschloßen sie, die Sache kürzer abzumachen, nämlich zur Nachtzeit Heinrich heimlich zu fangen, und ehe das Volk es inne würde, ihn zu verbrennen. Wie gesagt, so gethan. Der Landschreiber Günther ward herbeigezogen; in seinem Hause in Neuenkirchen sollte ein Haufe starker, verwegener Kerle („Mummers“, wie es im Niederdeutschen heißt) sich versammeln, und vereint mit Andern Abends am 10. December, wenn die Vesperglocke läutete, nach Hemmingstedt (eine halbe Meile nördlich von Meldorp) ziehen.

Zur verabredeten Stunde kamen alle in Hemmingstedt zusammen, 500 Bauern nebst ihren Führern. Zuerst belegten sie die Wege nach Meldorp, damit kein Anzeichen geschehen könnte. Dann erst erfuhr der Haufe, warum man zusammengekommen sey. Viele wollten sich nun zurückziehen, allein die Führer drohten ihnen mit schweren Strafen und den zurückgebliebenen Widerstand dämpften drei Tonnen Hamburger Biers, womit sie sich Muth zutranken. Es war Mitternacht, als sie in Meldorp einzogen. Nur im Dominicanerkloster war noch Alles wach. Hier bekamen sie Licht und Fackeln. Ein Verräther, Namens Groet Johannes Maes, stieg in den Pfarrhof hinein und zeigte ihnen den Weg. Nach Weise wüthender Bauern zerklugen sie alles Hausgeräthe,

^{95.} Jetzt ein Flecken in Dithmarschen, wo bekanntlich Claus Harms mehrere Jahre als Prediger stand.

was auf ihrem Wege lag; was Gold oder Silber war, nahmen sie mit sich. Den Pfarrer Voie stießen sie nackend auf die Straße hinaus; ein großer Theil schrie, er solle mit ihnen gehen, die andern aber, man solle ihn gehen lassen, denn ihn zu fangen hätten sie keinen Befehl. Zuletzt fanden sie auch Heinrich, zogen ihn nackt aus dem Bette heraus, schlugen, stachen nach ihm und banden seine Hände mit schweren Stricken fest auf den Rücken. Selbst Peter Nanne ward von Mitleid bewegt, und äußerte: man solle ihn nur los lassen, er werde schon selbst gehen. Flugs riefen sie einen großen Kerl, Volke Johann, herbei, welcher Heinrich führen sollte. Er stieß und schleppte ihn jedoch mehr vorwärts, so daß das Blut, auf dem scharfen Eisboden, ihm zu den Füßen heraussprang. In Hemmingstedt machten sie Halt. Heinrich bat, man möge ihn auf ein Pferd setzen, da er verwundet und todtmüde sey. „Nun werde man wohl Pferde zu Kegern halten“ — war die Antwort. Und als er nun freundlich mit den Versammelten zu sprechen anfang, wie und zu welchem Ende er ins Land gekommen sey, schrie der größte Haufe: „Nur weg mit ihm; wo wir ihn lange hörten, würden wir mit Keger werden.“

So ging es in der Nacht eine halbe Meile weiter fort, nach Heide. Hier führte man ihn in das Haus eines gewissen Mal Drewes ein, um ihm einen Stock mit eisernen Ketten anzuhängen; allein da der Mann ihren Muthwillen nicht leiden wollte, brachten sie ihn zu einem gewissen Reimer Bözeken, welcher für ihre Parthei gewonnen war. Da stießen sie Heinrich in einen Keller hinab, wo die besoffenen Bauern ihn den übrigen Theil der Nacht verwahren sollten. Unter Andern kam auch hier der Landschreiber Günther hinzu, und fragte ihn, ob er es vorzöge, nach Bremen zum Bischof gesandt zu werden, oder seinen Lohn in Dithmarschen zu empfangen. Er antwortete weiter Nichts, als indem er bezeugte, nichts Unchristliches gelehrt oder gethan zu haben, und übrigens Alles in Gottes Willen stellte. Um 8 Uhr Morgens kam der wilde Haufe auf dem Markte zusammen, um zu überlegen, was nun weiter mit ihm anzufangen sey. „Zimmer verbrannt,“ rief die Mehrzahl; „zum Feuer zu; so werden wir heute vor Gott und den Leuten Ehre gewinnen. Je länger wir ihn leben lassen, je mehr verkehret er mit seiner Kegerie. Was hilft langes Bedenken? Er muß doch sterben.“

Darnach ward ausgerufen: Alle, die den Mönch hätten fangen helfen, sollten mit ihrer Behre zum Feuer ausziehen. Etliche graue Brüder, die sich eingefunden hatten, stärkten das arme Volk und heigten es noch mehr auf. So führten sie Heinrich, geknebelt an Händen und Füßen, mit einem Strick um den Hals, unter großem Geschrei zum Feuer hin. Als sie bei der Lütjenheide vorbeikamen, stand eine

Frau da und weinte bitterlich über das traurige Schauspiel. „Weine nicht, liebe Frau,“ sagte Heinrich zu ihr, „es ist ja so Gottes Wille.“ Als sie an die Stätte gekommen waren, wo der Scheiterhaufen errichtet war, da trat ein Schöffer, Namens Maeß, hervor, wahrscheinlich durch Geld dazu erkaufte, und sprach folgende Worte als Todesurtheil aus: „Dieser Bösewicht hat wider die Mutter Gottes und wider den Christenglauben gepredigt, derhalben ich ihn, von wegen meines gnädigen Herrn, des Bischofs von Bremen, zum Feuer verdamme.“ Heinrich, vor Müdigkeit niedergesunken, warf einen Blick zum Himmel empor und sprach: „Herr, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun; dein Wille allein ist heilig, himmlischer Vater!“

Siehe, da drängt sich mitten durchs Gewühl ein Frauenzimmer hervor, und stellt sich den Mördern gegenüber. Es war Bibeke Junge, dieselbe christliche Seele, welche den Märtyrer herberufen hatte. „Was wollt ihr,“ rief sie mit aller Kraft, die ihr gegeben war, „was beginnt ihr? Ich habe ihn herberufen; schlagt mich zur Staupe. Und obendrein will ich tausend Gulden geben, so ihr ihn nur bis zum nächsten Montage einsetzet, damit er vom ganzen Lande verhört und gerichtet werden könne.“ Da sie aber das hörten, wurden sie rasend, warfen die Frau zur Erde und traten sie mit Füßen. Ihr Blutdurst hatte neue Nahrung bekommen. Einer, Johann Holm von Neuenkirchen, schlug Heinrich mit einem Fausthammer; ein anderer verwundete ihn mit einem Stoßdegen am Kopfe; die übrigen stachen ihn mit Hellebarden und Spießen in die Seite, in den Rücken, in die Arme, wo sie ihn nur erreichen konnten; und zwar wiederholten sie dies so oft er zu reden begann. Es dauerte zwei Stunden, ehe das Feuer aufschlagen wollte. Der Landschreiber Günther stand dabei und erbißte das wüthende Volk noch mehr, indem er schrie: „Frisch zu, liebe Gesellen; hier wohnet Gott bei!“ Zuletzt kriegten sie eine große Leiter, an welche sie ihn fest banden, um ihn so ins Feuer hineinzuwurfen. Da hub der gute Märtyrer Christi an, seinen Glauben zu sprechen, worauf einer der Umstehenden mit der Faust in den Mund schlug, und sagte: erst solle er brennen, nachher möge er lesen, was er wollte. Ein Anderer trat ihn mit seinem Fuße auf die Brust, und band ihn mit dem Halse so fest an eine der Leitersprossen, daß das Blut aus dem Angesichte hervorquoll. Nun setzten sie eine Hellebarde an die Leiter, um sie aufzurichten. Allein die Hellebarde glitt von der Leiter ab und durchstach den Märtyrer mitten durch den Leib. So warfen sie ihn mit der ganzen Leiter aufs Holz. Als aber die Leiter zur Seite absprang, lief Johann Holm hinzu und schlug den Märtyrer mit seinem Fausthammer auf die Brust so lange bis er nicht mehr athmete. Dann brien

sie den entseelten Körper an den Kohlen (denn immer wollte das Feuer noch nicht aufschlagen); den folgenden Tag aber hieben sie den Kopf und die Füße ab und verbrannten sie zu Asche. Den übrigen Leib warfen sie in eine Grube und trieben zuletzt noch allerlei Kurzweil dabei.⁹⁶

Es war am 10. December 1524, als Heinrich von Zütphen die Lehre des Evangeliums auf dem flammenlosen Scheiterhaufen mit seinem Tode besiegelte. Der folgende Tag war der dritte Advents-Sonntag. Den Richtplatz, nordöstlich von Heide, zwischen der Wedingsteder und Henstedter Straße nannte man von nun an „Mönnekeberg“ (den Mönchsberg).

Fünf und dreißig Jahre später lagen an demselben Orte mehrere tausend Dithmarscher auf ihren Knien, mit weißen Stäben in den Händen, und flehten den König Friedrich II. um Gnade für sich, ihre Weiber, die Wittwen und Kinder der Gefallenen an, damit nicht das ganze elende Volk zu Grunde ginge (1559). Ihre Hauptstadt, Heide, war zerstört; mehrere tausend Menschen waren vergeblich geopfert; ihr Glück und ihre politische Freiheit war dahin.⁹⁷

XVI.

Das Ziel der wahren Geschichte ist, daß Gottes Reich komme, sein Name verherrlicht werde, sein Wille geschehe im Himmel und auf Erden; und so kann die Darstellung derselben keinen höhern Zweck haben, als daß wir der Spuren und des Waltens der Vorsehung zur Herbeiführung dieses höchsten und letzten Ziels inne werden. Die Alten sprechen diese Betrachtung mit Beziehung auf das Vorliegende so aus: „Das Blut der Märtyrer ist der Same der Kirche.“ Wie wunderbar bestätigte sich dieses auch in dem jetzt bemessenen Kreise; wie herrlich zeigten sich auch hier die Wege der Vorsehung nicht blos in den unerforschlichen Gerichten, sondern auch in der Tiefe des Reichthums der Erkenntniß des Herrn, die kein menschliches Auge zu durchdringen vermag!

Fassen wir nämlich zuerst die Gestalt der geistlichen Dinge in Dithmarschen zunächst nach dem Märtyrertode Heinrichs von Zütphen ins Auge — wer hätte dann wohl erwarten können, daß binnen kurzer Zeit das Evangelium sowohl in Nord- als Süd-Dithmarschen Wurzeln treibe.

96. Die Hauptquelle zur ganzen Darstellung: M. Luther die Geschichte Bruders Heinrichs von Zütphen; Werke XXI, 104 — 121. Seinem Berichte folgt, mit Berichtigung der Namen und einzelnen selbstständigen Aufzeichnungen, Neocorus (Chronik des Landes Dithmarschen, II, 7 — 28). Ferner: R. Rabus Historia der heil. Märtyrer II, 126, a — 136, b, welcher auch andere Berichte benützt hat. Eine lebendige Darstellung ist in dem schönen Volksbuche von Claus Harms: „Den bloodtrügn för unsen glooben, Henrik van Zütphen, syn saak, arbeid, lyden un dood in Dithmarschen“ (Kiel 1817) enthalten. Der letzte der von uns erzählten Züge ist von Jacob von Hypern (bei Rabus, I. c., 136, b) berichtet.

97. Mosbeck Geschichte des Dithmarschen Krieges. Ropenh. 1813.

ben würde, und nicht vielmehr vermuthen müssen, daß das von den Widersachern erhobene Sieggsgeschrei bei dem Tode des Märtyrers, so wie die schmachvollen Lasterungen, womit Römische Schriftsteller (wie Cochläus z. B.) sein Andenken zu verunehren strebten, den letzten Funken der reinen Lehre hier erstickt hätten? Nach menschlicher Rechnung würde wohl namentlich der Meldorper Prediger, der Haupthebel der Bewegung, nach den bitteren Erfahrungen, die er gemacht, und in Voraussicht, wie leicht jene Schreckensauftritte sich erneuern könnten, von aller Weiterführung der evangelischen Sache abgestanden und seines Glaubens sich geschämt oder wenigstens nothgedrungen geschwiegen haben. Wie wenig er aber sich gefürchtet, und wie sehr er in den nächst drauf folgenden Jahren zum Segen gezeugt haben müsse, so daß des erschlagenen Heinrichs Blut gleichsam mit ihm predigte, dies zeigt wohl am allerklarsten, daß die Meldorper selbst im J. 1527 bei den Bremern sich einen evangelischen Prädicanten ausbaten, welcher die Siege des Worts in Dithmarschen weiter bringen könnte, und daß diese ihnen Adolph Clarenbach (denselben, der einige Zeit hernach in Göl'n mit gleichem Märtyrertode die reformatorische Lehre befestigte) zu schicken versprachen, der auch den Ruf dorthin annahm.⁹⁸ Noch unerschrockener aber als jener erste Niel. Boie trat ein anderer Niel. Boie (von demselben Dithmarschen Geschlecht), Senior in Weslingburen, auf. Sein Wahlspruch war, wie Neocorus uns berichtet: „Nicht vlegen, sondern staehn, dat ist in Gott gedaen.“ Er begann damit, in seinem Hause das Evangelium des Glaubens zuerst seinen Hausleuten, darnach auch seinen guten Freunden, endlich allen, die da hören wollten, auszusprechen. Man trachtete ihm nach dem Leben, so daß er mehrere Tage hinter einander in einem Ziebrunnen sich verborgen halten mußte. Seine eignen Vettern standen wider ihn auf und kamen mit Waffen in sein Haus, als ob es einem Verräther der Freiheit und des Vaterlandes gälte. Er ging ihnen lächelnd entgegen, schüttelte ihnen nach alter Weise treuherzig die Hände, und sprach zu ihnen: „Willkommen, willkommen, ihr meine stolzen, lieben Vettern! Wie lieb und angenehm ist mir eure Gegenwart, daß ihr einmal zu mir kommt“ — so daß sie, über solche Rede erstaunt, ihres Zorns vergaßen und den Prediger nicht anzutasten wagten. Und obgleich dieselben Vettern später einen Theil der Gemeinde empörten, gewann doch die Sache ein anderes Aussehen, seitdem einer der sogenannten „Regenten“ selbst, Claus Marquard Herring, in die Versammlung Boies hinging, und Gott nicht nur seinen Vorschlag, etwas aufzugreifen, wodurch er der Lehre des Evangeliums

98. Neocorus Chronik des Landes Dithmarschen, II, 42 — 44.

einen Schimpf anthun möchte, zu Schanden machte, sondern auch „ihm Ohren und Herz öffnete, so daß er der unwidersprechlichen durchdringenden Wahrheit sich gewonnen gab“, und nachher einer der fleißigsten Zuhörer wurde. Dieser beharrte aber unermüdet in seinem Wirken fürs Evangelium und hatte auch großen Segen. Er wollte sich nimmer verheirathen, um den Widersachern auch nicht den Schein Rechts zu geben, wenn sie behaupteten, die neue Lehre sey ein Evangelium für die Unenthalt samen; auch die ihm zukommende bescheidene jährliche Besoldung schlug er aus und erhielt sich in seinem beschwerlichen Amte von seinem eignen Vermögen, „damit er ja nicht angesehen würde, als hätte er solches um zeitliches Genießes oder Gewinnes, vergänglicher Ehre und Gunst willen angefangen, sondern daß es männiglich kund würde, daß er etwas Anderes wußte, daran er sich hielt, welches ungleich höher, besser und herrlicher, denn dieser Welt Gut, Ehre, Gunst, Gnade und Alles, was sie hat, ja durchaus nicht mit demselbigen zu vergleichen.“ In aller Beziehung war er, nach Luthers Wort, gleich einem Gefäß auf dem Feuer, das vor Hitze schäumt und übergeht, auch darin dem großen Reformator vergleichbar, daß, so wie Luther durch seine Hochdeutschen Psalmen und Gesänge, so unser Voie durch Niedersächsische das Volk Gottes zusammenrief und bewegte, weshalb der alte Geschichtschreiber, dem wir als Gewährsmann folgen, meint, er habe in dieser Beziehung den Namen „des Dithmarschen Orpheus“ verdient.⁹⁹

In Bremen, damals schon ein rechtes „hospitium ecclesiae“ (wie die spätere Inschrift auf seinen Thoren noch besagt), war Heinrich von Zütphens Name unvergeßlich. Man sah recht klar, was die evangelischen Lehrer um Christi willen leiden müssen, und eben dadurch ward und wird stets das unauflöslichste, stärkste Band geknüpft, während Nichts den Fortgang des Evangeliums mehr hemmt, als wenn weltförmige Prediger in der Gemeinde stehen, und doch das Wort auslegen sollen: „Stellet euch nicht dem Wesen dieser Welt gleich.“

⁹⁹. Neocorus Chronik des Landes Dithmarschen, II, 30—41. Doch war es nicht bloß dieser letztere Niel. Voie, der Senior in Wesslingburen, sondern auch der gleichnamige Prediger in Meldorp, welche zuerst in der Reformationszeit hier im Lande Dithmarschen den Niedersächsischen Psalm-Gesang kräftig und lieblich anstimmten. Des erstern „Tägliches Grätias“ und des letztern „Grätias beim Empfangen des heiligen hochwürdigen Sacraments“ sind beide so auserwählte, köstliche Gesänge, ganz mit der unmachahmlichen Zucht, Innigkeit und tiefen Einsicht des Reformationsalters bezeichnet, daß wir geglaubt haben, die Mittheilung derselben nach dem Text bei Neocorus (siehe Beilage, S. 292) würde den meisten Lesern eine nicht unwillkommene Gabe seyn. Uebrigens erzählt derselbe treffliche Geschichtschreiber, daß man namentlich das erstere Grätias damals „in allen christlichen Gesellschaften und Wirthschaften“ sang, und gewöhnlich den sechsten Vers aus dem zweiten Grätias (des Melchior Voie) mit hinzu nahm (l. c., S. 40). Letzterer brachte auch das „Canticum Zachariae“ nach Art und Weise des Liedes „Herr Christ der ein'ge Gottes Sohn“ in Verse.

An die evangelischen Christen in Bremen schrieb Luther über Heinrich von Bütphens Märtyrertod einen herrlichen Trostbrief, worin er gar fein dasjenige auslegt, was wir so eben als Erfahrungswahrheit andeuteten. „Zu dieser Zeit“, sagt er, „ist uns Verdammten, Verlorenen und Unwürdigen so reichlich die göttliche Gnade gegeben, daß wir nicht allein das lautere Wort Gottes haben, hören und lesen, und auch an vielen Orten wie die helle Sonne sehen aufgehen, sondern auch den Geist Gottes daneben fühlen und spüren mit kräftigen und mächtigen Thaten solches sein Wort, wie er von Anbeginn gepflegt, beweisen und bestätigen. Sonderlich in denen, daß er so muthige und freie Herzen macht, daß beide, Prediger und Hörer, an vielen Orten die Zahl der Heiligen täglich mehr und größer machen, da etliche ihr Blut vergießen, etliche gefangen, etliche von den Ihren verzagt, und allesammt die Schmach des Kreuzes Christi tragen. Und nun wiederkommen ist die Gestalt eines rechten christlichen Lebens, das mit Leiden und Verfolgung vor der Welt greulich ist anzusehen, aber köstlich und theuer vor Gottes Augen.“ Wahrhaft evangelischen Geist athmen auch die Worte, die er hier über die Gesinnung spricht, die man zu Heinrichs Mördern tragen sollte. „Solches“, spricht er, „habe ich geschrieben und ausgehen lassen,¹⁰⁰ auf daß ich euer Herz ermahne in Christo, daß ihr nicht betrübt seyd, noch seinen Mördern in Dithmarschen übel nachredet, sondern fröhlich seyd, Gott danket und lobet, der euch würdig gemacht hat, solche seine Gnaden zu sehen und haben. Denn seinen Mördern schon allzuviel und zu groß vergolten ist, daß sie ihre Hände so jämmerlich mit dem unschuldigen Blute besetzt, und sich vor Gott so hoch und schrecklich verschuldet haben; also daß vielmehr Noth ist über sie zu weinen und zu klagen, denn über den seligen Heinrich, und für sie zu bitten, daß nicht allein sie, sondern das ganze Dithmarsische Land bekehret werde und zur Erkenntniß der Wahrheit komme. Welche Frucht tröstlich zu hoffen ist, daß sie folgen werde aus diesem Leiden Heinrich, sonderlich weil bereit viel in demselben Lande des Evangelii begierig sind, und denen Leid ist solcher Mord unter ihnen begangen.“¹⁰¹ — Recht innig war seitdem die Verbindung zwischen diesem erwählten Rüstzeuge Gottes und den Bremern, welche, wie einer von Luthers Briefen uns bezeugt, einen eignen Buchführer hielten, der ihnen alle Schriften des Reformators, so wie sie herauskamen, von Wittenberg bringen mußte.¹⁰²

100. Es ist nämlich dies der Begleitbrief zu seiner „Geschichte Bruder Heinrichs von Bütphen.“

101. Luther an die Christen zu Bremen; Werke XXI, 94 — 99.

102. Luthers Briefe, de Wettes Ausg., II, 265.

Wir kehren zu unserm Ausgangspunkte zurück, zum Mutterschooße aller dieser evangelischen Regungen, zu der Pflanzschule der Evangelisten, deren Leben und Tod wir hier beschrieben haben. Nichts zeigt uns klarer, wie mächtig die Gewalt des göttlichen Worts ist, eine Liebesflamme, die auch viele Wasser und der Tod selbst nicht ersäufen mögen, als die Ausbreitung des Evangeliums in den Niederlanden, wo im Laufe weniger Jahre 50,000 Menschen um des Evangeliums willen hingerichtet wurden. In Nordholland, wie wir bereits hörten, wurden die Flügelschläge des Geistes bald ebenso mächtig wie in Brabant und Flandern, von wannen die Bewegung erst ausging. Durch ein paar Züge deuten wir an, wie mächtig zugleich die wahre christliche Erkenntniß war, die sich hierans entwickelte. In Delft hatte Friedr. Canirminus 1522 durch einige Reden auf dem Gymnasium dort dem Römischen System eine tiefe Wunde beigebracht; „allein,“ fügt er selbst, dies berichtend, hinzu, „wir müssen geduldig den wohlgefälligen Willen des Herrn abwarten, der, wenn er sieht, daß wir am heissesten in der Arbeit stehen, mit Fleiß seine Hülfe aufschiebt, damit wir nicht unsern Bemühungen und Anstrengungen Etwas beischreiben sollen; wenn er aber sieht, daß wir die Hände sinken lassen, ja fast verzweifeln am Heil Israels, und nur die Zuversicht haben, daß er selbst arbeiten werde, und seys auch mitten in den Eingeweiden der Erde, da ist er flugs bei seiner Kirche und bringt unerwartet Hülfe und Errettung, damit die Ehre und die Macht allein sein bleibe.“¹⁰³ — Ganz wunderbar fügte sich die Sache in Groeningen, wo bereits seit 1521 ein Prediger Frederik Willems sich näher an die acht evangelischen Grundsätze Luthers, als an Erasmus angeschlossen, den er übrigens hochschätzte (so wie in der That die meisten Schüler des letztern nicht bei der Schranke bleiben konnten, die nur weltliche Friedensliebe ihrem Lehrer empfohlen hatte). Hier sah man nämlich eine von Tag zu Tage größere Annäherung zwischen den Dominicanermönchen und der ordentlichen Stadtgeistlichkeit sich vorbereiten, so daß ein Zeuge von 1523 die frohe Hoffnung ausspricht, daß bald die dortigen Dominicaner, welche man als christlich-gesinnte Männer liebte, den Aristoteles ganz wegwerfen und Christo allein folgen würden.¹⁰⁴ Wiefern dies in Erfüllung gegangen sey, können wir nicht sagen — die Spur verschwindet — gewiß aber ist es, daß eben im Jahre 1523 hier zwischen den Dominicanern und der säcularen Geistlichkeit, nach Sitte jener Zeit (um sich lebendig näher zu kommen und die Meinungen frisch auszuwechseln) eine Disputation gehalten wurde, deren Gegenstand („inwiefern man die Gewalt des Papstes eine schriftmäßige

103. *Gerdes Historia Evangelii renovati, III, 30 sq.*

104. *Gerdes Historia Evangelii renovati, III, Appendix, 26 — 29.*

nennen und Christo eine weltliche Herrschaft zueignen möge“) ebenso merkwürdig, als die Gründe scharf und tüchtig waren, die von beiden Seiten geltend gemacht wurden.¹⁰⁵ — Es ist nicht rhetorische Uebertreibung, sondern historische Wahrheit, wenn Erasmus 1525 schreibt, daß der größte Theil des Volks in Holland, Zeeland, Flandern von Luthers Lehre Kenntniß genommen hatte und die Mönche haßte, welche sie verfolgten. In Herzogenbusch (wie derselbe weiter berichtet) verjagte das Volk in dem erwähnten Jahre alle die Dominicaner und Franciscaner, so daß die Statthalterei sich genöthigt sah, die Stadt mit Belagerung zu überziehen. Auch daraus erkannte man deutlich, wie Viel auf dem Spiel stand, daß der Kaiser eben in diesem Jahre zu dem verzweifelten Mittel griff, den durch so viele Schandthaten berüchtigten Franz van Hulst wiederum mit inquisitorischer Gewalt zu bekleiden,¹⁰⁶ und daß er das folgende Jahr (1526), obgleich vergeblich, sich bemühte, die Inquisition in Spanischer Form in den Niederlanden einzuführen. Klar durchschaute Erasmus das Gitle und Thörichte in diesen Versuchen, mit weltlicher Macht die Regungen des Geistes dämpfen zu wollen; allein er kehrte der ganzen Bewegung den Rücken, und wie er früher sich als einen feigen Schildträger für die Sache des Evangeliums dargestellt, so entblödete er sich jetzt nicht zu behaupten, man müsse die Gegenparthei nehmen, obgleich, wenn die Mönche die Oberhand gewannen, die wissenschaftliche Bildung damit zu Grabe getragen würde. Seine Furcht in dieser Beziehung war ebenso ungegründet, als seine Vorstellung vom Kommen des Reichs Gottes mit fleischlichen Erwartungen vermischt. Wie klar hatte der obenwähnte Canirminius in Delft ihn erkannt, als er bereits im Jahre 1522 schrieb, Erasmus werde von Tage zu Tage kälter, und hinzusetzte: „Ich sehe hierin eine kindische Furcht, die mehr um die Ehre bei Menschen, als um die Ehre Gottes bekümmert ist. Gewiß würden solche Nicodemusse fester stehen, wenn sie es über ihr Herz bringen könnten, Christi Ehre zu verkündigen; denn Er ist es doch allein, welcher die schwachen Gewissen stärken kann.“¹⁰⁷ Und wie klar trat es aus alle diesem hervor, daß die Reformation nicht durch irgendwelche kluge weltliche Berechnung, sondern, wie das Apostolische Christenthum überhaupt, durch dasjenige eingeführt werden mußte, was der Apostel „die göttliche Thorheit“ nennt, die doch „weiser ist, denn die Menschen sind, und die göttliche Schwachheit, die stärker ist, denn die Menschen sind“ (1. Cor. 1, 25).

105. *Acta Disputationis Groninganae* 1523. ap. *Gerdes* l. c., 29—60.

106. *Zämmtliche Ausgaben aus Erasmi Epist.* 757: *Opp.* III, 1, p. 886.

107. *Gerdes Historia Evangelii renovati*, III, 30 sq.

XVII.

Noch einmal blicken wir zurück auf die Trümmer des Augustinerklosters in Antwerpen. Märtyrer waren aus der Asche desselben entsprossen — doch nicht blos das, sondern auch die Gemeinde, die dort sich gebildet hatte, ward, obgleich von äußern und innern Stürmen schwer erschüttert, nicht umgeweht. In einiger Weise mehrte sie sich. So wie der Wind, wenn er das Samen Korn, den Keim zu neuem Wachsthum, in einen andern Boden überträgt, wo Niemand es ahnte oder suchte — es wird dem mütterlichen Schooße entrisßen, aber findet einen andern — so wurde nach Antwerpen, der damals blühenden und mächtigen Handelsstadt, manch evangelisches Samen Korn hingetragen, dessen Urstätte sich verbarg. Zu solchen verborgenen Keimen ist dasjenige zu rechnen, was zwei Kaufleute, der Spanier San Romano, der in Bremen einen tiefen Eindruck vom Evangelio erhalten, und sein Gast in Antwerpen, Johann du Champ, dort austreuten: obgleich von ferne herbeigeführt, war es nicht verloren, wenn auch beide Männer nicht lange hernach die streitende Kirche mit der triumphirenden vertauschten; sie wurden beide als Keger in Spanien verbrannt.¹⁰⁸ Es ist in der That rührend wahrzunehmen, wie das evangelische Volk in Antwerpen für seinen Glauben kämpfte, und selbst des unvergleichlichsten Mittels, der Verkündigung des Worts von wahrhaft berufenen Zeugen, beraubt, dennoch nicht nur sein geistliches Leben fristete, sondern in eine lebendige Entwicklung hineinkam, deren Spitze „die Antwerpner Confession“ bezeichnet. Nach dem Jahre 1524 machte man es überhaupt kurz ab mit solchen, welche jenen Mangel beim Volke auszufüllen bemüht waren. Einer der auseinandergesprengten Augustinermönche hatte, natürlich mit Lebensgefahr, meist in größern Versammlungen dem Volke das Wort verkündigt; zuletzt verlegte er seine Kanzel nach den Schiffswerften; plötzlich war er verschwunden. Ein junger Mensch, Nicolaus, predigte eines Tages von einem der kleinern Schiffe an der Küste; sein Lohn war, daß er den folgenden Tag in einen Sack gethan und ins Meer versenkt ward. Dasselbe Schicksal hatte in diesem Jahre ein Prediger in Melzen (eine Stunde von Antwerpen), zu dem das Volk scharenweise hinauswalle und an seinen Lippen hing. Ueberhaupt hatten die evangelischen Antwerpner in den folgenden zwanzig bis dreißig Jahren nur Zwei, welche bei einem etwas längeren Aufenthalte ihnen das Wort predigten: Hermann Stricker aus Zwoll und einen ehemaligen Carmelitermönch, Christopher Smets (oder Fabricius).¹⁰⁹ Es konnte deshalb unmöglich ausbleiben, theils daß

108. Lehmann Nachricht von der evangel.=luther. Kirche in Antw. S. 21—23.

109. Gerdes *Historia Evangelii renovati*, III, 37 sq.

manche weniger Befestigte vom Evangelio abfielen, theils daß allerlei irrthümliche Lehren und Ansichten leicht Eingang fanden. Eine offenbare Spur der letzteren ist uns in dem Briefe erhalten, welchen Luther bei einer solchen Veranlassung 1525 an die Christen in Antwerpen schreiben mußte. Tief scheint jene Schwärmerei, die er hier bekämpft, gewurzelt und eigentlich denselben Ton angeschlagen zu haben, den so Viele jetzt als die unvergleichliche Welt- und Tagesweisheit nicht müde werden zu wiederholen, „daß nämlich jeder Mensch den heiligen Geist hat, welcher nichts Anders sey, denn unsere Vernunft und Verstand, daß folglich auch ein jeglicher glaube; daß keine Hölle oder Verdammniß sey, sondern daß eine jede Seele das ewige Leben haben werde“ — obgleich der schwärmerische Mensch, vor Luther gestellt, zu diesen „Frevel-Artikeln“ sich nicht bekennen wollte, sondern vielmehr in der Lehre von der Vorherbestimmung herumtappte und jenen Abgrund der Barmherzigkeit, welcher allein uns dasjenige von Gottes Willen kund thut, was uns als Menschen zu wissen vonnöthig ist, nicht erkennen wollte.¹¹⁰ Luther war bei allen solchen Gelegenheiten zu besonderem Segen gesetzt; es gelang ihm oft, wie auch hier, durch sein festes, unverrücktes Stehen auf Gottes Wort das Truglicht des Irrthums zu verschenden, und eine klare, beruhigende Ueberzeugung in die Herzen zurückzubringen. — Indes hielt das Antwerpner evangelische Volk in der Wüste aus; man kam zusammen und erbaute sich theils aus der Bibel nach Luthers Uebersetzung (Theile derselben müssen schon jetzt ins Niederländische übertragen seyn), theils aus andern christlichen Schriften, besonders den Trostbüchern des Wilhelm Gnapheus (der, als Rector im Haag, bei seiner evangelischen Gesinnung 1525 auswandern mußte), so wie aus einem vielverbreiteten Niederländischen Volksbuche, „der Quelle des Lebens,“ welches eine rechte evangelische Herzstärkung enthalten haben mag, da ein Franciscaner aus Brabant es der Mühe werth hielt, alle Exemplare, deren er habhaft werden konnte, in Amsterdam aufkaufen zu lassen und zu verbrennen — ohne andere Folge freilich, als daß das Buch aufs neue an mehreren Orten auf einmal gedruckt wurde.¹¹¹ — Das ganze Reich Gottes besteht aus Wundern; wer dieses nicht erkannt, der weiß in der That Nichts vom Geheimniß der Gottseligkeit.

Die Römische Kirche, wenn auch zum Theil gefühllos dagegen, war tiefbeschämt durch die scheinbar überwundene Reformation, die in den Niederlanden ein Siegespanier entfaltete, das selbst unter Blutsströmen und Scheiterhaufen erhoben blieb. Während die Asche der Ant-

110. Luther an die Christen zu Antwerpen (1515); Briefe, III, 60—64.

111. *Gerdes Historia Evangelii renovati*, III, 36.

werpner Märtyrer, wie Luther sang, in allen Landen umherstäubte, ward eine Provinz der Christenheit nach der andern von jenen verwü-
stet, welche das Schwert für des Glaubens Sache zu ziehen vorgaben,
oder wenigstens ihren Glauben unter den Schutz des Schwertes flüch-
ten zu müssen meinten. Die Verfolgung in Brabant und Flandern ward
bald von einer noch blutigeren in Frankreich abgelöst. Aber unter Blut
und Flammen führte der Herr sein Werk aus. Die Welt staunte; der
Grund der Reformation war gelegt.

B e i l a g e.

1.

Tägliches Grätias von Niel. Voie in Weßlingburen.

1.

D Gott, wi danken diner Gude
Dorch Christum, unseren Herren,
Vor dine Beldadt avergeschwindt,
Dorch welke du deist ernehren
Alle, watt den Athem je gewan,
Gestt uns de Rodtroffst laten hann,
Di gesche Loff, Priß unnd Ehre.

2.

Als du nu, Here, gespiiset hast
Den Licham, welke vorderet,
So lat de Sele ock sin din Gast,
De dorch di nummermehr stervet.
Din heilsam Wordt ehre Spise si,
Beth se ock ganz erlange di,
In Ewichheit vortruwe.

3.

Loff, Ehre unnd Dank tho aller Tidt
Si di, Vader in der Höge,
De du uns der Sunden makest quidt
Dorch dat du giffst tho geloven
An dinen einigen gebarnen Son,
W dat wi mit ehne Kinder sin,
Di ewich prijsen. Amen!

II.

**Gratias beim Empfangen des heiligen hochwürdigen Sacraments von
Niel. Voie in Meldorp.**

1.

O Christ, wi danken diner Gude
 Und diner groten Leve,
 De du uns beviseft averschwindt,
 In deme du hefft gegeben
 Di sulven genzlich averall,
 Ny dat wi uth der Sunden Last
 Gerebbed mögen leven.

2.

Hefft sulven di vorschonet nicht,
 Beth du vor uns gestorven,
 Dardorch it alle is uthgericht,
 Dat wi hebben Gnade erworven,
 Vorgevinge unser Sunden twar
 Und Gades Kindschop; so wi gar
 Des gelöven, sindt wi gborgen.

3.

Din Aklam uns thor Spise giffst
 Din düre Blodt tho drinken,
 Dat wi gesterket in dem Geist
 Den olden Minschen frenken,
 Und wasen in der nien Gbort;
 Dit is dat Brodt, dat Kinder voert,
 Den Sunden nicht gerecket.

4.

Hely, dat wi vort der Leve Werk
 Malkander so bewisen,
 Als du it uns ertöget hefft,
 Dat wi tho dinem Prijs
 Di ingelivet leven so,
 Din Aventmull entfangen so,
 Dat wi vollstendich bliven.

5.

Und danken diner Boldadt grott,
 Dewile wi hir leven,
 Vorkundigen dinen duren Dodi,
 Beth du uns werst erheven
 Tho nehmen in dat Rike din,
 Dar nummer wert ein Ende sin
 Des Fröwden Prijses. Amen!

6.

Ehre si dem Vader und dem Soen
 Und ock dem hilligen Geiste,
 So gewesen is van Anbeginn
 Und ewich aller meiste;
 De helpe uns wandern alle gelif,
 Dat wi der Sunden werden quidt.
 Wol dat begeret, spreke: Amen!

Jesper Swedberg,

Bischof von Skara.

(1653 — 1735.)

I.

Bekanntlich stellt die Augsburgische Confession als die zwei Kennzeichen der Kirche: das Wort Gottes und die Sacramente hin, welche zugleich die Lebensquellen der Kirche sind. Ein kleiner Eingang, so scheint es, zum großen Hause, ein unscheinbares Thor zu der Stadt auf dem Berge, deren Zinnen durch die Welt hin strahlen, so daß alle Völker sie erkennen können — und doch wollte der Herr mit Fleiß diesen Eingang nicht größer machen, als daß ein Menschenherz, welches die Befreiung sucht von der Strafe und Pein der Sünde, darin ruhen könnte. Und wiederum, wie mächtig groß ist dieser scheinbar kleine Eingang! Denn selbst der Himmel Himmel können dasjenige nicht fassen, worin Gott selbst, der menschengewordene Gott, Jesus Christus, sein Wesen, seine Barmherzigkeit und Majestät, abgebildet hat. Denn eben dadurch werden die „Menschen Gottes“ zubereitet, daß sie „Glieder seines Leibes, von seinem Fleische und Gebeine“ (Eph. 5, 30) werden, und daß der Geist des Herrn, welcher selbst Geist ist (2 Cor. 3, 18), so wie seine Worte Geist und Leben sind (Joh. 6, 63), in ihnen wohnen (1 Cor. 6, 19).

Viel ist davon geredet, vielfach gefragt und gezweifelt worden, ob denn das in der That genug sey, um diese Tochter des Himmels nicht blos von irdischen Versammlungen, sondern auch von dem Hurtenweibe zu unterscheiden, welches in der Offenbarung Johannis als die Jezabel auftritt, „die da verführt die Knechte Gottes, Hurerei zu treiben und Gözenopfer zu essen“ (Offenb. 2, 20). Luther selbst scheint mehr dazu gerechnet zu haben. Wenigstens in einer seiner Schriften beantwortet er die Frage, woran man das heilige Christliche Volk erkennen möge, dessen Wahrheit und Wirklichkeit wir in unserm Kinderglauben bekennen, dahin: das erste Zeichen sey das heilige Gottes Wort, die rechte Salbe,

so zum ewigen Leben salbet; das zweite sey das Sacrament der Taufe; das dritte das Sacrament des Altars; das vierte, daß dieses Volk nach der Einstiftung des Herrn (Matth. 18, 15. 16) die Schlüssel öffentlich und sonderlich braucht; das fünfte, daß man in dieser Versammlung Kirchendiener weihet und beruft; das sechste, daß dieses Volk Gebete thut und Gott lobet und danket öffentlich; das siebente das Heiligthum des heiligen Kreuzes, daß nämlich dieses Volk muß alles Unglück und Verfolgung, allerlei Ansehung und Uebel (wie das Vater Unser betet) vom Teufel, Welt, Fleisch, inwendig trauern, blöde seyn, erschrecken, auswendig arm, verachtet, krank, schwach seyn, leiden, damit es seinem Haupte Christo gleich werde. — Wer sieht aber nicht leicht, daß jenes Siebenfältige, welches Luther hier aufrechnet, wenn wir's zusammennehmen, unter jene zwei großen Hauptstücke wieder eingeht, und daß, was übrigens zu den Kennzeichen der Kirche gerechnet wird, zumal das Leben und den Wandel der Christen in dieser Welt betrifft, welche ja nothwendig aus jenen zwei tiefsten Wurzeln, woraus Gottes Volk geboren wird, hervorkeimen, gewässert und befruchtet werden zum völligen Wachsthum? Deshalb hat die evangelische Kirche unverrückt diese Lehrform festgehalten.

Nein, sagt die Römische Kirche, es kann, es darf nicht so seyn; denn was würden wir aus diesen angeblich alleinigen Kennzeichen erfahren, als wo die Kirche verborgen ist; wir aber fragen, wo sie augenscheinlich zu finden ist! ² Sie merken nicht, die Römischen Christen, welche sich nicht entblöden, ganze Provinzen von der Gemeinde des Herrn, die an seinem Worte festhalten, als kaiserliche Gemeinschaften zu stempeln — sie merken nicht, daß die Verborgenheit, die ihnen ein Dorn im Auge ist, fürs erste ein Kennzeichen der wahren Christen ist, deren Leben, nach dem Apostel, so lange sie in der streitenden Kirche wallen, „mit Christo in Gott verborgen ist“, und daß erst, „wenn Christus, ihr Leben, sich offenbaren wird, sie auch mit ihm werden offenbar werden in der Herrlichkeit“ (Col. 3, 3. 4). Sie vernehmen nicht, daß in und mit dieser Verborgenheit ein jegliches Erkennbare befaßt ist, Alles mit einem Worte, was die Kirche als eine heilige und unsträfliche Gemeinde, die keinen Flecken oder Runzel hat, dem Herrn darstellen soll (Eph. 5, 26. 27), daß gerade hierin die ganze Liebe des Herrn niedergelegt ist, der priesterliche Schmuck, woran er seine ganze Gemeinde und jede einzelne Seele in derselben erkennen will, „der Grund von Sapphiren und erwählten Steinen,“ woron die ganze Lieblichkeit und unvergängliche Kraft des Hauses bedingt ist

1. Luther von den Conciliis (1539); Werke XVI, 2785 — 2804.

2. *Bellarmini Controversiae; de notis ecclesiae, lib. IV, c. 2. 3.*

(Jes. 61, 10. 54, 11. 12). Sie hören den Herrn nicht, welcher ja an unzähligen Orten das Lehren und Taufen (Matth. 28, 19), das Verabreichen der Speise an das Hausgefüde zu rechter Zeit (Matth. 24, 45), das Predigen auf den Dächern des, was im Ohre gehört ist, und das Verkündigen im Lichte des, was in Finsterniß gesagt ist (Matth. 10, 27), als dasjenige bezeichnet, worauf seine Gemeinde stehet und stehen wird bis ans Ende der Tage, auf dem Felsen, den selbst die Pforten der Hölle nicht überwältigen sollen. Sie hören nicht das Apostolische Wort, welches ja so unzweideutig das Neutestamentliche Amt als ein in Klarheit aufgehendes, durch die Verkündigung, nämlich durch die „Predigt der Gerechtigkeit“ lebendig machendes (2 Cor. 4, 7—11), und auf der andern Seite als ein solches beschreibt, welchem die Haushaltung über Gottes Geheimnisse (1 Cor. 4, 1) übertragen ist. Nimmer können wir ja bezweifeln, daß der Apostel, welcher alle Gottesdiener an dem „Worte der Wahrheit“ erkannt wissen will, der „die Waffen der Gerechtigkeit zur Rechten und zur Linken“ eben darnach abmißt (2 Cor. 6, 7), und der zu dem, was er der Gemeinde als ein vom Herrn Empfangenes überantwortet, vor Allem auch die Einsetzung des heiligen Abendmahls rechnet (1 Cor. 11, 23 ff.) — daß er nicht geradezu als die rechten Kennzeichen der Kirche habe setzen wollen dasjenige, woran sie ursprünglich erkannt ward, dasjenige, wodurch und womit sie sich ausbreitet, und was zum täglichen Gebrauch aller Christen ist, was auf einmal Speise und Trank, Arznei und Waffentrüstung bildet. Das Evangelium müßte sich selbst widersprechen, die Einsetzungen, wodurch der mystische Leib des Herrn fort und fort gebildet wird, müßten ihre grundhafte, durchschlagende Bedeutung mehr oder weniger einbüßen, wenn die Sache sich anders verhielte.

Was könnte es aber schaden — entgegnet man von jener Seite — wenn die Kirche noch mehr, und zwar recht augenfällige Kennzeichen hätte, so daß sie erkannt werden könnte nicht nur von allen, die im Hause sind, sondern auch von denen, die draußen stehen, und in jeder Hinsicht das geistige Urbild der Sonne darstellte, die ja auch ihre Strahlen überall hinwirft und das Dunkel selbst wider seinen Willen erhellet? Es wäre ja möglich, daß eine Gemeinschaft sowohl die Predigt des Evangeliums als die rechte Verwaltung der Sacramente hätte, und dennoch nicht die wahre Kirche wäre, weil sie, obgleich in den Voraussetzungen dazu sich bewegend, die Einheit des Leibes gebrochen, das heilige Band der Gemeinschaft zerrissen hätte! ³ — Es ist nicht möglich, erwiedert die evangelische Kirche: in jenen ursprünglichen Ausströmungen des göttlichen Lebens, das in die Mensch-

heit gesenkt ward, liegt beides der Glanz und die Kraft des Lichts, das alle Welt erleuchtet, und es muß so das Haus Gottes, wie hoch es auch liege und wie tief auch seine Grundlage sey, erkannt werden können, sowohl von Allen, die es suchen, als von denen, die zu diesem geistlichen Hause erbauet sind, und wenn das Gemeinschaftsband gelosert ist, dann muß es an denen liegen, die mehr dazu rechnen, keineswegs aber an denen, die eben nur dasjenige dazu rechnen, was Christus selbst als die einzigen Erzeugungs- und Bindemittel gesetzt hat — obgleich es ja stets unverborgten bleiben muß, daß, so wie der Herr in den Tagen des Propheten Elias, wo alle Gottesfurcht und der Gottesdienst selbst rein vertilgt schien, dennoch sieben Tausend in Israel hatte, die ihre Kniee nicht vor Baal gebeugt, er also seine Verborgenen in allen Kirchengemeinschaften, in allen Gemeinden hat, und grade das der unvertilgbare Charakter der allgemeinen Kirche ist, daß sie nicht auf eigene Hand irgend Jemanden aus der Zahl der Gläubigen und Lebendigen ausschließt, der noch sein Leben von dem Herrn und durch den Herrn, aus dem ewigen Born seines Worts und seiner Sacramente, empfangen will. Dazu kommt: was die Römischen Lehrer weiter, außer den angegebenen zwei, zu den Kennzeichen der Kirche rechnen, das ist theils der Art, daß es Christi Leib verwundet, während es denselben herrlich machen will (wie wenn sie die Einheit und Allgemeinheit der Kirche so auffassen, daß alle diejenigen als verdorrte und abgehaunene Zweige, die man ins Feuer wirft, angesehen werden, welche irgendwie den Anordnungen einer gewissen Kirchenparthei widersprechen, ohne den Anordnungen des Herrn zu widerstreben); theils führt es auf einen Begriff der Kirche, wodurch diese mehr oder weniger mit einem weltlichen Reiche vermengt wird (wie wenn sie eine unzweifelhafte, nachweisbare Folge der Bischöfe vom Anfang an und zugleich die Gemeinschaft mit und die Unterordnung aller Gläubigen unter einem höchsten Bischof verlangen, welchem dann in letzter Instanz alle Kirchengewalt übertragen seyn soll — da es doch klar ist, daß es kein höheres Amt in der Kirche giebt, als das allgemeine, welches der Herr nicht nur dem Petrus, sondern allen Aposteln übertrug); theils endlich enthält dasjenige, was sie zur Erkennbarkeit der Kirche rechnen und fordern, eine offenbare Verdrehung der Worte des Herrn, der ja nicht bloß den Einzelnen, sondern der ganzen Kirche Drangsale und Verfolgungen verkündigte, während jene das Kreuz bei der Seite liegen lassen und denen, welche sich der Sache der Kirche annehmen, zeitliches Glück, Wohlstand, Ehre und Macht verheißten. ⁴

4. Bellarmin zählt fünfzehn Kennzeichen der wahren Kirche auf, und führt dies aus I. c., de notis ecclesiae, lib. IV, c. 4—18. Offenbar ist die ganze Theo-

So wie wir aber einerseits der Römischen Theorie über die Kennzeichen der Kirche widersprechen müssen, so können wir auf der andern Seite ebenso wenig denen Recht geben, welche, eine neue kirchliche Ära verheißend, auch die von uns angegebenen Kennzeichen zu weit finden, indem sie zu dem Worte, das den Grund der Kirche bildet, weiter Nichts rechnen wollen als dasjenige, was bei den Sacramenten, seys nun als Bekenntniß- oder Mittheilungs- und Darreichungs-Wort gesprochen wird. Diese haben es sich nicht klar gemacht, daß das Wort Gottes ein ewiges Prinzip ist, und daß es unmöglich frommen kann, scheiden zu wollen, woraus der Herr einmal seinen Leib erbaut und was er zu seiner Hütte erkoren, so wie das Fleisch und Blut, das wir von der Erde tragen, bis einst die Hütte des Staubes abgelegt ist. Dagegen hat unsere Kirche einmüthiglich mit der alten, in voller Zuversicht und gewiß ohne Fehl, geschlossen, daß wenn Gott einmal durch Apostel und Propheten sein Wort gesendet, dann ist ihr schriftliches wie ihr mündliches Zeugniß mit der höchsten göttlichen Autorität versiegelt: dann ist das Wort, auch in seiner urkundlichen schriftlichen Form, eine Grundlage des Glaubens und der evangelischen Lehre zugleich; und die mündliche Verkündigung jeder spätern Zeit muß stets ihre Einheit mit der ursprünglichen in der Prophetisch-Apostolischen Schrift aufweisen können, oder wir fallen aus der Wurzel, eben indem wir die letzten Spizen derselben festhalten und verherrlichen wollen. Nicht anders sprachen Augustin, Chrysostomus, Irenäus und überhaupt alle wahrhaften Kirchenzeugen, welche die Einheit des Glaubens durch das Band des Friedens bewahrten, welche zu den Füßen der Apostel und Propheten sich setzten, um festhalten zu können an dem Bekenntnisse der Kirche, wohl wissend, daß dasselbe, wenn es nicht menschlichen Meinungen preisgegeben werden soll, nothwendig so fest gehalten werden muß. Nicht anders lautete ihr Zeugniß von der heiligen Schrift und der Kirche und dem Verhältnisse beider, als es nun und alle Tage in der Gemeinde des Herrn lauten muß. Sie reden von „der Apostolischen Verkündigung und Ueberlieferung, welche in der ganzen Welt kund gemacht sey und erkannt werden könne von Allen, welche die Wahrheit sehen wollen“;⁵ sie weisen hin auf die Folge, den Zusammenhang und die

rie des scharfsinnigen Mannes darauf berechnet, theils die mannichfachen Gebrechen der Römischen Kirche zu verbergen, theils alle ihre Präensionen zu Glaubenssätzen zu stempeln. Bei ihm findet man die Römische Kirchen-Theorie in ihrer vollendeten Gestalt — wie es ja seyn mußte, da die Reformation nicht bloß die Selbstvertheidigung, sondern eine Reaction in der Römischen Kirche hervorrief, deren Spitze der Jesuitismus im Ganzen und Bellarmin insonderheit darstellte.

5. *Irenaeus adversus haereses, lib. III, c. 3.*

Uebereinstimmung der von den Aposteln gestifteten Kirchen; allein sie wollen von denen Nichts wissen, „welche, wenn sie aus der Schrift überzeugt worden, ihre Zuflucht dazu nehmen, die Schrift selbst anzuklagen, als ob sie keinen ordentlichen Zusammenhang, oder keine göttliche Mündigkeit habe, oder sich selbst widerspreche, oder als ob die Wahrheit von denen nicht gefunden werden könne (in der Schrift), welche die mündliche Ueberlieferung nicht kennen; denn das Wort (sagen sie) sey ja ursprünglich nicht durch Schrift, sondern durch die lebendige Stimme verkündigt.“⁶ Die mündliche Predigt und das schriftliche Zeugniß der Apostel galt ihnen als eine und dieselbe Grundlage; „wir haben“, sagten sie, „durch keine Andern die Ordnung des Heils kennen gelernt, als durch diejenigen, von welchen das Evangelium zu uns kam, welches sie dann (in den ersten Tagen) predigten, nachher aber, nach Gottes Willen, in Schriften verfaßten, damit es die Grundlage und die Säule unseres Glaubens seyn sollte.“⁷ „Die Frage“, zeugten sie, „zwischen uns ist die, wo die Kirche sey. Sollen wir sie denn in unsern Worten suchen, oder in den Worten unseres Hauptes? Ich meine doch, zunächst in den Worten desjenigen, welcher die Wahrheit ist, und welcher am besten seinen Leib kennt. Darum laßet uns nicht mehr solche Worte hören: Das sage ich, das sagst du, sondern laßet uns allein hören: Das sagt der Herr.“⁸ Und wie sollte es auch anders seyn? Wie könnten wir dem Zeugnisse des Herrn dasjenige entziehen wollen, was wir dem Zeugnisse seines Geistes in der Kirche beischreiben: Leben, Kraft, Fülle und Fruchtbarkeit?

II.

Dieser scheinbar bloß dogmatische Streit über die constitutiven Kennzeichen der Kirche griff dennoch tief ins Leben ein, und mußte es thun: denn je nach der verschiedenen Auffassung derselben mußte der Grundbegriff des kirchlichen Amtes sich gestalten, und dies hinwiederum den Kirchen ein bestimmtes Gepräge, Gesichtszüge gleichsam aufdrücken, welche sie kennbar unterscheiden mußten, auch wo man sie ihre Sache nicht führen hörte.

6. *Irenaeus adversus haereses, lib. III, c. 2.* Die Meinung, als ob das geschriebene Wort, als solches, gerinaeres Ansehen haben müßte („non enim per literas traditum, sed per vivam vocem“), galt alle in Irenäus' Tagen als eine häretische.

7. *Irenaeus adversus haereses lib. III, c. 1:* „Non enim per alios dispositionem nostrae salutis cognovimus, quam per eos, per quos Evangelium pervenit ad nos, quod quidem tunc praeconaverunt, postea vero per Dei voluntatem in Scripturis nobis tradiderunt, fundamentum et columnam fidei nostrae futurum.“ Deutlicher als in diesen Worten des Irenäus kam die Identität des mündlichen und schriftlichen Apostolischen Zeugnisses als das einzige wahre dogmatische Princip der Kirche nicht ausgesprochen seyn.

8. *Augustinus de unitate ecclesiae, c. 2. 3.*

Denn es verhält sich in der That so (obgleich es beim ersten Anblicke anders scheinen mag), daß sowie man einen Menschen am besten kennen lernt, wo er sich ganz unbemerkt, stille, ohne augenscheinliche Veranlassung ausspricht oder handelt — bei der ersten Ableitung gleichsam und Darstellung der Herzensgedanken — so würde man, könnte man anders einen ähnlichen Ruhepunkt finden, am besten die Kirchen kennen lernen, wo man sähe, was sie in der Stille, stetig thäten und übten, so daß sie es gar nicht anders thun könnten. Jenes ist eine Seelen-Physiognomik; dieses würde eine Kirchen-Physiognomik seyn.

Der gesuchte Indifferenzpunkt ist aber eben das kirchliche Amt. Aus der Betrachtung der That desselben wird man die Gesichtszüge der Kirchen am besten studiren.

Gehet hinein in eine Römische Kirche, und sehet, was sie stetig, stille thut. Es könnten noch so viele Kanzeln da seyn (wie denn in den großen Domen oft deren mehrere sind) — doch würde die Kanzel vor der Betrachtung schwinden, kaum den Platz eines Seitenstücks ausfüllen. Herrliche, beredsame Worte sind vielleicht dort gesprochen — einer oder der andere zog vielleicht die horchende Menge an sich — allein das ist nicht die Hauptsache; der Prediger macht es nicht aus. Je mehr die Kanzel sich hervorthat, desto mehr trat der Römische Katholicismus zurück. Wir sehen's an den ältern Janseuisten; allein sie wurden eben deshalb nur als entartete Söhne der Kirche angesehen. Nein, der Altar ist die Hauptsache, ist das Erste und das Letzte, nicht bloß die Vollendung, sondern der Anfang, um welchen das Uebrige sich bildet und abschließt. Wir sagen: der Altar; wir sollten vielmehr sagen: die Altäre. Es ist durchaus symbolisch, daß selbst in manchen kleinern, in Dorf-Kirchen die Altäre sich gemehrt haben, und daß jeder Altar seinen Patron, seinen Weihherrn gleichsam und Schirmvogt hat, recht als ob man damit andeuten wollte, daß hierin alle Kraft und alle Fruchtbarkeit begriffen sey. Aber in allen, sowohl großen als kleinen Kirchen, sowohl wo nur ein, als wo mehrere Altäre sind, predigt eigentlich nur der Altar. Es kann gar nicht anders seyn; denn hierin geht der Römischkatholische Begriff des kirchlichen Amts auf. Vielleicht könnte dies in einem mildern Lichte gesehen werden, als ein Ausdruck etwa der eigenthümlichen Gnadengabe dieser Kirche,⁹ wenn nicht die Römische Construction der Lehre ganz der Bedeutung des Altars entspräche, ja auch die dadurch angedeutete Symbolik weit überböte.

9. Wie G. L. Harms z. B. es thut, wenn er seine 92. Thesis so formulirt: „Die evangelisch-katholische Kirche ist eine herrliche Kirche. Sie hält und bildet sich vorzugsweise am Sacrament.“

Denn hier ist die Messe das Compendium der Kirche, und das Compendium der Messe hinwiederum die Opferung des Leibes und Blutes Christi (so hat man die Vorstellung der „Eucharistie“ oder der „geistlichen Darbringung“ in der alten Kirche umgedeutet),¹⁰ und der Priester ist nicht länger der dienende (obgleich sein Dienst so mannichfaltig wie nur irgend möglich ist), sondern der opfernde, darbringende. Luther erinnert daran, daß es schon im sechszehnten Jahrhundert so war, daß „Viele den geistlichen Stand preiseten um des Messehaltens willen, welcher Ruhm und Preis bis anher gewachsen ist so groß, daß sie das priesterliche Amt und Stand (Messe zu opfern) über Mariam und Engel gesetzt haben, weil die Engel und Maria nicht sollen Messe halten können, das doch ein Priester könne, und selig war die Frau, die einen Priester getragen hatte“. ¹¹ Allein es war nicht anders im achtzehnten, und ist nicht anders im neunzehnten Jahrhundert, wo nur der Gedankengang wirklich Römisch-katholisch ist. Wir sagen nicht: alle hätten so sich ausdrücken müssen; wir behaupten nicht, daß die ganze Vorstellungsweise einer bedeutenden Milderung und mancher Modification nicht fähig gewesen wäre (was wir ja allerdings in einem Theil der Deutschen katholischen Kirche, bei Sailer, Voos und überhaupt bei so Vielen sehen, die von den Principien des Jansenismus als des eigentlich reformirten Katholicismus nach der Reformation berührt waren); allein wir müssen dabei bleiben: alle haben so gethan und thun so. Nur wo der wahrhaft evangelische Begriff der Rechtfertigung das Opfer anzündete und den Begriff schmelzte (wie bei Martin Voos), nur da ist es anders.

Gehet hinein in eine Reformirte Kirche, und betrachtet, was dort gethan wird, und wie es gethan wird. Der Altar ist zu -- einem Tisch geworden; das Dürftigste ist hinreichend, wo die Sacramentworte zu bloß recitativen, erzählenden herabgesunken sind. Die Symbolik (nicht bloß die Bilder) ist unbarmherzig verjagt; es ist als ob man sich vor der Bedeutung der Ewigkeit fürchtete, um ihre Realität festzuhalten. Die Kanzel — darf man sagen — ist das Ganze, und doch ist es weit entfernt, daß darum dasjenige im Schwange ginge, was der Apostel als die eigentliche Lebensmitte des Apostolischen Amtes bezeichnet: „des Geistes Beweissung und Kraft“ (1 Cor. 2, 4). Die Predigt selbst ist entweder eine bloße Schriftauslegung, oder, wo sie den Versuch macht (was die eigentliche Aufgabe der Predigt ist), das

10. Man vergleiche besonders die tiefgehende Abhandlung des Kanzlers Pfaff: „de oblatione et consecratione Veterum eucharistica“ (C. M. Pfaffii *Syntagma dissertationum theologicarum*. Stuttg. 1720).

11. Luthers Sermon, daß man fesse Kinder zur Schule halten; Werke, X. 189.

Vergangne mit dem Gegenwärtigen und Zukünftigen zu verknüpfen, da fehlen ihr die Flügel; denn sie hat den sacramentalen Charakter, die unvergleichliche Behauchung vom Worte verloren, wodurch wir nicht bloß den Beruf und die Sendung, sondern zugleich was Johannes die Salbung nennt, die uns Alles lehrt (1 Joh. 2, 20. 27), verstehen. Es könnte dies ein hartes Urtheil scheinen, und doch kann die Wahrheit in der That nicht mildere Worte finden. Die Reformirte Kirche ist wirklich in allen wesentlichen Beziehungen mehr eine solche, die dasjenige zurückerobern muß, was sie hat fallen lassen, als eine solche, die lediglich dasjenige festzuhalten hätte, was sie hat.¹² Es ging ja so weit in der ältesten Entwicklung dieser Kirche, daß man den Psalm-Gesang consequent abschaffte, ja gar darüber spottete¹³ — man hat ihn später, doch nicht ohne Mühe und ohne Spuren der früheren Ausweisung, zurückgenommen — und wie viele, noch tiefer eingreifende Verluste hat diese Kirche zu beklagen! Doch ist es keineswegs unsere Meinung, als ob nicht viel geistliches Licht und Fülle des Geistes sich auch in dieser Kirche erhalten und zu Tage gelegt, oder als ob das ethische Leben, das sich in mehrern Abtheilungen derselben entfaltete, nicht große Bedeutung, unvergänglichen Werth hätte, so daß es in mancher Rücksicht selbst diejenigen beschämen mußte, welchen Mehr anvertraut war. Ebenso wenig könnte es uns einfallen zu behaupten, jene Verirrungen hätten ihren Grund in einer schiefen, verkehrten Auffassung des geistlichen Amts. Im Gegentheil, Calvins Theorie über diesen Punkt, die Ausdrücke, worin er seine Ueberzeugung davon zusammenfaßt, sind nicht bloß der rechten Lehre angemessen, sondern bekunden die erhabenste Vorstellung davon.¹⁴ Leider aber entsprach die

12. Grade dies ist auch die tiefste Bedeutung der Unions-Versuche, welche eben deshalb stets von der Reformirten Kirche selbst ausgingen. Es sey ferne von uns, daß wir die Grundidee derselben, das Streben im Allgemeinen tadeln sollten; wir haben nur Gott dafür zu danken. Allein was die Lutherische Kirche von jeher behauptet und immerfort festhalten muß, auch in der That, wo sie nur athmet und lebt, festhielt, ist dieses: daß die Union keine bloß äußerliche, zur Förderung eines friedlichen Nebeneinanderbestehens (das ja, wenigstens in der letzten Zeit, nicht gesucht zu werden brauchte) unternommene Einigung, keine bloße Pacification oder moderirende Uebereinkunft (so daß man von der einen Seite dieses, von der andern jenes aufgab, um zuletzt über Nichts sich zu einigen), sondern einen innern, organischen Austausch darstellen müsse, so daß die Reformirte Kirche wirklich erkenne und sich aneignen will, was sie hat fallen lassen.

13. Bekanntlich ging Zwingli einmal in den Rath in Zürich hinauf, und fing mit Mehreren an eine Petition abzusingen, um recht vor Augen zu stellen, wie unschicklich und ungereimt jeder Psalm-Gesang sey.

14. *3. B. Calvini Institution. Christianae religionis lib. IV, c. 3, §. 2:* „Ecclesiae ergo dissipationem, vel ruinam potius et exitum molitur, quiquis ordinem hunc et hoc genus regiminis abolere studet, vel quasi minus necessarium elevat. Neque enim vel solis lumen ac calor, vel cibus ac potus tam sunt praesenti vitae fovendae ac sustinendae necessaria, quam est conservandae in terris ecclesiae Apostolicum et Pastorale munus.

Praxis dieser Kirche nicht der wahren Theorie, und konnte es nicht thun, weil der Begriff der Sacramente, der nothwendig das kirchliche Amt mitbestimmt, in seiner Wurzel selbst verderbt war, weil die Realität auf diesem Gebiete dem Sinnvollen, Bedeutenden hatte weichen müssen, obgleich selbst die Anerkennung des Letztern im wahren Umfange davon bedingt ist, daß man Gottes Werk in ersterer Beziehung völlig klar erkannt hat, daß die Kirche ihr Amen dazu spricht. Das Unsacramentale ward der innerste Charakter der Reformirten Kirche, obgleich man, im Gegensatz zu den Lutheranern, deren Glauben man als eckig, materiell, buchstäblich verachtete, grade das Sacramentale als den ideellen Gewinn herausstrich. Es ist folglich der Gegensatz zu diesem Standpunkt, nicht bloß die Erfüllung desselben, welchen die Reformirte Kirche wiederzugewinnen streben muß, und mit Gottes Hülfe auch kann. Jahrhunderte haben es vergeblich versucht, obwohl eine Annäherung zur Lösung der Aufgabe sich nicht verkennen läßt; die sieghafte Macht der Wahrheit allein wird das Werk krönen.¹⁵

Anderß liegt in der That die Sache in der evangelisch-lutherischen Kirche, die, wie auch ihre Feinde und irrende Brüder sie beurtheilen mögen, dennoch den Ruhm sich zu Gottes Preise zueignen darf, daß sie beides das Wort und die Sacramente in der Dignität und in dem Gebrauche belassen hat, welchen der Erlöser selbst beilegte. Obgleich mit der Römischen Kirche grundeinig in Allem, was die Realität und höchst reale Wirksamkeit des Sacraments betrifft, schwankt sie doch keineswegs zu dem Begriffe hinüber, nach welchem der Priester nicht bloß Haushalter über die göttlichen Geheimnisse und Gnadensätze (dispensator salutis) ist, sondern der Hervorbringer derselben;¹⁶ die

15. Wir müssen dies — auch nach Riisch's letzten, lechzefertigen Aeußerungen (in seiner Zeitsrede vom 3. Aug. 1849; f. Monatschrift für die evangelische Kirche der Rheinprovinz und Westphalens, 1849, 88. Heft) im Gegenfatz zu der schlechten, weil unwarhen, Union, die die Preussische Regierung, stets nach einer tyrannischen Hegemonie in der Kirche und im Staate hinstrebend, seit 1817 einzuführen strebte, mit aller Schärfe betonen. Diese Union ist und ist doch nicht. Sie ist nicht in Wahrheit, weil die Füge ihr Weien anemacht. Und zwar eine zwiefache Fäae, während eine bürcheite, ihr den Lebensuch zu geben. Zuerst die: daß die Lebensunterschiede als höchst unbedeutend, allenfalls durch die Zeit ansachlichen darzustellen wurden, während, alles Uebrige abgerechnet, der Sacrament-Begriff selbst auf dieser und jener Seite sich wie Ja und Nein verhält. Dann aber die andere: daß man durch eine solche Union dem schuldlosen Harn der Gemeinden entgegenkommen wollte, während die Gemeinden schließlich nicht beiragt wurden, und das Ganze von Anfang als eine administrative Maßregel sich darstellte, um die Preussische Monarchie auch in religiöser Beziehung möglichst zu arrondiren. Die moderne Union ist die ungelte Centralisations-Idee, auf das Gebiet der Kirche übertragen, und die Ideologen, welche ihre Stimme dazu gaben, werden, sofern sie aus der Wahrheit sind, immer mehr mit Schrecken gewahr werden, wie sie der Welt in die Hände gearbeitet haben.

16. Daher der scharfe, so oft mißverständne, Gegensatz unserer Kirche gegen die Messe als ein sacrificium.

Kirche ist und will nur seyn und bleiben eine „Magd des Herrn“, die seinen Auftrag ausrichtet; es kann in dieser Gemeinde der eigentliche Begriff eines geistlichen Standes, welches die Grundlage und der Mittelpunkt des „Papismus“ im wahren Sinne ist, nicht aufkommen, oder, wo er sich einschleichen wollte, da sind die geistlichen Waffen gleich zur Hand, ihn niederzukämpfen. Obgleich mit der Reformirten Kirche grundeinig in der Betrachtung des Worts als der geistlichen, von Gott der Kirche verliehenen Gewalt, welche stets zum Schlagen und Kämpfen, zum Trösten und Aufrichten der müden Seelen wirksam seyn muß, scheidet sie sich doch aufs schärfste von dieser in der Werthgebung des göttlichen Worts, nicht bloß als eines beschreibenden, abzeichnenden, verkündigenden und so mittelbar kräftigen, sondern als eines zu jeder Zeit und Stunde Gottes Werk und Willen ausrichtenden. Diese Verschiedenheit muß natürlich vor Allem sich im Begriff der Sacramente herausstellen, wo das Wort geradezu sich giebt als dasjenige wirkend, wozu Gott es eben hier gegeben und bestimmt hat. Und so kann in der evangelischen Kirche natürlich auch nicht die Rede von bloßen Prädicanten seyn; der eigentliche Begriff des Priesters (obgleich noch so eng umschlossen von dem des Predigers) muß hier sehr bestimmt hervortreten. Obgleich nämlich im Anfange, als die Reformation ins Leben trat, jener Begriff der Verkündigung (*τὸ κηρύσσειν*) nothwendig das Erste seyn mußte; obgleich in jenen Tagen der ersten Liebe alle von Gott erweckte Stimmen vorzugsweise Verkündiger wurden; so mußte doch die Kirche bald zum erfüllten Begriff des priesterlichen Amts zurück, oder, wenn man lieber will, ihre nimmer verlorne, bloß zurückgedrängte Ueberzeugung in dieser Beziehung mit vollem Leben und voller Kraft darstellen. Deshalb tritt es uns denn auch bereits in der Augsburgerischen Confession entgegen, daß, wie nach der Lehre derselben die Kennzeichen der Kirche auf dasjenige zusammengedrängt sind, worin das Wesen und Leben der Kirche sich abspiegelt, so nicht minder das Kirchenamt im vorzüglichen Sinne anerkannt ist als ein solches, das dazu eingesetzt ist, „das Evangelium zu lehren, und die Sacramente (nach Weise der Haushalter) darzureichen; denn durch das Wort und die Sacramente als Mittel wird der heilige Geist gegeben, welcher den Glauben, wenn und wo er will, in denen, so das Evangelium hören, wirkt.“¹⁷ Nicht anders haben alle evangelische Lehrer das ihnen von Gott übertragene priesterliche und kirchliche Amt aufgefaßt und dargestellt. Es war ihnen dieses „ministerium ecclesiasticum“ gleichsam ein Amtliß

17. *Confessio Augustana*, art. V. Vgl. die sieben Schwabach'schen Artikel, Art. 7 (Luthers Werke XVI, 683).

der Heiligkeit, welches auf das Werk und Thun des Priesters herabschaute und beides bewahrte, eine Feuersäule in der Nacht, eine Wolkensäule am Tage, die über das ganze Lager Israels sich verbreitete. Durch dieses Amt der Herrlichkeit, wie der Apostel es beschreibt (2 Cor. 3, 9), betrachteten sie die Gnadenwege des Herrn mit seiner Gemeinde und deuteten sie, stellten die Seelen insgesammt und jede einzelne für sich dar als bekleidet mit dem priesterlichen Schmucke Jesu Christi, mit dem Gewande seiner Gerechtigkeit und Heiligkeit.

Nicht blinde Vorliebe, sondern gründliche, gewissenhafte Prüfung, die ihr Auge auf die Rechenschaft gerichtet hat, welche wir einst an jenem Tage ablegen sollen, bestimmt uns deßhalb zu dem schließlichen Urtheil: daß die evangelisch-lutherische Kirche anders und besser als die übrigen Gemeinden des Herrn auf Erden sowohl den ökumenischen als den ökonomischen Charakter seiner Kirche (beides in der bestimmtesten, schärfsten Bedeutung des Worts genommen) bewahrt hat. Wie wären oder blieben wir auch sonst evangelische Christen? Es muß ja ein jeglicher, besonders in Tagen wie die unsrigen, Rechenschaft und Verantwortung des Grundes der Hoffnung, die in ihm ist, zu geben bereit seyn (1 Petr. 3, 15).

Allein ist der Begriff des Kirchenamts stets so in unserer Gemeinde aufgefaßt und festgehalten worden? oder wie hat die evangelische Kirche diese volle, lebendige Auffassung des heiligen Amts sich angeeignet? Die Bedeutsamkeit dieser Frage wird die folgende Untersuchung uns fundthun, indem wir zugleich eine vollständige Beantwortung derselben versuchen. Wir werden eine Zeitlang fast ausschließlich Luther zu hören bekommen; aber weder kann dieses uns befremden, die wir seine Bedeutung als Kirchenlehrer sowohl als seinen schweren Kampf, um zum Ziele zu gelangen, erkannt haben; noch kann es anders als lehrreich seyn die ursprüngliche Entwicklung zu verfolgen in einer Zeit, wo so viele von Luthers Aussprüchen halb vergessen, wo sein ganzer Bildungsgang Manchen nicht gegenwärtig ist. Und — was die Hauptsache — es hat diese Frage, zur Entscheidung gebracht, das offenbarste Gewicht um dasjenige recht aufzufassen, was unsere Zeit in kirchlicher Beziehung so mächtig bewegt: die letzten Gründe und die wahre Form des Kirchenregiments.

III.

Als Luther zuerst mit großem, tiefem Ernst in sich selbst geführt wurde, war es vor Allem sein Vorsatz, sich des Reichthums des göttlichen Worts zu bemächtigen; denn dieses hatte Frieden in sein Herz gebracht und ihn den Kampf der Christen kennen gelehrt. Eine Theologie wollte er schaffen aus den innersten Vorrathskammern desselben,

und diese Theologie sollte zugleich die Praxis des christlichen Lebens seyn. Die Klosterbrüder, die ihm am nächsten standen, waren zum Theil für den großen, herrlichen Gedanken gewonnen. Allein der Gedanke selbst war Leben. Luther bebte vor sich selbst und dem bemessenen Wege zurück, als er zum ersten Male im Namen des christlichen Volks, und zwar in Angelegenheiten „der Schlüssel des Himmelreichs,“ auftrat. Seine Klage war eigentlich dieselbe, welche der Herr einst gegen die Jüdischen Schriftgelehrten aussprach: daß sie selbst nicht hinein kamen, und die hinein wollten, ließen sie nicht hinein gehen (Matth. 23, 13). Der Mißbrauch der Schlüsselgewalt, zuerst der leichtsinnige, dann der vermessene, war der ursprüngliche Streit-, oder (wie es zuerst vorgelegt wurde) Ausgleichungs-Punkt zwischen ihm und der Römischen Kirche; doch befaßte dieses auch alle die übrigen Streitpunkte. Denn ohne Christi Gerechtigkeit und den rechten Gebrauch des Worts war auch kein rechter Gebrauch dieser Gewalt. Dies war Luthers Standpunkt, Luthers Kampf von 1517 bis 1520.

Es kann uns durchaus nicht wundern, wenn wir auf diesem Stadium der Entwicklung des großen Reformators auf Stellen in seinen Schriften stoßen, die, weit entfernt, daß wir sie unbedingt unterschreiben könnten, vielmehr unsere Widerrede hervorrufen. Es war die letzte kräftige Gährung bei Luther, und diese hat bekanntlich oft etwas Bitteres, Siedendes an sich. So wie einer, der nach edlen Metallen in der Tiefe gräbt, darauf bedacht sein muß, alle Schlacken zu entfernen, um das reine lautre Gold zu gewinnen, dabei aber nicht selten in Gefahr steht, mit den Schlacken auch Manches wegzuworfen, was bloß so aussieht, und wirklich edles Metall gering zu schätzen — so ging es auch Luther hier. Es kam ihm durchaus nicht in den Sinn, das Priester-Amt, das eigentliche Gold der Kirche, antasten zu wollen; nur dasjenige wollte er davon aussondern, was dasselbe in seiner innersten Wurzel verletzte und das Gold selbst zu einem schlechten Metall verwandelte. Historisch-ethisch betrachtet, war sein Vorsatz der, die hundertköpfige Hydra niederzukämpfen, den kirchlichen (oder vielmehr unkirchlichen) Antäus in der Luft zu ersticken. Als eine solche Hydra, einen solchen Antäus hatte er die Einbildung erkannt, daß die Priester einen bevorrechteten Stand im Gegensatz zum Laienstande bildeten, daß jene in Gottes Haus zu befehlen, diese nur zu gehorchen hätten, und daß die Seligkeit folglich als eine Art Octroi betrachtet ward, die jene doch unmöglich octroiiren konnten, weil jeder Mensch schaffen soll, daß er selig werde, mit Furcht und mit Zittern, und weil der Gerechte seines Glaubens lebt. Darnach muß Luthers Beginnen beurtheilt werden, auch wo er im Einzelnen gefehlt haben mag.

Seine Theorie des Kirchen-Amtes war in seiner frühesten Kampfeszeit, namentlich in der machtvollen Schrift: „An den christlichen Adel deutscher Nation“ (1520), den äußersten Umrissen nach, folgende. So wie das Priesteramt, meinte er, insofern es ein wahres Mittleramt ist, aus drei Stücken besteht: Lehren, Opfern und Beten, und in dieser Bedeutung allein Christo beigelegt werden kann,¹⁸ so sind doch durch die Gnade des Herrn alle Christen insgesammt vom Heiligen Geiste gesalbt: alle rechte Christenmenschen sind echte Priester;¹⁹ und zwar nehmen sie dies Priesterthum nicht durch irgend eine Ordination, sondern durch die neue Geburt an. Denn alle Christen sind ja, wie die Schrift klar lehret, ein priesterliches Geschlecht; es werden ihnen priesterliche Geschäfte beigelegt, und gerade das ist (wie die Propheten mit den Aposteln übereinstimmend es bezeugen) das Eigenthümliche des Neuen Testaments im Gegensatz zum Alten, daß unter jenem Allen den Herrn erkennen sollten, so daß er unter ihnen wohnen und wandeln wollte.²⁰ So ist auch offenbar die Gewalt der Schlüssel der ganzen Gemeinde (Matth. 18, 15—18), nicht aber einem besondern Priesterstande übertragen.²¹ Laien und Priester, Fürsten und Bischöfe, Geistliche und Weltliche, wie sie sagen, werden also nicht des Standes, sondern des Amtes halber von einander unterschieden. Denn obwohl Alles, was aus der Taufe geflossen ist, sich rühmen kann, zum Priester geweiht zu seyn, so geziemt es sich doch nicht einem jeden, solches Amt zu führen, sondern theils die unterschiedne Gabe, theils die nöthige Ordnung in der Kirche führt auch die Verschiedenheit der Aemter mit sich.²²

Es ist klar, Luther konnte auf dieser negativen Spitze nicht stehen bleiben, oder es hätte sich nie eine evangelische Kirche, sondern nur eine Sammlung independentistischer Gemeinden aus dem Schooße der Reformation entwickelt. Allein wie es nun keineswegs seine Meinung war, durch jene Säge, das Wesen des Priesteramtes zu verlegen, sondern vielmehr die Eingriffe in das Recht und die Freiheit der Gewissen zu entwurzeln, welche die Voransetzung eines besondern, bevorrechteten Priesterstandes herbeigeführt hatte, und wie er in dieser Beziehung, durchaus in seinem Rechte, darauf hinwies, wie es in Israel ganz ähnlich gegangen, so daß man dem Berufe der Propheten des Herrn das Standes-Recht der Leviten und Priester mit

18. Luthers Auslegung des Propheten Hosea; Werke VI. 1739.

19. Luthers Schrift vom Mißbrauch der Messen; Werke XIX. 1429.

20. Luthers Sendschreiben, wie man Kirchendiener wählen und einsetzen soll; Werke X. 1845 — 1847.

21. Luther an den christlichen Adel deutscher Nation; Werke X. 304.

22. Luthers Schrift vom Mißbrauch der Messe; Werke XIX. 1311 — 1312.

der Berufung entgegensetzte: „Die Priester können nicht irren im Gesetz, und die Weisen können nicht fehlen mit Rathen, und die Propheten können nicht unrecht lehren“ (Jerem. 18, 18)²³ — so mußte er, schon durch das Interesse der Kirchenbildung und noch mehr durch das der Erhaltung der Kirche, darauf geführt werden, das Gebrechliche seiner frühern Theorie (das ja sofort in die Augen fiel, wenn die nothwendige Frage zur Sprache kam, ob denn das Priesteramt, als solches, eine göttliche Einsetzung, göttliche Verheißungen habe, oder nicht)²⁴ zu erkennen, und zugleich den wahren Begriff des kirchlichen Amtes, sowohl mit Hinsicht auf die Gnadengabe, die zum Amte gehört, (deren Ausdruck die Ordination ist), als hinsichtlich der Stellung und Bedeutung dieses Amtes in der Kirche und für dieselbe, genauer zu bestimmen. Der Kampf, den er so auskämpfte, der Sieg, den er errang, gehört in der That zu den fruchtbarsten Entwicklungen in der Kirche, um so geeigneter, unsere Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen, als wir ja offenbar hierin das Walten der Vorsehung erkennen, die über die Lauterkeit der Reformation wachte und ihre wohlgegründete Negation zu einer ebenso begründeten Position hinüberführte, so daß sich als das Resultat eben die Auffassung und Lehre der evangelischen Kirche vom Kirchenamte herausstellte. Folgende Stellen aus Luthers Schriften werden uns diese vorsehungsvolle Entwicklung vor Augen stellen.

IV.

„Im Amt oder Regierung der Kirche,“ sagt Luther, „da soll erstlich das Zeugniß seyn, daß man wisse, Gott habe solch Amt befohlen und geordnet, auf daß abermal nicht Jemand gestattet werde, aus eigener Gewalt oder Wohlgefallen Etwas zu ordnen, besetzen oder thun, das da solle für göttlich Werk oder zur Seligkeit nöthig gehalten werden, darum und darauf, daß er zu solchem Amte berufen und gesetzt ist. Sondern wer da ein Amt der Kirche haben und

23. Luthers Auslegung des Propheten Hosea; Werke VI, 1738. „Denn sie gebranden,“ schließt Luther hier, „des Namens der christlichen Kirche um des Amtes willen, welches in der christlichen Kirche nothwendig ist, und was von gottloser Lehre und Gottesdiensten von ihnen in die christliche Kirche eingeführet worden, dazu muß das Amt als ein Mantel seyn, damit sie solche ihre Schande bedecken können; gleich als wäre die christliche Kirche mehr an eine gewisse Ordnung, denn an das Wort Gottes gebunden.“

24. Die stärkste Aeußerung in jener Beziehung findet sich in einer der früher berührten Stellen aus der Schrift: „An den christlichen Adel deutscher Nation“ (Werke X, 304) — wo er allerdings geradezu auf das andere Extrem von dem, was er mit Recht bekämpfte, hingedrängt ward, indem er spricht: „Darum sollte ein Priesterstand nicht anders seyn in der Christenheit, denn als ein Amtmann; weil er am Amte ist, gehet er vor; wo er aber abgesetzt, ist er ein Bauer oder Bürger wie die andern.“ Doch übersetze man nicht, daß hier die Rede ist vom Priesterstande, welcher das Priesteramt sich zugeeignet hat, nicht von diesem Amte an sich.

üben will, der soll zuvor beweisen und klar machen aus der Schrift, daß er desselben von Gott Befehl habe, daß er könne sagen: „Das habe nicht ich, sondern Gott geordnet,“ und die Leute gewiß seyn, wenn sie solches thun, daß sie nicht ihm, sondern Gott gehorsam sind. Zum andern, ist nicht allein genug, daß das Amt oder Befehl Gottes Amt und Befehl ist, sondern man muß auch wissen und die Leute dahin weisen, daß die Kraft, welche solch Amt soll schaffen und wirken, nicht Menschen Vermögen, sondern Gottes Werk und Kraft sey; das ist: daß solches gelte und geschehe, was und wozu das Amt gegeben und ausgerichtet soll, nicht darum daß ich's sage oder thue, sondern aus Kraft des Befehls oder der Ordnung Gottes, daß es also zu thun geheißt, und durch solch Amt, so es in seinem Befehl gehet, wirken und kräftig seyn will. Als in der Taufe, Sacrament, Absolution soll man nicht darnach sehen, wer, oder wie fromm, heilig und werth die Person ist, die das Sacrament reichet und absolviret. Denn da gilt und geschieht Nichts um des Menschen Würdigkeit oder auch Unwürdigkeit willen, der es giebt oder empfähet, sondern darum, daß Gottes Befehl und Ordnung ist. Das heißt nun (wie St. Petrus sagt) das Vermögen oder Kraft, so Gott darreichet (1 Petr. 4, 11), das ist, nicht durch Menschen Gewalt, oder um Menschen willen, sondern um seiner Ordnung willen und durch seine Kraft geschieht und wirkt. Darum ist hiemit ernstlich befohlen, daß sich in der Kirche Niemand unterstehe, Etwas, es sei wenig oder viel, klein oder groß, nach seinem eignen Vernehmen oder einiges Menschen Rath und Gutdünken fürzugeben oder zu thun; sondern wer da Etwas lehren oder thun will, der rede und thue es also, daß er zuvor gewiß sey, daß was er redet und thut wahrhaftig Gottes Wort und Werk sey, von ihm befohlen; oder lasse nur sein Predigen und Amt anstehen, und thue dieweil etwas Anders. Dergleichen auch die Andern Nichts hören, glauben, noch annehmen, denn was ihnen durch gewiß Zeugniß göttliches Worts und Befehls fürgegeben wird. Denn Gott will mit seinen Sachen nicht gescherzt haben, und lieget der Seelen Heil daran, welche dadurch in ewigen Schaden und Verderb geführt werden, wo nicht diese Regel und Befehl gehalten wird.“²⁵

Wo diese aber festgehalten wird, da ist des Geistlichen Werk auch Gottes Werk, überall, wo er irgend Etwas in Gottes Namen ausführt. „Zwar bin ich nicht,“ sagt Luther, „der Patriarch Abraham, oder Isaak, oder Jakob; siehe aber was ich thue! Ich nehme ein junges Kindlein, und wenn ich dasselbige taufe, errette ich es vom Tode, vom

25. Luthers Hauspostille, 2r Theil. Auslegung der Epistel am Sonntage nach Himmelfahrt; Werke XII. 813 — 816.

Teufel, von der Sünde, und verseze es aus dem Reich der Finsterniß in das Reich des Lichts. Daselbst zerstöre ich nicht des Türken, des Kaisers Augusti, auch nicht des Königes der Perser Reich, sondern das Reich des Fürsten und Gottes dieser Welt. Auf dieselbe Weise, wenn ein armer Sünder kömmt, der seine Sünde bekennet, und sich deren beklaget, sage ich auch zu ihm: Ich absolvire dich von deinen Sünden im Namen des Vaters, und des Sohnes, und des Heiligen Geistes. Denn daselbst ziehe ich den aus der tiefen Hölle heraus, der erschrocken, verloren, verzagt und verschlungen war, und in seinen Sünden hätte ewiglich sterben und verderben müssen. Also im Abendmahl des Herrn esse ich den Leib und trinke das Blut Christi, des Sohnes Gottes, so für mich gegeben und vergossen zur Vergebung der Sünden, das ist: zum ewigen Leben. Dies sind wahrlich große und unermessliche Wunder, und uns ist von Gott eine solche Gewalt gegeben, weil Christus zu uns gesaget: Ich bin bei euch bis an der Welt Ende. Darum soll die Kirche (wo so große Dinge geschehen und ausgerichtet werden) meine Burg, mein Schloß, meine Kammer seyn. Darum sind wir Kinder des Segens, nicht allein passive, daß wir selbst gesegnet sind, sondern daß wir auch Andere segnen. . .“²⁶ „Sonderlich ist zu merken bei St. Pauli Befehrung, daß, obgleich Gott vom Himmel mit ihm redet, so will er doch das Predigtamt nicht aufheben, noch irgend ein sonderliches machen, sondern weist ihn hin in die Stadt zum Predigtstuhl oder Pfarrherrn; da soll er hören und lernen, was zu lernen sey (Ap. Gesch. 9, 12). Paulus selbst, der des Herrn Christi leibliche Stimme und Wort höret, und der höchste Prediger werden soll, muß in die Stadt und Ananiam hören. Vom selben kleinen Schwefelhölzlein muß er sein Licht empfangen, der doch nicht ein Finger gegen Paulo, und wie ein Kerzlein gegen der Sonne war.“²⁷

„Ich hoffe ja,“ spricht Luther 1530, „daß die Gläubigen und welche Christen heißen wollen, fast wohl wissen, daß der geistliche Stand sey von Gott eingesetzt und gestiftet, nicht mit Gold noch Silber, sondern mit dem theuern Blute und bittern Tode seines einigen Sohnes, unseres Herrn Jesu Christi. Denn aus seinen Wunden fließen wahrlich (wie man vor Zeiten auf die Briefe malete) die Sacramente, und hat es wahrlich theurer erarnet, daß man in der ganzen Welt solch Amt hat zu predigen, taufen, lösen, binden, Sacrament reichen, trösten, warnen, vermahnen mit Gottes Wort, und was mehr zum Amt

26. Luthers Auslegung des 1. Buchs Mose, Cap. 48, 20; Werke II, 2782 — 2784.

27. Luthers Hauspostille; Predigt am Tage S. Pauli Befehrung; Werke XIII, 2528 — 2529.

der Seelsorger gehöret. Ich meine nämlich nicht den jetzigen geistlichen Stand in Klöstern und Stiftern, denn sie achten des Worts und Predigtamts nicht. Sondern den Stand meine ich, der das Predigtamt und Dienst des Worts und der Sacramente hat, welches giebt den Geist und alle Seligkeit; welchen Stand die Schrift wahrlich hoch rühmt und lobet. St. Paulus nennet sie „Gottes Haushalter und Knechte, Bischöfe, Doctores, Propheten,“ dazu auch „Gottes Boten, zu versöhnen die Welt mit Gott“ (2 Cor. 5, 20). Joel nennet sie „Heilande,“ David nennet sie „Könige und Fürsten“ (Ps. 68, 13). Haggäus (1, 13) nennet sie „Engel,“ und Malachias (2, 7) spricht: „Die Lippen des Priesters behalten das Gesetz; denn er ist ein Engel des Herrn Zebaoth;“ wie sie Christus selbst nennet, nicht allein Matth. 11, 20, da er den Täufer Johannem einen „Engel,“ sondern auch durch's ganze Buch der Offenbarung Johannis. . . Es ist ja kein theurer Schatz noch edler Ding auf Erden und in diesem Leben, denn ein rechter, treuer Pfarrherr oder Prediger. Denn durch den, der solch Amt treulich führt, werden täglich viel Seelen gelehrt, bekehrt, getauft und zu Christo gebracht, so daß wohl Daniel an 12, 3 sagt, daß die, so andere lehren, sollen leuchten wie der Himmel, und die, so viel zur Gerechtigkeit weisen, sollen seyn wie die Sterne in Ewigkeit. Denn weil Gottes Wort und Amt, wo es recht gehet, muß ohne Unterlaß große Dinge thun und eitel Wunderwerke treiben, so muß auch jeder rechtschaffene Prediger ohne Unterlaß große und eitel Wunder thun vor Gott, als Todten auferwecken, Teufel austreiben, Blinde sehend, Taube hörend, Aussätzige rein, Stumme redend, Lahme gehend machen; ob's nicht leiblich, geschieht's doch geistlich in der Seele, daß es viel größer ist, wie Christus spricht Joh. 14, 12: „Wer an mich glaubet, der wird die Werke thun, die ich thue, und noch größere Werke thun.“ Nicht daß der Prediger es thue als ein Mensch, sondern sein Amt, von Gott dazu geordnet, das thut's, und das Wort Gottes, das er lehret; denn er ist ja das Werkzeug dazu. Thut er nun solche große Werke und Wunder geistlich, so folget daraus, daß er sie auch leiblich thut, oder je ein Anfänger und Ursache dazu ist. Denn woher kömmts, daß die Christen am jüngsten Tage von den Todten auferstehen werden, daß alle Taube, Blinde, Lahme, und was für Plagen am Leibe gewesen sind, müssen ablassen, und ihre Leichname nicht allein fein hübsch, gesund, sondern auch so helle und schön leuchten werden als die Sonne, wie Christus spricht? Kömmt's nicht daher, daß sie durch's Wort Gottes auf Erden sind bekehret, gläubig, getauft und Christo eingeleibet? wie Paulus sagt Röm. 8, 11, daß „Gott wird unsere sterblichen Leichname auferwecken, um seines Geistes willen, der in uns wohnet“ . . .

Was läge mir daran, wenn ich ein Prediger wäre, daß mich die Welt einen Teufel hieße, wenn ich weiß, daß mich Gott seinen Engel heißt? Die Welt heiße mich einen Verführer, wie lange sie will; indeß heißt mich Gott seinen treuen Diener und Hausknecht; die Engel heißen mich ihren Gesellen; die Heiligen heißen mich ihren Bruder; die Gläubigen heißen mich ihren Vater; die elenden Seelen heißen mich ihren Heiland; die Unwissenden heißen mich ihr Licht; und Gott spricht Ja dazu, es sey also, die Engel auch sammt allen Creaturen... Ueberdas thut auch der Prediger gegen der Welt eitel große, mächtige Werke, nämlich, daß er alle Stände berichtet und unterweist, wie sie äußerlich in ihren Aemtern und Ständen sich halten sollen, damit sie Recht vor Gott thun; kann die Betrübnen trösten, Rath geben, böse Sachen schlichten, irrige Gewissen entrichten, Friede helfen halten, söhnen, vertragen, und der Werke ohne Zahl viel und täglich. Denn ein Prediger bestätigt, stärket und hilft erhalten alle Obrigkeit, allen zeitlichen Frieden, steuere den Aufrührischen, lehret Gehorsam, Sitten, Zucht und Ehre, unterrichtet Vateramt, Mutteramt, Kinderamt, Knechtamt, und Summa alle weltliche Aemter, und Stände... Das heißt nun Menschen an Leib und Seele, an Gut und Ehre gedienet von einem rechten Pfarrherrn. Ueber das, siehe nun, wie er Gott dienet, und was für herrliche Opfer und Gottesdienste er übet; denn durch sein Amt und Wort wird erhalten das Reich Gottes in der Welt, die Ehre, der Name und Ruhm Gottes, die rechte Erkenntniß Gottes, der rechte Glaube und Verstand Christi, die Frucht des Leidens und Bluts und Sterbens Christi, die Gaben, Werke, Kraft des heiligen Geistes, der rechte selige Brauch der Taufe und Sacrament, die rechtschaffne reine Lehre des Evangelii, die rechte Weise den Leib zu züchtigen und freuzigen, und dergleichen mehr. Und wer könnte dieser jetzt gesagten Stücke eines inimermehr genugsam preisen? Und was ist davon noch zu sagen, wie viel er damit thut, daß er wider Teufel, Welt, Weisheit und fleischlichen Dünkel so viel Streit erhält, so viel Sieg davon bringet, so viel Irrthum niederschlägt, so viel Reberceien wehret? Denn er muß wider die Höllenpforten streiten und kämpfen, und dem Teufel abgewinnen, und thuts auch; nicht er, sondern sein Amt und Wort. Das sind alles unzählige, unaussprechliche Werke und Wunder des Predigtamts. Summa, wenn man Gott selbst ausloben wird, so wird man sein Wort und Predigt auch ausloben; denn es ist Gottes Amt und Wort." ²⁸

Siehe, das ist das Bild eines evangelisch-lutherischen Predigers; das ist der Begriff des Predigtamts, wie unsere Kirche

28. Luthers Sermon, daß man solle Kinder zur Schule halten (1530); Werke X, 488 f., 492 f., 495 ff.

ihn aufstellte, und nimmer, selbst in den dunkelsten und schwersten Tagen, so hintangesetzt hat, daß derselbe nicht seht, da der Herr wiederum, mitten unter dem Toben der Elemente und dem Jagen der Welt, seinen Geist ausgesandt hat, mit erneuter Kraft erwachen und die Tage der Väter nicht nur abspiegeln, sondern zurückführen, ja noch Größeres thun müßte; denn wo dieser Begriff wieder lebendig wird, da muß die Kirche vom zertretenen Würmlein zum scharfen, eckigen Dreschwagen sich gestalten, der die Feinde zermalmt. Dies ist der Anspruch unserer Kirche, nicht bloß eine Kirche, sondern die Kirche genannt zu werden, so gewiß wie Alles, was in den übrigen kirchlichen Gemeinschaften in der That und Wahrheit kirchensförmig ist, unter diesen Begriff der Kirche und des Kirchenamts eingehen muß. Alle wahren evangelischen Lehrer haben in diesem Begriffe gelebt, daraus Nahrung gesogen und mit demselben den vollen Harnisch Gottes angezogen; so erkannten sie beides, die Last, den Trost und die Herrlichkeit des Amts, und stellten es mit unübertrefflicher Wahrheit und Innigkeit dar.²⁹

Wir haben diese Einleitung vorausgeschickt, nicht bloß um die überhaupt sehr schwankenden Vorstellungen von der eigenthümlichen Stellung und Gnadengabe unserer evangelischen Kirche zu berichtigen, und namentlich auf den Quellpunkt hinzudeuten, woraus der rechte Begriff der Vocation und Ordination geschöpft werden muß, sondern zugleich um den Kanon, die Regel zum Bewußtsein zu bringen, nach welcher alle gottesfürchtigen Lehrer unserer Kirche ihr Amt geführt und die Frucht des ewigen Lebens davongetragen haben.

Es ist einer von diesen Lehrern, dessen Leben wir hier so gut wie zum ersten Mal vorführen,³⁰ der grade von diesen Wahrheiten in un-
gemeinem Grade durchdrungen war, so daß sein ganzes Zeugniß, sein

29. Ohne Zweifel werden wir den Sinn aller Freunde unsrer Kirche treffen, wenn wir als ein leuchtendes, durch seinen Inhalt wie durch seine Form unübertreffliches Beispiel solcher Darstellung an Jo. Val. Andreæ's „das gute Leben eines rechtschaffenen Dieners Gottes“ erinnern. Es sollte in der That das Manual allen evangelischen Prediger sein. Herder (Briefe das Studium der Theologie betreffend; Werke zur Religion und Theologie, X, 126—142) hat es wieder abdrucken lassen, nach seinem feinen Gefühl ohne alle Abänderungen.

30. Was früher nämlich über Swedbergs Leben in seinem Vaterlande erschienen, ist kaum als Vorarbeit zu benützen. Gust. Knös (*Vita Swedbergii*) liefert nur unvollständige Auszüge, ohne Blick auf die Entwicklung und den Charakter der Kirche im Ganzen. Westén (*Svenska Hof-Clericiets historia*, I, Örebro 1801) begnügte sich mit Knös' Excerpten. So war ich auf die Quelle selbst, Jesper Swedbergs Autobiographie, von seiner eignen Hand, im 76.—79. Jahre (mit den Parentalien ein Folioband von 1122 Seiten) niedergeschrieben, die mir durch die freundliche Güte und Bereitwilligkeit des Decapitels zu Skara mitgetheilt ward, angewiesen. Die Arbeit, darf ich versichern, ist vollständig und genau, da die Autobiographie für alles Wesentliche mehr als einmal von mir und einem Schwedischen jungen Freunde (Clafell) durchgegangen wurde.

ganzer Kampf vorzüglich darauf sich richtete, jenen Begriff der Vocation und des Kirchenamts, als eines von Gott übertragenen und allein vor seinen Augen mit Segen zu führenden, zur energischen Klarheit zu erheben.

V.

Jesper Swedberg war am 28. August 1653 auf dem Hofe Sweden,³¹ eine halbe Stunde ungefähr von dem großen Kupferbergwerke Fahlun, wo sein Vater, Daniel Isacson, Bergmann war, geboren. Seine Mutter war eine Pfarrtochter aus dem nicht unbekannten Geschlechte Bullernäsius,³² das vor Allem dadurch unserm Swedberg theuer war, daß der Großvater mütterlicher Seits als ein Streiter Christi dagestanden; er hatte viel Haß und Druck wegen seines lebendigen Glaubens leiden müssen, ja ward sogar vom Prediger am „großen Kupferberge“ papistischer Irthümer bezüchtigt; allein die Bergleute unterhielten ihn, bis er ein Amt bekam, und so konnte er noch nach Herzens Lust die Wahrheit verkündigen, welche er außerdem in einer Wehrschrift gegen die Lästerungen („Colloquium Christianum de mendacio“) bezeugte. Die Eltern Swedbergs waren gottesfürchtig, aber in armen Umständen; „rechtschaffen (wie der Sohn zeugt), fern von weltlicher Eitelkeit und Ueppigkeit, beflissen die Wahrheit zu reden;“ so war auch die Kinderzucht „gottselig, streng, ernst.“ Vornämlich hatte Swedberg „nächst Gott seiner gottesfürchtigen Mutter,³³ ihren eindringlichen Ermahnungen, ihrer strengen Zucht, ihren häufigen kniefälligen Gebeten zu Gott“ seine erste Führung und Leitung in die Wahrheit zu verdanken. Der große Kinderseggen, der sich nach und nach um den Tisch des Hauses sammelte, ließ die Eltern in einer, eben sich ereignenden Veränderung ihrer äußern Umstände „eine besondere gnädige Schickung Gottes um der Kinder willen, die er ihnen gegeben,“ erkennen. Auf dem „großen Kupferberge“ nämlich war seit Jahren eine früher erzeiche Grube, die „alte Moorskins-Schacht“ genannt, durch Anfüllung mit Wasser unbefahrbar geworden. Vier und zwanzig der fleißigen Bergmänner, unter welchen der Vater unsers Swedberg einer war, traten zusammen, um sie, wo möglich, wieder in Gang zu bringen, und erhielten vom Königl. Bergwerks-Collegium ein sehr ausgedehntes Privilegium darauf. Im Anfange war die saure Arbeit, waren alle Kosten vergeblich; „endlich kam der gnädige Gott, und er-

31. Daher, nach Sitte jener Zeit, sein Zuname Swedberg; sein Bruder nahm den Namen Schönström an.

32. Latinisirt, wie so viele Schwedische Namen; von Bolnäs, einer Parochie in Gelsingeland.

33. Er denkt bei dieser Gelegenheit an Spr. 1, 8. 9; 2 Tim. 1, 5, und an Augustins Mutter, Monica.

setzte ihnen nicht nur ihre Bemühung, sondern segnete sie so überflüssig, daß sie nunmehr zu den wohlhabendsten Bergleuten ihrer Zeit sich zählen konnten.“³² Größer war doch der Reichtum der Eltern an ihren Kindern, welche sie, wie gesagt, als die verborgene Reichtums-Quelle betrachteten. Wenn der Vater gegessen hatte, pflegte er öfters zu sagen: „Habt Dank, meine Kinder, fürs Essen. Ich habe mit euch gegessen, ihr nicht mit mir; denn Gott hat mir um eurerwillen Speise gegeben. Wir Alten sind alte Sünder; ihr nicht also.“ Und die fromme Mutter, als in späterer Zeit Jemand Glück wünschte, daß sie ja nun alle ihre Kinder versorgt sehe, und daß sie also in ihren alten Tagen es gut haben könne, erwiderte: „Das ist wahr; ich habe nun dieselben Erwerbsmittel und Einkünfte als früher, da ich viel an meine Kinder wenden mußte; allein damals schlug es zu, und ich hatte wenig Schulden; jetzt schlägt es kaum zu, und ich bin viel schuldig.“³⁵

In seiner frühen Kindheit hatte Swedberg einen augenfälligen Beweis wunderbarer göttlicher Erhaltung. Ein Mühlsturz hart am Hofe ging über alle Ufer; es war an einem Frühlingstage, wo das Eis sich gelockert hatte; das Mühlrad ging eben im vierten Lauf. Sein Bruder und er standen am Mühlstusse; der erstere kletterte den Mühlbalken hinauf, und schämte den Bruder aus, wenn er's ihm nicht nachmachen könne. Es geschah; allein dieser fiel in die Rinne hinab und kam mit den Füßen zwischen das Räderwerk, so daß der Mühlstein gehemmt wurde. Da lag er wohl eine Stunde, mit Wasser überfüllt. Kein Lebenszeichen ward gespürt, als man ihn herauszog; er ward als ein Todter auf den Tisch gelegt. Nach einiger Zeit aber kam er wieder zu sich. Die Eltern sahen hierin den Arm des Herrn beim Propheten: „Denn so du durchs Wasser gehst, will ich bei dir seyn, daß dich die Ströme nicht sollen ersäufen“ (Jes. 43, 2). Es ward ihm der Fall

34. Ein Theil dieses Erwerbs ging verloren; der Neid der andern Bergleute brachte es dahin, daß die Grube nach Verlauf von zwanzig Jahren Gemeingeisthumb wurde.

35. „So ist es in der That,“ fügt Swedberg hinzu, „man darf nie die Kosten auf die Kinder sparen, wenn sie Leute werden wollen. Gott schickt manchem Vater und mancher Mutter Segen in's Haus um der Kinder willen.“ Und an einem andern Orte: „Lernet, ihr Wittwen, mit Gottes Schickungen zufrieden zu seyn! Verachtet nur Geld, seyd fleißig im Gebete, und seht, nach der Ermahnung des Apostels, eure Hoffnung zu Gott! Es hat keine Noth. Gott vergißt seines Namens nicht, welcher heißt: der Vater der Waisen und der Richter der Wittwen (Ps. 68, 6). Er wird wohl die Kinder versorgen und eure Sache walten. Wir sehen ja mit großer Verwunderung, wie die Vaterlosen und Kinder der Witwen oft eher in der Welt fortkommen, als die, welche ihrer Eltern in längerer Zeit genossen. Denn wenn die reichen Kinder ihr Fortkommen finden, so spricht man: „Siehe, was der vermögende Vater hat thun können, wie er sein Kind auf die Bahn eingeführt hat,“ und der rechte Vater im Himmel bekommt keine Ehre, keinen Dank. Aber wenn Kinder armer Wittwen in der Welt fortkommen, so sagt man mit vollem Recht: „Siehe, was Gott thun kann!“

eine starke, unabweisliche Ermahnung, behutsam zu wandeln und böse Gesellschaft zu fliehen; er faßte den Vorsatz, „nimmer es zu vergessen, sich alle Morgen und Abend in Gottes Hand und die Hut der heiligen Engel zu befehlen“. Auch in der gegenwärtigen göttlichen Hülfe sah er die Frucht „der treuen, unablässigen, innigen Gebete und Fürbitten seiner gottesfürchtigen Mutter für ihre Kinder.“

So schlecht nun auch der Schulunterricht in Fahlun war (ein verstoffener Schulmeister, den die Kinder „Bier-Peter“ nannten, ließ überall den Stock statt des Worts walten), so waren doch diese Reime wahrer Gottesfurcht ein unverlierbarer Gewinn. Erstickt konnte das Gute bei einem Kinde nicht werden, das ringsum mit Gebets-Wache umschauzt war. Die Bibel las er, und las sie nicht bloß selbst, sondern „las daraus dem Volke vor, das zusammengekommen war, um Hopfen zu pflücken oder eine ähnliche Arbeit unter Händen hatte; es war seine größte Lust, ihnen gleichsam zu predigen“. Selbst in den drei Jahren 1666—1669, die gleichfalls für seine Bildung verloren waren (er hielt sich in diesen „als Student“ in Upsala auf unter dem gewissenlosen Präceptor Samuel Elfvig) hatte er stets starke Mahnungen von dem Gott, der nicht von ihm lassen wollte. Als Beispiel davon erzählt er uns einen Traum, den er in seinem dreizehnten Jahre hatte, so hell lebendig, „daß er nicht wußte, ob er es nicht eine Offenbarung nennen sollte.“ Er stand auf einem erhabenen Orte zwischen zwei Schlössern, zu deren Thoren das Volk von beiden Seiten hineinströmte; es war ihm zu Muthe, wie es im geistlichen Liede heißt, das er nie ohne tiefe Rührung sang: „Herr, ich denk an jene Zeit, wenn ich diesem kurzen Leben wegen meiner Sterblichkeit gute Nacht soll geben.“ Da „bat er recht innig und herzlich, daß Gott um der bitteren Pein und des Todes Jesu Christi willen ihn unter die Zahl der Erwählten aufnehmen wolle; und sein allerliebster Heiland nahm ihn an die Hand, wusch ihn ab und ließ ihn in den himmlischen Saal hinein. Keine menschliche Zunge vermag es auszureden, noch selbst die Engel zu beschreiben, was er dort sah und hörte.“³⁶

36. Wir haben hier das erste Beispiel solcher tiefen Nüchternungen mit wunderbaren klaren Blicken vor uns in Swedbergs Leben, die er nicht bloß für die Bildung des geistlichen Lebens überhaupt geltend macht, sondern mit der bestimmten Behauptung in Verbindung setzte, daß der Kreis der Offenbarungen und Wunder keineswegs geschlossen sey. Dies ist wohl ebenso gewiß, als daß eine Theorie sich nicht darauf bauen läßt (weil hier die Regel immer bleiben muß: „Wir wandeln im Glauben und nicht im Schauen“, 2. Cor. 5, 7), und daß selbst diese Geistes-Blicke und Gesichte der Kritik des göttlichen Worts unterworfen werden müssen — welches letztere Swedbergs Sohn, der berühmte Emanuel Swedenborg, entweder ganz hintansetzte, oder nur als Substruction für eine neue Kirchen- und Offenbarungs-Theorie gebrauchte.

Ein fröhlicheres Licht ging ihm auf, als endlich seine Eltern 1669 von der schändlichen Fahrlässigkeit jenes Lehrers in Kenntniß gesetzt wurden, und den Sohn auf die hohe Schule zu Lund thaten. Hier kam er ins Haus zu einem Verwandten, dem Professor der orientalischen Sprachen, M. Peter Holm, einem rechtschaffenen und eifrigen Mann, der bald mit ihm das in den Sprachen Versäumte einholte, und außerdem ihm einen festen Grund in der Dialektik nach damals gebräuchlicher Aristotelischer Lehrweise beizubringen suchte. Scheibler (*Opus metaphysicum*), Beckmann (*Logica*) und dergleichen Bücher konnte er bald auswendig; allein nach seinem nach Innen gerichteten Blick und seinem Streben, überall den praktischen Kern zu erkennen und festzuhalten, waren besonders die mit diesem Unterricht verbundenen Uebungen ein Gegenstand seines Widerwillens, ja mitunter seines Spottes; er achtete, wie er sich ausdrückt, die syllogistischen Treffen „nicht einer Nadelbüchse werth“. Ohne Zweifel trug hiezu auch der Umstand bei, daß Swedberg das Glück hatte, zwei Jahre hindurch die Vorlesungen des berühmten Samuel Pufendorf,³⁷ und, wie es scheint, auch den vertrautern Umgang desselben zu benutzen.³⁸ Von ihm ward er in die Schriften des Tacitus, Suetonius und anderer Schriftsteller des Alterthums eingeführt, welche vorzüglich geeignet sind, den historischen Sinn zu wecken und zu üben. Vielleicht war es auch nicht gegen Pufendorfs Einfluß, daß er hier in Lund einen freieren Schwung annahm, und sich mehr nach den bei den akademischen Bürgern eingeführten Moden bequeme. Er erzählt selbst davon: „Als ich nach Upsala kam, ging ich mit blauen wollenen Strümpfen und Schwedischen Lederschuhen, und trug einen ganz einfachen grauen tuchenen Mantel. Nie wagte ich weiter in die Kirche vorzuschreiten, sondern stand immer beim Taufsteine dicht hinter den Männerstühlen. In Lund aber ward ich weltlich so wie meines Gleichen. Ich legte mir eine lange, schwarze Perrücke zu — schwarz und lang war ich selbst — dazu einen großen, langen Surout, und vor Allem eine Achsel-Schärpe, wie sie die Weltlichen damals trugen. Ich dünkte mir, als ob Keiner sich mit mir messen

37. Der große Samuel Pufendorf, der Wiederhersteller des Natur- und Völkerrechts, der warme Anwalt der Religionsfreiheit (in seiner Schrift *de habitu religionis ad vitam civilem*), zugleich ein ausgezeichnete Geschichtsforscher, ward Professor an der neuerrichteten Universität zu Lund 1670 und 1686 Königl. Schwedischer Rath und Historiograph. 1688 nahm er einen Ruf nach Berlin als Churfürstlich Brandenburgischer Geheimrath an. Er starb 1694.

38. Knös (*vita Swedbergii*, vgl. *Westén Hof-Clericiets historia*, I, 441) führt folgenden Zug an, der sich weder in der Autobiographie, noch in den *Parentalia* findet. Bei einer Disputation unter Pavles Präsidium hatte Swedberg aus den einzelnen Theilen einen Scherzbrief zusammengesezt, den er laut vorlas und damit die Dissertation zerriß. Pufendorf, der zugegen, soll ihn deshalb gerühmt haben.

könnte: Alle sollten vor mir aus dem Wege gehen und den Hut tief vor mir abnehmen."

Allein diese Studenten-Grillen berührten doch höchstens die Oberfläche von Swedbergs Seele; der stille, tiefe Grund blieb derselbe; und wie er weiter in die Jahre kam, gegen den Schluß seines Aufenthalts in Lund, machte sich der Ernst des Lebens und der Zukunft immer mehr geltend bei ihm. Wenigstens fällt in diese Zeit folgender schöne Zug aus seinem Leben — wo man ihn nun ganz nehmen muß, wie er war, als einen Mann mit tiefen geistlichen Blicken, der in nahem, vertrautem Umgange mit seinem Erlöser stand, und deshalb hörte, was Andere leicht überhören, was die Welt am liebsten als eine Aminen-Mähre wegwirft. Der Greis, wo er es erzählt, erinnert sich nicht bloß des Vorfalles, nein, es war eine unverilgbare Stimme seines Lebens geworden, die sich mit der des Worts vermählte. Es war im Jahre 1673 (er hatte noch nicht das zwanzigste Jahr zurückgelegt), als er, am dritten Sonntage nach Trinitatis, zum ersten Mal in seinem Leben die Kanzel bestieg. Er predigte, sagt er, hier (nämlich in der Kirche zu Hoby, der Präbende des Prof. Holm,³⁹ ganz in der Nähe Lunds) so gut er es durch Gottes Gnaden vermochte, über das herrliche Evangelium vom verlorenen Schafe. An demselben Tage, als es zum Abend sich neigte, hörte man in der Kirche, wo doch keine Orgel und kein Mensch zugegen war, Stimmen, welche die lieblichsten Psalmen anstimmten; alle Leute in der Stadt, die hart an die Kirche gebauet ist, bezeugten, es gehört zu haben. „Es war mir dieses,“ fährt Swedberg fort, „eine kräftige Ermahnung, mit höchster Ehrfurcht und großer Behutsamkeit einst das heilige Engel-Amt zu verwalten, an dem Orte, wo die Engel selbst, ihr Antlitz und ihre Füße deckend, ausrufen: Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth; alle Lande sind seiner Ehre voll (Jes. 6, 2. 3). Was im Uebrigen solches eigentlich bedeuten sollte, das werde ich wohl ein andermal zu wissen bekommen, wenn ich mit Jesu Hülfe zu der Stadt des lebendigen Gottes, zum himmlischen Jerusalem gesammelt werde. Von der Zeit an aber lernte ich, wie gesagt, mit welcher tiefen Ehrfurcht das Amt besorgt und ausgerichtet werden muß, bei welchem die heiligen Engel Gottes zugegen sind. Dies erweckte auch in mir die Zuversicht, daß Gott seinen geringen Knecht in diesem Stande brauchen und dazu seinen milden Segen schenken wolle. Jedes Jahr hernach, seitdem ich ins Amt eintrat, feierte ich diesen Tag wie ein Jubelfest

39. Bekanntlich ist es Sitte in Schweden, daß die theologischen Professoren neben ihrem Universitätsamt eine Pfarre haben, ihre Präbende, die sie meist von einem jüngern Geistlichen besorgen lassen.

oder sonst eins der größten Feste, und nannte ihn: Das große Fest der großen Sünder.⁴⁰

Swedbergs Hoffnung, daß Gott ihn in dem Amte, welches sein eingeborner Sohn selbst gestiftet, gebrauchen wolle, schlug nicht fehl; aber eine Reihe von Jahren hindurch sollte er dazu bereitet und tüchtig gemacht werden. Im Jahre 1674 kehrte er nach Upsala zurück. War noch irgend eine Faser weltlicher Eitelkeit in seiner Seele geblieben, hier wurde sie mit der Wurzel ausgerottet. Den Tag nach seiner Ankunft in Upsala ging er zu Dr. Martin Brunner, einem der Lehrer an der hohen Schule, der grade das Jahr Decanus war, und hielt bei ihm um ein theologisches Stipendium an. Brunner sah ihn, der seine Studententracht von Lund her noch nicht abgelegt hatte, mit großen Augen an, bekreuzte sich, und fragte: ob er denn ein Prediger werden wolle, der so durchaus weltlich, in weichen Kleidern der Hofleute, einhergebe. Swedberg ging gleich hin, verkaufte seine Perrücke, seinen Surtout, seine Achsel-Schärpe, und schaffte sich einen einfachen schwarzgrauen Mantel an; und „das,“ fügt er hinzu, „geschah in einer guten Stunde.“ Ja, eine bessere Stunde hätte nie für ihn aufgehen können; denn Brunner, der wohl merkte, was in dem jungen Menschen verborgen lag, verlor ihn nicht aus dem Gesicht: 1676 nahm er ihn ins Haus als Lehrer und Erzieher seines einzigen Sohnes Sebastian. Hier öffnete sich Swedberg eine christliche Erfahrungsschule, wie er sie sich nur wünschen konnte. „In Brunners Hause,“ sagte er, „lernte ich viel Gutes, sowohl was Sitten als Lehre betrifft, vor Allem aber ein gottseliges, ernstes und ehrbares Leben führen. Denn er selbst war ein geistlicher Mensch in seiner Rede wie in seinem Umgange, in seiner Kleidung und seinem ganzen Wesen.“ Swedbergs gottesfürchtige Vorsätze wurden hier gestärkt durch die tägliche, fleißige Betrachtung und Anwendung des Wortes Gottes. Brunner ging ihm an die Hand bei der Erziehung des Sohnes und erzog ihn zugleich selbst für das Reich Gottes. Er hatte oft Gelegenheit zu predigen, in Brunners Präbende, Danmark, und als er diesem väterlichen Freunde die Augen zugedrückt (1679), predigte er noch gegen drei Jahre in derselben Gemeinde (die Wittve genoß nämlich durch des Königs Gnaden so lange die Einkünfte des Amtes), „um seine aufrichtige Dankbarkeit gegen das gute Haus zu bezeugen, dem er so unsäglich viel Gutes schuldig war.“ Bei Brunners Todtenbette hatte er geseufzt, „daß dessen Geist zwiefach auf ihm ruhen möchte;“⁴¹ und sein Seuf-

40. 1717 gab Swedberg eine eigne Schrift darüber unter dem Titel: „Testamentum magnum. Das große Fest der großen Sünder“ heraus.

41. *Parentalia*. 1022: Pro suspirio ego minutulus Elisae vota mussitabam: „Da, o Domine, ut spiritus ejus duplo major in me resideat.“

zer wurde von dem erhört, der ins Verborgne hört. Denn, was er auch sonst Alles von dem guten Lehrer gelernt und ihm zu verdanken hatte, Nichts konnte doch mit dem tiefen Eindrucke verglichen werden, den er hier von der Herrlichkeit des Predigtamts empfangen, namentlich auch durch die Lehre, die er später sich selbst und Andern tausendmal einprägte: daß wir in allen Dingen auf Gott warten müssen, namentlich aber auf seine Berufung zum Amte, damit wir nicht laufen und uns selbst senden, sondern die unerschütterliche Gewißheit haben, daß es Gottes Finger und Hand ist, welche uns auf den Kampfsplatz hinausstellt, so daß wir in aller Art und Weise uns einer rechtmäßigen Berufung getrösten können. „Drum habe ich auch immer“, sagt Swedberg, „in allen Fällen, zur Zeit und zur Unzeit, mit größtem Fleiß und Eifer vermahnt, eine lautere und rechtmäßige Berufung abzuwarten. Wenn Gott Jemand zum Diener seines Worts haben will, dann weiß er wohl, wo er zu finden ist, und wird ihn zu seiner Zeit berufen. Darüber soll man sich nicht grämen; damit hat's keine Noth. Im Gegentheil habe ich, nach dem Inhalt göttliches Worts, aufs allerernstlichste das sündliche Laufen und Kaufen verdammt, welches der Heerde Christi nicht wenig Schaden bringt.“⁴²

Zwölf ganze Jahre brachte Swedberg in Upsala zu, wartend auf die Berufung des Herrn, zum Theil mit dem Unterricht erwachsener junger Leute aus den höhern Ständen beschäftigt, wobei er manche liebliche Erfahrung machte. Es waren die Jahre, wo er sich eigentlich zum christlichen Theologen und Prediger bildete, wo die Wurzel nicht bloß gereinigt ward, sondern sich stets tiefer in den Acker des Herrn einseufte. Es wird uns wichtig seyn, zu erfahren, wer da vorzüglich seine Bildner waren. Er war in der That ein ächter Pflegesohn der evangelisch-lutherischen Kirche im strengsten Sinne; ihre besten Lehrer waren seine Lehrer und tägliche Umgangsfreunde. In einem Ueberblick über seinen zwölfjährigen Aufenthalt in Upsala zeugt er unter Anderem Folgendes. „Gott bewahrte mich in dieser ganzen Zeit vor böser und unsflätiger Gesellschaft. Mein Umgang und mein größtes Vergnügen waren die heiligen Männer Gottes, welche die Bibel geschrieben haben, und die vielen tüchtigen, erfahrenen, um die Kirche Gottes wohlverdienten Lehrer, deren Name und Ruhm in der gelehrten Welt weit umher verbreitet ist. Der Engel Gottes stand neben mir“⁴³ und

42. So auch unter seinen geistlichen Liedern in dem bekannten schönen „Hirtensiede“ (Swedbergs Psalmbock, 387).

43. Der Engel ist, nach Swedbergs Kinderglauben, sein Mentor; überall setzt er die Engel-Lehre, wie es sich auch gebührt, in lebendige Bewegung. Es gehört dies, einfach genommen, zu den Lebens-Kennzeichen der evangelisch-lutherischen

sagte: Was liestest du da? Ich antwortete: Ich lese in der Bibel, im Scriver, ⁴⁴ Lütke mann, Joh. Arndt, Kortholt, Großgebauer, Joh. Schmid u. a. ⁴⁵ Der Engel sprach weiter: Verstehst du auch, was du in der Bibel liestest? Ich erwiderte: Wie sollte ich es verstehen, es sey denn, daß Jemand es mir auslege? Da sagte der Engel: Schaffe dir Geier an, Joh. und Seb. Schmid, Dieterich (seine Antiquitates Biblicae N. T. und sein Illustramentum N. T.), Tarnov, Osiander, Gerhard, Grells biblische Concordanz. ⁴⁶ Ich äußerte: Einen Theil derselben habe ich; die übrigen werde ich mir anschaffen. Weiter sagte der Engel: „Selig ist der da liest und die da hören die Worte der Weissagung und behalten, was darinnen geschrieben ist (Offenb. 1, 3). So ihr solches wißet, selig seyd ihr, so ihr es thut“ (Joh. 13, 17). Ich senfte: „So thun und leben zu jeder Stunde, das verleihe uns Gott aus seiner Barmherzigkeit! Sein Geist verheisse uns dazu, daß wir thun mögen seinen Willen!“ und so schied der Engel von mir, nachdem er mich gesegnet, ich aber ihm demüthiglich gedankt hatte.“

Mit einem Worte: Swedberg gehörte als Theologe (wovon wir uns bei der weitem Betrachtung seines Lebens völlig überzeugen werden) zu jener großen Schule von Wahrheitszeugen in der evangelischen Kirche, welche im siebzehnten Jahrhundert Luthers Werk in Luthers Geiste fortsetzten, und zugleich als die geistigen Vorläufer des Pietismus zu betrachten sind, ohne doch mit den Gebrechen und Schwächen besonders des spätern Pietismus befaßt zu seyn.

VI.

Im Sommer des Jahres 1682 begegnete Swedberg eines Tages auf dem Norrmalm-Markt in Stockholm seinem Landsmanne M. Simon Fogäus. Dieser fragte ihn ganz unvermuthet: ob er nicht Lust habe, sein Nachfolger als Regimentsprediger bei der königlichen Leibgarde zu Pferde zu werden — ein Amt, von welchem Fogäus eben abtreten sollte. Swedberg antwortete: „Ich habe mein Vertrauen zu dem gu-

Kirche. Ich brauche blos an das unvergleichliche Michaels-Lied zu erinnern: „Laßt uns mit Freuden loben Gott Vater, Sohn und heil'gen Geist.“

44. Von Scrivers Seelen-Schatz zengt Swedberg: „daß er denselben höher hielt als alles Gold und Silber der ganzen Welt.“

45. Es ist unnöthig zu bemerken, daß alle diese zu den ausgezeichnetsten Lehrern der evangelisch-lutherischen Kirche gehören; sie sind größtentheils wohlbekannt. Der fromme Hr. Kortholt, Professor in Kiel, war einer unserer trefflichsten lutherschen Kirchenhistoriker. Großgebauer ist der Verfasser des mächtigen Buchs „die Wächterstimme“, ein unvergleichliches Zeugniß, wie die erste Liebe mitten unter dem Verderben des Staatskirchentums von den wahren Söhnen der Kirche festgehalten ward.

46. Ueberhaupt die hervorragendsten Gegeeten des 17. Jahrhunderts, gleich ausgezeichnet durch reine Lehre und tiefe Gesehrsamkeit.

ten Gott, der wohl das Opfer ausersehen wird. Wenn er mich rufen und zu seinem besondern Dienste brauchen will, wird er mich schon finden. Seinem gnädigen Wohlgefallen, der Alles waltet und versorget, überlasse ich mich und alle das Meine. Er hat alle Haare auf meinem Haupte gezählt.“ — Indes schlug Isogäus Swedberg vor, der auch nach gehaltener Probepredigt sofort die Vocation empfing und das Amt im Mai 1683 antrat, nachdem er am 12. Februar vorher vom Bischof Carlson in Wexerås ordinirt war.

So wie aber Swedberg hierin Gottes Schickung erkannte, so sollte er auch in einem andern wichtigen Falle des Lebens seine zurückziehende und freilassende Kraft erfahren. Er war mit sich eins geworden, in den Ehestand zu treten, und seine Wahl war auf ein Frauenzimmer aus einem vornehmen, reichen Hause, von untadeligen Sitten, gefallen. Es war doch zu viel menschliche, wenn auch nicht gerade fleischliche, Berechnung hierin; Gott aber wollte die Rechnung anders machen und machte einen Strich durch das Ganze. Die Braut wurde wankend; ihre Eltern wollten die Sache aufgeschoben wissen. Zufallens kam eines Tages Swedbergs Bruder, der Bergwerks = Assessor Pehr Schönström, vom Wege verirrt, auf einen adligen Hof, wo jener eben Unterricht gab. Das Gespräch zwischen den Brüdern fiel auf die Wahl einer Frau, und das Ende war, daß Swedberg seines Bruders Schwägerin, Sara Behm, die er nie gesehen, in sein Herz einschloß. Wunderbar ward in dieser Verbindung das Wort an ihm erfüllt: „Ein tugendsames Weib ist eine edle Gabe, und wird gegeben dem, der Gott fürchtet. Er sey reich oder arm, so ist sie ihm ein Trost und macht ihn allezeit fröhlich“ (Sir. 26, 3. 4). „Ich sage es,“ spricht er unter Andern davon, „was ich weiß und Gott Lob erfahren habe, daß ich aus Gottes milder Hand eine Gattin empfing, reich an irdischen Gütern, aber dabei auch reich an Tugend, Gottesfurcht, Frömmigkeit, Ehrbarkeit und Ernst des Lebens. Ernst war sie; nimmer erhob sie sich ihres Reichthums; in ihrem ganzen Sinn und Benehmen, in Rede und in Kleidern war sie sanftmüthig und demüthig, nicht nach der Mode der Welt.“ Es war, kurz zu reden, eine Ehe, die hier geschlossen ward, nach altem Stil, wo der Mann Mann und das Weib Weib blieb; weshalb auch Swedberg mit seiner Gattin die Abrede traf, „daß sie als vernünftige Ehefrau und verständige Hausfrau im Hause walten sollte, wie es ihr recht dünkte, während sie ihrerseits versprach, nie in das Amt des Mannes sich zu legen, noch hierauf irgend einen Einfluß zu üben; übrigens sollten beide als wahre Christen sich gegenseitig mit ihrer täglichen Fürbitte unterstützen.“ Die Hochzeit ward in Stockholm am 16. December 1683 gefeiert.

Eine Reise ins Ausland, welche Swedberg in den Jahren 1684 — 1685 unternahm, könnte kaum als ein Capitel in seinem Leben gelten, wenn wir dieses nach dem Glanze, und nicht nach der Vermehrung des Hauptstocks der Gaben bemäßen. Was er, einen Theil Englands und Frankreichs, die Städte am Rhein und Holland bereisend, sah, war viel, weit mehr aber, was er still davon hinlegte, um es zu seiner Zeit zu gebrauchen. Kaum werden die Bemerkungen, welche er darüber niederschrieb, als historische Relation jetzt auf Aufmerksamkeit Anspruch machen können; wir wissen das Meiste besser, vollständiger, in richtigerem Zusammenhange; allein sein Erfahrungs-Buch, dessen erstes und letztes Blatt so wie alle dazwischenliegende mit Gottes gnadenvoller Führung beschrieben war, ward dadurch bereichert; und grade dieser Reichthum ist es, der uns in dem Leben eines Christen als ein Bleibendes gilt. Was er, so schön bezeichnend, „das ernste Leben“ nennt, gewann durch diese Erfahrung je mehr und mehr an Umriß, Farbe und Gehalt; ohne Zweifel würde die Welt es so ausdrücken: er ward je mehr und mehr „ein Pietist.“ Deshalb fühlte er sich in England vor Allem durch das streng sittliche Leben angesprochen, worin die dortige Kirche ihr Wesen ausprägte, durch die Sonntagsfeier, die häuslichen Andachtsübungen, die kirchlichen Armenanstalten. Gegen die Secten dort gab er der Englischen Staatskirche Recht, die nach seiner Meinung es viel besser verstand, die Lebensbäche in das Heiligthum einzuleiten, und zu welcher er (wegen der Lehre dieser Kirche vom Abendmahl und der Prädestination⁴⁷⁾, wie viele Lutherische Theologen damals, sich durch eine Art Blutsverwandtschaft hingezogen fühlte. Doch urtheilte er höchst besonnen von der erwarteten und erwünschten Union (die damals unter Andern Dr. Fell empfahl) und sprach sich zuletzt darüber so aus: „Doch hiezu ist die Hand des Herrn und der Trieb des Höchsten erforderlich; hiezu wird vor Allem Gebet und eine friedliebende Gesinnung erfordert.“ — So würdigte er in Frankreich mit ganz unparteiischem Sinn die christliche Armenpflege in den Einrichtungen der Römisch-katholischen Kirche; als er mit eignen Augen sah, „wie sie des Abends auf die Gassen und Straßen ausgingen, um die Armen, Kranken und Obdachlosen aufzusuchen; wie vornehme Frauen und Gräfinnen in geringen Kleidern den Gebrechlichen und Kranken aufwarteten und ihnen alle Barmherzigkeit erzeugten, als ob sie ihre nächsten Blutsver-

47. Es war damals hergebracht, die Englische Kirche als eine Lutheranzans zu bezeichnen. Das relativ Nüchtern dieser Bezeichnung haben wir in früherer Schrift: „Reformation, Lutherthum und Union (S. 309 ff.)“ darzustellen versucht. Zwanzig Jahre später versuchte man bekanntlich in Preußen die Eigenthümlichkeit der Englischen Kirche als einer Vergeltung Preussischer Heilbeologie in Bewegung zu setzen — was sich in der jüngsten Zeit (1839) mit ähnlicher unkirchlicher Nothwendigkeit wiederholt hat.

wandten gewesen“⁴⁸ — da dachte er an das Evangelium vom jüngsten Gericht. Darum sympathisirte er auch so innig mit der in Strassburg vorwaltenden gottesfürchtigen Richtung; die Männer von Dannhauers Richtung, Seb. Schmidt und Balth. Bebel⁴⁹ wurden ihm geistliche Väter, deren Andenken ihm stets theuer blieb; auch zu Spener, zu der Zeit in Frankfurt, fühlte er sich hingezogen, konnte aber, da Spener eben damals sehr krank darniederlag, ihn nicht besuchen. — Am Schluß der Reise lebte er sich besonders mit Edzardi in Hamburg ein. Mit inniger Befriedigung sah er die Katechismusübungen, die dieser jeden Sonn- und Feiertag Nachmittags mit jungen Leuten aus allen Ständen (wobei die Eltern gewöhnlich mitkamen) hielt; seinen Eifer für die Befehrung der Juden billigte und rühmte er; auch sah er es als einen bedeutungsvollen Wink an von dem, was so oft von uns versäumt wird, wenn er Zeuge war, wie Edzardi alltäglich seine erwachsenen Kinder mit Handauslegung segnete, „gleich wie der Patriarch Jakob seine Söhne Ephraim und Manasse (1 Mos. 48, 14), gleich wie Christus die kleinen Kinder segnete.“⁵⁰

Und was war nun die Summe, das Ergebniß seiner ganzen Reise? Es war mit einem Worte dasselbe, welches den Pietismus als kirchenhistorisches Phänomen hervorrief, doch so, wie es sich bei den ältern Lutherischen Lehrern zeigt, mit vorherrschendem positiven Charakter, so daß der Lehrbegriff nicht (wie im spätern, entarteten Pietismus) als mehr oder weniger indifferent, als eine bloße Voraussetzung galt, die nicht ins Mark und Blut überzugehen brauchte, sondern vielmehr als der Lebensgeist des Prophetisch-Apostolischen Worts festgehalten ward, der die ganze Kirche regen und bewegen, und auch die Gottseligkeits-Übungen derselben in letzter Instanz bestimmen muß. Es wird

48. Vgl. über die Erneuerung in der Römisch-katholischen Kirche Frankreichs im Anfange des 17. Jahrhunderts die schöne Darstellung in der Einleitung zu *St. Beuve Port-Royal, Tom. I.*

49. Seb. Schmidt können wir wohl mit Recht als den vorzüglichsten Deutschen Exegeten des 17. Jahrhunderts bezeichnen; Mehreres aus seinen Commentaren zu den Propheten verdient noch Berücksichtigung. Er starb 1696. Sein Zeitgenosse, Balth. Bebel († 1686) ist unter Andern Verfasser des tüchtigen kirchenhistorischen Werks: „*Antiquitates ecclesiae Evangelicae IV prioribus post Chr. n. saeculis.*“

50. „Es ist gar nicht zu beschreiben“, schließt Swedberg, „wie gottselig und ernst dieser Mann sein Leben führte. Gott erfreute seine Seele in den ewigen Gütern!“ Auch die letzte Unterredung, die er mit Edzardi hatte, ist charakteristisch für beide. Swedberg fragte nämlich Edzardi, mit welcher Sprache wir einander anreden würden, wenn wir uns in Gottes Reich wiedersähen. Edzardi erwiderte Nichts hierauf. Swedberg fügt hinzu: „Ich glaube, es wird die Engelzunge werden (1 Cor. 13, 1). So wie die Engel Schwedisch mit den Schweden reden werden, Deutsch mit den Deutschen, Englisch mit den Engländern u. s. w.; so werde ich auch mit Abraham, Isaak und Jakob Schwedisch reden können, und sie werden mir in derselben Sprache antworten; wiederum werden sie mit mir Hebräisch reden; ich verstehe es und antworte ihnen in derselben Zunge.“ Man sieht leicht, wie viel diese Swedberg'sche unklare Glaubensannahme allerdings zur Swedenborg'schen Gnosis beigetragen haben mag.

hier der Ort seyn, Swedbergs Verhältniß als Prediger und Theolog zu jener Richtung in der Kirche zu berühren, die schon damals so viel Stoff zu bewegter Rede darbot und einen Kampf in der Kirche hervorrief, der — wie Manches sich diesem Streben auch anheftete, das zur Natur des kirchlichen Kampfes nicht gehört — dennoch zur Wiedergeburt der Kirche nothwendig war. Wir thun dieses, wie überall, mit Swedbergs eignen Worten, weil das Bild des Mannes so klarer, lebendiger hervortritt. Zuerst also, was den theologischen Streit betrifft, sofern dieser nämlich geführt wird, ohne daß das Leben mitlempft, und also im Grunde ein Schattengefecht ist, stand er ganz auf Joh. Arndts Seite, dessen Worte er sich aneignet: „Der Apostel befiehlt, die kezerischen Menschen zu meiden, wenn sie einmal und abermal ermahnet sind, und fügt als Ursache hinzu: weil solche verkehrt sind, und sündigen als die sich selbst verurtheilt haben (Tit. 3, 10. 11). Woraus man denn leicht schließen kann, daß den Secten wenig Abbruch geschieht dadurch, daß man gegen sie schreibt, sondern durch ein heiliges Leben, wahre Buße, kräftiges Gebet können sie wohl ausgerottet und vertilgt werden. Denn der Teufel fragt wahrlich nicht nach dem Schreiben und Disputiren, wenn keine Kraft des Lebens, kein Gebet, keine Tugend dabei ist. Will man nicht von Christi Leben und von wahrer Buße und Nachfolgung seiner Fußstapfen anfangen, so wird das wahre Licht, die reine Lehre, nicht bei uns erhalten werden. Wir werden dann auch nie über die Lehre eins werden, selbst wenn wir darüber zankten bis an den jüngsten Tag.“⁵¹

Vor Allem war Swedberg ein unveröhnlicher Feind des bloßen Scheines des Glaubens, welcher sich darauf beruft, daß der Glaube ja allein den Menschen rechtfertige. Diese Missdeutung der

51. Aus „Joh. Arndt's Bedenken über Religionsstreitigkeiten.“ Da es nicht ganz klar seyn dürfte, wie die Sache liegt, gebe ich einige Winke zur nähern Kröterung. Wollte man jene Behauptung so auf die Spitze stellen, daß das entscheidende Gewicht auf Leben fiele als die Abspiegelung der Heiligkeit, und nicht auf das Wort als die ewige Regel derselben — wollte man also Luthers Satz: „daß das Leben sich zum Wort und zu der Lehre so wie die Erde zum Himmel verhalte“ geradezu umkehren — so würde man in jene Behauptung Arndt's einen Stein eintragen, von dem er gewiß am entferntesten war, obgleich einzelne Ausdrücke bei ihm hin und wieder zu solchem Mißverständniß Veranlassung geben könnten. Sein wahrer Sinn ist unstreitig dieser: daß Jesus Christus als die ewige Quelle des Wortes und des Lebens zugleich das höchste Vorbild sey, und daß dieses Vorbild von seinen Streitern auf Erden ausgebrüht werden müsse, wenn nicht ihr Kampf vergeblich seyn soll. In einem solchen vom Geiste des Herrn durchweherten Zeugnisse muß man dieses Leben suchen, selbst wo der Name, der Begriff nicht hervortritt, gleichwie die Sonne selbst im kleinsten Raume, im dunkelsten Winkel gespürt wird und gradezu die Finsterniß ausschließt. Der Kampfplatz der Kirche ist stets ein offener, und hat Nichts zu thun mit dem, was St. Paulus unter den Namen *doxologiai, hymenoi* (1 Tim. 6, 4), *psalms* (Tit. 3, 9) befaßt; denn die Lehre des Christenthums ist eine *ordnawallia wor' rōsōpōv* (1 Tim. 6, 3). So würden wohl die Sätze Arndt's am richtigsten umschrieben und ins wahre Licht gestellt werden.

theuersten evangelischen Lehre bekämpfte er stets mit Ernst, mit Schärfe, überall darum eifernd, daß die Kirche sich wirklich als die Braut Jesu Christi darstellen soll. Er drückt sich unter Andern so darüber aus: „Ich seufzte und seufzte noch darüber, und beklage es von Herzen, wie schlecht die meisten Lutheraner Luthers Lehre verstehen, wie wenig sie erkennen, was der Glaube an den Erlöser, den Herrn Jesum Christum, in Wahrheit ist, wähnend, daß wenn sie mit dem Gedanken und Gedächtnisse fassen, daß sie allein durch den Glauben an Jesum Christum selig werden, so sey damit so viel gesagt, daß der Glaube allein seyn dürfe. Sie halten es gleichsam für eine irrige katholische Lehre, die Früchte des Glaubens, die guten Werke, mit allem Fleiß zu treiben und zu üben. Ja, so leben und glauben die Meisten, Gott besser's! Wenn sie blos in die Kirche und zu gewissen Zeiten des Jahres zum Nachtmahl kommen, dann hats keine Noth mit ihnen, selbst wenn sie daneben in offenbaren sündlichen Fleisches- Werken leben; der Groß-Glaube soll es Alles machen. Niemand darf ihnen sagen, daß sie nicht gute Lutheraner und Christen seyen, oder an ihrer Seligkeit irgendwie zweifeln... Drum habe ich in allen meinen Schriften und Predigten den dritten Artikel des Glaubens, von der Heiligung, ebenso gewaltiglich getrieben als den zweiten, von der Erlösung. Und zwar habe ich hierin Christum und alle gottesfürchtige und eifrige Lehrer, als Joh. Arndt, Gerhard, Scriver, Mengerling, Kortholt, Lütke-mann, Gesenius, Joh. Schmid⁵² und viele andre auch aus andern Kirchen auf meiner Seite. Hätten wir richtigere Gedanken vom Glauben und von guten Werken, so hätten wir auch christlichere Christen. Ach, mein gnädiger Gott, habe Einssehen damit in Jesu Namen, steure und wehre diesem Verderben! Deine Gnade allein kann es thun.“

Was endlich Swedbergs Verhältniß zum Pietismus selbst, als entwickelter, eigenthümlicher Richtung in der Kirche, betrifft, so erklärt er sich hierüber mit einer Naivität, die ihm allewege wohl ansteht und ganz ein Spiegel seines praktischen Strebens und seiner geistlichen Kampfweise ist. „Gebe Gott,“ sagt er, „daß ich die heilige Bibel und die Schriften gottseliger Männer recht lesen könnte; ich kann nicht mehr umspannen, und wenn ich auch doppelt so lange lebte. So habe ich mich auch nie darauf gelegt, pietistische Schriften zu lesen, wozu ich

52. Auch dies zeigt uns, in welchem Kreise Swedberg sich stetig bewegte. Von den hier genannten Lehrern dürfte blos bemerkt werden, daß Mengerling der Verfasser mehrerer tüchtigen catechetischen Werke („*Scrutinium conscientiae*“ u. a.) so wie Joachim Lütke-mann des trefflichen Buchs: „Vorschnack göttlicher Güte.“ Gesenius war es, der mit Dav. Denicke das alte hannöversche Gesangbuch umarbeitete, und selbst mehrere geistreiche Lieder (namentlich das herrliche: „Wenn meine Sünd'n mich kränken“) versertigte.

auch keine Ursache hatte. Ich habe mit den Pietisten Nichts zu thun gehabt, wohl aber mit den Impietisten, und zwar in einer mächtig großen Anzahl. Jene kann ich deshalb weder verurtheilen noch vertheidigen. Dabei aber will ich festhalten und bleiben: „Gebe Gott, daß wir alle rechte Pietisten wären, solche, wie St. Paulus sie beschreibet 2 Tim. 2, 11—15, 1 Tim. 4, 7, und St. Petrus, 1 Petr. 2, 5.“

VII.

Zurückgekehrt von der Reise ins Ausland (1685) suchte Swedberg, weil sein Dienst als Regimentspastor ihm viele freie Stunden gab (denn der Theil des Regiments, welchen er bedienen sollte, war eigentlich in Upland ansässig), noch näher seinen Predigerberuf zu erfüllen und Gottes Gemeinde zu dienen, indem er ein ganzes Jahr für den königl. Hofprediger, M. Schäfer, ohne allen Entgelt, vicarirte. Ueberhaupt war er von allem Eigennutz, von aller Gewinnsucht so entfernt wie möglich, was er auch bei andern Gelegenheiten bethätigte, wie z. B. grade jetzt, als sein Vorgänger Isogäus auf die Hälfte der Amtseinkünfte während der Zeit, da Swedberg im Auslande gewesen, Anspruch machte; welches dieser geschehen ließ, ohne auch nur ein Wort darüber zu verlieren. Seine Praxis in dieser Hinsicht beschreibt er uns nach seiner Weise in Gebets- und Dankes-Form. „Ach, wie gut und löblich und rühmlich ist es,“ sagt er, „Gottes Wort nicht blos zu lesen, zu lernen und zu predigen, sondern auch dadurch und darnach zu leben, vor Allem zur Uebung und zum Gebrauch. Uns, uns Predigern insonderheit, sage ich. Wer es thut und lehret, sagt der größte Lehrer, der wird groß heißen im Himmelreich (Matth. 5, 19). So sollen wir auch alle, namentlich wir Prediger, des Worts unseres Herrn gedenken: Geben ist seliger, denn nehmen (Ap. Gesch. 20, 35). Drum bete ich immer das schöne Gebet Davids: Neige mein Herz zu deinen Zeugnissen, und nicht zum Geiz (Ps. 119, 36). So wenig besorgt war ich von jeher um die Abführung des Lohnes, daß ich nie irgend einen Bauer wegen der Steuer mahnte, die er mir verabreichen sollte, sondern mich an dem begnügen ließ, was er gutwillig gab. Ich hatte so viel mit Lesen, Schreiben und Predigen zu thun, daß ich nie Zeit dazu oder Gedanken darauf hatte. Und darum bin ich weder ärmer, noch betrogen worden.“

Am fruchtbringendsten war sein Dienst am Leibregimente ohne Zweifel auch namentlich durch den Eifer und die Einsicht, womit er sich des catechetischen Unterrichts annahm, welchen er mit Recht immer als den trefflichsten Herzensschlüssel und als einen überaus ergiebigen Boden zum Säen betrachtete. „In diesem meinem Dienst am

Regimente," zeugt er, „gewann ich die Zufriedenheit der Höhern sowohl als der Niedern, obgleich ich keineswegs mit ihnen durch die Finger sah, weder in den Predigten, noch sonst in nöthiger Ermahnung. Im Anfange waren sie der Sache gar nicht gewohnt. Deshalb, wie die Soldaten mir später gestanden, fürchteten sie sich mehr vor mir, wenn sie mich kommen sahen, als sie sich vor einer Schlacht gefürchtet hatten. Wenn ich aber dann so recht freundlich mit ihnen redete, ihnen Geschichten aus der Bibel erzählte und sie in ihrem christlichen Glauben und Wandel stärkte, so kam es nach und nach dahin, daß wenn der eine Theil verhört war, wollte er dem andern, der auch zum Katechismusverhöre gekommen war, nicht Platz machen, so daß ich oft von ihnen gedrängt wurde. Die Officiere setzten sich auch gutwillig an den Tisch, hörten zu und führten allerlei gottselige und erbauliche Gespräche mit mir. Wahrlich, so muß es ja kommen, wenn der Herr Gnade dazu giebt; es ist ja eins von den neun Stücken, welche Sirach in seinem Herzen hoch zu loben hält, so nämlich Jemand lehret, da man es gerne höret (Sir. 25, 12); es ist ja die große Gnade Christi, daß wir auch darin gewürdigt werden, seine Nachfolger zu seyn, daß das Volk sich drängte, um ihn zu hören (Marc. 2, 2). So muß man auch mit seinen Zuhörern umgehen, und sie keineswegs mit dürrer, magern Fragen und Entwicklungen martern, auch nicht mit harten Worten diejenigen anfahren, welche sich oft in die Sache nicht zu schicken wissen oder aus Einfalt nicht klaren Bescheid geben können. Auch hier schlägt das Wort des Apostels (1 Petr. 5, 2. 3) durch, daß wir weiden sollen die Heerde Christi, nicht gezwungen, sondern williglich, nicht als die über das Volk herrschen, sondern als Vorbilder der Heerde.“

So wenig wie beim Regimente sparte Swedberg bei Hofe die priesterliche Freimüthigkeit; grade hier erhob er die Stimme noch stärker; denn er hatte, wie er innig überzeugt war, den Beruf dazu. Auch hier glaubte er von der Wurzel anheben zu müssen, von dem damals leider fast überall in Schweden traurigen Zustande der Schulen. So hielt er am 4. Mai 1686 eine Freitagspredigt auf dem Schlosse Ulfsdahl, in Gegenwart des Königs (Carl XI.),⁵³ der Königin

53. Swedbergs Verhältniß zum König Carl XI. gehört zu den Hauptpunkten der Schwedischen Geschichte, so wie die Regierung dieses Königs überhaupt in mehreren Beziehungen. Nicht bloß Muth, Verstand, Unermüdetheit in Geschäften, Gleichgültigkeit gegen Beschwerden aller Art, sondern vor Allem seine wahre Gottesfurcht haben ihm den Anspruch auf den Namen eines ausgezeichneten Fürsten erworben. Von seiner schönen Gesinnung und seinen wahrhaft christlichen Aeußerungen während seiner ganzen Krankheit vergleiche man einen Brief von H. Spegel an den Reichs-
admiral Graf Gust. Otto Stenbock; s. „Fönbom Handlingar till Konung Carl XI. Historia, II, 67 ff.

Ulrika Eleonora, der verwittweten Königin Hedwig Eleonora, des Kronprinzen (Carl XII.) und vieler Hofleute. An die Worte des Nachmittagstextes, daß „Israels Kinder thaten, wie ihre Väter vor ihnen gethan hatten“ — was keineswegs gut oder lobenswerth — knüpfte er eine Ermahnung, wie viel es bei der Pflanzung des Reichs Gottes auf die Eltern ankomme, und äußerte sich gegen den Schluß der Predigt so: „Ich will euch daran erinnern, Ihr Majestäten, was Gott von euch im Alten Testamente geredet hat, nämlich daß Könige die Pfleger und Fürstinnen die Säugammen der Kirche seyn sollen (Jes. 49, 25).“⁵⁴ Das Wort ist wahrlich nicht damit erfüllt, daß solche erlauchte Personen mitunter Pathenstelle vertreten und Pathengeschenke geben. Nein, sie müssen sich besser angreifen, müssen wirklich die Erziehung der Kinder zum Reiche Gottes fördern, müssen darauf Acht geben, daß es wohl stehe mit den Schulen und den Dienern der Schule, und daß Alles in sein gehöriges Gleis komme.“ Waren schon diese Worte geeignet, Aufmerksamkeit zu wecken (und Swedberg sorgte dafür, daß sie nicht überhört werden konnten, indem er geradezu Stockholm nannte und Schweden als das Land bezeichnete, wo die größten Mißbräuche dieser Art im Schwange gingen), so mußte eine Predigt, die er acht Tage später hielt, und worin er denselben Gegenstand fortsetzte und weiter ausführte, noch tiefer eindringen. Hier ließ er die Schulkinder gleichsam dramatisch auftreten (wie er denn überhaupt ein Freund von ausführlichen Bildern und Parabeln war) und ihre große Noth klagen; er zeigte durchaus eindringlich, wie wenig aller Cultur-Hirniß den Mangel an ächter geistlicher Nahrung, an wahrhaft christlicher Erziehung eriegen könne. Nach der Predigt ließ der König einen der Prediger in Stockholm, den M. Iser, zu sich rufen, und fragte ihn: „Wie steht es mit den Schulen in Stockholm? Man predigt darüber.“ „Wer thut das?“ fragte Iser. „Das ist gleichviel,“ erwiderte der König. „Und was predigt man denn darüber?“ fragte Iser weiter. „Daß die Schullehrer untugendlich und schlecht sind,“ sagte der König, „und daß wir bessere haben müssen.“ Iser stellte der Majestät vor, daß das kaum sich bewerkstelligen ließe, ohne daß die Gehalte der Lehrer verbessert würden. Das geschah von Stund an auf des Königs Befehl; die Schullehrergehalte wurden überall im Reiche wenigstens etwas erhöht.⁵⁵

54. Daß Swedberg diesen Spruch ohne Weiteres als eine Beschreibung des Zustands der Kirche unter dem Neuen Testamente aufnahm, war nicht sowohl sein, als überhaupt der Fehler der herrschenden Christologie. Doch darf man nicht übersehen, daß auch nach dieser Theorie die Fürsten nicht als Kirchenregenten, sondern als die höchsten Bevollmächtigten, als eine Art Archiepskopi in der Kirche betrachtet wurden.

55. Swedbergs seiner Meinung nach bessere Vorschläge an den König, nämlich

Den Nachmittag desselben Tages, da der König dies mit Jeser gesprochen, schickte er den Oberhofsprediger Biränius mit dem Befehl an Swedberg, daß dieser von nun an nicht bloß als Hofprediger vicariren, sondern alle geistliche Functionen wie die übrigen Hofprediger übernehmen solle. Niemand erkannte tiefer als Swedberg, welch eine schwere Aufgabe ihm hier vorgelegt ward. Auf der einen Seite mußte er sich auf den gewöhnlichen Lohn der Wahrheitszeugen bei den Höfen gefaßt machen, mußte erwarten, daß man am Ende zu ihm sprechen würde ungefähr wie es zu Amos lautete: „Gehe weg, du Seher, fliehe in ein anderes Land, und weissage nicht mehr zu Stockholm; denn dort ist des Königs Stift und des Königreichs Haus.“⁵⁶ Auf der andern Seite mußte er des Zorns und der Strafe des Königs Himmels und der Erden gewärtig seyn, des Herrn, der die Macht hat, Leib und Seele in die Hölle zu verderben (Matth. 10, 28), ja der solche Strafe gewißlich verhängen will, wenn ein schmeichlerischer Urias oder ein Mugendiener Amasia (2 Kön. 16, 10. Amos 7, 10) dem Könige und den Höchsten zu Gefallen ihre Rede so zumessen und abglätten, wie die Ohren eben jucken. Er fürchtete also und ängstigte sich sehr, als dieser höchst schwierige Beruf ihm angetragen ward; dennoch bekam er zuletzt die Freude, das Amt in Gottes Namen anzunehmen, und führte es vier Jahre hindurch (1686 — 1689), ohne irgendwelche Pastoral-Einkünfte von der Stelle zu genießen; denn wo Amtsgeschäfte vorlagen, die bezahlt wurden, drängten die übrigen Collegen sich hinzu, und auch wo er in einzelnen Fällen selbst das oder jenes von solcher Art ausrichten mußte, nahmen die Andern den Lohn — „welches,“ fügt er hinzu, „auch viel besser für mich war.“ Was ihm übrigens dies Amt erleichterte, war die ungeschminkte Gottesfurcht des Königs, „der es durchaus nicht übel aufnahm, sondern im Gegentheil es sich wohl gefallen ließ, wenn ernste, eifrige Diener des Herrn scharf predigten und Nichts unter den Stuhl steckten, sondern Alles mit klaren, ungezwungenen Gottesworten bewiesen.“ Vielleicht möchte es Manchem bedenklich scheinen, daß Swedberg, der so eben Berufene, welcher die theuersten Interessen der Kirche zu wahren hatte, gleich von Anfang auf die tiefsten Schäden und Wunden sich einließ, namentlich auf die unter Carl XI. mit großer Härte (so daß viele Adlige ihre

daß man wohlverdienten Schulheern bürgerlichen Rang und bürgerliche Chargen übertragen sollte, wenn sie eine gewisse Zahl von Jahren gedient hätten, ging glücklicherweise nicht durch. Es war eine Schwäche des guten Lehrers, den Werth solcher äußern Mittel und Behülfen weit zu überschätzen (umstreitig ein Strich nach dem eigentlichen Pietistischen hin), wie er denn schon in Frankfurt am Main das dort eingeführte Prämien-System in den Schulen mit besonderem Wohlgefallen sah.

56. Anspielung auf Amos 7, 12. 13.

Güter und ihr ganzes Eigenthum einbüßten, viele Familien ruiniert wurden) betriebene Reduction, nach welcher alle Krongüter ihrer ursprünglichen Bestimmung als Staats-*Domainen* zurückgegeben werden sollten.⁵⁷ Allein die Liebe, die Barmherzigkeit zwangen ihn; er bedachte sich keinen Augenblick, wo diese unglückliche Maaßregel berührt werden mußte, die Worte des Propheten ohne irgendwelche Vermittelung anzuwenden: „Ihr schindet die Haut meinem Volk ab und das Fleisch von ihren Beinen, und wenn ihr ihnen die Haut abgezogen habt, zerbrechet ihr ihnen auch die Beine“ (Mich. 3, 2. 3). Eine schwere Probe für den rechtschaffenen König; allein sein frommer Sinn gewann doch die Oberhand. Als nämlich ein großer Herr bei dieser Gelegenheit zum König hinaufging und die Worte an ihn richtete: „Soll es denn dem Prediger verstattet seyn, so zu reden? Er müßte doch der Sache schweigen,“ so frug ihn der König ganz bedenklich: „Befräftigte denn der Prediger seine Predigt mit Gottes Wort?“ Und als die Antwort war: „Ja, das that er freilich,“ so fuhr der König fort: „Wenn der Prediger Gottes Wort für sich hat und es rechtschaffen vorhält, so hat der König Nichts drein zu reden.“

VIII.

Swedberg hatte einen schweren Kampf aufgenommen; eine Kreuz-Schule öffnete sich ihm, um so schwerer, als hier weltliche Macht, der Neid der Amtsbrüder und die waltende Verleumdung ihre Waffen gegen ihn vereinigten. Er gedachte, was der Herr einst zum h. Paulus sagte: „Ich will ihm zeigen, wie viel er leiden muß um meines Namens willen“ (Ap. Gesch. 9, 16); er erinnerte sich, wie der alte Pehr Rudbeck ihn einst mit ganz ähnlichen Worten empfangen hatte: „Mein Sohn, willst du ein Diener Gottes werden, so schicke dich zur Versuchung an;“ er betete alle Tage Davids Gebet: „Tröste mich mit deiner Hülfe, und dein freudiger Geist enthalte mich“ (Ps. 51, 14). So ward, was drauf angelegt war, ihm zu schaden, vielmehr eine Förderung in der Gottseligkeit für ihn; denn „desto näher und inniger hielt er sich an seinen Gott als die sicherste Hülfe und Zuflucht.“ Davids Psalter, welchen seine gottesfürchtige Mutter ihm in seiner ersten Jugend zum fleißigen Lesen und Durchbeten empfohlen hatte, ward nun sein „tägliches Handbuch.“ „So wie Speise und Trank,“ zeugt er, „einer vor Hunger und

57. Diese sogenannte Reduction und Liquidation war bestimmt, nicht blos dasjenige, was früher von Krongütern verschent oder auf irgend eine ungesetzliche Weise abgetrennt, einzuziehen, sondern auch eine strenge Ordnung in das Kammerwesen einzuführen, die Staatsschuld genau zu ermitteln und ein genaues Budget der Staatsbedürfnisse zu entwerfen. Am drückendsten, ja oft schreiend ungerecht ward die Maaßregel dadurch, daß man gar keinen andern ursprünglichen Rechts-Titel annahm, als den des Staats.

Durst verschmachteten Menschenseele wohltschmeckt, so schmeckt der Psalter einer betrübten, geplagten, ohne Ursach verfolgten Seele. Früher las ich darin ohne besondere Befriedigung und Nührung des Gemüths; jetzt dünkt mich fast jedes Wort in demselben für mich geschrieben zu seyn.“ Nun „ward er von Tage zu Tag eifriger, brennender im Geiste auf der Kanzel; je mehr er vom Unwillen und Haß seiner Widersacher und Reider zu leiden hatte, desto mehr spürte er Gottes Gnade und Liebe wachsen und ihn gleichsam überströmen.“ — Als der König merkte, wie das Gewitter über den eifrigen Prediger aufzog, sagte er eines Tages, als sie unter vier Augen zusammen sprachen, zu ihm: „Du hast viele Widersacher.“ „Ein Diener des Herrn,“ erwiderte Swedberg, „taugt nicht viel, wenn er nicht Widersacher hat, wie wirs an den Propheten, an den Aposteln und an Christo selbst sehen. Wie viele Widersacher hatten sie nicht alle!“

Das Gewitter kam näher. Am 17. Sonntage nach Trinitatis 1690 predigte Swedberg über das Evangelium, verglichen mit Jerem. 17, 20 ff., und stellte die schändliche Entheiligung des Sabbaths des Herrn vor. In derben Worten, wie er's pflegte, wandte er Alles auf die Zeit und den Ort an, trug auch kein Bedenken, diejenigen zur Rechenschaft zu fordern, welche darauf sehen sollten, daß solche Ordnungen des Herrn vom Volke gehalten würden, und die so wenig ihre Pflicht thaten. Der Oberstatthalter, Graf Christopher Gyldestjerne, welcher auch in der Predigt war, warf erbitterte Blicke auf den Prediger, ging noch an demselben Tage zum Oberhofprediger Jörgen Wallin, und ließ Swedberg zum nächsten Capitelstage vors Gericht laden. Am 22. October ward dieser durch den Secretair des Grafen Collin im Domcapitel verklagt; nach „Konunga-Balken, Cap. 9“ sollte er Ehre, Leben und Gut verwirkt haben. Gyldestjerne verlangte zuvörderst, daß Swedberg einen Fall namhaft machen sollte, worin er seine Pflicht versäumt; auch producirte er ein Schreiben vom Stadt=Consistorium, worin dieses S. Excellenz für den günstigen Beistand und die Handreichung, die er ihnen bei jeder Gelegenheit zu Theil hatte werden lassen, aufs demüthigste dankte. Am 29. October legte Swedberg förmlichen Protest gegen Alles nieder, was in dieser Sache bis dahin im Consistorio verhandelt worden war. Als der Präsident, ein heftiger Mann, Drohworte deshalb gegen ihn austieß, bat er diesen, auf sein Amt zu sehen und die Parteien nicht mit Schimpfsworten zu überhäufen. „Ich protestire,“ fuhr er dann fort, „nochmals gegen Alles, was in dieser Sache vorgenommen ist, und zwar aus zwei gewichtigen Gründen. Zuerst weil §. 16 der Kirchenordnung Jedermann, der irgend eine Sache beim Domcapitel anhängig hat, persönlich zugegen zu seyn

anbält, auch wenn er einen Sachwalter für sich bestellt hat; dann aber, weil die vermeintlichen Beweise des Oberstatthalters vom Domcapitel entgegengenommen worden, ohne auf Eid gestellt zu sein, was man selbst in der geringfügigsten Rechtsache nicht unterläßt.“ In seiner schriftlichen Replik machte Swedberg insonderheit geltend, daß dies eine Sache sey, welche die ganze Priesterschaft, nicht ihn allein angehe, theils daß alle Prediger sich durch einen theuern Eid verpflichtet hätten, der Kirchenordnung in allen Stücken nachzukommen, was doch — 3. B. bei dem Gebote, daß alle Taufhandlungen öffentlich in Gegenwart der Gemeinde unternommen werden sollen — nicht geschehe, und die Obrigkeit schweige zu solcher Verletzung des Gesetzes. „Sollten nun,“ drückte er sich hierüber unter Anderm aus, „Treue, Huld und heilige Pflicht hintangesetzt werden — wir Prediger müssen sie dennoch unverbrüchlich halten. Wir Prediger, sage ich seufzend, die wir mit der Hand auf die heilige Bibel des Herrn, mit gebeugten Knieen, am Altare des Herrn, in Gegenwart der heiligen Engel, mit einem theuren Eide uns zum unverbrüchlichen Halten des Kirchengesetzes verpflichtet haben. Mit dieser Hand, sage ich, welche wir zu Gott im Gebete erheben sollen; mit der Hand, womit wir die Blätter in der heiligen Bibel des Herrn umwenden sollen; mit der Hand, womit wir den allerheiligsten Leib und das theure Blut unsers Herrn Jesu Christi handeln, segnen und austheilen sollen. Auf keine Weise dürften wir diese Hand durch verderblichen Meineid entweihen, welches doch geschieht, wenn wir nicht der Kirchenordnung nachleben und dazu schweigen, daß sie schändlich gebrochen wird. Es wäre ja fast besser, nie einen Eid abzulegen, als so schimpflich grobe Meineidige zu werden. Denn wir Prediger müssen nach Eid leben und thun, nicht nach Gewohnheit; nach Gesetz, nicht nach Belieben.“

Indeß ging nun die Sache weiter. Swedbergs ernster Protest verfehlte seine Wirkung nicht. Der Oberstatthalter ließ sich zu einer Entschuldigung herab, daß er wegen Unpässlichkeit nicht persönlich im Domcapitel habe erscheinen können. Um der Sache einen kirchlichen Schein zu geben, ercipirte er am 26. November, daß Swedberg jedenfalls seine Pflicht übertreten, indem er ja zuvor, nach christlichem Gesetz und Brauch, ihm unter vier Augen hätte verhalten müssen, was er gegen ihn habe, oder wenigstens einzelne Fälle hätte namhaft machen müssen, in welchen das Gesetz übertreten sey. Swedberg replicirte, daß er in keinem Fall bei dieser Gelegenheit einen Beruf dazu habe haben können, weil ja seine Bestrafung durchaus nicht auf eine einzelne Person gehe; auch sey es ja jedenfalls nicht Pflicht der Prediger, Angeber bei S. Excellenz zu seyn. Ungeachtet nun Guldenstjerne in seiner leg-

ten Replik der Behauptung inhärrt hatte, „daß Swedberg gehalten werden sollte, seine Worte an demselben Orte zurückzunehmen, wo sie ausgesprochen waren, und im Uebrigen verdiente Zurechtweisung vom Consistorio erhalten müsse,“ verlangte er doch nicht lange darauf den Schluß der Sache, und ließ sich mit Swedbergs Erklärung begnügen, daß dieser weder die Person, noch die Amtsführung S. Excellenz in specie gemeint habe,“ indem er doch zugleich es dem Consistorio anheimstellte, „ob dieses sich von Amts wegen bewegen finden möchte, Swedberg eine Correction zu geben, daß er hinfüro in Bestrafung der Sünde sich behutsamerer Worte bedienen möge“ (24 Jan. 1691).⁵⁸

Noch während diese Sache schwebte, hatte Swedberg Veranlassung gefunden zu zeigen, wie ernstlich und tren er es mit der Behauptung meinte, daß man der Kirchenordnung in allen Punkten nachkommen müsse. Wie schon angedeutet, hatte in Stockholm die Unsttte sich eingeschlichen, daß kein Kind mehr öffentlich in der Kirche getauft wurde, obgleich das Kirchengesetz (Cap. III, §. 3) ausdrücklich dieses mit der wohlgegründeten Bemerkung anordnete, „damit die christliche Versammlung für das Kind beten und zur Andacht und Ehrfurcht gegen dieses Gnademittel erweckt werden könne.“ Eben in diesen Tagen ward Swedberg eine Tochter geboren. Er ging also zum König, und fragte S. Majestät unterthänigst, ob er sein Kind nach Stockholmer Weise oder nach der Kirchenordnung taufen lassen sollte. „Nach der Kirchenordnung,“ erwiederte der König gleich. „Ja, das geht nicht,“ sagte Swedberg; „ich werde dann weder einen Geistlichen noch Gevatter bekommen.“ Kurz, der König ließ sich Swedbergs Freiheit, ihn zum Gevatter zu bitten, wohl gefallen — er ließ, da er selbst eben verreisen sollte, sich durch den Reichsmarschall vertreten — ebenso die verwittwete Königin, welcher Swedberg dieselbe Bitte vortrug. Demungeachtet wollte der Hofprediger, der nach der Reihe taufen mußte, M. Isogäus, das Kind nicht taufen. Swedberg mußte sich beim eben erwähnten Reichsmarschall, Graf Johann Stenbock, beklagen, welcher mit folgenden scharfen, ernsten Worten dem widerspenstigen Prediger drohte: „Seyd Ihr zu gut, das Kind zu taufen, wenn ich für S. Majestät die Pathenstelle vertrete? Was seyd Ihr doch für Prediger, die Ihr das Kirchengesetz mißachtet? Wie wollet Ihr Andere anhalten, die Uebertreter des Gesetzes zu verurtheilen?“ Die Taufhandlung mußte also verrichtet werden. Von der Sacristei-Thüre sah ein

58. Die Darstellung dieser Proceß=Sache ist theils aus der Autobiographie, theils aus einem bei Westén (*Svenska Hof=Clericiets Historia*, I, 2, 449—453) mitgetheilten Auszuge aus dem Consistorial=Protocelle geschöpft. Nur so ward es möglich, das Ganze im Zusammenhange darzustellen.

anderer Hofprediger, der M. Schäfer, es an und äußerte spöttisch: „Was führen sie da für eine Comödie auf?“ Swedberg hörte es und erwiderte: „Gott wird wohl einmal mit Euch eine Comödie aufführen, die Ihr ein so heiliges, gottseliges Werk eine Comödie nennt.“

Swedbergs Ansehen und Einfluß bei dem christlichgesinnten König konnte so wenig durch den Neid der Mißgünstigen geschmälert werden, daß im Gegentheil des Königs unbeschränktes Vertrauen eine neue Feuerprobe für die Standhaftigkeit des Predigers und für seine Abhängigkeit von Gott allein wurde. Eines Tags schüttete ihm der König sein ganzes Herz aus, und erlaubte ihm zu begehren, was er nur wollte, und es sollte ihm werden. Welch eine Versuchung liegt in so einem Verhältnisse für alle weniger Befestigte! Allein Swedberg war wie das Eisen, das nur recht gehärtet wird, wenn es ins Feuer kommt; er warf sich nur um so eifriger aufs Gebet, und demüthigte sich nur um so mehr vor Gott. „Von jenem Tage an,“ sagt er, „ward ich ernster in meiner Rede und in Allem, was ich vortrug, so daß ich nie Etwas für mich, noch für die Meinen, nicht einmal eines Groschen Werth, begehrte, wohl aber für andere verdiente Männer, so auch für Nothleidende, deren Sache ich stets aufs Wärmste führte und stets erhört ward; endlich auch für Schulen, Akademien, Kirchen und die Anschaffung gottseliger Bücher.“ Wie gesagt, Gebet und Anrufung des Gottes, der ins Verborgne sieht, bewahrten ihn, und verliehen ihm zugleich die Klugheit und Behutsamkeit, die zur Bewahrung des Guten, das wir von Gott empfangen haben, erfordert werden. Er äußert sich hierüber folgendermaßen. „Da ich sah, daß ich so beständig freieren Zutritt zu S. Majestät hatte, bat ich meinen Gott innig, daß ich nicht auf irgend eine Weise mich darüber erheben, noch die Gnade misbrauchen, sondern sie gebrauchen möchte zur Ehre des Namens Gottes, zum Dienst der Gemeinde Gottes und zur Förderung des allgemeinen Besten. Drum lebte ich durch des Herrn Gnade demüthig und in Gottesfurcht, meines Amtes treulich wartend; wohl wußte ich, daß die Hofgunst unbeständig ist, zumal wenn die Feinde und Widersacher, wie so oft geschieht, uns bösen Rummel machen. Dazu setzte ich mir diese zwei Hof-Regeln vor: zuerst, mich durchaus mit Nichts zu verwickeln, was nicht zu meinem Amte gehörte, am allerwenigsten mit weltlichen und politischen Sachen, dann aber, nie von Jemandem Uebles zu reden, selbst wenn er mein bitterster Widersacher und Verfolger wäre.“ — Nicht alle Vorschläge Swedbergs zur Verbesserung der Kirchen- und Schulämter waren gleich scharfsichtig, so wie sie auch nicht alle zur Ausführung kamen; aber alle zeugten sie von ebenso großer Aufrichtigkeit als brennendem Eifer und einer unverbrüchlichen Treue gegen unsere evan-

gelische Kirche. Wenn der König ihm befahl, zu diesem oder jenem Amte Etliche in Vorschlag zu bringen, nannte er nie Andere, als die er genau kannte, gewöhnlich hinzusetzend: „Dieser ist von der alten Welt, ein ernster Mann.“ — was denn in der Regel auch die beste Empfehlung beim Könige war.

IX.

Doch auch von dieser Seite sollte Swedberg tiefer geprüft werden, sollte Vieles von dem, was er nothwendig für das Wichtigste ansah, das schnell ins Werk gesetzt werden mußte, auf große, ja für den Augenblick, wie es schien, unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen sehen. Wir meinen hauptsächlich seine Arbeit an der Bibelübersetzung und in der Gesangbuchsache — zugleich die Glanzpunkte seines Lebens. Da die hierüber entstandene Bewegung vornämlich doch in die Jahre 1691 — 1693 fiel, werden wir zuerst die Veränderungen berühren, welche Swedbergs äußere Lage und Schicksal in dieser Zeit erlitt.

Bereits 1690 im Juli berief der König Swedberg zum Pastorate Wingåker in Södermannland, doch mit der Verpflichtung, noch ein halbes Jahr die Hospredigergeschäfte fortzuführen. Er war noch nicht dahin gekommen, da ließ der König ihm die Dompropstei Westeras antragen. Letzteres indeß verbat er sich, theils weil der Bischof sich beständig mit dem Landshauptmann herumzankte, theils weil er hoffte, in Wingåker besser in gottseliger Stille und Ruhe leben zu können, in Wahrheit eine Gemeinde erbauend. Und diese Hoffnung betrog ihn nicht, obgleich er erst im Sommer 1692 dahin kam. Es war eine Gemeinde hier, in welcher die alten Sitten mit dem alten Christenthum noch aufrecht erhalten waren — eine höchst ergiebige Pflanzschule für Swedbergs evangelische Arbeit. Es freute ihn auch namentlich, hier noch den „Wechselgesang“ anzutreffen, das heißt: nicht gerade „Antiphonien,“ sondern daß Männer und Weiber jede ihren Vers vom Psalmliede absangen — eine Sitte, offenbar eingeführt um die gottselige Andacht wach zu erhalten. Mit dieser Gemeinde bat, sang und arbeitete nun Swedberg in einem fest verschlungenen, innigen Liebesverhältnisse. Er zeugt selbst davon unter Anderm in folgenden Worten: „Was für ein vertrauliches, liebevolles Verhältniß zwischen der Gemeinde und mir sich knüpfte, das steht kaum zu beschreiben. Ihren guten Willen legten sie sofort an den Tag, indem sie mit vereinten Händen die alte, baufällige Pfarre niederrißen und eine neue mit vielen bequemen Zimmern aufrichteten, ohne daß ich Viel dran wenden durfte. Fast kein Tag ging vorbei, ohne daß sie mich mit vielen guten Sachen zur Haushaltung reichlich versahen — was Anfangs zwar

mich sehr erfreute, aber nach und nach mir doch etwas drückend ward, mich erschreckte. Ja, ich konnte in der That ohne Fehl auf sie die Worte des Apostels Paulus von den Galatern anwenden: Als einen Engel Gottes nahmet ihr mich auf, ja als Christum Jesum. Ich bin euer Zeuge, daß, wenn es nöthig gewesen wäre, ihr hättet eure Augen ausgerissen und mir gegeben" (Gal. 4, 14. 15). — Auch im Verhältnisse Swedbergs zur Wittve und zu den Kindern des Vorgängers entschied die tragende und hebende Liebe Alles. Er überließ ihnen ein ganzes Jahr hindurch nicht blos die Pfarre mit Haus, Aekern, Wiesen und allen Zubehörigkeiten, sondern zugleich die Hälfte der sehr ansehnlichen Einkünfte, und bezahlte außerdem noch alle Steuern für sie. „Ich verlor aber," sagt er, „Nichts dabei. Denn ich lebe der festen Ueberzeugung, daß man mehr Segen und Einkünfte hat von den Bitten und Fürbitten der Wittwen und Waisen, als von dem allergrößten Pastorat mit der reichsten Einnahme. Gott verachtet die Fürbitten der Waisen und Wittwen für ihre Wohlthäter nicht (Sir. 35, 17 — 22); nein, ihre Gebete dringen durch die Wolken und kehren nicht zurück, noch weichen einen Fußbreit, bis sie dahin gelangen, daß der Höchste sie gnädig ansieht, und reichlich denjenigen lohnt, welche Barmherzigkeit gegen die Elenden erzeigen. Deshalb soll man Nichts von alle dem sich reuen lassen, was man auf solche betrübte, in Gottes Wort uns so hoch empfohlene und bevorrechtete Personen gewendet hat."

Nicht lange aber sollte Swedberg sich dieses in Wahrheit pastoralen Zusammenlebens erfreuen. Im September 1692 kam ein sehr bestimmter Königlichcr Befehl an ihn,⁵⁹ das dritte theologische Professorat in Upsala zu übernehmen und so schnell wie möglich anzutreten. Er hielt sich selbst vor, wie er nun volle zehn Jahre von aller akademischen Wirksamkeit entfremdet gewesen; er fragte sich, was wohl draus werden sollte, zumal da die Lehrer an der Universität, in Parteien zerfallen, sich gegenseitig das Leben schwer machten, er stellte dem König dasselbe vor, richtete dieselbe Frage an ihn. Allein da seine Vorstellungen durchaus Nichts fruchten wollten, sprach er zum König: „Wohlan denn in des Herrn Namen; soll es durchaus so seyn, dann hilft kein Widerstreben. Ich werde Gott zu Hülfe nehmen und mein Bestes thun. Nur daß Ew. Königl. Majestät mir den Rücken frei halten wollen." „Ja, das wollen wir thun," antwortete der König. Swed-

59. Der König drückte nämlich in der Vocacion „die gnädige Zuversicht" aus, daß Swedberg „diese Veränderung als ein Zeichen göttlicher Seidung und zugleich des Könighchen Wohlwillens aufnehmen, daß er mithin, von allen Privatlichichten abscheid, sich um so geneigter werde finden lassen, dieses Amt anzunehmen, und darin seinen gewöhnlichen Fleiß und Eifer zu bezeigen, als er ja eben dadurch von Gottes Beistand und Mitwirkung sich überzeugen halten könne."

berg reichte seine Hand hin mit den Worten: „Geben Ew. Königl. Majestät mir die Hand darauf?“ Der König that es.

Was Swedberg gefürchtet hatte, das fand er wirklich: Misstrauen, Mißgunst, auch ehe er noch nach Upsala hinkam. Man hatte das Gerücht verbreitet, wenn dieser Pietist hinkäme, werde kein Student länger die Erlaubniß behalten, Degen und Perrücke zu tragen. Allein die Sache gestaltete sich doch ganz unerwartet anders: so wie Swedberg die Demuth und den Frieden Gottes mit sich brachte, so gelang es ihm auch wirklich, nicht bloß das leere Gerede niederzuschlagen, sondern wirklichen Nutzen zu stiften. Die elenden Privatfeindschaften, die leider auch heut zu Tage nur gar zu sehr an den Universitäten in der Ordnung sind, nahmen mehr und mehr ab; die akademische Jugend ward nach und nach nicht bloß stiller, sondern zum Theil frömmere; zuletzt dankte sie dem guten Lehrer, der nicht bloß in seiner Antrittsrede (über 1. Petr. 4, 11: „So Jemand redet, daß er es rede als Gottes Wort“) das Programm der praktischen Gottesfurcht ausgestellt, sondern darüber in seiner ganzen Amtsführung hielt. Er seufzte dabei: „Ach, mein allerliebster Herr Jesu, laß an mir Deine gnädige Verheißung in Erfüllung gehen: Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen (Matth. 5, 9). Ja, ich weiß es, Du wirst es um Deines Namens, um Deiner ewigen Treue willen erfüllen. Amen!“

X.

Die erste Schwedische Uebersetzung des Neuen Testaments, von Laurentius Andreä (1523), war gleichzeitig mit der Einführung der Reformation in Schweden, und befundete zugleich einen Riesenschritt vorwärts. Unläugbar ist es, daß Laur. Andreä Luthers Version (1522) kannte und benutzte, aber ebenso klar, daß der Grundtext selbst, keine einzelne Version (deren der Uebersetzer mehrere vor sich hatte), ausgedrückt ist, so daß das Ganze als eine selbstständige, in vieler Hinsicht werthvolle Arbeit anzusehen ist.⁶⁰ In der eigentlich sogenannten „Gustavianischen Bibel“ (Upsala, 1540 — 41), einer Arbeit der Brüder Lars und Ole Pahrson so wie des genannten Andreä, ist Luthers vollendete Uebersetzung von 1534 stetiger berücksichtigt; sie kann überhaupt als der Grundtypus der Schwedischen Version gelten, so wie sie auch die damalige höchst kräftige Sprachentwicklung unverrückt festhielt.⁶¹ Näheres Anschließen an den Grundtext

60. Vgl. Schinmeiers Geschichte der Schwedischen Bibelübersetzungen, II, 89 ff. *Wieselgren Sveriges sköna Literatur*, I, 159.

61. Vgl. Schinmeiers Geschichte der Schwedischen Bibelübersetzungen, II, 109 ff. *Wieselgren Sveriges sköna Literatur*, I, 161 f.

und zugleich Berücksichtigung der Verbesserungen, die Luther in seiner Bibelübersetzung seit 1534 unternommen, war die Aufgabe, welche die Männer sich stellten, welche, auf Befehl Carl IX., 1600 zusammentraten, um die Schwedische Bibel zu revidiren; ihre Arbeit, die doch nur einen untergeordneten Werth hat, bekannt unter dem Namen „Observationes Strengnenses“, blieb in der Handschrift liegen, da die Ungunst der Zeit (zunächst der mit Polen ausgebrochene Krieg) die Vollziehung der gottseligen Absicht des Königs nicht gestattete.⁶² Der unter dem großen Gustav Adolph 1617 — 1618 besorgte Bibeldruck (wozu die Revisoren bereits 1615 ernannt waren) war wesentlich ein bloßer Abdruck, und trägt obendrein sichtbare Spuren der Eilefertigkeit an sich.⁶³ Theils dieser Umstand, theils der nach und nach sich herausstellende Mangel an Schwedischen Bibeln, außer zu sehr hohen Preisen (so daß selbst Studirende öfters keine Bibel besaßen oder sich anschaffen konnten) bestimmten Carl XI., eine neue Revision zu veranstalten. Schon 1686 ward eine Comité dazu verordnet (damals der Erzbischof Olof Swedilius und der treffliche Håkan Spegel); doch wurde die Arbeit erst 1691 recht angegriffen. Die damals Comittirten waren: der Prof. Israel Kolmodin (Bischof auf Gotland), welcher alle Varianten aus den Schwedischen Bibelausgaben gesammelt hatte, Swedberg und der Assessor Marcus Rönner (letzterer wegen seiner Tüchtigkeit in den Morgenländischen Sprachen bekannt); außerdem sollte der Bischof von Strengnäs, Erik Benzelius, als der Wortführer der Commission, das Ganze beaufsichtigen; zuletzt ward auch der Rath und das Bedenken des Erzbischofs eingeholt. Die Revisoren beschleunigten die Arbeit so, daß sie, am 13. August 1691 begonnen, am 21. Juni 1692 abgeliefert werden konnte. Namentlich Swedbergs Eifer und seine Bereitwilligkeit, Alles dem großen Zwecke zu opfern, kannten keine Grenzen. Ein deutscher Buchdrucker, Georg Burhardi (vermuthlich aus Lübeck), welcher sich in Stockholm niedergelassen, ward ausgesandt, um Papier, Arbeiter und Alles, was zur Förderung des Werks nöthig war, anzuschaffen; Swedberg schoß ihm aus den Mitteln seiner Frau und seiner Mündel 50000 Schwedische Rthlr. vor, wobei der König versprach, ihn schadlos zu halten. Burhardi kam mit zwölf Buchdruckergehülfsen und einem Directeur zurück; eine Menge treffliches Papier aus Holland, Basel, Deutschland ward nachgeschickt. Allein, was geschah? Die Arbeit gerieth bald darauf in

62. Vgl. Schinmeiers Geschichte der Schwedischen Bibelübersetzungen, III, 55 ff. *Wieselgren Sveriges sköna Litteratur*, I, 216.

63. Vgl. Schinmeiers Geschichte der Schwedischen Bibelübersetzungen, III, 66 ff. *Wieselgren Sveriges sköna Litteratur*, I, 217 f.

Stocken, hauptsächlich weil jetzt Benzelius sich gegen die angeblich zu weit greifenden Veränderungen erklärte; eine Revision nach der andern ward angeordnet; die ernstlichsten Ermahnungen des Königs, das begonnene Werk zu Stande zu bringen, fruchteten Nichts; er selbst starb darüber hin (1697), und erst sein Nachfolger Carl XII., welcher sich solchen Aufschub auf keine Weise gefallen lassen wollte, sah die Vollendung des Ganzen. Die große sogenannte „Carolinische Kirchenbibel“ ward 1703 (in Folio) herausgegeben.⁶⁴

Noch bittere Erfahrungen mußte Swedberg mit der Gesangbuch = Verbesserung machen, die ihm so sehr am Herzen lag; und doch war Alles hier ebenso klug vorbereitet als durch tüchtige Kräfte fortgeführt. Eine Erneuerung des Gesangbuchs in poetischem Geiste nach dem vorwaltenden Bedürfniß der Gemeinde war durchaus nothwendig; vielleicht ist die in so vieler Hinsicht schwierige Aufgabe zu keiner Zeit so trefflich gelöst wie grade hier. Die besten poetischen und Glaubens = Kräfte waren zusammengetreten, um das neue Gesangbuch würdig auszustatten. Zuerst (1691) theilte Swedberg seinem guten Freunde, Urban Hjerne (damals Assessor im Bergwerkscollegium und Archiater, nachher Landeshauptmann), „einem gelehrten und in der Schwedischen Dichtkunst erfahrenen Manne,“ seinen Vorsatz mit. Diese wurden, nachdem Hjerne bereits zu demselben Zwecke das Gesangbuch für sich durchgegangen hatte, „in des Herrn Namen“ eins mit einander, „in einem Privathause, ganz in aller Stille, ohne daß Jemand vors erste das Geringste davon erführe, die Arbeit anzufangen; denn wäre es ruchbar geworden, dann hätten gleich der böse Wille und die Misgunst sich entgegengestemmt.“ Zu ihrem gottseligen Vorhaben luden sie ferner den Propst in Mora in Dalekarlien, Jac. Boetius, ein, gleichfalls einen Freund Swedbergs und einen wahren Diener Jesu Christi, „einen Mann, der Böses für das Gute leiden mußte;“⁶⁵ dieser sandte ihnen wöchentlich seine Bemerkungen und Erinnerungen bei jedem geistlichen Liede. Auch der bereits genannte Vi-

64. Vgl. *Wieselgren Sveriges sköna Litteratur*, I, 327.

65. Er ward vom Generalfiscal 1697 (kurz nach der Thronbesteigung Carl XII.) des Majestätsverbrechens wegen einiger Aeußerungen über die königliche Macht und die Stände des Reichs, die er sich erlaubt haben sollte, angeklagt, vom Hofgericht, als Ehre, Leben und Gut verwirkt zu haben, verurtheilt, und auf die Festung Räteberg gefangen gesetzt. Von da befreit, 1704, kam er doch nicht wieder ins Amt, sondern ward 1705 aufs Waisenhaus in Stockholm eingesteckt, wo er bis 1710 verblieb, da man ihm die völlige Freiheit wieder schenkte. Graf Piper war das Hauptwerkzeug seiner Verhaftung. Höchst merkwürdig ist, was Swedberg im Folgenden erzählt, daß nämlich derselbe Graf Piper, nachdem er in der unglücklichen Schlacht bei Pultawa (1709) in Gefangenschaft gerathen, von den Russen als Gefangener in dasselbe Zimmer auf Räteberg eingesperrt war, das Boetius früher bewohnt, „jedoch mit ganz anderm Tractamente.“ Er starb dort in großem Elend und Armuth. „Sehnet Gott die Tyrannen heim.“

schof auf Gotland, Israel Kolmodin, theilte sich gegen den Schluß hin an der Arbeit. Weiter wandte Swedberg sich an den berühmten Schwedischen Dichter, Håkan Spegel, Bischof in Linköping (nachher Erzbischof);⁶⁶ auch dieser billigte die Arbeit und ließ den Brüdern seinen „Psalter, den er gesangsweise verfaßt hatte,“ aus welchem mehrere Lieder in das Gesangbuch hinübergenommen wurden. Endlich bewog Swedberg auch den Prof. Peter Lagerlöf, der die ausgezeichnetste Kenntniß alles Technischen in der Poesie hatte, „alle einzelnen Psalmen fleißig und treulich mit ihm durchzugehen.“ Alles dies ward im Winter 1692—1693 so wie das darauf folgende Frühjahr ins Werk gesetzt. Man hatte sich ebenso die größte Behutsamkeit in Aenderung der Lieder als die Berücksichtigung des dogmatischen und poetischen Gehalts zum unverbrüchlichen Gesetz gemacht. „Die alten Lieder,“ sagt Swedberg, „achte ich am rathsamsten so wenig wie möglich zu ändern. Sie kommen mir wie alte Ducaten und Thaler vor, die zwar grob geprägt, uneben und unansehnlich, aber von feinem Metall und Gehalt. Bei den neuern habe ich mich einer größern Freiheit und Kühnheit bedient.“

Als die Arbeit fast vollendet war, bat Swedberg den König, daß dieselben Revisoren in der Gesangbuchsache, wie bei der Bibelübersetzung, ernannt werden möchten. Dies geschah. Weiter, um den Fortgang des Unternehmens gegen die leicht vorherzusehenden unmilden, ungerechten Urtheile zu schützen, ward Se. Majestät ersucht, daß die ganze Arbeit mit den zugehörigen Stücken: dem Psalter, den Evangelien und Episteln, an das Domcapitel in Upsala, um von diesem durchgesehen und geprüft zu werden, gesandt werden möchte. Auch dies geschah. Nur wenig ward geändert; das Ganze gewann die vollkommene Billigung sowohl des Domcapitels als der theologischen Facultät. Der König ward hoch erfreut, als Swedberg ihm dieses berichtete, und verlangte, das Gesangbuch solle sogleich gedruckt werden. Swedberg erwiederte: „Gnädigster Herr, ich kenne Kratres,“ und schlug vor, die ganze Psalm-Arbeit in vollendeter Gestalt möchte noch der auf dem nahe bevorstehenden Reichstage versammelten Gesamt-Geistlichkeit des Landes vorgelegt werden. Auch dies geschah: eine Comité ward niedergesetzt von vier Bischöfen und mehreren Präpsten aus sämtlichen Stiftern des Reichs, mit welchen Swedberg zusammentrat. Hier ebenfalls wurden nur wenige Aenderungen beliebt; die Comité versah

66. Nicht sowohl sein größeres Gedicht: „Gottes Ehre und Anbe“ — eine freie Nachahmung des „Heraclitus“ des Dänischen Dichters N. Herrevog (beiden diente der Franzose du Barrias zum Vorbild) — als seine unvergleichlichen geistlichen Lieder sind es, welche ihm unter den Schwedischen Dichtern einen der höchsten Plätze sichern.

die Arbeit mit ihrer Unterschrift. So ging denn endlich das Gesangsbuch aus Burckhardis Druckerei (der sich ein Königl. Privilegium dazu erworben) in den Jahren 1694 — 1695, in verschiedenen Formaten, hervor. „Ich meinte,“ fügt Swedberg hinzu, „eher würden Himmel und Erde zusammenfallen, als daß die so gutgeheißene Arbeit noch ferner angefochten werden sollte.“

Allein gerade-jetzt, nachdem das Gesangbuch, von Allen und vom Könige selbst approbirt, die Presse verlassen hatte, erhob sich der Sturm. Man witterte Ketzerei; der König, hieß es, wolle mit Swedberg eine neue Religion im Lande einführen, die noch größere Unruhen hervorrufen würde, als zur Zeit Königs Carl IX.;⁶⁷ ja es stehe ein Religionskrieg zu befürchten. Der Professor in Dorpat, Crispinus Zersfeld, „ein zankstüchtiger, unverschämter Mann,“⁶⁸ schrieb eine Schmähschrift, betitelt „Observationen über das Gesangbuch“ dagegen. Ihn unterstützte sein Schwager, der Bischof in Westerås, D. Carlson, „der nie das Allergeringste zur Förderung der Gottseligkeit gethan, wohl aber viel Gut, viele Höfe und ganze Kisten voll Goldes und Silbers in seinem Hause hatte.“ Der Schwiegervater dieses Carlson war der Erzbischof Swabilius, „übrigens ein frommer und sanftmüthiger Herr,“ der aber dem Schwiegersohn nicht gern zuwider seyn wollte. So ward das gedruckte Gesangbuch noch einmal an das Capitel in Upsala verschickt. Zuerst äußerte man die Ansicht, es könne genug seyn, daß eine neue Auflage veranstaltet werde; inzwischen möchten die nöthigen Bemerkungen und Aenderungen auf einem Blatt am Ende des Buchs gedruckt werden. Allein die härtere Meinung gewann in der letzten Revisions-Commission die Oberhand. Alle Exemplare des „unglücklichen Swedberg'schen Gesangbuchs“ (so hieß man es von nun an) wurden eingezogen und auf dem Schiffsarsenale zu Stockholm niedergelegt. Noch einmal wurden alle Bischöfe des Reichs unter dem Vorfige des Erzbischofs zusammenberufen; der König wollte das Gesangbuch heraushaben, es koste was es wolle. Das Ergebniß dieser allerletzten Prüfung war dieses: daß, außer den Correctionen, überhaupt 70 Psalmen hinausgeworfen wurden, so daß das Gesangbuch, welches

67. Carl IX. war bekanntlich im Herzen der Reformirten Lehre ergeben, schrieb selbst mehrere Schriften zur Vertheidigung der Reformirten Sacrament-Theorie, und that Schritte, um wenigstens unmerklich die Einführung dieser Lehre in Schweden vorzubereiten — welche jedoch alle völlig vergeblich waren. Ausführlichen Bericht darüber erstattet Dalin (*Svea rikets Historia*, III, 2, S. 531 ff., 644 ff.)

68. Namentlich war der König persönlich auf diesen Zersfeld erbittert. Swedberg erzählt Folgendes: „Als er dem Könige grade unter die Augen sagte, es werde ein Religionskrieg daraus entstehen, und dabei schrecklichen Lärm machte, schüttelte ihn der König bei der Brust und stieß ihn gegen die Wand. Zersfeld ward darnach bettlägerig und ging einige Tage darauf mit dem Tode ab.“

jetzt 1697, „nach dem gnädigsten Befehl Sr. Königl. Majestät übersehen und nothdürftig verbessert,“ herauskam, aus 413, statt 483 Liedern zu bestehen kam.

Damit man sich einen Begriff davon machen könne, welcherlei Art die meisten der Einwendungen und Correctionen zu diesem Gesangbuche waren, führen wir bloß Folgendes an. Der Beweis der Kezerei wurde unter Anderm aus einem, aus Joh. Arndts Paradiesgärtlein entlehnten und, wohl zu merken, sehr oft früher im Anhange zum Gesangbuche ohne alle Widerrede abgedruckten Gebete hergeholt; Arianismus sollte es seyn, wenn Arndt dort „den Herrn Jesum, unsern Mittler, welcher Gottes und des Menschen Sohn worden,“ anrief. In dem Psalm: „Lobe den Herren, meine Seele,“ kamen die Worte vor: „er liebt den Frommen, aber behält den Gottlosen auf zum Tage des Gerichts;“ das ist ja, rief Zersfeld, durchaus wider Gottes klares Wort, welches will, daß die Gottlosen zu ihm sich bekehren; er berief sich dabei auf 2 Petr. 2, 9: „Der Herr weiß die Gottseligen aus der Versuchung zu erlösen,“ verschwieg aber die unmittelbar drauf folgenden Worte, die gerade die des Psalms sind: „die Ungerechten aber zu behalten zum Tage des Gerichtes.“ Besonders mußten die Lieder entgelten, wo die Rede von den „falschen Propheten“ war, oder wo die Heiligung entschieden gefordert, wo das Gesetz geschärft wurde. So ward das herrliche Lied von Swedberg: „Jesu, du mein guter Hirte“ ganz gestrichen. Ebenso wenig konnte das schöne Abendlied von Columbus: „Dahin ist dieser Tag“ vor den Augen der Revisoren Gnade finden; gar zu hell klang in den letzten Versen die Aufforderung zur Selbstprüfung und zu einem heiligen Wandel. Ueberall wollte man Spuren „heimlicher Pietisterei“ entdeckt haben. So mußten auch die kraft- und markvollen Lieder: „Sündervolle Seele“ (von Germ. Gripenhjelm) und: „O Mensch, bedenk dein letztes Ziel“ weichen. Ueberhaupt gingen viele der trefflichsten Lieder so für die Schwedische Kirche verloren, worunter namentlich auch Graf Lindschölds: „Wenn die Schatten schweigend ziehen,“⁶⁹ „ein Muster,“ sagt Swedberg, der erhabensten Poesie, die je ein Dichter empfangen hat, ein hell leuchtender Demant in Gold gefaßt.“ — Wenig half es, daß Swedberg in einem ausführlichen Memorial an die in Stockholm versammel-

69. Der angebliche Grund bei diesem Liede war der: es sei zu hoch poetisch, mithin unverständlich. Swedberg bemerkt hiezu: „Haben unsre Vorfahren des Brundennis Psalm: Jam moesta quiesce quiesce mit seinen hohen und tiefen Tönen behalten, warum sollte denn dieses Lied nicht bleiben dürfen? Auch Salomos Hohes Lied ist ja nicht für Kinder und einfältige Leute; dennoch hat Gottes Geist dasselbe aufgesetzt und denen zum Unterricht und zur Seelenweide überliefert, welche eine reichere Erleuchtung des Geistes haben.“

ten Bischöfe „mit aller Bescheidenheit und Sanftmuth“ die erhobenen Einwendungen aus Gottes Wort und den Bekenntnisschriften unserer evangelischen Kirche widerlegte. Das Urtheil war gesprochen.

Wundern kann man sich gewiß nicht, daß Swedberg, der zugleich alle Fäden dieser Maschinerie und was hinter den Coulissen vorging, sah, sich oft mit Schmerz und Aerger über diesen staatskirchlichen Streich äußerte, und mehrere der Anführer dabei nach dem Leben zeichnete. Er nannte sie mit einem höchst ausdrucksvollen Worte „Tüncher,“ weil sie „wie die falschen Propheten Israels, nur darauf bedacht waren, die Wand mit losem Kalk zu bewerfen, den Weg zum Himmel so breit und die Pforte so weit als möglich zu machen. Einige Beispiele, die er von solcher falschen Anbequemung und verdammlichen Gefügigkeit mancher Prediger erzählt, sind allerdings geeignet uns die Entheiligung des Amts, wie sie bei manchen hochgestellten Geistlichen damals im Schwange ging, recht vor Augen zu stellen. Einer dieser Herren, berufen dem Könige das Sacrament zu reichen, als dieser in der Beichte bekannte, „er fühle eine große Angst über die harte Reduction und Liquidation, welche so viele Seufzer und Thränen ausgepreßt,“ antwortete: „Ew. Majestät, das nehme ich auf mich.“ Ein anderer, über die Worte des Herrn predigend: „So gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott was Gottes ist“ (Matth. 22, 21), legte ersteres so aus: „Dem Könige gehöre von Gottes- und Rechtswegen nicht nur das Reich, sondern das Volk, und folglich auch alles Eigenthum des Volks.“ „Nein, nein,“ ruft Swedberg hier mit der ganzen Entrüstung des rechtschaffenen evangelischen Lehrers aus, „weg mit solchen Tünchern! Einen andern Samuel muß der König haben, der ihm diese Worte recht vorstellt und aneignet: Es soll der Fürst dem Volk Nichts nehmen von seinem Erbtheil, noch sie aus ihren eigenen Gütern stoßen, sondern soll sein eigenes Gut auf seine Kinder erben“ (Ezech. 48, 16).

Jene triumphirten aber doch für den Augenblick. Swedberg hatte, außer allem andern Verlust, die traurige Aussicht, sein ganzes Vermögen zu verlieren; denn er hatte Burchardi zum Druck der Bibel und des Gesangbuchs 50,000 Rthlr. zinsfrei vorgeschossen. Er stellte also dem Könige in aller Unterthänigkeit vor, wie er ohne alle seine Schuld zu diesem Verlust gekommen, der um so mehr zu beklagen sey, als ein großer Theil davon aus Mündelgeldern bestehe. Auf sein Begehren ward eine königliche Commission niedergesetzt, die ihn natürlich ganz unschuldig fand. Jetzt gab der König dem „Staatscomptoir“ Befehl, Swedberg 20,000 Thaler auszuzahlen — eine Summe, die nach Aufschlag des Werths der bei Burchardi abgeholtten Exemplare ermittelt

war.⁷⁰ Die übrigen 30,000 Thaler gingen bei Burchardi verloren, der selbst ein ruinirter Mann und seit der Zeit „etwas schwach im Kopfe war.“ Swedberg tröstete sich mit der reichen Gnade des Herrn, „die ihm auch mit vollen Zinsen den erlittenen Verlust ersetzte.“ „Ja, Gott sey Dank,“ fügt er hinzu, „so zeigt es sich, daß Niemand aufs Letzte arm bleibt, der es frisch und fröhlich wagt auf Gottes Ehre, auf die Förderung seines Worts und des Seelenheils der Gemeinde. Denn ist der Herr nicht, wie ich so oft gezeugt habe, unsere einzige Krone, und wäre es nicht eine Schande, das Gute, das er in unsern Schooß austreut, ihm nicht opfern zu können, wenn er es von uns verlangt; oder ist er nicht unendlich besser und herrlicher als unser Gut, Leib und Leben zusammen?“ — Selbst das Schicksal des Gesangbuchs⁷¹ konnte Swedberg wenigstens in sofern verschmerzen, als er sich freute, daß es dennoch in dieser Gestalt herausgekommen sey. „Es scheint mir,“ sagt er, „überflüssige Bezahlung, daß das Gesangbuch doch so erscheinen konnte, wie es jetzt erschienen ist: denn wer weiß, wenn nicht Einer sich gefunden, der Alles dran setzte, ob auch dies nur je geschehen?“⁷²

XI.

Wie Swedberg als Professor in Upsala wirkte, haben wir schon oben angedeutet.⁷³ Das Jubelfest am 27. Februar 1693 und den folgenden Tagen (zur Erinnerung an die Zusammenkunft zu Upsala 1593, wo die Stände des Reichs das evangelische Bekenntniß annahmen) bot ihm eine willkommene Veranlassung, den Herzen der Zuhörer dasjenige recht lebendig einzuprägen, wofür er leben und sterben wollte. Unvergesslich ward Vielen die von ihm in dem Dom zu Upsala gehaltene Jubelpredigt wegen der drei Q. Damit hatte es folgende Bewandt

70. Der Staatssecretair wollte Swedberg eine Anweisung auf Pappmarten geben; allein da wurde Nichts daraus. Der König gab auf Swedbergs Verstellung Befehl, die fragliche Summe augenblicklich auszusahlen.

71. Das letzte Schicksal desselben, nachdem Swedberg längst vom Schaustag abgetreten, war dieses. Auf dem Reichstage 1772 gab Baron Gustav Ribbing ein Memorial an den geistlichen Stand ein wegen der vielen tausend Gremelaren, die noch unter Verschluss lagen. Es ward vorgeschlagen, sie zu verkaufen und den Erlös zum Einbinden von Büchern, die im Reichsarchive aufbewahrt, zu bestimmen, denn „nach so langer Zeit,“ meinte Ribbing, „sollten doch wohl Swedbergs Gesangbücher kein Vergerniß mehr anrichten können.“ *Z. Westén Sconka Hof-Clericiets Historia*, I, 2, 479—481.

72. „Gott erfreue,“ schreibt Swedberg, „des Königs Seele in der himmlischen Gemeinde, wo er nun vor Gott und dem Lamm mit neuer Junge neue Psalmen singt! Gott helfe mir auch zu seiner Zeit hinzutreten; da werden wir wohl in rechter Vertraulichkeit uns über Eins und das Andere austreden können, was ich jetzt der Feder nicht anvertrauen mag.“

73. Nur dies könnte vielleicht noch bemerkt werden, daß er hier Vorlesungen hielt über „*Durri Theologia moralis*“ ein kernhaftes Buch, worin der wahrer Geist der Gottseligkeit weht.

niß. Indem er von dem Doctorate in der evangelischen Kirche und der Bedeutung des Doctor-Ringes sprach, sagte er unter Anderm: „Wäre ich dabei gewesen, als der Ring beim Goldschmied bestellt ward, würde ich den Rath gegeben haben, drei L'en in den Ring hineinzuprägen, als dasjenige, was die Doctoren der Gottesgelahrtheit stets vor Augen haben müssen. Nicht als ob ein Doctor lässig sein sollte, oder lau in seinem Amte, oder der Luft der Welt fröhnend. Sondern die drei L'en bedeuten, daß er lehren, leben, leiden soll. Er soll zuvörderst lehren, so wie der Apostel es von einem Bischofe verlangt, soll lehrhaftig seyn, freundlich gegen Jedermann, der die Bösen tragen kann mit Sanftmuth und strafen die Widerwärtigen (1 Tim. 3, 2. 2 Tim. 2, 24. 25). Er soll ferner leben, rechtschaffen und gottselig, so wie S. Paulus wiederum mit den Worten einschärft: daß er nüchtern sein solle, mäßig, sittig, gastfrei, nicht ein Weinsäufer, nicht pochen, nicht unehrliche Handthierung treiben, sondern gelinde, nicht haderhaftig, nicht geizig (1. Tim. 2, 2. 3); denn wahrlich, wer eins von diesen kleinsten Geboten auflöst und lehret die Leute also, der wird der Kleinste heißen im Himmelreich (Matth. 5, 19); selig aber sind die, die das Wort Gottes hören und thun. Ein Lehrer muß drittens leiden können. Ein eifriger Diener des Herrn geizt nicht mit der Wahrheit, sondern „er ruft getrost, er erhebt seine Stimme wie eine Posaune, und verkündigt dem Volke Gottes ihr Uebertreten und dem Hause Jakobs ihre Sünde“ (Jes. 58, 1), ob er auch deswegen viel leiden muß. Ja grade dann ist er ein echter Schüler Christi, ein rechter Doctor; denn er wandelt in den Fußtapfen Christi, der Apostel und Propheten. -- Was solche einfältige Ermahnungen, eingedrückt mit den Spießen und Nägeln der Wahrheit, zu bedeuten haben, das wissen Alle, die überhaupt die Neigung des menschlichen Herzens zur Selbsttäuschung erkannt haben. Und für die Schwedische Geistlichkeit damals hatten sie eine zwiefache Bedeutung, da die Mehrzahl es ganz leicht mit den zwei letzten L nahm, wenn sie nur in dem ersten möchten probehaltig erfunden werden.⁷⁴

Im folgenden Jahr, 1694, ward Swedberg erster theologischer Professor und Pastor in Upsala. Auch hier (denn auch dieses Amt hatte er nicht erwartet, viel weniger gesucht) nimmt er die Gelegenheit wahr, den Brüdern einzuschärfen, welch' eine selige Sache es um eine rechtmäßige Berufung sey, um eine solche, wie er sich an einem andern

74. D. Matth. Jfer, einer der Promovirten, hatte beim Abendgelage auf dem Schlosse, in Gegenwart des Königs und der übrigen hohen Herrschaften, so tief ins Glas gesehen, und betrug sich so, daß ein Kirchenrath anfuhrte: „Haben der Herr Doctor schon die drei L'en vergessen?“

Orte ausdrückt, die von Gott ist. „Es ist unglaublich und unschreiblich,“ sagt er, „was für ein Herz, was für eine Freudigkeit und Freimüthigkeit die Diener des Herrn durch eine reine und rechtmäßige Berufung erlangen, und auf der andern Seite, wie muthlos und verzagt im Unglück, in Versuchungen, in Aengsten diejenigen werden, welche sich einer solchen Berufung nicht getrösten können.“ So führte nun auch Swedberg dieses Amt vor den Augen des Herrn, mit Lust und Freude. Er predigte alle Sonn- und Feiertage zwei Mal; zwischen der Frühpredigt und dem Vormittagsgottesdienst hielt er Katechismusverhöre, von welchen insonderheit die, welche er in der erwachsenen studirenden Jugend (unter 18 Jahren) hielt, stark besucht waren. „Alle fanden sich willig und mit Freuden ein; auch die Eltern kamen, unerinnert, und ermunterten die Kinder; Alles geschah mit heiliger Lust und inniger Zufriedenheit der Seele.“ Beichtgeld nahm er nie an (die Kapelläne hatten die ganzen Einkünfte davon); er achtete es für einen schändlichen Mißbrauch des Amtes, wenn etwas den Communicanten abgefordert würde, ehe sie zum Tische des Herrn gingen. „Stände Petrus auf,“ sagte er, „er würde gewiß in heiligem Eifer einem solchen Prediger wieder zurufen: Daß du verdammt werdest mit deinem Gelde, daß du meinst, Gottes Gabe werde durch Geld erlangt“ (Ap. Gesch. 8, 20). Ueberhaupt schärfte er der ihm befohlenen Jugend zunächst ein: „daß der letzte Zweck alles Lesens und Studirens der sey, Gottes Gnade zu erlangen, zu genießen und zu erhalten, hier in der Zeit und dort in der Ewigkeit. Diese gewinnt man aber nur, indem man sich im Glauben festhält an den Erlöser Jesum Christum, unverrückt bleibet bei dem geoffenbarten Worte Gottes, und durch des Geistes Gnade und Hülfe darnach lebt. Mit Recht legte deshalb Luther dieses der Erklärung aller Gebote zum Grunde: Wir sollen Gott fürchten und lieben. So lange die Furcht Gottes und das Halten seiner Gebote die Hauptsumme aller Lehre ist, so lange die Gottesfurcht über Alles geht, über Weisheit, Klugheit und jedwede Glückseligkeit, die der Mensch in dieser Welt sich wünschen mag, werde ich nimmer aufhören, so lange nur ein warmer Blutstropfen in mir ist, die Gottesfurcht zu lehren, zu treiben und auf alle und jede Weise zu stärken.“

Ein schweres Schicksal traf den gottseligen Lehrer im Jahre 1696, indem seine geliebte Ehefrau, Sara Behm, am 17. Juni ihm entrißen ward. Ein schöneres Zusammenleben als zwischen diesen Gatten Statt fand, läßt sich kaum denken; beide wandelten vor den Augen des Herrn, unter seiner Hand. Wir sprachen schon früher von dem edlen Weibe; ein einziger Zug soll hier ihr Bild vollenden. Sie pflegte

oft zu sagen: „Ich heiße Sara, drum will ich meinem Eheherrn gehorsam seyn. Wenn ich ihm gehorche und nach Gottes Wort mich halte, dann habe ich ein gutes und ruhiges Gewissen; dann habe ich einen gnädigen Gott und guten Mann; dann wird mein Mann auf der Kanzel mit Nachdruck predigen können; dann habe ich Ehre, welche Gott mir schon jetzt weit über Verdienst giebt und einst in der Ewigkeit geben wird.“ „In Summa,“ sagt Swedberg, indem er ihr Bild noch weiter mit Liebe ausmahlt, „sie war mir eine Freude und ein Trost; sie machte mich immer fröhlich, so daß ich mein Leben aufs Doppelte bringen kann. Nie hätte ich sonst vermocht so viele Bekümmerniß und schwere Arbeit, mit welcher ich damals überladen war, zu tragen, wenn nicht dieses tugendhafte Eheweib mit ihrer Frömmigkeit und Gottesfurcht mich erhalten und erquickt hätte.“

Sara Behm hinterließ ihrem Gatten acht Kinder, worunter der nachmals so berühmte Emanuel.⁷⁵ Der älteste der Söhne, Albrecht, folgte bald seiner Mutter. Sein Tod war dem Vater höchst merkwürdig. In einem Gespräche mit dem Vater auf dem Siechbette äußerte er mit kindlicher Zuversicht: wenn er in den Himmel komme, werde er nicht nur seinen Schöpfer loben und preisen, sondern auch für Vater und Mutter beten. Das Letztere fiel Swedberg aufs Herz, weil das Kind sonst nie einen Gedanken in dieser Richtung geäußert hatte; er betrachtete die entsprechende Vorstellung (wie er es sich schon lange gedacht hatte) als ein Stück des Kinder- und Engel-Glaubens. Indem er nämlich von der offenkundigen Wahrheit ausging, daß die streitende und triumphirende Kirche Eins im Geiste, und daß dies die Gemeinschaft der Heiligen sey (denn wir sind ja unter einander Glieder, die Heiligen im Himmel und die Gläubigen hier auf Erden unter dem einen Haupte, Christo), schloß er ferner: Dieses Band kann nicht zerrissen werden, wenn wir auch irdisch getrennt werden. Denn wir haben ja alle einen und denselben Geist, den heiligen Geist der Gnaden und des Gebets; dieser Geist verbindet und verknüpft uns mit dem starken Bande der Liebe, welches nicht brechen kann, sondern vielmehr noch stärker und vollkommner in Gottes Reich werden muß. Die Heiligen können ja unmöglich die christliche Liebe und die Erinnerung ausziehen; beide müssen im Gegentheile dort von aller Schwäche und

75. Swedberg, wo er die Namen seiner Kinder alle aufzählt, und Gebete für sie thut, spricht so von diesem: „Sein Name bedeutet: Gott mit uns, damit er sich stets die Gegenwart Gottes vorhalte und die genaue, innige Vereinigung, in welcher wir durch den Glauben mit unserm gnädigen Gott stehen. Bis auf diese Stunde ist Gott auch (wofür sein Name gepriesen sey) gewißlich mit ihm gewesen. Gott sey auch ferner mit ihm, bis er einst ewig mit Gott in dessen himmlischem Reiche seyn wird!“

Unvollkommenheit befreit werden. Nur so kann dasjenige in Erfüllung gehen, was der Apostel als das Endziel der Thätigkeit des Geistes Gottes beschreibt, nämlich „daß alle Dinge zusammen unter Ein Haupt verfasset werden in Christo, beides das im Himmel und auch auf Erden ist“ (Eph. 1, 10). Offenbar weist ja auch darauf hin, was von den Gläubigen unter dem Alten Testamente gesagt ist: daß sie nicht ohne uns werden vollendet werden“ (Hebr. 11, 40).⁷⁶ Und so darf es denn nichts Befremdendes für uns haben, daß die Heiligen für diejenigen bitten, welche noch im Kampfe stehen und welche ihnen ans Herz gebunden waren; sowohl ihre innige Gemeinschaft und Verpflichtung, als auch die genaue Verbindung, in welcher sie zusammen mit dem Haupte, Christo, stehen, muß sie dazu drängen und antreiben. Keineswegs folgt doch daraus, weder daß die Heiligen von den besondern Zuständen, Versuchungen, Nöthen, in welche die Kämpfenden hienieden gestellet sind, Kenntniß haben, oder daß wir sie anbeten und anrufen sollten (wie man im Papstthum thut), so wenig, wie dies geschieht, wenn wir hienieden für einander bitten.⁷⁷

Solche gottselige Gedanken äußerte Swedberg über diesen Punkt; allein diese Gedanken wurden, wie gewöhnlich bei ihm, laut. In einer, im Namen der Kinder abgefaßten, Grabchrift für seine geliebte Frau sprach er sich in diesem Sinne aus. Ein Dienstfertiger übergab dem König das Blatt mit den Worten: „Die Professoren in Upsala fangen an, katholisch zu werden und die Heiligen anzubeten.“ Bald darauf kam Swedberg selbst und fragte den König: ob denn S. Majestät nicht meinte, daß die selige Königin (Ulrika Eleonora) jetzt in Gottes Reich für ihn und seine Kinder bäte. Die Sache ward niedergeschlagen. Indes hatte Swedberg große Lust seine völlige Ueberstimmung mit der Lehre unsrer Kirche über diesen Punkt wissenschaftlich ins Klare zu setzen; grade über diesen Gegenstand (de intercessione Sanctorum) wollte er seine

76. „So wird dann dieser Leib.“ schließt Swedberg richtig, „nicht vollendet werden, bis alle Glieder am jüngsten Tage nach der allgemeinen Auferstehung zu einander kommen.“

77. Daß diese Lehre, hier bloß in einigen Grundzügen angedeutet (Vieles würde mifstretlich zu einer genauern Bestimmung derselben erfordert) im Geringsten nicht die Lehre unsrer evangelischen Kirche angreift, sondern vielmehr eine notwendige Entwurfung derselben vorbereitet, dürfte wohl keinem Zweifel unterliegen. Dem der Gegenstand ging bei uns nicht sowohl auf die Gemeinschaft der Heiligen, als auf die *intercessio Sanctorum*, insofern man in der Römischen Kirche etwas Mediatorisches, von erster oder zweiter Hand, hineinlegte. So *Confessio August. a. XI.*: „Scriptura Sacra non docet invocare Sanctos, seu petere auxilium a Sanctis.“ Ausführlicher erklärt sich darüber *Apolog. Conf. Aug. XI. p. 223 sqq.*, indem ausdrücklich gelehrt wird: „De Sanctis concedimus, quod sicuti vivi orant pro ecclesia in genere, ita in coelis orant pro ecclesia in genere,“ wobei zugleich bemerkt wird, daß daraus keineswegs die Aburnung der Heiligen folge.

theologische Doctor = Dissertation ausarbeiten. Der König aber widerrieth es ihm unter den gegebenen Verhältnissen.

Die Trauer seines Wittwerstandes milderte Swedberg, indem er „ein neues großes steinernes Haus und einen köstlichen Hof dazu auf dem großen Markt in Upsala erbauen ließ.“ Bezeichnend ist es, wie er auch bei solchen Gelegenheiten keine Mühe schonte, damit Alles, was er ins Werk setzte, nicht nur ordentlich, sondern christlich zugehe. „Ich kann bezeugen,“ sagt er, „(denn ich ging stets bei der Arbeit hin und her), daß kein Stein mit Seufzen oder Grämlichkeit gelegt wurde, sondern Alles ward mit Lust und gutem Muth ausgeführt. Kein Geschrei ward gehört, kein hartes, verdrießliches Wort, kein Fluchen und Schwören.“ In dieses Haus führte er seine zweite Frau, Sara Berg, 1697 ein; die vielen Kinder verlangten nothwendig eine Hausmutter, die sie in jeder Rücksicht in ihr erhielten. Als das Haus im Herbst 1698 ausgebauet war, weihte er es, indem er alle Hospitals-Glieder in der Stadt einladen und tractiren ließ, wobei er, seine Frau und Kinder die Aufwartung machten. „Alles ging fein ordentlich zu; man schloß mit Gesang, Gebet, Danksagung, und schied, sich gegenseitig Segen anwünschend.“

Im Jahre 1702 am 17. Mai, bei dem großen Brande in Upsala, wo drei Viertel der Stadt und der herrliche Dom selbst eingeäschert wurden, brannte auch Swedbergs neuerbautes Haus nieder; Alles, was fortgetragen werden konnte, ward von den Studenten gerettet, die ihren Lehrer sehr lieb hatten. „Wir haben durch unsere großen und schweren Sünden,“ sagte Swedberg, „nichts Anderes verdient. Die Predigt des göttlichen Worts schafft keine rechte Frucht bei uns; deshalb muß Gott so erschrecklich predigen.“⁷⁸ Vier Tage darauf ward Swedberg zum Bischof in Skara berufen, und trat dieses Amt ungefähr ein Jahr später an, nachdem er kurz zuvor zum Doctor der Theologie promovirte. Er seufzte dabei zum Herrn: „Hilf du mir, mein Herr und Gott, denn ich bin ja ein schwacher, sündlicher Mensch wie alle andere. Wenn die Versuchungen sich nahen, die ja nach deinem Wort nicht ausbleiben können, wenn Satan mich ansieht und verstört, so höre Du mein treues inniges Gebet, und laß mir die Antwort werden, die vormals Deinem Apostel ward: Laß dir an meiner Gnade genügen; denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig! Ja mache du mich, wie ihn, gutes Muths in Schwachheiten, in Schmachten, in Nöthen, in Verfolgungen, in Aengsten um Christi willen

78. Siehe: Swedbergs Briefe an die Prinzessin (nachherige Königin) Ulrika Eleonora vom 19. Mai 1702, aus der Handschrift mitgetheilt bei *Westén Svenska Hof-Clericiets Historia*, I, 2, 485 ff.

(2 Cor. 12, 9. 10)! Sprich zu mir, wie du zu deinen Aposteln sprachst: Ich will euch Mund und Weisheit geben, welcher nicht sollen widersprechen mögen noch widerstehen alle Widerwärtigen. Und ein Haar von eurem Haupte soll nicht umkommen. Fasset eure Seelen in Geduld!" (Luc. 21, 15. 18. 19.)

XII.

Swedbergs alter Herr, Carl XI., zu dem er so manches Gotteswort gesprochen, hatte indeß das Zeitliche gesegnet; er starb nach einer christlichen Bereitung am zweiten Ofterfeiertage (5. April) 1697. Was man von seinem Sohn, „dem jungen Löwen," Carl XII., sich zu versehen hatte, war Vielen noch nicht klar, obgleich er, wie Alle wußten, beides eine fromme und ritterliche Erziehung genossen. Besonders vielen Geistlichen wurde übel zu Muth, wenn sie des jungen Königs Raschheit und Bestimmtheit in allen Dingen sahen. Nicht so Swedberg; er näherte sich, wo sein Amt es erforderte, dem Könige unverzagt; denn er meinte, Gottes Wort müsse stets ausbelfen, und der Glaube jezt, wie zu aller Zeit, der beste Schild seyn, so wie denn auch die Waffe der ächten Freimüthigkeit ihm nimmer fehlte. Wir werden ein paar Züge davon erzählen, die beide den König und Swedberg klar abmalen.

Es war im Jahre 1698, als der versammelte Reichstag dem Könige den Vorschlag machte, man solle eine außerordentliche Steuer der gesammten Geistlichkeit auflegen, so daß außer dem gewöhnlichen Abzug von den Zehnten (ein Drittel, welcher der Krone zufiel) noch ein Zehntel der so reducirten Einkünfte entrichtet werden sollte. Die größtentheils schlecht besoldete Geistlichkeit im Stifte klagte dem Domcapitel in Upsala ihre Noth. Der Erzbischof, der greise Olof Swedbilins, meinte, es sey grade eine höchst ungelegne Zeit, Seine Majestät zu beschweren, der eben in jenen Tagen (1699) am allereifrigsten mit den Kriegsrüstungen beschäftigt war; lieber möge die Priesterschaft abwarten bis Gott bessere Zeiten gäbe, oder auch ein jeder für sich, je nach seinem Bedürfnisse, bei der Obrigkeit um Milderung einkommen. Hingegen äußerte Swedberg im Capitel, daß wenn die Geistlichkeit mit Unrecht eine solche Erleichterung verlangte, solle man sie besser befehren; sey sie aber in ihrem Rechte, dann müsse das Domcapitel, als ihr natürlicher Anwalt, sich ihrer Sache annehmen, ja im Gegentheil die Sache beschleunigen, weil der König noch daheim sey." Nun, sendt Ihr so kühn" — fielen die übrigen Mitglieder des Capitals ein — „so reiset zum Könige!" „Ja, kühn bin ich," erwiederte Swedberg, „wenn ich Etwas von Amt wegen in einer gerechten Sache bestellen soll. Gebt mir nur die nöthige Vollmacht, und ich werde gleich abrei-

sen.“ Wie gesagt, so gethan. Er reiste nach Kungsör, wo der König im Anfange des Jahres 1699 sich aufhielt, und ward mit seiner Supplik an das Kammer-Collegium in Stockholm gewiesen. Alles ging gut; das Collegium stellte die Sache Seiner Majestät zu eigener Entscheidung anheim. Swedberg setzte also noch eine kurze Bittschrift an den König auf, und schrieb unter seinen Namen blos die Anführung: 1 Mos. 47, 22. „Das muß sein Symbolum seyn,“ sagte der König zu Graf Piper, als er die Sache zu Händen bekam; „laßt sehen, was da steht!“ Als der König den Spruch gelesen hatte, welcher lautet: „Ausgenommen der Priester Feld, das kaufte Pharaon nicht; denn es war von ihm für die Priester verordnet, daß sie sich nähren sollten von dem Benannten,“ that er den Ausspruch: „So laßt denn die Priester behalten, was sie zu haben gewohnt sind.“ Diese Königliche Resolution ward später, 1701, bestätigt.

Als Swedberg, wie wir berichtet, nach Kungsör kam — es war grade an einem Sonnabende — war eine Masquerade auf den folgenden Sonntag angesetzt. Er fragte den Prediger des Orts, M. Strömner: „Können Ew. Wohllehrwürden nicht dem Könige und seinen Herren diese Masquerade aus dem Kopf herauspredigen?“ Das vermöchte er nicht, antwortete dieser. Swedberg übernahm also selbst die Predigt, und stellte nun mit seinem gewöhnlichen brennenden Eifer vor, wie es weder jezt an der Zeit sey, ein solches Spiel zu veranstalten, noch die Feier des Tages des Herrn Christen gestatten könne, daran Theil zu nehmen. „Ich fürchte,“ sprach er unter Anderm, „das Ende wird seyn, daß Schweden nie der blutbefleckten Hemde vergessen wird, welche sie werden anziehen müssen.“ Die Masquerade unterblieb nicht nur an diesem Tage, sondern es ward auch weiter keine gehalten.

Im Laufe des langen Nordischen Krieges litt die Schwedische Geistlichkeit viel, vor Allem durch die Unordnung, die überall streng exequirt ward, daß jeder Pfarrer verpflichtet seyn sollte auf seine Kosten einen Dragon, und jeder Kaplan einen Soldaten zum Kriege zu halten. Nicht blos der Druck wurde gefühlt, sondern das Amt selbst litt durch diese Veranstaltung. Swedberg „nahm Muth zu sich und seinen Gott zu Hülfe,“ und schrieb „einen ernstlichen, höchst beweglichen Brief“ an den König, der sich damals eben in Polen aufhielt. Er stellte darin dem König als dem Landesvater vor, wie die Priesterschaft so wenig wie die andern Unterthanen sich irgendwie weigere, die befohlene Kriegsteuer zu erlegen, obgleich die Einkünfte des Standes in der letzten Zeit sehr geschmälert worden. „So aber,“ fuhr er fort, „ist die Bewandniß mit der gebotenen Anschaffung und Haltung eines Dragons. Fehlt das allergeringste Stück an der Montirung, so muß

der Prediger bei der vorgenommenen Musterung harte Worte, Hohn und Schimpf hinnehmen. Die Bauern und Andere stehen dabei, lachen in die Faust oder zeigen Zähne. So kommt das Amt in Verachtung; der Heilige Geist wird erbittert; der Prediger kann Wenig oder Nichts in seiner Gemeinde ausrichten.“ Weiter zeigt er dann, wie die Anordnung in Betreff der Kapläne ausgeführt ward. Obgleich es verboten war, den Knecht des Kaplans zum Soldaten auszuscheiden, geschah es doch. Die Folge war, daß der Prediger selbst in den Wald fahren, selbst beim Pfluge gehen, selbst sein Korn ausdreschen mußte. Und nicht genug damit, daß sie so von den Geschäften ihres Berufs abgehalten wurden; sie kamen dadurch zugleich so herunter, daß sie oft Geld von den Kirchen erborgten ohne Pfand und Sicherheit, denn „Noth,“ sagten sie, „hat kein Geseß“. Und wie sah es in den Studirzimmern dieser armen Prediger aus? „Statt gottseliger Bücher und des Priesterornats,“ sagt Swedberg, „sieht man dort Pistole und Karabiner, blaue Röcke und Kappen durch einander liegen. Viele Prediger haben nicht einmal eine Amtstracht mehr, haben keine Bibel, geschweige denn andere Bücher; sie haben sie veräußern müssen, um die Kosten zur Anschaffung des Dragons und des Soldaten zu erschwingen. So gewinnt die Gottlosigkeit die Oberhand; inzwischen wächst und reißt die Strafe des grimmen Zornes Gottes über uns, und drohet uns mit Untergang, obgleich Gott noch eine Weile um der Gottesfürchtigen willen damit verzeucht. Wenn er aber erst kommt, dann kommt er als ein Kommender.“ Swedberg spricht nun ferner an das Herz des Königs, erinnert ihn daran, wie er bereits in frühesten Jugend Gott und Gottes Wort hatte kennen gelernt, so daß er mit dem Psalmisten sagen konnte: „Herzlich lieb habe ich Dich, Herr, meine Stärke, Herr, mein Fels, meine Burg, mein Erretter, mein Gott, mein Hort, auf den ich traue, mein Schild und Horn meines Heils, und mein Schutz“ (Ps. 18, 2. 3) — wie denn später Gott vor ihm hergegangen sey, und ihm Herz und Sinn eines tapfern, gottesfürchtigen Helden verliehen — wie er kräftigen und wunderbaren Beistand von diesem Gotte seines Lebens erfahren, gleich den Helden unter dem Volke Gottes in den alten Tagen: einem Josua, Gideon, David, Josaphat, Isa. Endlich erinnert er den König daran, daß die Waffen des wahren Geistlichen, welche der Apostel beschreibt als „nicht fleischlich, sondern mächtig vor Gott zu zerstören die Befestigungen“ (2 Cor. 10, 4), ihm mehr werth seyn müssen als einige Tausend Dragonen.

Der heldenmüthige Brief an den Helden war datirt vom 21. December 1705. Die Uebrigen im Domcapitel weigerten sich, ihn zu unterschreiben; sie fürchteten, es möchte ungnädig aufgenommen werden,

und sie würden dafür entgelten müssen. „Was wollen wir uns fürchten!“ sagte Swedberg. „Sey es, daß wir dafür leiden müssen — was hilfts? Wir müssen doch reden, predigen, schreiben, so wie unser Amt es mit sich bringt, und es für eine Ehre und Freude halten, so wir Etwas dafür leiden müssen. Hätten die Propheten, Christus, die Apostel und die ersten christlichen Lehrer das Leiden gefürchtet, wir würden vielleicht die ganze Bibel und unsern christlichen Glauben entbehren müssen. Fürchtet euch, ruft ja der Herr uns zu, nicht vor denen, die den Leib tödten, und die Seele nicht mögen tödten. Es wird ohnehin nicht so scharf hergehen. Werden wir auch gestäupt, so ist es damit gut. Wir müssen gedenken, was der Apostel Paulus lehrt: Lasset uns Gutes thun, und nicht müde werden; denn zu seiner Zeit werden wir auch ernten ohne Aufhören (Gal. 6, 9).“ Swedberg erbot sich, wenn alle Stränge rissen, allein den Brief zu unterschreiben; der König würde seine Handschrift kennen. Endlich, nach langem Hin- und Herreden unterschrieb das ganze Capitel.

Der König resolvirte aus Rawicz unter dem 9. Februar 1706, indem er der Defensions-Commission aufgab, mit allem Fleiß die Consistorial-Klage zu untersuchen: es sey sein gnädiger Wille, daß die Priesterchaft in vorbemeldeter Hinsicht alle mögliche Linderung genießen solle. Dies geschah auch; ohne Zweifel wäre, wie Graf Piper sich geäußert haben soll, die ganze Sache zurückgenommen worden, wenn die übrigen Consistorien des Reichs (von welchen auch zum Theil Vorstellungen eingingen) sich derselben so ernstlich angenommen, wie das Upsalaer. Jetzt mußte Swedberg selbst gewissermaßen entgelten, indem die Defensions-Commission ihm auferlegte, jährlich zwei Dragonen mit Pferden und allem Zubehör anzuschaffen und zu halten, obgleich durch Königl. Befehl diejenigen, welche beim großen Brande in Upsala 1702 gelitten hatten, rein ausgenommen werden sollten. Er ertrug dieses ohne Murren; denn er gedachte an das Wort: „Ein Jeglicher sehe nicht auf das Seine, sondern auf das, das des Andern ist“ (Phil. 2, 4). Die Liebe sucht nicht ihr Eignes (1 Cor. 13, 5).

XIII.

Wir werfen nun einen Blick auf andere Gegenstände der christlichen Thätigkeit Swedbergs, die einen großen Theil seines Lebens ausfüllten und ihn stets aufs neue ins Gebet hineintrieben — nicht nur für Schwedens Volk und Kirche, sondern für die zerstreuten Christen aller Orten. Auch diese lagen seinem Herzen nahe. Er hatte einen angeborenen Missions-Sinn und zugleich (wie wir sagen können) ein entschiedenes Missions-Talent.

Sehr erfreut ward Swedberg, als die Schwedische Gemeinde in London (unter dem Kriege war sie genöthigt gewesen, sich von der Dänischen, mit welcher sie früher gemeinschaftlichen Gottesdienst gehabt, abzusondern)⁷⁹ ihn 1710 ersuchte, die Oberaufsicht und Verwaltung über sie zu übernehmen. Er that dies mit großer Treue, so wie er, auf Ersuchen des Consuls de Besche, der Schwedischen Versammlung in Lissabon denselben Liebesdienst erzeugte. Der Prediger, welcher zuerst nach Lissabon geschickt wurde, M. Andreas Silvius, scheint der erste Lutherische dort gewesen zu seyn.

Weit früher aber, schon in seinen Jugendjahren, hatte Swedberg seine Aufmerksamkeit den geistlich verkümmerten Schwedischen Christen in Nordamerika zugewandt. Es verhielt sich damit also.

Ein Holländer, Namens William Uffelink, schlug dem großen Gustav Adolph vor, eine Schwedische Handelscompagnie für Nordamerika zu gründen: es war eben zu der Zeit, als die Auswanderungen von Europa dorthin, die später zu Völkerströmungen wurden, ihren Anfang nahmen (1623). Die Compagnie ward octroyirt im Jahre 1626. Später, unter der vormundschaftlichen Regierung Christinas, stellte Axel Oxenstjerna, der berühmte Staatsmann, sich selbst an die Spitze der ganzen Unternehmung, die jetzt in Amerika von einem andern Holländer, P. Maneve, geleitet ward (1638). Eine Landstrecke, die sich bis an die Ufer Susquehannahs erstreckte, ward von den Indianern in Delaware erkaufte. Eine Menge Schweden wanderten dort hinüber; sie wurden die ersten Ansiedler des später sogenannten Pensylvaniens. Reibungen mit den Holländern, welche wegen angeblich älterer Rechte einen Anspruch auf einen Theil des Landes bildeten, waren unvermeidlich. Dies war die erste Veranlassung zur Schwächung der Schwedischen Colonie. Allein schon 1664 ward das ganze Land von den Engländern in Besitz genommen. Die Schweden, da sie der Uebermacht Nichts entgegensetzen konnten, bedingten sich doch Freiheit ihres evangelischen Gottesdienstes, so wie sie auch ihre alten Sitten und ihre Schwedische Muttersprache hartnäckig behaupteten. Eine Kirche besaßen sie in Vicacoa am Fluß Delawar, wo später Philadelphia vom Quäker Wilhelm Penn angelegt wurde. Seelsorger aber fehlten ihnen; sie hatten sich vergeblich an die Heimath (der Brief war gar nicht angekommen) so wie an die Lutherische Consistorium in Amsterdam gewandt. So mußten sie so gut wie möglich dem Mangel abzuhelpen suchen: die Aeltern in der Gemeinde wurden

79. Die Veranlassung dazu war, daß die Dänische Gemeinde die Fürbitte für den Fortgang der Dänischen Waffen im Kriege mit Schweden damals ins Kirchengebet eingebracht beehrte.

bestellt, den Uebrigen aus evangelischen Postillen, die sie noch vom Vaterlande mitgebracht hatten, vorzulesen.⁸⁰

Als Swedberg auf seiner Reise im Ausland, wie wir früher berichtet haben, mit Edzardi in Hamburg zusammen war, erzählte dieser für die Judenbekehrung so eifrig besorgte Mann von einer alten christlichen Stiftung in Stade, die, ursprünglich bestimmt die Bekehrung der Heiden zu fördern, unter die Direction der Schwedischen Krone gekommen war, und jetzt aufs schändlichste gemisbraucht ward als eine Art von Hülfsfond für Privatleute, welche die Regierung aus öffentlichen Kassen nicht unterstützen konnte, oder mochte. Swedberg legte dieses aufs Herz, bis der gelegene Augenblick kam. Eben war, während des Reichstages 1690, ein Brief von den bedrängten Schweden in Nordamerika in Götheborg eingelaufen; der Postmeister dort beförderte ihn an den König, welcher Swedberg und dem Erzbischof Swebilius davon Mittheilung machte. Swedberg stellte nun dem König den Inhalt und die Bestimmung des Stader Legats vor. Als dieser aber einwandte, hier seyen ja keine Heiden, antwortete er: „Ja, allergnädigster Herr, aber es sind viele Schwedische Kinder dort, welche Prediger, Bibeln und andere gottselige Bücher schmerzlich entbehren; eben dort ist eine gute Handhabe zur Heidenbekehrung und vor Allem zu verhüten, daß die Schweden, mitten unter den Heiden wohnend, nicht selbst Heiden werden.“ Er wagte noch hinzuzufügen, daß der König sich eine schwere Verantwortung aufladen würde, wenn er gestattete, daß das Testament ferner gekränkt würde. Der König erwiderte: „Wohlan, Mittel werden wir schon herbeischaffen, um sie mit Predigern, Gottes Wort und gottseligen Büchern zu versehen, so daß kein Mangel fernerhin entstehe; schafft mir aber blos tüchtige Prediger!“

So stand die Sache, bis Swedberg nach Upsala kam. Jetzt ward sie ernstlich angegriffen. Im J. 1696 wurden zwei Prediger, Andreas Rudman und Erik Björk hinüberschickt, von welchen der letztere 16 Jahre hindurch mit aller Treue arbeitete und das Werk eines Evangelisten ausrichtete. Auch für gottselige Bücher, wonach ein so großes Verlangen war, trug man Sorge. Jetzt kam das eingezogene Swedberg'sche Gesangbuch zu Nutzen, und trug in Amerika die Frucht, die man demselben in Schweden nicht gönnte; Swedberg schenkte gleich 300 Exemplare, nachher mehrere, ungeachtet ein Theil der Geistlichkeit noch einmal den Widerspruch erneuerte, meinend, was für Schweden gelte, müsse für die Schweden aller Orte gelten (1719). Die Engli-

80. Vgl. *Svea. Tidsskrift för vetenskap och konst*, Häft VII. J. Thomaeus, *Skandinaviens kyrko-häfder*, II, 309 ff.

sche Gesellschaft de promovenda fide Christiana apud Gentiles et Judaeos dankte dem König für seine christlichen Bemühungen in dieser Hinsicht, und nahm (1712) Swedberg als Mitglied auf, der diesem Werke 40 Jahre hindurch die treueste, aufopferndste Sorge widmete, überall mit Rath und That zugegen war, mit den Gemeinden, deren Exhortus er ward, sowohl als mit den Predigern einen weitläufigen Briefwechsel führte, nirgends, wo es Noth that, das Schwert des Geistes schonte, um eingerissenen Unordnungen zu steuern, den Eigenwillen und Hochmuth, wo er hervortauchte, zu dämpfen,⁸¹ so wie auf der andern Seite Niemand bereitwilliger war als er, den Fleiß der eifrigen Prediger anzuerkennen und ihre Sache beim König und der Regierung zu vertreten. So war hier eine Missionsstation in ächtem evangelisch-lutherischen Geiste gebildet, deren einzelne, von der staatsbürgerlichen Form unzertrennliche Schwächen⁸² zehnfach durch die wirklich gottselige Arbeit aufgewogen wurden, die hier in reichem Segen stand, so lange des Geistes Trieb noch die Flamme schürte, und ein Mann, gezwungen von der Liebe Christi, an der Spitze des Ganzen stand.

Der Zustand der Gemeinden (zuletzt drei: Vicoaco, Kings-Es-fing mit Christian, am westlichen Ufer Delawares, Racoon in New-Jersey, am östlichen) war im Ganzen genommen ein solcher, daß wir uns getrieben fühlen müssen, dem Herrn für seine Barmherzigkeit mit seinem Volke zu danken. Ein wahrer Glaube ward gepflanzt und Keime christlicher Erkenntniß wurden niedergelegt, die nur durch die ungünstigen Umstände in späterer Zeit — zuerst durch die Reibungen mit den Quäkern und Herrnhutern, nachher durch die Ueberströmung der Methodisten, endlich durch das Aufgeben des ganzen Werks von Seiten der Schwedischen Regierung seit 1785 — zurückgedrängt werden konnten. Auch zu einem christlich-sittlichen Leben in den Gemeinden ward der Grund gelegt, welches, in Verbindung mit der Predigt des Glaubens und einem hellenleuchtenden Wandel der Verkündiger, eine Missionspflanzschule unter den Heiden abgab, und zugleich viele Vorurtheile gegen die evangelisch-lutherische Kirche bei den andern Kirchenparteien wegräumte. Swedbergs Autobiographie, welche einen guten Theil der ausführlichen Correspondenz enthält, giebt uns einen lehrreichen und in vieler Hinsicht tröstlichen Einblick in diese Verhältnisse. Als Crist

81. Vesteres namentlich im Verhältnisse zu einem der folgenden Prediger, A. Gesslins. Swedbergs Briefe an diesen, „welcher sich, gleich Baals Propheten, der guten Lage rühmte, und verursachte, daß Gottes Name unter den Heiden gelästert ward,“ gehören mit zu dem Schärffsten und Herbsten, was je von ihm geäußert.

82. Swedberg war nämlich, wie wir schon öfters zu bemerken Veranlassung fanden, nicht ganz frei von dem äußerlichen, mechanischen Wesen, welches damit Hand in Hand zu gehen pflegt. Mehrere seiner Vorschläge an König Friedrich I. betreffend die Einrichtungen in „Nova Svecia“ tragen unstreitig dieses Gepräge.

Björk 1714 nach Schweden zurückging, stellten die Gemeinden ihm ein Zeugniß aus, das zu den schönsten Denkmalen des christlichen Glaubens, welcher durch die Liebe versiegelt ist, gehört, und in gleichem Maaße dem Lehrer und den Zuhörern zur Ehre gereicht. In einem Briefe an Swedberg äußern sie sich unter Anderem so darüber: „Nach unserer schuldigen Pflicht haben wir dem hochwürdigen Propst ein Zeugniß mitgegeben, wie er 16 Jahre hindurch unter uns gewandelt hat, sowohl was das Leben als die Lehre betrifft. Ja, so, daß auch die, welche nicht zu unserer Gemeinschaft gehörten: Presbyterianer, Quäker, Anabaptisten, und selbst die Heiden ihn lieb gehabt haben. Nicht wollen wir dieses so verstanden wissen, als ob er im kleinsten Jota oder Strichlein ihrer Lehre Beifall gegeben; im Gegentheil, er hat sie, überall wo Veranlassung und Aufforderung dazu war, rechtschaffen und gründlich bekämpft. Als ein treuer Diener des Herrn hat er gearbeitet, und wir sind die Zeugen seiner Arbeit. Weit entfernt irgend Jemanden von seiner eigenen Versammlung einzubüßen, hat er vielmehr aus den andern Viele zur reinen Lehre bekehrt und sie getauft; wozu auch sein exemplarisches Leben nicht Wenig beigetragen hat. Der allmächtige Gott segne, bewahre, schütze und geleite ihn mit seinen heiligen Engeln zu seinem Vaterlande, daß er die Frucht seiner mühevollen Arbeit, wenn auch nicht hier, so doch vornämlich im zukünftigen Leben erndten möge! Was können wir mehr sagen, wir armen Menschen, die der Gnade ganz unwerth sind, die nun schon so lange ohne Wandel uns zu Theil geworden ist! Wie können wir Worte finden um unserm hochwürdigen Vater für alle die gottselige Sorge, Bekümmerniß und Beschwer zu danken, die Ihr uns so weit Entfernten zugewendet, indem Ihr nicht blos einen, sondern zwei Lehrer und Prediger von einer solchen Gelehrsamkeit und begründeten Schrifteinsicht gesandt habt, die uns Gottes heiliges, seligmachendes Wort gründlich und deutlich geprediget, die mit allem Fleiß den Katechismus nach der Form, welcher wir gewohnt sind, getrieben und gelehrt haben!“

Unter Björks Amtsführung bildete sich auch ein gesegneter kleiner Anfang zu einer wahren Union mit der bischöflichen Kirche. Die Lutheraner wurden (merkwürdig genug) von letzterer einer Sinneigung zur Calvinischen Lehre von der Prädestination fähig gehalten. Es gelang Björk nicht nur, diesen falschen Verdacht gänzlich zu zerstreuen, sondern auch in dem zweiten Hauptpunkte, der Lehre vom Sacramente des Altars, näherte man sich so weit, als der Herr Gnade dazu gab, ohne von jener Seite dasjenige verschleiern zu wollen, worüber noch nicht völlige Gewißheit erlangt war. So machte es sich gleichsam von selbst, daß die Episkopalen öfters in den Lutherischen Kirchen predigten,

und umgekehrt, daß die Lutherischen Prediger die Anglikanischen Pfarrconvente besuchten, und, so oft ein Bericht an die Missionsgesellschaft oder die Englische Regierung abzusenden war, ihre Namen mit darunter setzten. Auch mehrere der Dissenters wurden durch diese vorbereitete Auswechslung näher gebracht. Daß es weiter gekommen sey als zur stillen, brüderlichen Erwägung vor dem Angesichte des Herrn, sonderlich in den Punkten, worüber Beide uneins sind, davon haben wir keine Spur angetroffen; grade dieses aber möchte als die wahre Vorbereitung einer Union, welcher der Herr sein Siegel ausdrücken kann, erachtet werden. Denn das Wort muß Alles ausrichten, und je freieren Lauf es hat, wie grade unter den hier gegebenen Verhältnissen, desto geebneter werden die Pfade.

XIV.

Wir haben Swedberg als einen überaus eifrigen, kräftigen Verwalter des Amts kennen gelernt; er schien mehr die Geschäfte suchen zu müssen, als daß die Geschäfte ihn zu suchen brauchten; auch in seinem höheren Alter glühte und sprühte dieser Wirkamkeits-Trieb. So gewiß nun dies als eine besondere göttliche Gnadengabe anzuerkennen ist, so hat doch selbst dieses rastlose Verlangen nach Thätigkeit Versuchungen im Gefolge, besonders wo das Amt selbst (wie das der Bischöfe von Schweden) durchaus keine Abgrenzung des Bürgerlichen und Geistlichen anerkennt, sondern dem geistlichen Stande selbst ein vollkommen bürgerliches Gepräge gegeben hat. Gewiß hat Swedberg dies selbst gefühlt — und wer sollte es nicht fühlen, der die Hauptregel der apostolischen Kriegsschule sich fleißig vorhält: „Kein Kriegermann flieht sich in weltliche Händel, auf daß er gefalle dem, der ihn angenommen hat“ (2 Tim. 2, 4)? Je mehr Swedberg, nach seiner eigenthümlichen Gabe und Richtung, grade von dieser Seite versucht werden konnte, desto heilsamer war es ihm, wenn er in diesem Streben manchmal, ob auch ungerechten Widerstand fand, und dadurch gedemüthigt wurde. Was ihn stets bewahrte, war der tiefe, innerliche Trieb, welcher alle übrigen beherrschte, nämlich der große, ernste Kampf, daß Niemand, wie der Apostel sagt, seinen Ruhm sollte zu nichte machen (1 Cor. 9, 15).

Da wir Swedberg durch so viele Verhältnisse des Lebens begleitet haben, so wird es uns unlängbar von Wichtigkeit seyn, die Jahre, in „welchen“ sein zweiter Culminationspunkt eintrat (denn bei so reich begabten Geistern begegnet uns gewöhnlich, nach den Worten des Propheten, daß „die auf den Herrn harren, die kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler“ Jes. 40, 31, ein Höhepunkt auch

im Alter), einer nähern Aufmerksamkeit zu würdigen. Es waren die für Schweden zugleich so schicksalsvollen Jahre 1718 — 1723.

Carl XII. achtete, wie wir gehört haben, den tapfern Bischof hoch, und ertrug nicht nur seine freie Sprache, sondern hatte diese gern. Als nun Swedberg im Anfange des J. 1718 um eine Audienz beim König anhielt, der damals in Lund weilte, so streute man mit Fleiß das Gerücht aus, er sey nicht bloß nicht vorgelassen worden, sondern habe durch des Königs Bedienten eine Antwort empfangen, die ihm einen so heftigen Aerger verursacht habe, daß er fast darüber gestorben wäre. Dies war doch keineswegs der Fall. Der König empfing ihn sehr gnädig und hörte seinen Antrag, der vornämlich auf eine Verbesserung des Gehalts der Schullehrer und des Zustandes der ärmeren Landpfarrer ging; er speiste bei der königlichen Tafel (wo, sehr charakteristisch, „das ganze Speisezeug von Eisen war“); Carl XII. hörte mit Vergnügen den Bischof sich über sein Lieblingsthema ausbreiten, „daß der Glaube in der Liebe leben müsse und also nicht allein bleiben, obwohl er allein es sey, und nicht die Werke, welcher die Kraft der Rechtfertigung in sich schließe“; der Bischof hielt am 2. Advents-Sonntage eine seiner gewaltigen Predigten „über die Zeichen an Sonne, Mond und Sternen“; der König gab sogar seine Zustimmung dazu, daß eine öffentliche Disputation in Schwedischer Sprache über Swedbergs „Schibboleth“ — einem Werke, worin er die Reinheit und rechte Schreibweise der Schwedischen Sprache verteidigte⁸³ — gehalten wurde, die doch natürlich keine sonderliche Frucht brachte. Als nun aber Swedberg bei der zweiten Audienz, im Privatzimmer des Königs, wo eine Menge Prinzen, Generäle und hohe bürgerliche Beamte sich versammelt hatten, wiederum von den unerträglichen Lasten zu sprechen anfang, die dem Predigerstande noch beständig auferlegt waren, ja auch eine Anzahl biblischer und anderer Beispiele anführte, um zu erweisen, daß kluge Obrigkeiten stets den Predigerstand in besondern Schutz genommen hätten — da hörte der König es zwar mit Ruhe an, aber erwiderte kein Wort. „Denn Görz,“ bemerkt Swedberg dazu, „jene Geißel Schwedens, hatte zu viel zu sagen; er empfing aber auch seinen verdienten Lohn, den Galgen.“⁸⁴ Bei der Abschiedsaudienz war der König wiederum sehr gnädig und scherzte mit dem Bischof, indem er ihn fragte: ob er seinen

83. Auch Carl XII. war begeistert für den Gedanken, daß die Landessprache allein herrschen solle; wo er in der Bibelübersetzung auf Deutsch oder Französisch ausgeprägte Wörter gestoßen zu haben meinte, that er selbst Vorschläge zur Umtauschung mit acht Schwedischen, namentlich aber haßte er das Französische.

84. Dieses höchst ungerechte Urtheil über den Baron Görz (Vgl. Nüß, Geschichte Schwedens, V, 566. 574) wollte man Swedberg zu gute halten. Er hätte allerdings tiefer blicken und behutsamer urtheilen sollen.

Kutscher mitgebracht habe, und ob das ein tüchtiger, großer Kerl sey. Swedberg antwortete: „Wäre ich zwanzig Jahre jünger, so hätte ich Lust, selbst Ew. Majestät überall zu folgen, und Nichts als der Tod sollte uns trennen. Wie könnte denn von einem Knecht oder Kutscher die Rede seyn, wenn Ew. Majestät geruhen, daß der große Kerl mit folgen soll?“

Carl XII. fiel bekanntlich vor Frederikshald; Schwedens leuchtendes Gestirn war erloschen. Gleich nach der Thronbesteigung Ulrikens Eleonorens, zu Anfang des Reichstages 1719, hatte Swedberg eine Audienz bei der Königin, worin er sich sehr freimüthig über ihre und die gegenwärtige Lage des Reichs aussprach. Da die Majestät — äußerte er — ohne Zweifel von vielen heimlichen und offenbaren Feinden des Landes angefochten werden würde, und da das Reich in Ohnmacht herabgesunken sey, so sey es am sichersten, sich an seinen Gott treulich zu halten und bei dem Glaubensbekenntniß der Väter zu bleiben. Weiter erzählte er ihr, was Carl XI. kurz vor seinem Tode in einem Gespräch unter vier Augen gegen ihn geäußert, und was er darauf erwiedert habe. Als nämlich der König zu ihm sagte: „23 Jahre habe ich nun in Schweden das Regiment geführt; Anfangs, als ich König wurde, glaubte ich Jedermann; jetzt Niemandem,“ habe er geantwortet: „Allen glauben, gnädigster Herr, ist nicht gut, denn es giebt gar zu viel Unredliche in der Welt; aber Niemandem glauben, ist auch nicht gut; denn es giebt doch noch viele Redliche.“ Der Bischof wollte durch diese Erzählung die Königin aufmerksam machen, wie durchaus nothwendig es sey, die Menschen zu prüfen, ehe man sich ihnen vertraute. Flugs wurde dies Gespräch so gedeutet und allgemein erzählt: der Bischof habe der Königin den Rath gegeben, wenn sie erst gekrönt sey, solle sie ihrem Volke gar nicht mehr glauben. Die mächtige Adelspartei war höchst ungünstig gegen Swedberg gestimmt; sie konnte es ihm nicht vergessen, daß er in seinem „Schibboleth“ die Titeljucht mit großer Schärfe gegeißelt (sogar den Namen „Fräulein“ wollte er den adligen Töchtern nicht gönnen, weil früher blos Prinzessinnen denselben getragen) und ohne Schen den waltenden schändlichen Mißbrauch des Patronatsrechts aufgedeckt hatte. Dazu kam, daß der gute alte Herr, als nun auf dem erwähnten Reichstage 1719 die neue Regierungsform, wodurch die Macht der Königin bedeutend beschränkt ward, angenommen werden sollte, im Ritterhause, nachdem der Erzbischof Matthias Struhsius vom Adel überstimmt worden, sich erhob und im Namen der Priesterschaft ausführte: „daß die Geistlichkeit sich durchaus nicht für berechtigt halten könne, der Obrigkeit die Macht zu nehmen, welche Gott derselben in seinem Worte beigelegt; denn kein König in der ganzen

heiligen Schrift habe eine so beschränkte Macht gehabt.“⁸⁵ Der Widerspruch half bekanntlich Nichts; hingegen gelang es Swedbergs Feinden, schon auf diesem Reichstage ihn vom „geheimen Ausschusse“ zu entfernen; und Friedrich I. von Hessen-Cassel, Ulrika Eleonoras Gemahl, mußte, als er die Regierung 1720 übernahm, sich mit einer noch beschränktern Gewalt begnügen. Misgestimmt kam Swedberg gar nicht auf den nächstfolgenden Reichstag 1720; 1723 aber ließ er sich vom König und der Königin bereden, hinzukommen; sie versprachen, ihm den Rücken frei zu halten. Allein auch hier mußte er Demüthigungen erfahren. Der Marschall Lagerberg, als die Frage war von der Führung des Rathsprotocolls, sagte ihm grade ins Gesicht: er thue am besten dran, sich ganz davon zu enthalten. Die Hauptrolle spielte der Landeshauptmann aus Ostergöthland, Creutz, „ein großmächtiger Matador;“ die Geistlichkeit ließ Swedberg im Stiche. Zwar arbeitete er nun in den Deputationen, und hatte die scheinbare Befriedigung, daß hier eine Volksstimme sich für die uneingeschränkttere Macht erhob. Ein Dalkarl nämlich und ein Bauer aus Wingåker standen auf, als die Regierungsform von 1720 für „den Grundpfeiler des Staatswohls“ erklärt werden sollte, und sprachen laut dagegen. Der Dalkarl äußerte unter Anderm: „Gott gnade uns vor solchen gebrechlichen Grundpfeilern! Nein, Gottes Wort und Schwedens altes Gesetz, das sind die Grundpfeiler des Staatswohls; bei diesen haben wir uns Jahrhunderte lang wohl befunden. Weg, weg mit so einem morschen Pfeiler, auf welchen wir nicht bauen können, ohne daß Alles zusammenstürzt.“ Swedberg vertheidigte die Leute, machte bemerflich, wie zu befürchten stehe, daß die ganze Provinz Dalarna aufgeregt werden könne; allein er konnte es doch nicht weiter bringen, als „daß der Dalkarl wegen seiner ungebührlichen Auslassungen mit einem Monat Gefängniß auf Wasser und Brod bestraft, und übrigens pardonnirt ward zumal mit Rücksicht auf seine vielen unmündigen Kinder; während der andere Bauer mit vierzehntägigem Gefängniß davon kam.“ Es war gewiß eine schlechte Entschädigung für Swedberg, daß so seine „eigene Meinung,“ wie er sagt, durchging.

Wenn wir also nicht ohne Schmerz einräumen müssen, daß der alte Bischof sich hier auf ein Feld hinausgewagt, wo er unstreitig Vorhern weder gewinnen konnte, noch durfte (denn es war heilsam, daß die Regierungsmacht beschränkt wurde, heilsam, sowohl hinsichtlich der

85. Auch im Domcapitel zu Skara fand Swedberg Veranlassung, seinen Mitcapitularen vorzuhaltend, man solle sich hüten, der Obrigkeit die Hände gar zu fest zu binden; denn es könnte kommen, daß sie einmal die Bande zerriße, und dann käme wieder ein souveraines Regiment daraus.

bürgerlichen Freiheit als mit Rücksicht auf die Gesinnung und das Streben derer, welche den Thron jetzt einnahmen);⁸⁶ wenn wir hierin Swedbergs größte Schwäche sehen, die leicht unverbesserlich geworden, wenn sie nicht weit von seinem Grundtriebe zum geistlichen, contemplativen Leben überwogen worden wäre — so dürfen wir doch andererseits nie übersehen, daß er diese Schwäche mit so Vielen der Edelsten in jener Zeit theilte, und daß die damals (mit wenigen Ausnahmen) geltenden Theorien des Kirchenregiments im Ganzen diesen Standpunkt, wo nicht forderten, so doch duldeten.

Bei gegebener Veranlassung zeigte er doch stets, daß nicht diese bürgerlichen Getriebe, sondern vor Allem das geistliche Leben ihm ans Herz gebunden war: die erste Liebe verleugnete sich nie bei ihm. Grade auf jenem Reichstage 1723 verhandelte man zunächst, in Beziehung auf das Conventikel zu Sikla,⁸⁷ Viel über die Maasregeln, welche gegen „die weit um sich greifende Pietisterei“ einzuschlagen wären.⁸⁸ Wir haben oben Swedbergs Verhältniß zum Pietismus überhaupt entwickelt; jetzt sah er es für seine Pflicht an, näher auf die fraglichen Phänomene einzugehen. Er begab sich also eines Tages in ein sogenanntes „pietistisches Conventikel,“ bei dem Kämmerer Wolcker. Es war die gewöhnliche Form und Weise der Hausandachten in jener Zeit, wozu er jetzt selbst Zeuge war und freudig dran Theil nahm. Der Hausvater sprach ein Gebet aus dem Herzen, wobei Alle auf die Kniee fielen. Dann wurde dem versammelten Gesinde und den übrigen Freunden, die nach Beendigung des Nachmittagsgottesdienstes hingekommen waren, abgefragt, was sie aus den Sonntagspredigten sich gemerkt und gelernt hatten; man wechselte gleichsam die geistlichen Erfahrungen aus. Als man zum Ende kommen wollte, da erhob sich Swedberg und sprach zuerst so: „Ich bin nun der einzige Prediger unter den Versammelten; deshalb muß ich wohl auch etwas reden. Man hat Viel wider diese Zusammenkünfte, meist zum Schlimmsten, gesprochen. Darum freut es mich, selbst gehört und gesehen zu haben, wie es hier zugeht. Und zwar kann ich denn im Ganzen nicht anders als diese Versammlungen

86. Ulrika Eleonora, Carl XII. Schwester, war eine vollendete Heuchlerin, ihr Gemahl, Friedrich I. von Hessen-Cassel, ein in jeder Art und Weise schwacher Fürst.

87. Vgl. *Thomaeus, Skandinaviens kyrko-häfsder*. II, 508 ff.

88. Viele der gefangenen Schwedischen Officiere, die nach Sibirien deportirt wurden, bekehrten sich hier zu Gott, und wurden von Halle aus, durch die Bemühungen des gottseligen A. F. Franke, mit welchem sie in vielfachem Briefwechsel standen, mit Bibeln und Erbauungsschriften versehen. Diejenigen unter ihnen, welche ins Vaterland zurückkehrten, breiteten die Keime der Gottseligkeit in weitem Kreise aus. Vgl. das interessante, selten gewordne Werk: „Historie von den Schwedischen Gefangenen in Rußland und Sibirien von Carl Fr. v. Wrenck (Soran 1725)“ und *Thomaeus, Skandinaviens kyrko-häfsder*, II, 480 ff., welcher handschriftliche Mittheilungen benützt hat.

rühmen, und erkläre es für wünschenswerth, daß ein jeder Hausvater solche in seinem Hause veranstaltete.“ Dann sprach sich Swedberg ebenso offen über dasjenige aus, was er allenfalls wider diese Versammlungen haben und dabei geändert wünschen könnte. Zuerst: daß viele Fremde außer den Hausleuten sich dabei einfanden. Zweitens: daß der Hausvater die Schrift auslegte, was doch die Sache des geistlichen Amtes sey. Drittens: daß wenigstens ein Theil der Pietisten die Meinung zu nähren und auszubreiten scheine, als ob ein unbekehrter Prediger nicht das Amt richtig und kräftig verwalten könne. Auf die zwei erstern Punkte legte Swedberg kein größeres Gewicht, als man ihm erklärte, daß die sich Versammelnden nicht herbestellt, sondern aus eigenem Triebe kämen, und übrigens ehrbare und gottselige Leute wären, so wie daß die Schriftauslegung sich ganz auf dasjenige beschränke, was geistlich erfahrene Männer und rechtgläubige Lehrer der Kirche gesagt hätten. Desto entschiedner beharrte er aber auf dem dritten Punkte, welchen er als „eine gefährliche Meinung“ bezeichnete. „Denn wie leicht kann es geschehen,“ fügte er hinzu, „daß ein ängstliches Gemüth den Prediger rufen läßt und von Sünden richtig absolvirt wird, nachher aber in Zweifel geräth, ob es eine richtige Absolution gewesen, da der Prediger ja unbekehrt sey, und so des seligen Trostes der Sündenvergebung verlustig wird? Ein Ducaten verliert ja Nichts von seinem Werth, wenn er auch von unreiner Hand gegeben wird. So reicht auch ein Arzt dem kranken Menschen Arzneien, und diese verlieren nicht ihre Kraft, obwohl der Arzt möglicherweise die Kräfte der Bekehrung nicht geschmeckt hat.“ — So änderte Swedberg, was nach seiner Ueberzeugung geändert werden mußte, und verkannte durchaus nicht das Gute, welches Gottes Geist und die Bekümmerniß um die Seligkeit gewirkt hatten, wo und unter welcher Form es auch hervortrat. Er erstattete über Alles, wovon er also Zeuge gewesen war, Bericht „in consistorio regni,“ und hat ohne Zweifel die mildere Beurtheilung herbeigeführt, welche man auf dem Reichstage 1723 dem Pietismus zu Theil werden ließ.⁸⁹

89. Bei einer Reichstagsversammlung fiel Folgendes vor, welches charakteristisch genug ist, um auch hier erwähnt zu werden. Ein D. Edzberg saß unter den übrigen Mitgliedern des Reichstags an einem Tische, wo eben die ersten Bogen einer Schwedischen Uebersetzung von *Scriver's* Seelenschaz ausgebreitet lagen. Edzberg erklärte sich mit großer Festigkeit gegen dieses Werk, als durch und durch von den Grundsätzen des Pietismus vergiftet. „Derselbe gute Doctor zeigte aber allerdings recht klar die Folgen des Antipietismus, indem er alle Tage sich in Brandwein vollsoß, und gewöhnlich an einem Stein auf irgend einer Ecke sitzend angetroffen ward, um den Rausch zu verschlafen; wobei er sich entschuldigte, er könne seine schweren Zahnschmerzen nur durch aqua vitae vertreiben.“

XV.

Abgesehen von jenem, nach unserm Urtheile mißgeleiteten, Eifer, nach welchem Swedberg auch bürgerliche Gebrechen und Mängel der Staatsverfassung zu heilen für seine Aufgabe hielt, war sein ganzes Leben der treuen, gewissenhaften Ausführung des Amts gewidmet. Wir fassen dieses ganz in Swedbergs Geist, der überall auf „die Rechenschaft und das Facit“ drang, unter ein Bild zusammen, fügen Etwas über seinen Charakter hinzu, so wie er uns ihn selbst dargestellt hat, und schließen mit einer Uebersicht der letzten Schicksale seines Lebens, soweit diese noch nicht von uns berührt wurden, von 1712 bis zu seinem seligen Ende. In ersterer Rücksicht müssen wir uns auf einige Bemerkungen, die vorzüglich geeignet seyn möchten, seine Amtsführung in ein klares Licht zu stellen, beschränken, obwohl es nicht ohne Interesse seyn dürfte, ihn über weit mehrere Punkte zu vernehmen — wie denn die ganze Autobiographie von Anfang bis zu Ende Stoff genug zur Darstellung einer Pastoraltheologie darbietet.

Swedberg war im eigentlichen Sinne des Worts unermüdlich als Verkündiger des Worts und Haushalter über die Sacramente. In 26 Jahren, wie er zum Preise der göttlichen Gnade bezeugen konnte, hatte er nicht einmal einen Gottesdienst versäumt, hatte gepredigt über die Evangelien und Episteln, Beichte gehalten, mit den Kaplänen die Messe ausgeführt; Alles in der freudigen Hoffnung, daß „er doch auf irgend eine Weise wenigstens Erlöse gewinnen möchte.“⁹⁰ Die Katechismus-Examina hielt er überall selbst,⁹¹ mit glühendem, brennendem Eifer, jedes Verhör meist in drei vollen Stunden; denn er hielt sich versichert, „daß dadurch weit mehr ausgerichtet würde, als durch die künstlichen Predigten, wo die Leute ja so oft in fremden Gedanken sitzen, und Viele nicht Gabe haben, um dasjenige zu vernehmen und zu behalten, was vorgetragen wird.“ Er hielt unverrückt am alten Lutherischen Begriffe der Theologie, als stets das praktische Ziel

90. Seinen Begriff von der rechten Predigtweise oder von der homiletischen Kunst hat er oft dargestellt, indem er sich zuvörderst für das Einfache als den rechten Charakter der Predigt erklärt, welches ungezwungen aus dem Texte strömt („so,“ sagt er trefflich, „erkennet Gott sein Wort wieder“) und in den Herzen der Zuhörer sich ein Bett gräbt. In seiner Praxis lag zugleich die unmittelbare Anwendung auf die gegebenen Verhältnisse; mit Recht sah er hierin ein Zeugniß für die Universalität und die allseitige Kraft des Wortes Gottes zu aller und jeder Zeit. Von Natur war er meist geneigt die zweischneidige Schärfe des Wortes Gottes darzulegen: „doch,“ sagte er, „habe ich auch oft Trübepfühl, tröstlich und milde zu predigen, dieneil ich mit Vielen umgehen mußte, die gar ängstlich und in schwermüthige Gedanken gerathen waren, welche ich dann auch durch Gottes Gnade habe trösten und ihren Schmerz stillen können.“

91. „Ein Bischof, Propst oder Prediger,“ sagt er, „soll sich nicht zu gut dazu halten, oder, wie es an vielen Orten geschieht, die Katechismusverhöre den Kaplänen überlassen.“

ins Licht stellend; „die Theologie,“ pflegte er zu sagen, „muß realis, nicht bloß verbalis seyn; denn in Christo Jesu gilt weder Beschneidung, noch Vorhaut, sondern der Glaube, der durch die Liebe thätig ist (Gal. 5, 6), und Viele haben leider nur einen Glauben des Kopfs, aber keinen Herzensglauben.“ Unermüdllich war er; er gönnte sich nie Ruhe oder Rast, sondern suchte überall, auf jede Weise, die anvertrauten Pfunde zu benutzen und anzulegen. „Eines Bischofs Amt,“ sagte er, ist nicht damit ausgerichtet, daß man alle vierzehn Tage ins Domcapitel kommt und nachher Bücklinge empfängt, daß man Prediger weiht und einsetzt, Leichenpredigten für gute Bezahlung hält, mitunter sich aufmacht und die Gemeinden besucht, wovon man wieder seine Emolumente hat, und Sorge trägt, daß die Kinder und Schwiegersöhne gut in der Welt fortkommen.“ Ueberhaupt züchtigte er mit der größten, unerbittlichsten Schärfe den weltlichen Sinn in allen Gestalten, Alles, was entweder gradezu Simonie und Nepotismus in Besetzung der geistlichen Stellen war, oder auch nur daran erinnerte — wodurch er den Haß der Welt in vollstem Maaße sich zuzog. „Meine größte Noth,“ sagt er mit Rücksicht hierauf, „ist stets die gewesen, wie ich es dahin bringen möchte, daß die Aemter mit tauglichen, gewissenhaften Männern besetzt würden, denn zuerst hat hier, wie auch sonst, der beklagenswerthe Gebrauch sich eingeschlichen, daß wenn jemand einen akademischen Cursus, und wenn auch noch so mittelmäßig, vollendet hat, soll er sofort des Amts für würdig erachtet werden; der Bischof darf es ihm nicht verweigern, besonders wenn er den Beruf von einem Pfarrer erhalten hat, dessen Tochter heirathen will. Kein Mensch bedenkt des heil. Bernhards Wort, daß das Predigtamt in der That ministerium, ipsis Angelieis humeris tremendum sey. In gleicher Weise habe ich dann nicht wenig deshalb gelitten, daß ich nicht die Prediger zum Amte befördert habe nach dem Wunsch oder Begehren dieses oder jenes hohen Herrn, dieser oder jener gnädigen Frau — so daß fast kein Amt besetzt ward, ohne daß ich mir Feindschaft oder Unwillen zuzog. Bald will der Herr oder die Frau, bald ein Graf oder eine Gräfin, bald ein General, Oberster, Kriegs-rath, Landshauptmann, und ich weiß nicht wer, seine Creatur angebracht haben.“ Um auch jeden Zweifel bei Besetzung der Aemter, im Fall zwei gleich Taugliche und Würdige sich meldeten, zu entfernen, schlug Swedberg den Gebrauch des Looses, nach Sitte der Apostolischen Kirche, vor. — Selbst war er, wie wir an so vielen Beispielen gesehen haben, durchaus frei von aller Gewinnsucht, und zwar bis zu dem Grade, daß er die Verordnung über die Zehnten und Accidentien der Pfarrer nicht einmal gelesen hatte. Deshalb, was man ihm aus gutem Herzen gab, das

nahm er mit Dankbarkeit an, forderte aber nie Etwas, und noch weniger suchte er den Beistand der Obrigkeit nach, um irgend Etwas einzutreiben, oder gab je Restverzeichnisse ein.⁹² Er hatte in Wahrheit ein tapferes Vertrauen zu Gott, und durfte ihn deshalb aufs Wort nehmen, daß wenn wir zuerst trachten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit, dann soll alles Uebrige uns beigelegt werden. „Die Bibel“ sagt er, „war von jeher, ist und bleibt mein Hauptbuch; dieselbe hat mir so hohe und große Gedanken gegeben, daß ich andere Bücher gar gering geschätzt habe; dadurch finde ich aber auch für mich und meine Kinder die sichersten und fruchtbarsten Einkünfte.“

In allen äußern Amtsverhältnissen beobachtete Swedberg die größte Pünktlichkeit und Genauigkeit; es war ja das Amt, dessen Sache es galt; es war ihm der Herr, der darauf sah; es waren die ihm Anvertrauten, die dadurch gehindert oder gefördert werden konnten. Er äußert hierüber (wohl denen, die mit ihm so zeugen dürfen!): „Niemandem habe ich je sein Recht geweigert oder verhalten. Der Sache der Armen und Gedrückten habe ich mich stets gern angenommen und sie nach Kräften ausgeführt. Die Frommen, Redlichen und Einfältigen habe ich geliebt, geehrt und unterstützt. Keinen, wie gering und arm er auch war, habe ich vor meiner Thür warten lassen, sondern sie hineingeführt, und Rede und Antwort gegeben. Beim nächsten Capitels-Tage ward eine jede angebrachte Sache vorgenommen, so daß beides Kläger und Verklagter ihr Recht bekamen. Denn darum sind wir ja vom Höchsten in solche Aemter gesetzt, nicht daß wir uns überheben, oder Bücklinge und Kragfüße vor uns stellen machen lassen, nicht daß wir die Sache in die Länge ziehen und so das Amt versäumen oder missbrauchen sollen, sondern um willig und freundlich zu hören und Abhülfe zu thun denjenigen, die der Handreichung, des Trostes, der Vertheidigung bedürftig sind!“ Das Kleinste im Amte achtete er wie das Größte, weil wir tren sein sollen über dem Wenigen (Matth. 25, 21), und weil die Kleinen es sind, auf welche der Herr sieht. So giebt er überall eine Menge guter Regeln für die Einrichtung der wahren christlichen Armenpflege, für die Verhütung der Bettelerei in den Gemeinden, sowie er auch bei jeder Gelegenheit, namentlich bei der Hungersnoth und schweren Zeit, die in den Jahren 1697 — 1698 Schweden heimsuchte, mit treuer, aufopfernder Liebe eingriff.

92. „Nicht als ob es nicht viele rechtschaffne Lehrer hier gäbe,“ (fügt Swedberg hinzu) „die aus dem Amte keine Handelswaare machen; aber doch ist das Gegentheil gar zu gewöhnlich, so daß man oft das Sprüchwort hören muß: An Gottes Barmherzigkeit und am Geiz des Predigers ist kein Ende.“

Wirft man einen Blick auf seine Autobiographie und sieht die reiche Gelehrsamkeit, die in den mannichfaltigen, nicht zum Prunk herbeigezogenen Citaten kundgiebt, so sollte man meinen, er hätte sein ganzes Leben hindurch durchaus nur studirt und gelesen; und wiederum, geht man genauer auf seine Amtsführung ein, so möchte man schließen, er hätte alle seine Tage nur mit praktischen Geschäften zu thun gehabt. Die Kunst, die ihn hierzu befähigt, und die gewiß allen Haushaltern zu empfehlen ist, war eben das häuslicherische Umgehen mit der Zeit. „Nie,“ sagt er, „hat ein Geiziger so auf sein Geld gesehen, als ich von jeher darauf sah, keine Zeit zu verlieren. Wir sollen, wie der Apostel sagt, die gelegene Zeit auskaufen, denn es ist böse Zeit (Eph. 5, 16); so wie ein Kaufmann auf die Zeit achtet, wann es am besten ist, die Waaren einzukaufen, und wiederum, wann es am meisten Vortheil gewährt, sie abzusetzen, so sollen wir die Zeit wahrnehmen, wann und wie wir irgend etwas Gutes ausrichten können.“ Bei alle diesem war Swedberg nicht ängstlich bei seinem Wandel, als ob Gott nicht der Herr der Zeit und des Lebens sey, oder als ob wir mehr als Haushälter wären; auch in der Frage über den Genuß unschuldiger Freuden (einem Punkte, worin bekanntlich der eigentliche Pietismus gar zu engherzig war, und, obschon wider seinen Willen, eine gewisse Eigengerechtigkeit beförderte) war er es durchaus nicht. Seine größte Freude fand er in der Musik; dadurch erheiterte und erfrischte er seinen Sinn. Er gedachte dabei an die Harfen der Aeltesten in der Offenbarung (Offenb. 5, 8), und an die Stimme vom Himmel als die Stimme eines großen Wassers und eines großen Donners, welche die Stimme der Harfenspieler war, die auf ihren Harfen spielten (Offenb. 14, 2). Hörte er die Wasserstürze brausen und die Mühlwehren sausen, da lehrten seine Gedanken wiederum auf diese himmlische Musik zurück. Jeden Abend kam gewöhnlich sein guter Freund, D. Feselius, zu ihm, und „spielte ihm auf seiner Baßgeige viele schöne und liebliche Psalmen vor, und so begab er sich mit Frieden und Freude zur Ruhe.“ Aber auch das Bretspiel verschmähte er nicht „einmal mitunter, wenn er an Sonn- und Feiertagen nach der Mahlzeit mit seinen Hausleuten seine gewöhnliche Nachmittags-Andacht gehalten hatte.“ Sein guter Freund, der Lieutenant Hammerhjelm, kam dann gewöhnlich zu diesem Zwecke zu ihm. Er dachte beim Spiele daran, „wie unstet und wandelbar das Glück in dieser Welt sey;“ „man kann daraus lernen,“ meinte er, „wie leicht das beste Glück durch Leidenschaft und Unbehutsamkeit zu Grunde geht, lernen, sich genügen lassen, im Glück sich nicht zu überheben und im Unglück den Muth nicht zu verlieren.“

So stellt sich sein Charakter, wie wir ihn bisher aus den Föhrungen seines Lebens und wie er darin bestand haben kennen lernen, im hellsten Lichte vor unsern Augen dar. Wir werden daraus leicht abnehmen können, daß er von Natur zur Festigkeit, zum Zähzorn geneigt war, der auch leicht in Bitterkeit übergehen konnte, und daß dieses der schwerste Kampf war, den er in seinem Innern zu bestehen hatte; allein „durch Gottes Gnade zwang er den grimmen Feind, so daß er in seinen letzten Jahren auch kein böses Wort gegen Jemanden äußerte; das heilige Vorbild Jesu Christi und seine innige Ermahnung an alle Gläubige, von ihm die wahre Herzensdemuth und Sanftmuth zu lernen, standen stets vor seiner Seele in der Stunde des Kampfs. Und Gott schenkte ihm aus seiner Gnade, durch seinen guten Heiligen Geist, eine rechte Seelenruhe, ein fröhliches und vergnügtes Herz.“ Es ward ihm leicht, seinen Widersachern zu vergeben, nie dachte er daran ihnen zu schaden oder mit Bösem zu vergelten; wohl aber bat er Gott, „daß ihr Rath nicht Fortgang gewinnen möge,⁹³ obgleich auch das ja unter Gottes Schickung zu seinem Besten hätte dienen müssen. So oft er mit seinen Freunden zu einem fröhlichen Gelage versammelt war, trank er stets (in seinem höhern Alter) auf das Wohl seiner Widersacher und Feinde. Er folgte gern gutem Rath, ließ sich gern zu rechtweisen, und hielt diejenigen hoch, welche ihm seinen Fehler vorhielten. Groß war seine Körper- und Geisteskraft; er arbeitete mit Lust, und „unter der Arbeit waren alle Glieder mit dem Herzen zugleich munter.“ Wenn er einmal auf die inrändigen Bitten seiner Hausfrau oder Freunde einen Tag von der angestrenzten Arbeit ausruhte, grade dann ward er gewöhnlich müde und matt, „ja müder als ob er mit den Ochsen hinter dem Pfluge berggegangen.“

Die Arbeit, der Kampf, die Versuchungen, die Leiden des Lebens müssen hinzutreten, um einen solchen Charakter auszubilden; Swedberg hatte sie in reichem Maße, aber erfuhr in eben so reichem Maße die gnädige Bewahrung und Hülfe des Herrn. Beim Brande in Brunsbo (dem Wohnsitz zum Bisthum Skara), 1713, verlor er sein ganzes Eigenthum, darunter auch seine sämtlichen Bücher und Handschriften bis auf wenige (eine begonnene Bibelübersetzung und praktische Auslegung nach dem Grundtexte fing er im höchsten Alter noch einmal an und brachte sie so weit, als sie vor dem Brande gewesen war).⁹⁴ Brunsbo ward in demselben Jahre viel köstlicher aus der Asche wieder

93. „Welches,“ bemerkt er dabei, „ja auch nie geschah, außer in der Gesangs- und Sacke.“ Dies Eine konnte er nicht verschmerzen.

94. Unter den Gegenständen, welche aus dem Brande in Brunsbo gerettet wurden, war auch die Kupferplatte zu seinem Portrait. Der Sohn, Emanuel Swed-

aufgerichtet; über das Thor des neuen Gebäudes setzte er die Inschrift: „So hebe nun an, Herr, und segne das Haus deines Knechtes“ (2 Sam. 7, 29). Im Jahre 1720 drückte er seiner zweiten Gattin, Sara Berg, ⁹⁵ die Augen zu; „Gott rief sie durch einen stillen Tod ab; so wie sie in ihrem Leben sanftmüthig und stille war.“ Da alle seine Töchter schon geheirathet und an entfernten Orten Hausstand hatten, auch seine Kräfte immer mehr und mehr abzunehmen anfangen, schritt er zu einer dritten Ehe mit Catharina Arhusia aus Fahlun, welche die treue Pflegerin seiner letzten Jahre ward. Er litt in seinem hohen Alter öfters an Anfechtungen „von schweren, grausigen Gedanken, doch ohne daß irgend eine Reizung zur Sünde damit verbunden war.“ Auch an diesem „Pfahl im Fleische“ erkannte er die göttliche Gnade; während Gottes Kraft in dem Schwachen sich mächtig erwies, „fühlte er sich eben im Dulden dieser Schickung so andächtig und vergnügt zu seinem Gott, daß er sich mitunter im Himmel zu seyn dünkte.“

Schon viele Jahre bevor er zur ewigen Ruhe der Kinder Gottes abberufen ward, hatte er (1718) eine ausführliche Disposition über sein Begräbniß aufgesetzt. Es sollte (so verordnete er) mit seiner Leiche kein Gepränge gemacht werden; die zunächst wohnenden Prediger sollten sie eine Strecke vom Hause hinaustragen, nachher die Pfarrfinder; bei Tage sollte das Begräbniß Statt finden, ohne Fackeln und Lichter; die Leichenpredigt sollte über den Text gehalten werden: „Ich glaube die Gemeinschaft der Heiligen, die Vergebung der Sünden, die Auferstehung des Fleisches und ein ewiges Leben, Amen;“ die Figuralmusik und die Orgel sollten schweigen und blos vorgeschriebene Psalmen gesungen werden; beim Gastmahle für die Eingeladenen und Hinzugekommenen sollte es einfach und schicklich zugehen, und was so gespart würde den Armen in Asika und Skaraka gegeben werden („denn dies ist viel anständiger, christlicher und Gott wohlgefälliger“); die Parentalien, in einem Schwedischen Auszuge von ihm selbst verfaßt, ⁹⁶ sollten von Wort zu Wort vor der Leichenpredigt verlesen werden.

Swedberg starb am 26. Juli 1735, nahe an 82 Jahr alt. Begraben liegt er in der Barnhalmer Klosterkirche; zwei Quadersteine,

berg, schrieb von Paris aus (wo er sich damals aufhielt) mehrere Inschriften darunter, unter welchen vielleicht die folgende hier einen Platz verdient:

„Haec erat in mediis facies illaesa favillis,

Cum deslagravit nocte fluente domus.

Sic quoque post ignes, genitor, Tua fama supremos,

Postque rogos vivet nomen amorque Tui.“

95. Diese ward, auf dem Reichstage 1719, zugleich mit ihren Kindern in den Adelsstand erhoben, und führte von nun an den Namen Swedenborg.

96. Die ausführlichen Lateinischen Parentalien sind von M. Petr. Hesselius verfaßt, welcher vor Swedberg starb. Beide sind in die Autobiographie aufgenommen.

senkrecht stehend, und ein oben schließender bilden das mit einer eisernen Thüre verschlossene Grab; ein Epitaphium findet sich nicht darauf. Unvergeßliche Züge hat er seinen vielfältigen Schriften eingegraben, von welchen mehrere philologisch,⁹⁷ die meisten jedoch theologisch sind, und von denen unter den letztern namentlich seine geistlichen Lieder und seine Predigten die Liebesgluth und völlige Versicherung des Glaubens athmen, welche sein wahrhaftiges Zeugniß durchströmten. Schweden kann sich rühmen, viele evangelisch-lutherische Prediger gezeugt zu haben, die ganz im Schriftbegriffe des geistlichen Hirten- und Wächteramts lebten, ja darin aufgingen; unter diesen war Swedberg einer der ausgezeichnetsten.

97. Das wichtigste Werk unter diesen ist ein „Vollständiges Schwedisches Wörterbuch,“ welches nicht gedruckt und auch, wie es scheint, noch nicht benutzt ist. Das Verzeichniß der Schriften Swedbergs so wie seiner hinterlassenen Handschriften siehe bei: *Westén Svenska Hof-Clericiets Historia*, I, 2, 517—529.

Hans Egede.

Grönlands Bischof.

(1686 — 1758.)

I.

Ist irgend eine Betrachtung geeignet, ein christliches Herz mit hoher, unvergänglicher Freude zu erfüllen, dann ist's gewiß die der Ausbreitung des Reichs Gottes und seiner Grenzen bis an die Enden der Erde, die Betrachtung der christlichen Mission; und doch können wir uns, wo wir auf das Verhältniß dieser prophetischen und apostolischen Arbeit zugleich zur gegründeten und gepflanzten Kirche hinblicken, kaum einer wehmüthigen Klage enthalten. Denn ist die Mission in der That nicht minder als das Ackerwerk Gottes in den Gemeinden Christi eine unleugbare Aufgabe, ein unabweisliches Bedürfniß der Kirche, in unserer Zeit wie zu aller und jeder Zeit — können wir uns überhaupt einen lebendigmachenden Geist in der Kirche nicht denken, es sey denn daß die Mitglieder derselben sich getrieben fühlen, auf die Straßen und Gassen, ja auch an die Pääne hinauszugehen und die Zerstreuten vom Volke Gottes, die Verirrten, die Heimathlosen zu nöthigen hereinzukommen — wie tief muß uns dann die Wahrnehmung betrüben, wie wenig von den Meisten noch die hohe Bedeutung der Mission erkannt ist, so daß sie auch meinen können, Gold und Silber sey besser, als das Brod, durch welches die Seelen leben; ja wie Wenige selbst unter denen sind, die in die Heidenwelt ausgehen, von welchen wir mit völliger Gewißheit sagen können: Siehe da ein Herz, welches die Liebe zum Herrn bezwungen hat, so daß es sich in der That gezogen fühlte, das ganze Gewicht der Worte für sich geltend zu machen: „Sintemal wir halten, daß, so Einer für Alle gestorben ist, so sind sie Alle gestorben; und er ist darum für Alle gestorben, auf daß die, so da leben, hinfort nicht ihnen selbst leben, sondern dem, der für sie gestorben und auferstanden ist“ (2 Cor. 5, 14. 15)! Und wie Vieles giebt es selbst

in Tagen, wie die unsrigen — wo der Geist des Herrn wiederum über die Todtengebeine ausgegossen ist, so daß sie sich regen, und man wiederum der großen Verheißung zu lauschen anfängt, daß, wo nur unter dem neuen Testamente ein Obdach für die Kirche ist, da auch das Geschenk des Geistes an dieselbe bereit ist, das uns in den prophetischen Worten versiegelt ist: „Siehe, ich will meine Hand zu den Heiden aufheben, und zu den Völkern mein Panier aufwerfen; so werden sie deine Söhne in den Armen herzubringen, und deine Töchter auf den Achseln hertragen“ (Jes. 49, 22) — wie Vieles, sage ich, giebt es auch in unsern Tagen, was den Blick der Christen zu verwirren geeignet ist, wenn sie, neben der erkannten Pflicht für die Kirche zu missioniren, auf den wirklichen Zustand der gegenwärtigen Missionen hinsehen! Oder kann wohl jemand es sich verbergen, daß man in vielen Fällen nicht genau auf die Spuren der Väter achtet, deren Werk doch sichtbar vom Herrn gesegnet war; daß man oft mehr nach einem glanzvollen Anfange fragt, als nach einer Pflanzung, die, wie groß sie auch werde, dennoch unter Thränen und Gebet begossen werden muß, so daß, wie der Psalmist sagt, „die durchs Jammerthal gehen, sich daselbst Brunnen machen, und die Lehrer mit vielem Segen geschmückt werden“ (Ps. 84, 7)? Ist es nicht so, daß Viele das Missionswerk für ein Necken-Exempel halten, wobei sie grade die Factoren vergessen, welche allein das Facit herauszubringen im Stande sind — ich meine die lebendigen Kräfte und ihre geistliche Handhabung? Ist es nicht so, daß viele Missionen (worunter eben die, deren gesegnete Anfänge wir beschreiben wollen) in Trümmern liegen, und während man allerlei Versuche macht, wozu man keinen bestimmten Beruf hat, die Orte versäumt, wo der Herr vernehmlich, laut ruft, ruft mit der Stimme einer Gebälerin, weil man nicht erkennen will, wie die Eingeweide ihm brausen vor Erbarmen über die große Noth des Volks? Ist es nicht endlich so, daß man, in einer großen Richtung der Missionsthätigkeit — namentlich jezt in Deutschland — die Frage aufwirft, die man leider schon für sich beantwortet hat, ob Mission und Kirche überhaupt auch in lebendiger Wechselbeziehung zu einander stehen, oder ob es sich nicht verantworten lasse, kirchenlose Missionen zu pflanzen, wo jeder Verkündiger von allerlei Wind der Lehre getrieben wird, sowie man früher missionslose Kirchen hatte, wo jeder, wie es hieß, genug mit sich zu thun hatte, und doch in der Sache der Seligkeit Nichts that? Kann es geleugnet werden — was wenigstens bis jezt unwidersprochen dasteht — daß eine der größten Missionschulen in Deutschland die pantheistischen Lehrentendenzen der Zeit nicht von sich entfernt gehalten hat, oder jedenfalls von einer Theologie beschwert ist, die keine kirchliche Grundlage hat, noch an-

erkennt? ¹ Und kann das wohl einen Trost gewähren, wenn man gegen Alles, was die Kirche von ihrem Standpunkte mit Recht geltend macht, lediglich auf eine Liebe pocht, die doch, von der Wahrheit losgetrennt, offenbar keine christliche ist (1 Cor. 13, 6)?

Deshalb ist das eine tröstliche Wahrheit für Alle, die den Herrn lieb haben: wo die Menschen vergeßlich oder rathlos sind, oder sich in der Menge ihrer Wege und Gedanken verwirren, da führt Gott dennoch sein Werk aus; denn seine Arbeit kann nicht ruhen, und hat keine andere Zeit, als die er selbst durch seine Berufung ihr setzte. In der ersten Stunde ging er aus, um Arbeiter in seinen Weinberg zu dingen, und in der letzten vor Mitternacht werden sie nicht fehlen. Wo irgend eine Kirche — wie die evangelisch-lutherische in einer geraumen Zeit ² — ihren Beruf zur Mission vergessen zu haben schien, da erweckte der Herr Einzelne und ließ nicht von ihnen ab, bis sie fragten und wieder fragten: „Herr, was willst du, daß ich thun soll“; und wo die Welt sich dagegen stemmte, da zerstreute er die Verkündiger in alle Gegenden, so daß sie selbst einem unwilligen Volke predigen mußten. Denn so wie Gott wunderbar war in seinen Wegen zur Erlösung des Menschengeschlechts durch seinen eingebornen Sohn Jesum Christum, so läßt er sich nicht weniger wunderbar finden in der Zubereitung der Mittel und Werkzeuge, damit dieses Heil allen Geschlechtern der Erde kundgethan, und das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt, bis daß „die Fülle der Heiden eingehe,“ gepredigt werden möge.

Vor Allem aber muß das ja als wunderbar vor unsern Augen dastehen, daß während in der ältesten christlichen Zeit die Mission offenbar als ein großes Colonisations-System getrieben ward, ³ so daß

1. Die Thatfachen in dieser Beziehung sind in der merkwürdigen kleinen Schrift: „Worte der Klage und Ermahnung an die Baseler Mission (von Dr. de Valentini); Bern 1845“ enthalten. Ueber die Frage selbst haben wir uns öfters ausgesprochen, namentlich in der Anzeige von J. A. Saxers Schrift: „Ueber den wiedererwachten Confessionsstreit, mit Beziehung auf die Angelegenheiten der Norddeutschen Missionsgesellschaft. Stade 1846.“ S. Zeitschrift für Lutherische Theologie u. Kirche, 1843, IV, S. 167 ff.

2. Die frühern Versuche die Lappen zu christianisiren, unter den Auspicien der großen Schwedenkönige Gustav Vasa, Gustav Adolph II. und Karl XI., sowie der Versuch des Herzogs Ernst August von Sachsen-Gotha, durch Joh. Mich. Banskleb evangelisches Christenthum und Kultur unter den Abyssiniern zu pflanzen (1663 — 1668), waren nur einzelne leuchtende Ausnahmen.

3. So z. B. gleich nach den Tagen der Apostel. Eusebius berichtet uns darüber: daß unter den Christen nach den Aposteln es viele herrliche Männer gab, wie Quadratus (der berühmte christliche Apologet), welche theils neue Gebäude zu dem apostolischen Grunde hinzusetzten, theils aus inniger Liebe zum Worte Gottes sich getrieben und gedrängt fühlten, den Samen des göttlichen Reichs über den ganzen Weltkreis auszustreuen. Sie theilten ihre zeitliche Habe unter den dürftigen Brüdern aus, verließen ihr Vaterland und übernahmen den Beruf der Evangelisten an diejenigen, welche das Wort des Glaubens noch nicht gehört hatten, verkündigten ihnen Christum und übergaben ihnen die heiligen evangelischen Schriften. Wenn sie dann in fernen, barbarischen Gegenden

die einzelnen grünen Inseln in der Einöde bald zu Gefilden wurden, die wie Lilien blühten, und zu Hügeln, aus welchen Wasserquellen hervorsprangen, nimmt in der spätern Zeit, wie groß und mannichfaltig auch die Anstalten werden, alles in dieser Richtung mehr die Gestalt einzelner Stöße an, die bald wieder verschwinden, wenn die Erderschütterung aufhört, gleicht mehr einzelnen aufflackernden Flammen, die scheinbar wieder verlöscht werden, um vielleicht an einer andern Stelle aufzuschlagen. Ein geschärfter historischer Blick kann es uns unmöglich verkennen lassen, daß, während das Ziolirte vorzugsweise den Charakter der spätern christlichen Missionen bildet, das Continuirliche, Zusammenhängende ebenso unverkennbar das Gepräge der frühern ist, während doch hier offenbar des Bindenden weit mehr war, als dort. Hoffen wir jedoch, daß das Zerstreute nicht weniger von Gottes Hand als das Verbundene zusammengehalten wird, und daß, wie er einst die verdorreten Gebeine zusammenbringen wird, so daß sie sich mit Haut und Adern und Fleisch überziehen (Ezech. 36, 5. 6), er also auch hier die einzelnen Theile und Glieder der Stadt Gottes zusammensügen wird, die einst vor den Augen des Herrn als eine vollbereitete, geschmückte Braut dastehen wird. Das ganze Missionswerk ist ja eigentlich das Reich der christlichen Hoffnung; je heller diese scheint, wenn auch als ein einzelner Stern im Westen, desto größer ist auch die Kraft des Glaubens und die Flamme der Liebe; bald kann der ganze Nachthimmel mit Sternenglanz sich füllen, eine Verkündigung des ewigen Tages.

II.

Keiner vielleicht und klarer als manche selbst der größern Missionen im Laufe der Zeit steht die nordische, und überhaupt die evangelisch-lutherische Mission vom Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, als ein Werk der christlichen Hoffnung da. Die Arbeiten Ziegenbalgs, Plütschaus und ihrer nächsten Nachfolger in Hindostan (seit 1706), die Grundlegung der Finnisch-Lappischen Mission durch Thomas von Westen (seit 1714) und die Pflanzung des Christenthums in Grönland durch Hans Egede (seit 1721) sind unvergängliche Edelsteine in der Krone dieser Hoffnung. Indem wir uns abschieden, die letztgenannte zu beschreiben, treten uns zuerst ungeheure Trümmer entgegen, die Zerstörung fast durch ein halbes Jahrtausend hin (denn es war diese, die Egede zuerst hinausrief), und es wird deshalb am angemessensten seyn, einen Blick darauf zu werfen, was vor diesen Trümmern

den Grund des Glaubens gelegt und Kirchenbirten bestellt hatten, welchen sie die Sorge der neuen Pflanzung anvertrauten, so eilen sie, von Gottes Gnade und Kraft begleitet, zu andern Völkern und Völkern. *E. Eusebii Historia ecclesiast. III. 37.*

da war, welches die Flügelschläge des Geistes im fernsten Norden waren, deren Ahnung Egedes Herz erweiterte und mit der Hoffnung einer goldenen Saat mitten auf den Trümmern erfüllte.

Die ersten Nachrichten von Grönland (einem Lande, das, mit dem Continent Amerikas zusammenhängend, sich von der südlichsten Spitze, Statenhus, unter 60° bis zum höchsten Norden ausbreitet, überall von großen Meerbusen und Meerengen durchschnitten und vom Eise eingeschraubt, das oft den Zugang abschneidet und alle Hoffnung zu nichte macht) wurden wahrscheinlich von einem gewissen Gumbjörn, einem gewöhnlichen Norwegischen Schiffer, der zuerst die vergige Küste Grönlands ersah (877), unter seinen Landsleuten verbreitet; Gumbjörns-Felsen nannte man das Wahrzeichen, das er davon genommen, welches nun, wie es zu gehen pflegt, in der Schiffer-Sage fortlebte.⁴ Mehr als ein Jahrhundert seitdem verging jedoch, ehe das Land selbst entdeckt wurde. Dies geschah, als ein gewisser Erich der Rother, ein Isländischer Freibeuter, im Kampfe gegen eine mächtigere Parthei auf seiner sagenreichen Geburtsinsel unterliegend, als geächtet erklärt wurde, und nun an der Spitze aller seiner Partheigänger gegen die gedachten Gumbjörns-Felsen hinsteuerte, und wirklich „Grönland“ entdeckte (982). Verschlagen, wie er war, nannte er das Land so, um schon durch den Namen Andere hinzulocken; auch in der Wahl des „Erichs-Busens,“ wo er sich niederließ und seit 986 zuerst sich anzubauen begann, spürte man seine Erfahrung und seinen kühnen Muth.⁵ Selbst war er Heide; seine Ghefrau, Thiodhilde, hingegen hatte das Christenthum angenommen, und, nach der Sitte der Zeit, deshalb ihren Mann verlassen.⁶ Vierzehn Jahre nach diesem ersten Aulbau zog Leif, Erichs Sohn, nach Norwegen hinüber. Leicht gelang es dem König Oluf Tryggvesön, einem der stahlgekleideten Kämpfer für den christlichen Glauben und die Taufe, diesen Grönlandschiffer zu bewegen, sich mit seiner ganzen Schiffsmannschaft taufen zu lassen (999). Leif erwarb sich dadurch die Gunst des Königs Oluf, und hielt sich den ganzen Winter bei dessen Hofe auf. Als er den Frühling drauf nach Grönland zurückkehrte, „gab der König ihm einen Priester und andere geweihte Männer mit, welche

4. *Landnámabok*, III, 8. 14. 29. Fragmente von „Grönlands Annalen“ in „Grönlands historiske Mindesmaerker, udgivne af det Kongelige Nordiske Oldskrifts-Selskab (Kbhvn. 1842—1845); I. 88 f.

5. *Váttir Eireks rauda*, c. 1. *Islendinga-bok Ara. Prests hin froda*, c. 5. *Saga Þorfinns Karlsefnis*. c. 2. „Die Entdeckung Amerika's durch die Nordländer“ — sagt Dr. Pingel in seiner gehaltenen Abhandlung „über die neuern Reisen nach Grönland“; *Grönlands historiske Mindesmaerker*, III, 625 — war die letzte große That des Heidenthums im Norden“, und — fügen wir hinzu — wie merkwürdig, daß eben an diesem Wendepunkte das Christenthum, nicht bloß als Culturmittel, eingriff!

6. *Landnámabok*, *Grönlands historiske Mindesmaerker*, I, 183 ff. 201.

das Volk taufen und im wahren Glauben unterrichten sollten.“⁷ „Der Glückliche“ hieß er von nun an in des Volkes Munde in einer wie in der andern Hinsicht; denn auf der Rückreise gelang es ihm, die ganze Besatzung eines Schiffs zu bergen, und er fand das sogenannte „Vinland“ (Massachusetts und Rhode-Island), welches sie mit Recht „das gute Land,“ zumal im Gegensatz zu Grönland, nannten.⁸ Hier aber angekommen, führte er den Auftrag König Olufs in dessen Geiste aus. Massenweise wurden die von Island hinübergekommenen Grönländer getauft, während grade zur nämlichen Zeit auf Island selbst das Christenthum als die gesetzliche Religion bestätigt ward.⁹ Allein, wie der Annalist Oddr Munk bemerkt, es war größtentheils nur ein Christenthum dem Namen nach, das sie annahmen; denn „die Zeit war kurz; das Volk war hartnäckig in seinem Unglauben, und der Lehrer waren nur wenige, die außerdem wegen ihrer Unwissenheit in der dänischen Sprache Nichts auszurichten vermochten.“¹⁰ Ein Größeres zwar schien Oluf der Heilige († 1033) sich vorgesetzt zu haben, und er hatte, nach dem Ausdruck des eben gedachten Geschichtschreibers, bessere Zeit dazu; allein die beste Zeit mußte doch abgewartet werden, ob es vielleicht den einzelnen Boten gelingen möchte, den Samen tiefer in die Erde zu legen.

Dies scheint auch wirklich geschehen zu seyn. Während nach dem Jahre 1000 Schwärme von Isländischen Seefahrern und Freibeutern, Männer mit Weibern (denn auch die letztern hatten nicht selten einen unternehmenden Geist), sowohl nach Grönland als nach den südlicheren Grenzlanden (welche von den Nordischen Entdeckern in dieser Ordnung genannt werden: Markland, Helluland, Vinland) kamen — während in dem letztern, Vinland, bereits 1004 ein cruster Kampf zwischen den Neuangekommenen und den Ureinwohnern (von den Norwegern „Skrällinger“ genannt) ausbrach¹¹ — und während man in

7. *Saga Ólufs Tryggvasonar*, c. 221. 245.

8. Zweifelhaft — meinte doch Leifs Vater, Erich der Nothe — möchte das Glück seyn, wenn man das Eine gegen das Andere abwäge. Denn „habe er auch eine ganze Schiffemannschaft gerettet, so habe er auf der andern Seite den schädlichen Mann (den Priester) mit sich gebracht“ (*Saga Ólufs Tryggvasonar*, c. 225. 101). Ein sprechender Beweis, wie die alten Isländischen Heiden im Allgemeinen das Christenthum ansahen.

9. *Landnåma* — bok, II, 12.

10. *Saga Ólufs Tryggvasonar af Oddr Munk*, c. 48. Eine wichtige Stelle auch um darzuthun, daß im ersten Jahrhundert und noch später der Ausdruck „Dänische Junge“ um die Nordische Gesamtbevölkerung zu bezeichnen allgemein gebraucht wurde. Vgl. Nafk. Bedeutung ul der Isländische eller gamle Nordiske Sprog (Kopenhagen. 1811), S. XX. ff.

11. „Skrällinger“: *pusiones*. Ausführlich werden diese Züge mit ihren wechselnden Schicksalen erzählt in: *Saga Þorfinns Karlsefnis*, *Floamanna-Saga*, *Eyrbyggja-Saga*, *Þáttir Eiríks rauða*, *Landnåma* — bok u. a. Vgl. das öftere erwähnte treffliche Werk: *Grönlands historiske Mindesmaerker*, I. II.

Grönland selbst darauf bedacht war, alle äußern Verhältnisse nach dem Muster der Isländischen Staatsverfassung zu ordnen¹² — scheint der christliche Glaube hier nach und nach tiefere Wurzeln geschlagen zu haben. — Die Römische Kirche war, nach ihrer universal-praktischen Tendenz, vorzugsweise eine missionirende Kirche. Schon früher hatte sie, durch Bonifacius und etwas später durch Ausgar und dessen Schüler, den Blick nach Norden gerichtet; mit Recht hielt sie dafür, daß die Grenzen des Christenthums nur die äußersten Enden der Erde seyen.¹³ Vom Erzbisthum Hamburg, dem Mittelherde des Nordischen Christenthums, strahlte ein Licht aus, das, je nachdem der Missionsgeist bei den einzelnen Kirchenlenkern lebendig ward, mächtiger zu Gottes Ehre emporflamnte. Ein solcher Kirchenregierer, dem es schön dünkte, das Weiteste zu umspannen, war Adalbert, welcher gegen die Mitte des eilften Jahrhunderts den Hamburgischen Stuhl bekleidete. „Kaum hatte dieser Kämpfe Christi“ — so erzählt Adam von Bremen — „sein Bischofsamt angetreten, so sandte er Boten an die Könige im Norden, um Frieden und Sicherheit für das Christenthum zu erwirken; über ganz Dänemark, Norwegen und Schweden, ja bis an die Enden der Erde, schickte er Briefe an die Bischöfe und Priester der Orte, daß sie die Kirchen Jesu Christi treu weiden und unverzagt zur Bekehrung der Heiden schreiten sollten.“¹⁴ Nun ereignete sich aber — offenbar durch Gottes Hand herbeigeführt, welcher die Begebenheiten und die Herzen der Menschen zugleich lenkt — ein gar merkwürdiges Zusammentreffen. Der Bischof Adalbert war flug, freigebig, gastfrei; das kleine Bremen, sagt der eben erwähnte Geschichtschreiber, ward durch seine Tugenden am Rufe Rom gleich, so daß Leute von allen Weltgegenden, besonders vom Norden, andächtig dahin wallten. So kam im Jahre 1054 (folglich ein halbes Jahrhundert nach der ersten Pflanzung des Christenthums in Grönland) eine Gesandtschaft von Island, Grönland und den Orkney-Inseln mit dem Begehren nach Bremen, der Erzbischof möchte ihnen Prediger senden. Ihre Bitte ward ihnen gewährt; schon 1055 bekam Grönland seinen ersten Bischof; Albert war sein Name. Der Erzbischof aber, als er so gewürdigt war, ringsum, wo

12. Vgl. G. Pingels Abhandlung über die neuern Reisen nach Grönland in: *Grönlands historische Mindesmaerker*, III, 626 f.

13. Doch sind die Stellen in Diplomen aus dem neunten Jahrhundert, wodurch Grönlands Entdeckung scheinbar mehr als ein Jahrhundert hinaufgerückt wird — namentlich die betreffende Stelle in dem Stiftungsbriebe für das Erzbisthum Hamburg, von Kaiser Ludwig dem Frommen (884) und in der Confirmations-Bulle des Papstes Gregor IV. deshalb (885) — wie neuere kritische Forschungen dargethan haben, interpolirt. Ueberhaupt wird der Name Grönlands in den Päpstlichen Bullen von 1025 nicht genannt. Siehe: *Grönlands historische Mindesmaerker*, III, 66 — 73.

14. *Adami Bremensis Historia ecclesiae Hammaburgensis* III. 12.

es Noth that, Prediger und Bischöfe zu bestellen, brach voller Freude in die Worte des Evangeliums aus: „Die Erndte ist groß, aber wenige sind der Arbeiter; darum bittet den Herrn der Erndte, daß er Arbeiter in seine Erndte sende.“ Ja er faßte sogar den Plan, eine große Kirchenversammlung aller Nordischen Bischöfe in Dänemark, wo die Umstände dazu am günstigsten waren, zu veranstalten; denn die Kirchenverhältnisse brauchten noch manche Nachhülfe, und der Erzbischof in seinem redlichen Eifer für das Reich Gottes hatte auch kein Hehl, die verborgnen Gebrechen zu bekennen.¹⁵ Allein die überseeischen Bischöfe ließen zu lange auf sich warten; und so zerfiel diese Zusammenkunft.¹⁶

So drang auch bis zum öden Grönland der belebende Hauch des Evangeliums hin, und ein Kirchenbau in Römischen Stiel vollendete sich je mehr und mehr. Zwölf Kirchen wurden im östlichen, vier im westlichen Theil des Landes aufgeführt: so viele benennen ausdrücklich die Isländischen Berichterstatter vom zwölften und dreizehnten Jahrhundert.¹⁷ Die Kirchen waren meist tief ins Land hineingebaut, nur wenige an der Küste; an die Kirchen lebten sich hin und wieder Klöster an. So begegnet uns an dem Rasmus-Seebusen ein Benedictiner-Meinenkloster, und bei der Kirche zu Petersvig ein großes, dem heiligen Oluf und Augustin geweihtes Kloster, mit regularen Kanonikern bevölkert.¹⁸ Die wandernden Bischöfe (denn solche waren wohl die Nachfolger Alberts, wenn man anders eine ununterbrochene Reihe derselben anzeigen könnte) schienen bald nicht mehr auszureichen; eine geordnetere Kirchenverfassung stellte sich als Bedürfnis in der immer mehr anwachsenden Colonie heraus. Im Jahre 1123 hielten die Grönländer eine gemeine Volksversammlung, in welcher der Beschluß gefaßt ward, einen festen Bischofssitz zu errichten; sie schickten zu dem Ende Ginar Seltensen mit bedeutenden Gaben und Geschenken nach Norwegen. Der damalige Norwegische König, Signurd der Jerusalemfahrer (Jorsalafar) konnte nur mit großer Mühe den frommen Kleriker Arnold, welchen er zu diesem Auftrage am geschicktesten hielt, überreden, unter „ein so schwieriges Volk“ hinzugehen und sich anzusiedeln; fast schien es, als ob der König mehr auf die Seelenwerbung bedacht war, als der werdende Bischof. Doch ging er hinauf, nachdem er durch den Ländischen Erzbischof Adger

15. Die Erzählung nennt unter den Hauptmitteln, die der Aufmerksamkeit des Erzbischofs nicht entgangen waren: daß die Bischöfe den Segen verkauften, und daß das Volk sich weigerte, den Zehnten zu geben.

16. *Adami Bremensis Historia ecclesiae Hammaburgensis*, III, 26.

17. *Se Gripla* (Mss. Arna-Magnacan. 115, 8^o.): *Grönlands historiske Mindesmaerker*, III, 225.

18. *Jrar Baardsens Chorographie* (Mss. Arna-Magnacan. 777, 4^o.); *Grönlands historiske Mindesmaerker*, III, 254—255.

zu seinem Amte geweiht war.¹⁹ Der neue Bischof nahm 1125 seinen Sitz im östlichen Landestheile, in Garde, tief am innersten Einschnitte des Grichs-Busens;²⁰ dort stand eine ansehnliche, dem heil. Nicolaus geweihte Kirche, zu welcher viele Güter ringsumher geschlagen waren.²¹ Allein ein christliches Leben, der schönste Schmuck der Kirche, scheint in den darauf folgenden zwei Jahrhunderten sich nicht entwickelt zu haben, es wäre denn, daß die Zeit uns einen jeden Wink darüber misgönnt hätte. Denn was von dieser kirchlichen Pflanzung uns berichtet wird, ist wenig mehr als die Namen der Bischöfe und ihre Confirmation vom Papste. Ueberhaupt wurde Grönland von der Zeit an, als es zugleich mit Island, den Färöern, den Orkney- und Suder-Inseln die Oberherrschaft des Norwegischen unumschränkten Königs Hakon Hakonsen (1261) hatte anerkennen müssen, lediglich als eine Dependenz von Norwegen behandelt, deren Steuern und Abgaben, wo sie zu erlangen waren, man sich gefallen ließ,²² während für das geistliche Bedürfnis des Landes von den Machthabern in der Regel nur Wenig gethan ward.

III.

Die Jahrbücher des Nordens berichten, übereinstimmend mit den übrigen historischen Quellen der Zeit, von der schrecklichen Pest, die namentlich seit 1348 den größten Theil von Europa heimsuchte, und die man in Dänemark „den schwarzen Tod“ nannte.²³ In Afrika entstanden — so erzählen die gleichzeitigen Isländischen Annalen — kehrte sie sich nach „Jerusalem's Land“, und wanderte dann durch Romanien weiter Nordwärts; von Frankreich breitete sie sich nach Deutschland und England, und von da nach Norwegen aus. Nach Bergen (der Station der Grönlandsschiffer) wurde sie durch ein Kaufmannsschiff eingebracht, dessen ganze Besatzung dahinstarb, während man das Gut in die Stadt hinauffschaffte. Achtzig Leichen wurden in der unglücklichen Stadt an einem Tage begraben, unter welchen vierzehn Priester und sechs Diakonen. Aller Orten in Norwegen wüthete die Pest so unbeschreiblich,

19. *Groenlendinga Dáttir*, 1; *Grönlands historiske Mindesmaerker*, II, 681 ff. Vgl. *Messenii Scandia illustrata*, I, 86. Seit 1004 war durch des Papsts Paschalis II. Veranstellung der ganze Scandinavische Norden unter das Erzbisthum in Lund gelegt.

20. Früher — nach dem Berichte Ivar Baardsens — residirte der Bischof in Stensnäs im westlichen Theile des Landes, und dert war die Domkirche. *Grönlands historiske Mindesmaerker*, III, 279.

21. *Gripla*; *Grönlands historiske Mindesmaerker*, III, 224.

22. Alle von Norwegen steuerpflichtigen Lande waren zur Civilliste des Königs und der Königin geschlagen; darans entsprang das öfters (auch von der Königin Margaretha) erneuerte Verbot, daß Niemand ohne Königliche Erlaubnis diese Lande beschriften dürfe.

23. In Frankreich nannte man sie „mort bleu“, in Norwegen „Digre=Döden“ (den großen Tod).

daß zwei Dritttheile der ganzen Bevölkerung ausstarben. Die zahllosen Opfer die sie forderte, wurden gewöhnlich in einen oder in zwei Tagen ein Raub der inflammatorischen Seuche, die, nach den Isländischen Berichten, fast immer mit einem Blutbrechen endigte. Viele Schiffe trieben verlassen auf dem Meere umher, oder versanken mit der nicht ausgeladenen Last.²⁴ Obgleich diese Pest weder nach Island noch Grönland reichte, so ward doch letzteres mittelbar vom Unglück tief betroffen. Die Communication mit Norwegen war erschwert; die Ureinwohner (die „Skrällinger“) verheerten von ihren Kriegsböten aus hin und wieder die Colonie.²⁵ Noch hielt die Kirche sich äußerlich aufrecht, die Folge der Bischöfe ward nicht unterbrochen, einer derselben, Jon Grifson Skalle, unternahm sogar (1357) eine Reise nach Rom.²⁶ Auch waren die Norwegischen Könige jetzt nicht unempfindsam gegen die große Noth der Kirche; Magnus Smek, selbst nachdem er die Regierung über Norwegen niedergelegt und nur Helgoland, die Färöer, Island und Grönland für sich behalten hatte, ließ ein gerüstetes Handelsschiff unter Povel Knudson (1355) nach Grönland hinauffegeln, um dort das Christenthum zu Gottes Ehre zu erhalten; die ruhmwürdigen Bemühungen seiner Vorfahren (so drückte er sich aus) und das Heil seiner eigenen Seele machten ihm dieses zur Pflicht.²⁷ Allein sowohl diese als eine spätere Expedition (1366) hatte keinen Erfolg; die letztere verunglückte ganz. Mehr jedoch als die schwierige Lage der Colonie trat (wie einer der neuesten Forscher vermuthet hat) das erneuerte und streng ausgeführte Verbot, welches allen Unprivilegirten die Besichtigung des Landes untersagte, der Aufrechterhaltung des bürgerlichen und kirchlichen Wesens dort hemmend entgegen.²⁸ Gewiß ist es, daß vom Jahre 1410 an alle authentische Nachrichten über die Colonie in Grönland aufhören; schon lange vorher waren die sogenannten Grönländischen Bischöfe nicht nach Grönland hingekommen; zuletzt waren es bloße Titularbischöfe, die bis auf die Tage der Reformation hin bald in Island, bald

24. *Islandske Annaler; Grönlands historiske Mindesmaerker*, III, 16—18.

25. Ein solcher verheerender Zug von den Estimoß wird zum Jahre 1379 erzählt. *Islandske Annaler; Grönlands historiske Mindesmaerker*, III, 32.

26. *Islandske Annaler; Grönlands historiske Mindesmaerker*, III, 18—20. Noch im Jahre 1469 fand wenigstens ein Aufseher in Garde Statt. „welch sowohl Eingeborne als fremde Männer versammelt waren.“ *Islandske Annaler; Grönlands historiske Mindesmaerker*, III, 148.

27. Das Diplom abgedruckt in *Grönlands historiske Mindesmaerker*, III, 120—122.

28. Pingel über die neuern Reisen nach Grönland; *Grönlands historiske Mindesmaerker*, III, 617. Auch innere Zwistigkeiten im Norden brachten der Colonie eine unheilbare Wunde bei. Die Deutschen Anhänger des Königs Albrecht, im Kriege mit der Königin Margarethe, überfielen und plünderten Bergen 1393, was später sich noch ein Mal wiederholte. Je mehr die Blüthe und Kraft dieser Stadt sank, desto schlechter stand es auch in Grönland.

in Norwegen, am häufigsten in Dänemark ihre Residenz hatten. Spurlos würde so die alte Kirche Grönlands verschwunden seyn, wenn wir nicht wenigstens einen Zug noch ihres Todeskampfes sähen. Nachdem nämlich im J. 1418 die „Skrällinger“ vom Süden her mit einer Schiffsflotte den größten Theil der Colonie zerstört und die Kirchen mit Feuer und Schwert verheert (so daß überhaupt, wie berichtet wird, nur neun Pfarrkirchen übrig blieben, die am entferntesten lagen, durch die steilen Felsen vor dem Eindringen der Barbaren geschützt), wandten sich dreißig Jahre später die unglücklichen Uebriggebliebenen²⁹ an den Römischen Papst Nicolaus V. um Hülfe zur Ordnung des ganz verwüsteten Kirchenwesens ihn angehend; denn „Hunger“, sagten sie, „und Mangel hatten es die letzten dreißig Jahre unmöglich gemacht, Priester oder Bischof zu unterhalten.“ Dies erfahren wir aus der Bulle, die Nicolaus V. unterm 20. Septbr. 1448 an die Bischöfe in Skalholt und Holum richtete,³⁰ worin er denselben übertrug zu untersuchen, ob die Sache in Wahrheit gegründet, um dann Sorge dafür zu tragen, daß wieder Prediger in die Gemeinden eingesetzt und ein Bischof fürs Land geweiht würde. Allein die edle Absicht des guten Nicolaus³¹ war an sich so unkräftig und wurde von den Betreffenden so wenig unterstützt, daß an eine Aufrichtung des Gefallenen nicht zu denken war. Die Kirche im höchsten Norden stürzte zusammen (gleichzeitig ungefähr mit dem Fall des Oströmischen Reichs durch das Vordringen der Türken 1453); alle Spuren derselben wie der Colonie verschwinden.

Nur die Erinnerung schwand nicht. Wenigstens geschahen gleich vom Anfange des sechzehnten Jahrhunderts eine Reihe von Versuchen, um das alte Grönland wiederzufinden, die gleichsam die Verheißung in sich zu tragen schienen, daß das Land nicht stets wüste oder bloß von Wilden bevölkert bleiben sollte, denen es im Kampfe mit der Cultur gelungen war, die letzten Reste des Christenthums auszutilgen. Doch müssen wir der Wahrheit gemäß bezeugen, daß alle diese Versuche in christlicher Hinsicht gar keine Bedeutung hatten, während auch der beabsichtigte

29. Es waren meist solche, die, von den Eskimos zu Sklaven gemacht, später zurückzukehren Gelegenheit fanden und mit Ausbesserung der Trümmer ihrer zerstörten Wohnungen angingen.

30. Eine Abschrift dieser merkwürdigen Bulle aus dem Vaticanischen Archiv in Rom (*Nicolai V. liber XXIII. registri Bullarum*) ward von Prof. Mallet 1765 nach Kopenhagen geschickt. Correct, nach einer zweifachen Abschrift Langebeks, ist sie von Rasm mitgetheilt in: *Grönlands historiske Mindesmaerker*, III. 168—176.

31. Mit Recht nennen wir ihn so. Denn nicht bloß war er bekanntlich ein eifriger Beförderer des wissenschaftlichen Strebens, selbst einer der ausgezeichnetsten Gelehrten der Zeit, sondern ein edelmüthiger Freund der Armen. Wo Bedrängte sich nur an ihn wandten, da war er mit thatreicher Hülfe zur Hand; die verschämte Armuth in den Familien unterstützte er insgeheim und trug Sorge dafür, daß die Töchter eine anständige Aussteuer bekamen. *S. Vita Nicolai V. a Dom. Georgio conscripta. Rom. 1712. 4.*

nautische und merkantile Gewinn im Grunde nur ein Dampf blieb, bis das Christenthum mit seiner allmächtigen Liebe die Sache angriff. Wirklich fällt die ernente Colonisation Grönlands und die Wiederpflanzung des Christenthums dort in eines zusammen. Nur insofern kann es ein Interesse gewähren, auf jene vergeblichen Versuche einen flüchtigen Blick zu werfen.

Die größte Bedeutung unter allen möchte vielleicht des Erzbischofs von Trondhjem Erikh Valkendorfs Plan gehabt haben, wenn derselbe zur Ausführung gekommen wäre. Er war bekanntlich ein Günstling Christianus II., dessen Kanzler er, als dieser noch Kronprinz, gewesen; unterstützt von des Königs Gunst betrieb er die Sache planmäßig, sammelte alle Nachrichten von dem verlorenen, im Glanze der Einbildung hellstrahlenden Lande,³² die er nur habhaft werden konnte, frug die Schiffer und Handeluden über den Cours dahin aus, ja entwarf sogar selbst ein Directorium für die Reise dahin. Die Sache war so weit gediehen, daß der Erzbischof bereits dem Könige seine Bedingungen stellte; gelänge es ihm, das Land wiederzufinden, so verlangte er für seinen Antheil die Einkünfte davon in den ersten zehn Jahren. Allein Glück und Glas, wie das Sprichwort sagt, bricht bald. Valkendorf — ob aus christlichem Eifer oder wegen seines Verständnisses mit Kaiser Carl V. (dessen Schwester der König zur Gemahlin hatte) — widersetzte sich dem bekannten Verhältnisse des Königs zur Dürre. So fiel er in eine Ungnade, die ihm Feinde zuzog, welche ihm sogar nach dem Leben trachteten; und als er die Reise nach Dänemark angetreten, um sich vor dem Reichsrathe persönlich zu vertheidigen, ward er an die Holländische Küste verschlagen. Hier, in Amsterdam, traf er den jetzt landflüchtigen König (1522) und wäre ohne Zweifel, auf den Antrieb desselben, festgesetzt worden, wenn er nicht als Bischof sich unter das Urtheil des Papstes eingeschoben hätte. Er kam nach Rom, und starb dort in elenden Umständen.³³

Später, unter der Regierung Friedrich II.³⁴ tauchte wieder der Gedanke an Grönlands Entdeckung auf, und ward mit Kraft ins Werk

32. Zu Grönland, bildete man sich ein — und ein Theil der Versuche war ungetreulich von dieser Einkleidung geleitet — müsse auch Geld zu finden sein; denn es heiße ja Job 37, 22: „Von Mitternacht kommt Geld“, und Theophrastus Paracelsus habe ja von reichen Goldgruben berichtet, als denen, die im Osten sich fanden. Was der Westen, von Columbus wiederentdeckt, aus Licht gebracht, dazu, meinte man, müsse auch der Norden endlich seine Beisteuer geben.

33. Er. Pontoppidan aus Kirchengeschichte des Reichs Dänemark, II., 774. Vgl. Pingel über die neuern Reisen nach Grönland, I. c., S. 632.

34. Die frühere Annahme, daß bereits Christian III. Grönland im Auge gehabt und wenigstens die Hindernisse der Communication wegzuräumen bemüht gewesen sey, beruht nach Pingel (I. c., S. 633) auf unzuverlässigen Angaben des Gl. Lyschander, und muß also wohl aufgegeben werden.

gesetzt. Zuert, 1597, ward der Engländer James Alday (der möglicherweise von dem berühmten Seefahrenden Martin Frobisher sich einige Kenntniß von Grönland verschafft) ausgesandt, konnte aber, nach eigener Angabe, das Land nicht ersuchen, weil er das Frühjahr vorher zu spät die Reise angetreten hatte.³⁵ Ebenso unglücklich war der berühmte Freibeuter, der Färöer Mogens Heinesen, von dessen Dienst man sich Unglaubliches versprach; er sah zwar das Land (1581), konnte aber wegen des Treibeises nicht hinkommen.³⁶

Grönland war, wie es schien, eine Herzensangelegenheit der Dänischen Könige geworden. Die Bemühungen Christian IV. (er schickte in den Jahren 1605 — 1607 drei Expeditionen dahin, unter dem Admiral Godtke Lindenow und dem tüchtigen Englischen Piloten James Hall) wurden insofern mit Glück gekrönt, als man allerdings zur Westküste Grönlands kam; allein weder entsprach die Ausbeute den glänzenden Erwartungen; noch war es, auf der dritten Expedition, möglich zur Ostküste Grönlands, wo man noch Abkömmlinge von den alten Norwegischen Colonisten anzutreffen glaubte, hinzudringen.³⁷

Noch näher kam man vielleicht dem Ziele auf der ersten der drei Reisen zur Entdeckung Grönlands, welche unter der Regierung Friedrichs III. David Danell (1652 — 1654) für eine dänische Privatcompagnie unternahm. Desto unglücklicher war die folgende auf Christian V. Befehl, von Otto Arxelsön (1670 — 1671) unternommene Reise.³⁸ Die unausbleibliche Folge aber von allen diesen größtentheils fruchtlosen Versuchen war die, daß eine Erneuerung derselben einem jeden Besonnenen als Thorheit erscheinen mußte, es wäre denn, daß ein höheres Ziel, als das bloß irdischen Gewinns, aufgesteckt würde. Dieses aber hatte der Höchste, während die Seefahrer zuletzt verzweifelten, nach seiner Weisheit, in der Stille vorbereitet.

IV.

Hans Egede, von einer ursprünglich Dänischen Familie (aus dem Dorfe Bester-Egede in Seeland), war in der Vogtei Senjen im Amte der Nordlande am 31. Jan. 1686 geboren. Nur sehr wenig ist uns aus seinen frühesten Jahren bekannt; in den Arbeiten und Mühen der

35. Pingel über die neuern Reisen nach Grönland, I. c., 635 — 660) theilt eine Menge interessanter Briefschaften und Aufzeichnungen diese Reise betreffend mit.

36. Man gab vor, eine Nemora oder ein unbekannter Magnet habe die Fahrt des Schiffes aufgehalten. Pingel (I. c., S. 651 — 660) meint die starke südwestliche Strömung unter Grönland, selbst bei günstigem Winde, sey Schuld daran gewesen.

37. Pingel über die neuern Reisen nach Grönland, I. c., 670 — 699. Auch der berühmte Jans Munk, auf seiner verunglückten Entdeckungsexpedition um die Nordwestliche Durchfahrt zu finden, ersah das südliche Cap von Grönland.

38. Pingel über die neuern Reisen nach Grönland, I. c., S. 711 — 726.

spättern spiegelt sich Gottes Erziehung mit ihm; denn er war offenbar einer von denen, die in tiefer Stille sich entwickeln und deshalb so fest in ihrem innersten Kerne werden, daß alle äußern Hindernisse nur als Prüfsteine ihrer Kraft erscheinen. Seine Universitäts-Studien wurden (wie die Norweger damals pflegten) schnell, in weniger als zwei Jahren, in Kopenhagen vollendet; kaum 21 Jahr alt ward er zum Prediger in Baagen in den Nordlanden, 1707, ernannt, und verheirathete sich mit Gertrude Rask, die ihm nicht nur Gattin, sondern in jeder Hinsicht Arbeitsgenossin ward. Wie die ersten Funken zu späterer gesegneter Thätigkeit in seine Seele fielen, erzählt er uns selbst. Es fiel ihm, schon im zweiten Jahre seine Amtsführung, ein, wie er vor längerer Zeit in der Beschreibung Norwegens gelesen, daß in Grönland vor Alters her eine christliche Gemeinde mit Kirchen und Klöstern bestanden, und er wünschte nun zu erfahren (wovon die dorthin abgehenden Wallfischfänger nie etwas berichteten), wie es jezt dort stünde. Aber als sein Schwager Niels Rask in Bergen, welcher selbst nach Grönland gefahren war, ihm auf seine Anfrage berichtete, daß in den südlichen Theilen des Landes nur wilde Heiden sich aufhielten, während zur Dürkste wegen des Treibeises Niemand hingelangen könne, so fühlte er ein inniges Mitleid mit diesen armen Menschen, denen das Licht im Laufe der Zeit so ganz erloschen war (denn er stand in dem Wahne, wie alle seine Zeitgenossen, die Grönländer müßten verwahrloste Abkömmlinge der alten Norwegischen Colonisten seyn): er wünschte von Herzen, daß seine Lage ihm gestattet hätte, dort hinaufzuziehen, denn „er würde es für seine größte Freude und Glückseligkeit ansehen, wenn er ihnen Christum predigen dürfte.“³⁹ Zudem schien es ihm, daß die nächste Verpflichtung dazu denen obliegen müßte, welche, nach seiner Vorstellung, als Norweger von demselben Geblüt waren. So braucht Gott oft, um den Menschen näher zu bestimmen, Gründe, wodurch auch dem menschlichen Zuge des Herzens sein Recht geschieht, damit des Geistes Arbeit an demselben desto rascher gefördert werden könne — und er schämt sich desselben nicht; denn er selbst bildete ja das Menschenherz so. Keineswegs war es doch dieser Gedanke allein oder am meisten, welcher Ggedes Neigung bestimmte; „Gottes Ehre und die Seligkeit der armen Menschen“, das war sein innerstes Verlangen; denn Christus war seiner Seele Trost und Licht. Doch fürchtete er Anfangs, daß seines Herzens Gedanken ihn täuschen möchten; deshalb „senzte er unablässig zu Gott, daß er ihn aus dieser Versuchung hinausführen möchte, damit er nicht durch irgend ein vermessenes Unternehmen sich und die Seinigen ins

39. H. Ggede umständliche Relation von der Fortsetzung und dem Anfange der Grönländischen Mission (Kopenh. 1738), S. 1, 2.

Unglück stürzen sollte.“ Die Gewißheit kam erst nachher, als die Schwierigkeiten sich himmelhoch aufstürzten; da ward es ihm sonnenklar, daß Gott seine ersten Gedanken gelenkt, so wie er die spätern lenkte.

In solchem Schwanken und Zweifel des Gemüths verstrich die Zeit Egede'n bis 1710. Da setzte er, doch keineswegs in der Meinung, als ob er berufen sey, das Werk anzufassen, einen „Vorschlag zur Befehrung und Erleuchtung der Grönländer“⁴⁰ auf, und schickte denselben an die, wie ihm dünkte, geeignetsten Instanzen, an die Bischöfe zu Bergen und Trondhjem. Beide — obgleich der letztere, der Bischof Krog, uns aus v. Westens Geschichte,⁴¹ keineswegs als ein solcher bekannt ist, dem die Ausbreitung des Reichs Gottes vorzüglich am Herzen lag — antworteten tröstlich, ermunternd, zugleich jedoch nicht die Schwierigkeiten verhehlend, auf welche ein solches Unternehmen nothwendig stoßen würde.⁴² Bis dahin war das Ganze eine Sache zwischen Gott und Egede allein. Allein jetzt breitete sich vom Hause des Bischofs in Bergen das Gerücht von der Sache über das ganze Land aus. Alle Freunde widerriethen; die bekümmerten Verwandten, besonders seine eigne und seiner Frau Mutter klagten laut, so daß Egede, für den Augenblick von den Bitten und Thränen seiner Hausfrau, von den Vorstellungen seiner Freunde überwunden, der Ansicht sich hingab, er müsse seinen ersten Vorsatz so wie die gethanen Schritte als eine Thorheit bereuen, und sich gelobte, in dem Berufe zu bleiben, worin Gott ihn gesetzt hatte. Doch aus dieser Versuchung half der Herr ihm aus, indem er weder Tag noch Nacht das Wort ferne zu halten vermochte: „Wer Vater oder Mutter mehr liebt, denn mich, der ist meiner nicht werth; und wer Sohn oder Tochter mehr liebt, denn mich, der ist meiner nicht werth“ (Matth. 10, 37). Seine Gattin meinte zwar, dieses

40. Der Inhalt dieses Vorschlags, von ihm selbst berichtet (Umständliche Relation, S. 3), zeigt den klaren Blick, womit er bereits jetzt das ganze Missionswerk umfaßte. Er gründete nämlich jenen zuerst auf Gottes Gnade und die Allgemeinheit des Heils (1. Tim. 2, 4), dann auf das Unbedingte und Allumfassende des Befehls Christi, welcher die christliche Kirche bis ans Ende der Welt besaß, endlich auf die Praxis der ersten Kirche, welche die Befehrung der Heiden als einen Hauptzweck ihrer Thätigkeit aufsaß.

41. Vgl. meine Darstellung dieser Verhältnisse in dem Aufsatz: „Die Finnisch-Lappische Mission bis 1826“; Christoterpe auf 1833, S. 340 ff.

42. Besonders hob der Bischof Nandulff von Bergen mit Recht hervor, welche Hindernisse die Sprache nothwendig bereiten müsse; denn „Christus“, bemerkte er, „sandte seine Apostel nicht aus und ließ sie nicht eher in die Welt ausgehen, alle Völker zu taufen und zu lehren, bis er am Pfingstfeste zu Jerusalem seinen Heiligen Geist in der Gestalt feuriger Zungen über sie ausgegossen, so daß sie in allen Sprachen reden und predigen konnten.“ In Krogs, im Ganzen christlich gehaltener, Antwort, klingt doch sein mündiger Charakter und sein Selbstvertrauen deutlich hindurch; er gedenkt Grönlands nicht bloß als Sitz des Christenthums in alten Zeiten, sondern zugleich um daran zu erinnern, daß die Bischöfe dort von dem Bischofsitz in Trondhjem abgehangen. (Egede umständliche Relation, S. 5, 6).

möchte wohl eher eine Versuchung des Satans sein, denn Gott könne ja nicht Unmögliches von uns verlangen; dieses Alles aber konnte Egedes Gemüth nicht zur Ruhe bringen; denn er war in Gottes Willen gefangen. Indesß begab es sich, daß allerlei Verdrießlichkeiten von einem benachbarten Prediger, der mißgünstig auf den Zulauf zu Egedes Kirche sah, sowohl ihm als seiner Frau die Lare hier auf viele Weise verleidete. Egede erkannte nun schon fester den Willen der Vergebung und fühlte den Zwang der Gnade; er stellte seiner lieben Hausfrau vor, ob nicht eben dieses Letztere ihnen von Gott zugeschiedt sein möchte, weil sie unwillig waren sich selbst zu verläugnen und in der That Christi Joch auf sich zu nehmen; er bat sie mit ihm die Sache in einem glänzigen Gebet Gott zu übergeben.⁴³ Sie folgte dem Rath, und „trug oft unter vielen Thränen die Sache Gott vor, bis der Herr ihren Willen beugte, so daß sie zuletzt ein ebenso brünstiges Verlangen trug als ihr Mann, Grönland zu sehen, und daß das Reich Gottes dort gepflanzt würde. Jetzt hatte der Herr mit beiden gewonnen; Egede freute sich „wie einer der über viele Sümpfe und schlüpfrige Stellen eine Höhe erreicht hat, und nun innig erfreut und dankbar erkennt, wie der Herr ihm über dieses alles hinausgeholfen hat.“⁴⁴

Alein wie zog sich doch, selbst nach diesem großen Siege, Alles in die Länge, als ob der Herr nicht über die Mittel geböte, Er, dessen Thron der Himmel, und die Erde ist seiner Füße Schemel! Nur dieses eine hielt Egede fest, daß Gott ihm ja offenbar gezeigt, er wolle mit ihm seyn; alles Uebrige legte er in Gottes Hand, der am besten seine Stunde kennt, und die Bezeigung der Gnade nur aufschiebt, um das gebrechliche Werkzeug mit desto größerer Kraft zu überkleiden. Denn die große Regel in Gottes Haushaltung, für alle Einzelne so wie für die ganze Kirche, ist die: daß Gottes Kraft in den Schwachen mächtig ist (2. Cor. 12, 9). Egede versäumte Nichts von dem, wodurch er meinte, daß das Werk gefördert werden könnte, welches er nun für Gottes und seine Sache zugleich ansehen mußte. Er schrieb bewegliche Briefe an das Missionscollegium in Kopenhagen, dessen Errichtung gerade in diesen Tagen (10. Dec. 1714) und dessen ganze Zusammensetzung⁴⁵

43. Das konnte man wohl, geistlich gesprochen, als ein „Nischen im Trüben“ bezeichnen, wie Egede selbst es nennt.

44. Egede umständliche Relation, S. 9, 10.

45. Der Präsident war der gottesfürchtige und eifrige Joh. Georg v. Holstein (Geheimerath, Amtmann in Lønden); unter den Beisigern waren der treffliche Joh. Steenbuch, Prof. der Theol., ein wahrer Johannes-Charakter in gottseliger, sanftmüthiger Liebe, der aus eigenen Mitteln 1000 Lbr. ans Missionswerk schenkte; ferner Joh. Lodberg designirter Prof. der Theol. und Stiftsprovst in Seeland, u. a. — „Männer“, sagt Hammoud (Nordische Missionsgeschichte, S. 146), die Ehrensäulen verdienten; denn kann hat irgend ein Collegium mit solchem Fleiß, solcher Arbeitsamkeit und weiser Vorsichtigkeit die Hoffnung erfüllt, die man von ihnen sich machte.“

so wie die öffentlich bekanntgemachten Grundsätze der Wirksamkeit desselben⁴⁶ seinem gottseligen Vorsatz entgegenzukommen schienen; er setzte 1715 (30. Jan.) „eine schrift- und vernunftgegründete Erklärung über die (vermeintlichen) Hindernisse und Einwendungen gegen die Befeh- rung der heidnischen Grönländer“ auf. Alles, was er erreichte, war die Bertröstung auf bessere Zeiten, wenn der „liebliche Sommer des Frie- dens“ einmal hervorbrechen würde. Da er aber noch immer keine Reso- lution erhielt, kam er auf den Gedanken, daß diejenigen, denen er die Eingabe des Antrags empfohlen hatte, vielleicht nicht die rechte Klug- heit und Aufmerksamkeit gehabt. Er schrieb deshalb 1716 ein neues Memorial an den König, und übersandte dasselbe durch Thomas v. Westen, welchem dieselbe Arbeit im Weinberge neulich übertragen,⁴⁷ ans Missionscollegium. Und doch schien ihm, er hätte keineswegs da- mit der Sache eine Genüge gethan; er müsse selbst noch, meinte er, die Sache ernstlich angreifen. Allein hier lag nun eine harte Wahl vor. Entweder er mußte das Ganze ruhen lassen — und „das erlaubte ihm der große Trieb, den er hatte, dieses heilige Werk möglichst bald ge- fördert zu sehen, keinesweges“ — oder „er mußte seinen Beruf und seine Gemeinde verlassen, durchaus sein und der Seinen zeitliches Wohl hintanzusetzend — was freilich leicht gesagt, aber schwer auszuführen war.“ Endlich, nach vielem inneren Streit und Widerstreit, behielt die Liebe zur Förderung des Reichs Gottes unter den Heiden die Oberhand über ihn.⁴⁸ Nachdem er zuvor Gewißheit darüber erlangt, daß er nicht das Geringste vom Nachfolger im Amte werde erhalten können, meldete er 1717 dem Bischof, daß er hiemit das bisher von ihm geführte Amt nieder- lege, und bat, daß ein Anderer an seine Stelle eingesetzt werden möge. Der Schritt war im Namen des Herrn gethan, so daß derselbe ihn ge- wiß nicht gereuen konnte; und doch, als nun der Abschiedstag sich nahte,

46. Im Anfange des Jahres 1715 gab nämlich das Missionscollegium eine „kurze Nachricht von der Anstalt in Dänemark zur Befehrung der Heiden“, in den Druck, worin theils der Zusammenhang zwischen dem Missionswerk und der Reforma- tion angedeutet, theils hervorgehoben ward, welchen augenscheinlichen Segen der Herr bis dahin auf dieses Werk gelegt, und endlich alle Kräfte und Glieder der Kirche, auch die weltlichen Standes und Privatpersonen, aufgefordert wurden, die Ausbreitung des Reichs Gottes auf diese Weise mit Wort und Gebet und thätlicher Aufopferung zu fördern. „Der Herr selbst, der ewige Gott“ — schließt dieser Aufruf — „lasse unser Pflanzen und Begießen gedeihen, damit der Same seines Worts, welcher unter den Heiden ausgestreuet wird, aufgehen und hundertfältige Frucht tragen möge! Der Herr ist getreu, der es verheißt, welcher es auch zum Preise seines Namens ausrich- ten wird.“ (Abgedruckt in Hammonds Nordischer Missionsgeschichte, S. 148—157.)

47. Wahrscheinlich hatte Egede davon Nachricht erhalten, daß bereits unter dem 3. Mai 1715 durch einen königlichen Befehl ein Seminar errichtet war, um die Zwecke der Mission sowohl in Finn- und Lapplanden, als in Ostindien zu fördern. (S. Hammonds Nordische Missionsgeschichte, S. 198 f.)

48. Die Darstellung oben ist nach Egedes erstem Entwurf zur Relation (Auto- graphum in der königl. Handschriften-Sammlung, 853 fol.) gegeben.

da er seiner Gemeinde, seinen Freunden Lebewohl sagen sollte, ward sein Herz schwach. Seine jetzt heldenmüthige Frau mußte ihm das Wort zurufen, daß ja Gott größer als unser Herz ist und alle Dinge erkennet (1 Joh. 3, 20); sie stellte ihm vor, daß „wo er sein Werk mit Gott angefangen, es mit Gott berathen und in der Versicherung des Glaubens an Gottes Hülfe und Beistand dieses Alles beschlossen habe, so dürfe er ja jetzt, da es zum Aeußersten gekommen, keineswegs zweifeln oder kleinmüthig werden.“ So stärkte ihn denn auch Gott, „daß er in Jesu Namen von seinen Zuhörern, seiner Mutter und seinen Geschwistern und andern guten Freunden einen liebevollen und schmerzlichen Abschied nehmen konnte.“ Die Abschiedspredigt hielt er über die Worte des Apostels an die Aeltesten in Ephesus: „Und nun, liebe Brüder, befehle ich euch Gott, und dem Wort seiner Gnade, der da mächtig ist, euch zu erbauen und zu geben das Erbe unter Allen, die geheiligt werden.“ (Ap. Gesch. 20, 32). Zum Eingange aber nahm er die Hoffnungs-Worte desselben Apostels, die so ganz die Stimmung ausdrückten, die ihn befeelte: „Wir haben Hoffnung weiter zu kommen und das Evangelium zu predigen auch denen, die jenseit euch wohnen“ (2 Cor. 10, 15. 16).⁴⁹

V.

Mit Frau und vier Kindern zog Egede also im Spätjahr 1718 nach Bergen.⁵⁰ Die Meisten dort sahen ihn für einen Träumer und Thoren an, besonders da kein irdischer Anknüpfungspunkt zu ersehen — denn der Handel Bergens nach Grönland war durch die Holländer rein verdorben, und kein Mensch wagte in jener Zeit der Kriegsunruhen an ein solches Unternehen zu denken — nur Wenige urtheilten glimpflich und christlich von dem was ihn getrieben haben mochte. Allein Egede selbst lebte nur als ein Missionar in der Hoffnung. Er nahm Unterricht in der Landmessung, lernte bei einem Goldschmiede die Schmelzkunst, ließ auch seine Kinder manche nützliche Fertigkeit sich erwerben, hoffend, das Alles werde zu seiner Zeit und an seinem Orte zu Statten kommen.⁵¹ Und da er wohl einsah, wie viele Mittel in Bewegung gesetzt werden mußten, um einem Unternehen, wie dem, wovon die Rede war, auch eine äußerliche Grundlage zu geben, war es ihm ein lieber Gedanke, wie manchen

49. Egedes umständliche Relation, S. 13.

50. Die Reise hinunter war schwer. Egede selbst fiel über Bord, ein Fischer rettete sein Leben. (J. Lund Egedes Leben, S. 12).

51. Ueberhaupt hatte Egede schon früher, während seines Aufenthalts in Waagen, sich mehrere mechanische und Kunst-Fertigkeiten erworben. So erzählt man, daß der Bischof Krog einst die Kirche zu Waagen visitirte, die für eine geringe Summe restaurirt war, und dabei eine Altartafel entdeckte, die dem knappen Bedürfnisse solcher Gegend gar nicht entsprach — was der Bischof bemerkte, indem er fragte, was sie koste; Egede antwortete: Sie kostet Nichts, denn ich habe sie selbst verfertigt. (J. Lund Egedes Leben, S. 72).

christlichen Männern vormals, ob es ihm nicht durch Verwandlung der Metalle gelingen möchte die Quelle des Goldes in dem „Stein der Weisen“ zu finden.⁵² Der Herr aber zeigte ihm, daß das rechte, wahre Gold in der Lenkung und Leitung der Herzen, in der Macht der Gnade liege, die nimmer aufgezehrt wird, sondern zuletzt auf dem Uebergange in Wahrheit sich ins Gold der Ewigkeit verwandelt. Nie ward auch Egede ein Träumer, sondern war und blieb ein hell besonnener Mann.

Die Begebenheiten im Jahr 1718 schienen ihn rasch seinem Ziele näher zu führen; durch den Tod Carl XII. vor Friedrichshall war einer der wichtigsten Anstoßsteine für den Frieden weggeräumt. Egede eilte im Frühjahr 1719 nach Kopenhagen, um seine Sache dem König Friedrich IV. selbst vorzutragen; bis zur Rückkehr des Königs von Norwegen benutzte er die Zeit, um dem Missionscollegio seinen „allerunterthänigsten Vorschlag zur Grönländischen Mission“ vorzulegen, in welchem er zugleich — was, nach seiner Meinung, die Umstände damals erheischten — die politischen Motive geltend machte, vor Allem aber doch als sein Augenmerk hervorhob, „wie Gottes Ehre und die Erleuchtung der armen verirrtten Menschen darunter verstre.“⁵³ Der König hatte, nach seiner Zurückkunft, Egede zur Tafel bei sich, ließ sich von ihm von Grönland erzählen und ging mit Herz und Sinn auf diese Vorstellung von dem unter den nackten Felsen verborgnen Hoffnungsgolde ein. In der That mußte ja das Ganze als eine nothwendige Fortsetzung der von Dänemark bis hieher ausgegangenen Missionsunternehmungen erscheinen, und war es auch wirklich. Dennoch war der erste Schritt königlicher Seits — ein Befehl unter dem 17. Nov. 1719 an den Stifamtman und die Obrigkeit in Bergen, eiliche der erfahrenen Handelsleute und solche, die früher nach Grönland geschifft waren, auf dem Rathhause in Bergen zu versammeln, um zu erforschen, ob sie möglicherweise sich geneigt finden sollten, mit königlicher Unterstützung und Detroi den frühern Handel auf Grönland wieder aufzunehmen — gar zu schwach, um irgend eine reelle Wirkung zu haben.⁵⁴ Die Versammelten fanden, als

52. Egede setzte auch später seine alchymistischen Studien fort und hinterließ einen ziemlichen Theil chymischer Schriften und Excerpte (J. Lund Egedes Leben, S. 70), die nach mündlicher Mittheilung eines Freundes (D. Pingel) zuletzt in Prof. Wendts Besitz gekommen waren, aber seit dessen Tode spurlos verschwunden sind.

53. Egede umständliche Relation, S. 15—21.

54. Möglicher Weise kann auch die Stellung des Missionscollegiums zum ganzen Unternehmen und zu Egedes Auffassung desselben einigen Einfluß auf den langsamern Gang der Sache gehabt haben. Im Hauptberichte des Collegiums nämlich, vom 10. Oct. 1719, erklärt dieses sich zwar in allem Wesentlichen beifällig darüber, bemerkt aber zum Schlusse: „Uebrigens mögen wir ja auch nicht läugnen, daß wenn Einer oder Mehrere sich von Gottes Geist getrieben und gestärkt fühlten, ohne so viele Umstände den nächsten Weg einzuschlagen, und sich auf einem Schiffe, das sonst nach Grönland fährt, hinaufbegeben, und sich nach den Sitten des Landes bequemten, so daß sie in Einsalt und Glauben von Gottes Hand erwarteten, was seine Vorsehung zur Ausführung des

die Sache entschieden werden sollte, größere Schwierigkeiten als früher; von den Kaufleuten hatte sich gar Niemand eingefunden, und die Aufklärungen, die jene gaben, waren durchaus unvollständig und gehaltlos. Egede grämte sich darüber, so wenig Theilnahme an der Noth armer Brüder bei denen zu finden, die doch auch für Christen gelten wollten. „Gott preßte viele Seufzer aus seinem Herzen, und er ließ nicht ab mit unablässigem Gebet und Flehen, bis er wieder im Glauben gestärkt und in seinem Herzen der Erhörung gewiß wurde.“⁵⁵ Wiederum mußte er selbst, wie er ja wohl erkannte, fürs Ganze eintreten, und war auch in der That der rechte Beauftragte. Sofort schlug er einen Weg ein, der besser gelang: ein Theil der vermögenden Leute in Bergen, welche er in des Herrn Namen bat, das Unternehmen zu fördern, gingen auf seinen Vorschlag ein und sandten ihn mit einer neuen Supplik und Vorstellung an den König und das Missionscollegium ab.⁵⁶ Allein — sey es nun, daß die Forderungen selbst der Regierung bedenklich vorkamen, oder daß irgend ein Widerstreben von anderer Seite sich in den Weg legte — die verlangten Privilegien wurden nicht approbirt. Nun lag wiederum, wie Egede sagt, Alles über einen Haufen; nur seine christliche Hoffnung war nicht zerknickt. Er sah wohl ein, „daß es Gottes Wohlgefallen sey, ihn in der Prüfung noch zu erhalten, um ihn beändigt völliger zu lehren, daß er sich nicht auf Menschen, sondern allein auf Gott verlassen sollte. So hielt er sich an den Herrn, der Alles vermag, und hoffte, Er werde wohl die Mittel zur Ausbreitung seiner Ehre erwecken, wenn seine Zeit und Stunde gekommen sey.“⁵⁷

Indeß ging der Winter 1720 und der darauf folgende Sommer hin, ohne daß Egede einen gegenwärtigen Trost zu sehen bekam: im Gegentheil mußte er, so wie nicht minder seine fromme Ehefrau, manchen Spott und Hohn von solchen erdulden, welche die Führungen im Reiche Gottes und den Weg der geheiligten Seelen nicht erkannten. Letztere aber, wenn man ihr vorstellte, wie thöricht sie dran gethan, ihrem Manne beizustimmen, als er Amt und Brod verließ, und sich auf einen kostspieligen Ort hinzusetzen, wo das Mitgebrachte bald verzehrt war, erwiderte mit wahrhaft christlicher Fassung: „sie bilde sich nicht ein, ihres Mannes Beschlüsse bestimmen oder ihn hindern zu können in den Dingen, die auf Gottes Ehre abzielen, so lange er nicht selbst mit

Verbahren bestimmen möchte — daß dies unstreitig die kürzeste Art und Weise wäre, den Heiden dort das Licht des Evangeliums zu bringen.“ (Der angezogene Bericht findet sich auf einem einzelnen Bogen in der Kall'schen Handschriftensammlung, 275 fol.)

55. Egede umständliche Relation, S. 22—24.

56. Relation und Journal betr. das Dessen mit der Grönländ. Mission; Alte königl. Handschriftensamml. 853, fol. A, 4.

57. Egede umständliche Relation, S. 25.

gutem Gewissen sich davon lossagen könne; was Gott wolle und was ihr Eheherr wolle, damit sey sie wohl vergnügt.⁵⁸ Allein grade hier war auch der Gipfel der Prüfung. Den Spöttern gegenüber zeigte sich ein Theil rechtschaffener Freunde des Reichs Christi, die jetzt auf Egedes wiederholte inständige Bitte sich mit namhaften Beiträgen, einer mit 200 Rthlr., ein anderer mit 100 Rthlr. u. s. w., zeichneten, während Egede selbst an die Spitze trat mit einer Unterzeichnung von 300 Rthlr. Der Bischof von Bergen und die Prediger daselbst zeichneten gleichfalls. Ein, verhältnißmäßig großes, obwohl noch keineswegs hinlängliches Capital, an 8 — 10000 Rthlr., ward zusammengebracht. Ein Schiff ward gekauft; man nannte es „die Hoffnung“; denn man hoffte auf den Gott, welcher reich ist über alle, die ihn anrufen. Endlich, am 15. März 1721, lief auch ein Brief vom Missionscollegio ein, verkündigend, daß der König die Expedition nach Grönland bewilligt habe,⁵⁹ und daß Egede zum Missionar mit 300 Rthlr. jährlichem Gehalt und 200 Rthlr. zu seiner Equipirung ernannt sey.

Bald war Alles zur Reise gerüstet. Am 2. Mai ward die Schiffsmannschaft in Eid genommen und an Egede als das Oberhaupt des Schiffsraths angewiesen; am 3. Mai liefen sie von Bergen aus, in Allem — Egedes Familie eingerechnet — 46 Menschen. Ein widriger Wind hielt sie im Hafen bis zum 12. Mai; von da an hatten sie günstiges Wetter bis zum 12. Juni, wo sie die Spitze von Grönland erblickten. Vor sich sahen sie nur hohe Eisberge und Schneefelsen (Jökuln); vergeblich suchten sie, unter dem Treibeise auf- und abgehend, irgend eine Oeffnung. Am 24. Juni kamen sie in große Lebensgefahr, indem sie vom Eise eingeklemmt wurden; umsonst suchten sie zu laviren, da der Wind plötzlich nach Süden umsprang; vor Menschenaugen war keine Rettung. Egede ward von den tiefsten Gedanken bewegt. Einerseits dünkte es ihm, als ob Gott sein Werk verlassen hätte, und als ob die Spötter Recht bekommen würden, die verkündigt hatten, er werde sich und die Seinen ins Unglück stürzen; auf der andern Seite ging er zum Anfange zurück, und erkannte, wie wunderbar bis daher Gottes Wege mit ihm gewesen waren. Er flehte innig zum Herrn, „daß er seine Ehre retten und den Glauben ihm stärken wolle, damit auch Andere daraus Veranlassung nehmen könnten, seine wunderbare Vorsehung, Güte und Allmacht zu preisen.“ Bald waren seine Gedanken bei Apost. Gesch. 27 (Pauli Schiffbruch und

58. Egede umständliche Relation, l. c. Selbst Egedes Kinder unterließ man nicht mit Stachelreden zu reizen, indem man sie fragte: „wovon sie wohl in Grönland leben würden, wenn sie sich nicht mit Seehundsfleisch und Thran begnügen könnten.“ J. Lund Egedes Leben, S. 14.

59. Ein Galliot begleitete „die Hoffnung“; außerdem ging ein anderes Schiff mit auf den Wallfischfang, das aber bei Statenbuk, indem der Mast desselben brach, zum Wrak ward.

seiner wunderbaren Errettung); da ward sein Herz mit großer Freimüthigkeit und Trost erfüllt, so daß er sich auch gestärkt fühlte, die Andern zu stärken und aufzurichten, sowohl die Schiffsmannschaft als seine Angehörigen. Nach und nach merkten sie, daß sie mehr Raum gewannen: wider alles Vermuthen wich das Eis; gegen Mitternacht legte der Sturm sich, und es klärte sich wieder auf. Nach Furcht und Angst kamen Freude und Erquickung; es ward erfüllt, was da geschrieben steht im 107. Psalm: „Die mit Schiffen auf dem Meer fuhren und trieben ihren Handel in großen Wassern, die haben des Herrn Werke erfahren und seine Wunder im Meere. Sie schrieen zum Herrn in ihrer Noth, und er führete sie aus ihren Aengsten und stillte das Ungewitter, daß die Wellen sich legten, da wurden sie froh, daß es stille geworden war, und er brachte sie zu Lande nach ihrem Wunsch.“⁶⁰

Am 3. Juli kamen sie an einen Hafen bei der Insel Imerikiof.⁶¹ Sie nannten dieselbe nach dem Namen des Schiffes „die Hoffnungs-Insel“. Bequeme Bauplätze und einen Winterhafen hatten sie gefunden. Der Herr aber mußte für das Uebrige sorgen.

VI.

So war der erste Grundstein zur Grönländischen Mission gelegt — ein einziges, von der Winterkälte beschütztes Samenkorn der Hoffnung. Was mehr als zehn Jahre hindurch mit Gebet und Thränen begossen war, das stand nun zwar nicht im Gedeihen, aber doch als fruchtbare Möglichkeit da. Nun erst konnte man Hand ans Werk legen und säumte nicht. Zuerst, am 8. Juli, fing man in des Herrn Jesu Namen an, ein Wintergebäude von Torf und Stein, inwendig mit Bretern bekleidet, aufzurichten. Scharenweise kamen die Grönländer hinzu — das arme Volk, das schon bei der Landung Egede mit seinen Leuten begrüßt hatte — und betrachteten den Bau; zuerst meinten sie, es werde ein Schiff gezimmert; als sie aber die Bestimmung merkten, gaben sie durch Zeichen ihr Mißfallen zu erkennen, andeutend, sie möchten wohl am söglichsten wieder wegziehen, wo sie nicht ein Opfer der un milden Witterung und der Strenge des Winters werden wollten. Als sie aber trotz dem die Arbeit fortschreiten sahen, legten sie selbst Hand mit an — eine richtige Vorbedeutung deß, was im Geistlichen mit ihnen geschehen konnte und mußte.⁶² Am 31. August war das Gebäude aufgerichtet; die erste Predigt im „Hafen der Hoffnung“ ward an demselben Tage über den 117. Psalm gehalten. Egede ließ sich's ferner anlegen

60. Egede umständliche Relation, S. 27—30.

61. Daß dies der Landungsplatz war, beweist Pingel in seiner Abhandlung über die neuern Reisen nach Grönland; *Grönlands historiske Mindesmærker*, III, 728.

62. Relation und Journal 2c. Alte königl. Handschriftensamml. 853, fol. B, 2.

seyn, das Land, so weit sie hinkommen konnten, nicht minder aber die Flüsse und das Meer, wo das Eis es verstattete, mit seinen Leuten zu recognosciren. Ueberall, wo sie hinkamen ins Land, trafen sie Grönländer, beschäftigt damit, in ihre Winterzelte einzuziehen; kaum aber wurden sie die Fremden gewahr, da zogen sie mit ihren Zelten und unbe-
deutendem Geräth sich weiter in das Land hinein. Erst die Noth mußte das Eis der Herzen aufbrechen. Zunächst geschah dies, als ein Theil von Egedes Leuten zur Weihnachtszeit zu einigen Hütten (etwa ein paar Meilen vom Hafen entfernt) kamen, die sie früher verlassen gesehen, jetzt aber von Grönländern so erfüllt sahen, daß man wohl ihrer 150, 30 — 40 in jeder Hütte, zählen konnte. In den drei Tagen, wo man wegen des ungünstigen Wetters hier bleiben mußte, that sich eine Annäherung hervor, die ganz unerwartet größer ward, da ein gewisser Aron (Augustinison) von Egedes Leuten, ein Mann von einem muntern, aufgeweckten Wesen, bei einem Grönländer Namens Arok Zuneigung fand; letzterer hielt sich von nun an zu Aron und ward, aus Freundschaft gegen ihn, ein Fürsprecher der Fremden bei den Seinigen.⁶³ Allein nicht bloß das natürlich scheue Wesen des Volks, auch die fleischliche Gesinnung und das geringe Gottvertrauen seiner eigenen Mannschaft (ungeachtet die meisten äußerlich rechtschaffne und thätige Leute waren) ward Egede im Anfange und auch später ein schwerer Stein des Anstoßes. Wie oft mußte er, gleich einem andern Moses, wenn der Esvorrath geringe oder mit Mühe (durch Jagd, durch Fischerei, durch Tausch mit den Eingebornen, wo es anging; denn andere Mittel gab es nicht) herbeigeschaft werden mußte, das ungeduldige Murren seines Volks vernehmen, das sich nach den Fleischöpfen Egyptens zurücksehnte! Es galt bei ihm, wie bei Mose, die Hände aufrecht zu erhalten im Gebete und sie gehörig unterstützen zu lassen. Aber Egede war grade ein unvergleichlicher Väter; deshalb glichen sich die Schwierigkeiten nach und nach aus; Gefahren kannte der beherzte Mann nicht. Die größte Schwierigkeit unter allen war ihm — die Sprache; diese Sprache, die durch den angehäuften, inorganischen Charakter der Wörter (die fast durch lauter Affixen und Suffixen ohne innere Formen sich bilden), durch die Mannichfaltigkeit der Bezeichnungen für sinnliche Gegenstände und die durchgängige Armuth hinsichtlich der Benennung der geistlichen, eine unübersteigliche Mauer gegen das Evangelium aufzurichten schien. Allein die Liebe Christi ist sinreich; auch in dieser Beziehung dringet sie uns. Zuerst mußte Egede, wie er sich selbst ausdrückte, „wegen der mangelnden Sprachfertigkeit ganz leise mit den Grönländern stammeln und ihnen durch Zeichen einigen Eindruck von Gott ins Herz zu geben

63. Egede umständliche Relation, S. 32 — 37.

suchen“.⁶⁴ Die ersten Grundsteine zu einem Vocabular in der Sprache legte er mit unsäglicher Mühe, nachdem er die Bedeutung des Worts „Kina“ („Wie heißt das?“) gefaßt hatte, und nun, sobald irgend ein Gegenstand, irgend ein Mittel des Gesprächs sich darbot, die Eingebornen mit diesem Worte fragte. Doch die Hauptsache fürs erste, da er doch mit Hülfe des Herrn, wo nur die Gelegenheit sich gab, Weg bahnen mußte, war, neben den Zeichen, die Anwendung von Bildern, von welchen man vermuthen konnte, daß sie Begriffe hervorzurufen und zu erhalten geschickt seyn mochten, so weit diese armen Naturkinder dazu fähig waren. Denn „sintemal diese Menschen,“ sagt er, „allem Gottesdienst fremd sind, und ich nicht Worte in ihrer Sprache zu finden vermag, mittelst welcher die wesentlichen Geheimnisse unseres Glaubens ihnen erklärt werden könnten, so muß man fürs erste solche Wörter aus unserer Sprache dazu entlehnen, welche durch Zeichen und Bilder weiter erklärt werden können, bis sie den Sinn davon einigermaßen fassen.“⁶⁵ Diese Missions-Sprachenpraxis trieb Egede nach und nach (wie davon Beispiele uns vorliegen) zu großer Vollkommenheit. Allein, nicht genug damit, auch mußte er, um diese Praxis zu unterhalten, ein Zusammenleben und eine genauere Gemeinschaft mit den Grönländern anzuknüpfen suchen. Zu dem Zweck reiste er häufig zu ihnen und blieb des Nachts über in ihren volkreichsten Hütten. Der oben erwähnte Aron, welcher sich allmählig unter den Grönländern einlebte, gab hier einen guten Vermittler ab. Selbst wo er das zu allerlei Scherz und Kurzweil (unglaublicher Weise) geneigte Volk erzürnte, war man immer bald wieder willig ihm zu vergeben, und er war flug genug, solche Vergebung zu suchen. Eine noch vollständigere Vermittelung gewährten Egedes Söhne, welche er in seinem zweiten Missionsjahre zu den Grönländischen Nachbarn mitnahm, „mit dem Vorsatz,“ sagt er, „so lange wie möglich bei ihnen zu verbleiben; denn ich kenne keinen andern Weg, zu rechter Erfahrung in ihrer Sprache zu gelangen, als durch einen fortgesetzten, beständigen Umgang mit ihnen.“⁶⁶ Diese Kinder wurden natürlich Dolmetscher für den Vater und die Grönländer zugleich; sie lernten das Grönländische als ihre zweite Muttersprache.

Auch die stumme, stammelnde Liebe erwirkt die Hochachtung selbst wilder Menschen. Beweise davon kamen bereits im ersten, noch mehr im zweiten Jahre der Mission vor. Schon das war als ein Großes

64. Continuation der Journal-Relation 1722 — 23; Ebbell'sche Handschriftensammlung, 1571. 4. A, 2.

65. Continuation der Journal-Relation 1722 — 23; Ebbell'sche Handschriftensammlung, 1571. 4. B, 1.

66. Continuation der Journal-Relation 1722 — 23; Ebbell'sche Handschriftensammlung, 1571. 4. D, 1.

zu achten, daß die Grönländer Fremde unter sich duldeten, während sie bisher nur gewohnt waren, mit ihnen an den Küsten zu handeln und dann ihre Schiffe wieder wegziehen zu sehen. Ein Größeres aber war es, daß Egede als Prediger („pellesse“ nannten sie ihn in ihrer Sprache) nach und nach als eine unverletzliche Person von ihnen angesehen wurde, bis sie endlich mit voller Liebe sich ihm angeschlossen. Die wahre Heiligung und Gottesfurcht ist eine lebendige Macht; wer daran zweifelt, der lese Egedes Geschichte. Da lag er ganze Nächte allein mit seinen Kindern in den schmutzigen Hütten der Grönländer, nach dem die Thranlampen gelöscht waren; kein Mensch rührte je ein Haar auf ihrem Haupte an. Wohl suchten sie, durch ihre „Angekutten“ (Zauberer) zu erforschen, warum die Fremden gekommen seyen, und was sie im Sinn hätten; ob es vielleicht ihr Vorsatz sey, die Ausrottung der alten Norweger (der „Kablanaks“) ⁶⁷ zu rächen — und einmal wenigstens verursachten die nächtlichen Aufzüge, die mit dergleichen Erforschungen in Verbindung standen, Egede eine flüchtige Unruhe ⁶⁸ — allein Niemand dachte doch anders als gut vom Prediger, und Alle fanden es natürlich, als ihre Angekuten ihnen erklärten: er selbst sey ein großer Angekok und also keineswegs gekommen, um ihnen zu schaden. So war der Grund wenigstens zu einer natürlichen Ehrfurcht gegen ihn gelegt, hier ohne Zweifel um so wichtiger, als die Vorsehung in der Regel solche Stimmung als ein Erziehungsmittel zu geistlicher Erkenntniß und zum geistlichen Leben gebraucht.

Eine der schwersten Prüfungen stand Egede gegen das Ende des ersten Jahres der Mission bevor. Es galt das murrende Schiffsvolk, welches nun zwiefaches Recht zur Unzufriedenheit erlangt zu haben meinte, da das von der Heimath erwartete Schiff nicht ankam. Wenig nützte die Ueberlegung der Sache mit dem Schiffsrathe — sie wußten weiter Nichts, als daß man höchstens so lange noch bleiben könne, als einigermassen für die Rückreise hinreichender Proviant noch vorhanden sey — besser aber die Berathung mit dem Höchsten, welchen Egede mit seiner Frau in der Noth anrief. Letztere wurde mit ihrem Manne eins, daß sie jedenfalls bleiben wollten; sechs von der Mannschaft ließen sich überreden bei ihnen mit dem geringen Mundvorrath auszuhalten zu wollen, den die zur Rückreise Entschlossenen endlich bewilligt hatten. Im Herzen waren auch die, welche sich hatten überreden lassen, der Meinung, wenn im nächsten Jahre nicht früh genug Aushülfe käme, so woll-

67. So nannten sie nämlich die Europäer. Egede umständliche Relation, S. 43—45.

68. Der Angekok hatte nämlich eine Koskinomantie (Weissagung aus dem Siebe) vor; er sollte eine gestohlene Glasflasche wiederzeigen (l. c.). Wie wunderbar stimmt der Aberglaube in seinen Grundzügen fast überall zusammen!

ten sie mit einem der Holländischen Wallfischfänger-Schiffe zurückkehren und Egede mit den Seinen im Stich lassen. In einem nochmals zusammenberufenen Schiffsrathe war das Höchste, was zu erlangen stand, ein Aufschub von 14 Tagen, binnen welcher alle Heimkehrenden segelfertig seyn sollten. Während nun der Kaufmann und die Uebrigen vollauf zu thun hatten, um alles Eigenthum der Compagnie einzupacken, rührten Egede und seine Frau keinen Finger, sondern verkündigten den Eugherzigen mit freudigem Muth und gleichsam prophetischer Gewißheit: sie thäten eine vergebliche Arbeit; Gott würde gewiß ihren Unglauben und ihr schlechtes Vertrauen beschämen, so daß sie, was sie jetzt niederlegten und verwahrten, bald wieder würden auspacken müssen. Und siehe, die Hoffnung ward nicht zu Schanden. Statt eines Schiffes kamen (im Juni 1722) zwei, die in längerer Zeit unter schlechtem Wetter, ungewiß über die Polhöhe, gelegen, und jetzt froh in den Hafen einliefen. Auch brachten sie ein Schreiben vom Missionscollegio mit, welches den ernststen Willen des Königs kundthat, das angefangene Werk mit Kraft fortsetzen zu wollen. Mit den angekommenen Schiffen suchte Egede einen bequemen Platz für die Colonie aus, wo die Schiffe einsegeln und sicher liegen konnten. Die neue Colonie erhielt den Namen: „Godthaab“ (gute Hoffnung).⁶⁹

Ein wichtiger Schritt zur Förderung der Mission im Jahre 1722—23 war der Entschluß Egedes, einige Grönländer in sein Haus zu nehmen — welches ihm fürs erste mit zwei Knaben gelang, die bereits gegen Ende 1722 so weit fortgeschritten waren, daß sie alle Buchstaben kannten. Er meinte nämlich, er müßte jetzt seine Kinder, so viele deren dazu zu bewegen waren, zugleich aus dem Buche lehren, „damit sie desto besser das Vorgetragne behalten und demselben nachdenken möchten.“ Anfangs freilich ging der Wunsch nicht bei Vielen in Erfüllung; denn sie gaben vor, sie sähen durchaus nicht ein, wozu das nützen sollte, den ganzen Tag mit einer Feder zu rizen, gleich dem Kaufmanne, oder in ein Buch zu gucken; weit ergötzlicher sey es doch, auf der See sich herumtummeln, wo sie ja ohnehin ihre Nahrung suchen müßten.⁷⁰ Egede aber ward nicht müde. Während seine ersten Kinder zu Hause das Lesen lernten, zog er gewöhnlich des Montags zu den vollreichsten Grönländischen Hütten und blieb dort bis zum Freitage, da die Meditation zu der den Colonisten zu haltenden Predigt ihn nach Hause rief. Allmählig ward auch der älteste Sohn Egedes, Paul, zu einem tüchtigen Gehülfen des Vaters gebildet; schon jetzt schaffte er großen Nutzen durch das Zeichnen

69. Egede umständliche Relation, S. 57—59.

70. Continuation der Journal-Relation 1722—23; Ebot'sche Handschriftensamml. 1571. 4. E, 4.

der biblischen Geschichte; mitunter langte er wohl auch in Gegenwart der Grönländer seine Geige hervor, um auch durch die Töne, wie der Vater meinte, bessere Gefühle zu wecken und zu nähren. In dieser Zeit setzte auch Egede, nach Maafgabe seiner bisher angeeigneten Sprachfertigkeit, die „einfältigen Christenthumsfragen“ — die allerersten Elemente zu einem Grönländischen Katechismus — für seine Schüler auf.⁷¹ Den unmerklichen und dennoch gesegneten Fortgang in diesem Jahre beschreibt er selbst, der am wenigsten zu irgend einem Selbstbetruge oder erkünstelten geistlichen Scheine, sondern vielmehr zu einer übertriebenen misstrauischen Behutsamkeit geneigt war, in folgenden Worten: „Bis zu dieser Stunde habe ich keine sonderliche Andacht oder Bewegung bei ihnen vernommen; doch beginnt nach und nach der Geist und das Licht der Gnade und Wahrheit in ihnen hervorzuschimmern, indem sie bei unsern Gebeten und Gottesdiensten so wie bei der wiederholten eindringlichen Ermahnung von uns mehr Aufmerksamkeit als früher zeigen, und unter Anrufung des Namens Jesu sowohl sich niederlegen, als aufstehen.“⁷² Ja es schien als ob der Herr ihn jetzt recht trösten und zu weiterem Fortschreiten ermuntern wollte; denn ohne daß er wußte wie, hatte das Gerücht vom guten und klugen Prediger sich über das ganze Land verbreitet, so daß die Leute ihm jetzt entgegen kamen, statt daß sie früher vor ihm flohen. „Wir waren“, erzählt Egede (zum Mai 1723) „ins Land nordwärts gereist; da trafen wir Leute, die uns, so wie wir ihnen, fremd waren. Doch hatten sie von uns gehört, und vorzüglich war ihnen das von andern Grönländern berichtet, daß ich vom Schöpfer Himmels und der Erde ihnen zu erzählen wußte⁷³: ich möchte also davon mit ihnen reden. Ein jeder wollte mich in sein Zelt haben, und wo ich eintrat, versammelten sich die Uebrigen vor der Thüre, um

71. Derselbe ist aufbewahrt in der so eben angeführten Handschrift I, 3—K, 1.

72. Continuation der Journal-Relation 1722—23; Thott'sche Handschriftensamml. 1571. 4. K, 1. 2.

73. Denn der Begriff des Schöpfers selbst war ihnen gänzlich verbunkelt; was sie von ihrem „*Torngarsuk*“ erzählten, war kaum ein hinsterbender Laut davon. Wie bei allen Heiden, so fanden sich auch bei ihnen Trümmern der Traditionen vom Sündenfalle und von einer großen Fluth, oder wenigstens leere Räume, welche die grob mythisirende Willkür bevölkerte. Am meisten scheinen sie noch den Begriff der Seele und des zukünftigen Schicksals derselben festgehalten zu haben, obgleich was sie davon lehrten — wenn man anders diesen Namen davon gebrauchen darf — nur kindische Träumereien waren. Nur äußerst wenige Anknüpfungspunkte gab es hier in der That für den Missionar; Egede selbst klagt an vielen Stellen über die gräßliche Unwissenheit und Stupidität des Volks. Desto herrlicher war es ja gewiß, daß der Schöpferbegriff in aller seiner Majestät zuerst ihre Augen schlug. Es ist ohne Zweifel gleich einer Wiedererinnerung aus einem langen, schweren Traume gewesen, so wie wenn in dem Leben eines Nichlosen die Kindheits Erinnerungen, immer zurückgebrängt, plötzlich ihm wieder auftauchen. — Wer übrigens nähern Unterricht über jene rohe Masse Grönländischer Superstition wünscht, der findet sie am reichsten in: Dav. Cranz Historie von Grönland, I, 253—277, (Stauning) kurze Beschreibung Grönlands (1755), S. 269 ff. u. a.

zu hören, was ich ihnen von Gott und dem Himmelreich sagen konnte.“⁷⁴ Ja, es dauerte nicht lange, so kamen fremde Grönländer nach der Colonie, ihn zu besuchen, und freuten sich, seine Rede anzuhören, so wie die Bilder und Figuren zu sehen, womit er seinen Unterricht zu begleiten pflegte.⁷⁵

VII.

Im Jahre 1723 bekam Egede mit dem von der Heimath ankommenden Schiffe seinen ersten Collegen, Albert Top, bestimmt nach Nevisene abzugehen, wo man eine neue Colonie anlegen wollte, und wohin er auch das folgende Jahr sich begab, nachdem er die Elemente der Sprache, zunächst nach Egedes Vocabular,⁷⁶ gelernt und sich etwas ins Volk hineingelebt hatte. In Dänemark erweckte das ganze Unternehmen immer mehr Theilnahme; die Regierung betrachtete es schon mit einer Art Vorliebe als ein nationales. Mit A. Top ward ein großes zum Wallfischfang bestimmtes Schiff und ein kleineres, welches das Land untersuchen sollte, hinaufgeschickt. Immer noch hatte man den östlichen Theil des Landes im Auge; der König erklärte es als seinen Willen, daß keine Mühe gespart werden sollte, um dahin durchzudringen. Man steuerte in eins fort nach Süd, um, wo möglich, durch die Forbisser-Straße nach der Ostküste zu gelangen. Allein diese Straße selbst war lediglich eine Sage, eine Bemerkung auf den Landkarten; und obgleich sie bereits sechszig Meilen zurückgelegt hatten, waren sie noch nicht bis zur Südspitze, Stateduk, gekommen, sondern mußten, da die Eingebornen geradezu die Unmöglichkeit weiter vorzudringen erklärten, umkehren. So wie Egede auf der Reise im Frühjahr die Kirchen-Ruinen von den Tagen der alten Norwegen in den Meerbusen Amaralik und Njarsuaik gesehen und zum Theil untersucht hatte,⁷⁷ so traf er hier auf die merkwürdigen Ruinen bei Rakortok,⁷⁸ denen er gleichfalls so viel Aufmerksamkeit schenkte, als die Zeit und die Misstimmung der Einwohner (die nicht gern sahen, daß Jemand nach Alterthümern grub)⁷⁹ gestatten wollten. Allein nicht hierauf zunächst haben wir unsere Aufmerksamkeit gerichtet. Die ganze Reise war, wie alle Reisen Egedes, zugleich

74. Continuation der Journal-Relation 1722—23; Thott'sche Handschriftensamml. 1571. 4. M. 3.

75. Continuation der Journal-Relation 1722—23; Thott'sche Handschriftensamml. 1571. 4. N. 3.

76. Continuation der Journal-Relation Jnl. 1723—24 (zwar nicht ein Autographum von H. Egede, aber doch mit Bemerkungen von seiner Hand); Thott'sche Handschriftensamml. 1572. 4. M. 3.

77. Egede umständliche Relation, S. 79—83.

78. Abgebildet sind diese Ruinen in „Grönlands historiske Mindesmaerker, III. Tab. VII. VIII.

79. Continuation der Journal-Relation 1723—24; Thott'sche Handschriftensamml. 1572. 4. F. 2.

eine Missionsreise; nicht bloß Gebet und Gottesdienst mit den Leuten öffnete überall den Weg, sondern dazu kamen Gespräche mit den Eingebornen und Vorträge an sie. Jetzt, sobald sie nur hörten „der Priester“ sey gekommen, hatten sie alle Furcht abgelegt; selbst die Weiber kamen, wenn das Schiff sich dem Lande näherte, ans Ufer, und stimmten ein Lied an, so wie auch, wenn sie weiter zogen. Ueber hundert Grönländer auf einmal begleiteten ihn von einem Orte zum andern, und, „freuten sich, wenn sie ihn von den göttlichen Dingen erzählen hörten; denn davon, sagten sie, hätten sie bisher Nichts gehört noch gewußt.“⁸⁰ Auf dieselbe Art wie diese Reise wurden zwei andere in den Jahren 1723 bis 1724, zugleich auf die Förderung des Wallfischfanges gerichtet, zur Ausbreitung des Reichs Gottes benutzt; und wenn sie in erstgenannter Rücksicht zu großem Theil mißglückten, so waren sie desto fruchtbarer in letzterer. Die Bezeugungen des Geistes Gottes fingen wie ein Wetterleuchten am nordischen Himmel an. „Ich kann in Wahrheit bezeugen“ — bemerkt Egede hinsichtlich der letztgenannten Reise — „daß ich jetzt größern Ernst und größere Aufmerksamkeit sowohl bei Alten als Jungen verspüre — weit mehr, als man in solcher Unvollkommenheit von beiden Seiten erwarten konnte.“ Als einzelne Beispiele, wie das Evangelium in der That als eine fröhliche Botschaft von Manchen vernommen ward, führt er Folgendes an. An einem Orte habe ein alter, bettlägeriger Mann, da er die Predigt von Christo, Gottes Sohn, welcher die Todten erwecken werde, vernommen, ihm geantwortet: er werde nie das Wort vergessen, und danke ihm von Herzen, daß er zu ihnen gekommen sey. Bald darauf hatten die Nachbarn im Hause sich versammelt. Eine alte Frau bat ihn, er möchte dieselben tröstlichen Worte ihrem Sohne sagen, damit dieser sie seinem kranken Vater vorsagen könnte, damit auch er in Gottes Reich käme.⁸¹ Scharenweise — berichtet er ferner — kamen die Grönländer aus ihren Hütten heraus, um ihn zu sehen und zu hören. Ein Grönländer unter andern konnte sich nicht genug verwundern über das, was Egede ihm von Gottes unbegreiflicher Macht und Majestät erzählte. Er werde, sagte er, es nimmer vergessen und es auch den andern „Kalalen“ erzählen; dann bat er Egede, „er möchte ihm auf einem Bret einen Abriß oder eine Vorstellung davon geben“, was dann dieser auch that.⁸² — Allein so

80. Continuation der Journal-Relation 1723—24; Thott'sche Handschriftensamml. 1572. 4. D, 1.

81. Continuation der Journal-Relation 1723—24; Thott'sche Handschriftensamml. 1572. 4. P, 1. 2.

82. Continuation der Journal-Relation 1723—24; Thott'sche Handschriftensamml. 1572. 4. R, 3. „Kalalas“ nennen sie ihre Landesleute im Gegensatz zu den „Kablunaks“.

erfreulich diese beginnende Missionspraxis war, so wagte doch Egede nach seiner großen, tiefen Gewissenhaftigkeit nicht, denen, die es begehrten, die heilige Taufe mitzutheilen: er fürchtete, das Sacrament möchte entheiligt werden. Es war dies ein Punkt, der jetzt und später ihm großen Kampf verursachte, und dessen Entscheidung nach der Noth seines Gewissens, weil er die Verantwortlichkeit der Haushalter nicht anders als von der allerschärfsten Seite anzusehen vermochte, dennoch ohne Zweifel der Mission in gewisser Weise geschadet hat. Folgender Zug wird aus dem Jahre 1724 erzählt. Ein Kind — das erste unter allen — war getauft. Als er nun getauft und entwickelt hatte, welcher Nutzen und welche Seligkeit mit der Taufe erfolge, da begehrten alle Anwesenden die Taufe. Er wendete ihnen ein, er sey noch nicht versichert, daß sie Gott von Herzen liebten; sie könnten ja leicht Gott vergessen, wenn sie irgend anderswohin sich begäben, und Gott werde ihm dann zürnen, weil er sie getauft habe. Als sie nun aber erwiederten: er möge doch keineswegs Zweifel tragen, als ob sie nicht alles dasjenige glaubten, was er ihnen von Gott sagte, oder als ob sie nicht Gottes Sohn von Herzen lieb hätten — so wußte er doch keinen andern Trost, als sie auf eine fernere Zeit hinzuweisen, wenn dieses ihr Versprechen sich als fest erproben würde.⁸³

Im Anfange des Jahres 1724, am 10. Jänner, hielt Egede in einer großen Versammlung der Grönländer auf der Colonie seine erste Predigt in Grönländischer Sprache.⁸⁴ Ebenso verfaßte er jetzt einen etwas ausführlicheren Grönländischen Katechismus oder „christlicher Unterricht in einfältigen Fragen und Gebeten.“⁸⁵

Außerlich aber stand das Grönländische Unternehmen nur auf schwachen Füßen, so daß die Handelscompagnie zu Bergen, welche mit königlicher Unterstützung dasselbe übernommen hatte, schon jetzt bedacht war, es aufzugeben.⁸⁶ Wenigstens sagte man — nachdem eine zur Förderung der Sache königlich privilegirte Lotterie, wie man sagte, keinen rechten Fortgang gehabt,⁸⁷ und selbst dieses Geld, ehe noch alles eingekommen, verbraucht war — wenn nicht der König sich

83. Continuation der Journal-Relation 1723—24; Ebbt'sche Handschriftenamml. 1570. 4. N., 1. 2.

84. Copie des Journals des Obersteuermanns Erik Larsen; Kall'sche Handschriftenamml. 275. fol.

85. Continuation der Journal-Relation 1723—24; Ebbt'sche Handschriftenamml. 1572. 4. M. 1. Dieser Katechismus (Grönländisch und Dänisch) ist in dieselbe Handschrift aufgenommen Bb., 4 — Ff., 3.

86. Continuation der Journal-Relation 1723—24; Ebbt'sche Handschriftenamml. 1572. 4. Egede's Vorrede vom 10. Juni 1724.

87. In Allem waren, in Dänemark und Norwegen, 17,974 Loose gezeichnet, jedes Loos zu 1 Rthlr. — was doch nicht so gar Wenig scheint. S. Kall'sche Handschriftenamml. 275. fol. (*Varia Grönlantica*).

Sache annehmen wolle, so müsse es aufhören.⁸⁸ Gewiß, das war ein Sturm, der an dem sonst so reichlich gesegneten Unternehmen nagte, nicht daß die Herzen sich so schwer öffneten (denn das war bei weitem nicht durchgehends der Fall, und ein Diener des Herrn wird sich darüber zu trösten wissen),⁸⁹ sondern daß das Ganze gar zu sehr bloß in äußerlicher Verwaltungs-Form getrieben wurde, die das Herzmark aussaugt, um ihre rein irdische Begierde zu stillen. Ohne Zweifel war dies auch dem Missionscollegio keineswegs verborgen, das von Anfang für eine freiere Form des ganzen Missionswerks stimmte; allein die Hände waren den christlich gesinnten Männern gebunden. Nicht als bloße Curiosität, sondern als Spiegel des ganzen Charakters, den dies Unternehmen je mehr und mehr annahm, verdient „der Grönländische Aufzug“, welcher am 9. November 1724 in Kopenhagen gehalten ward, erwähnt zu werden — eine Art Regatta-Fest, bei welchem zwei nach der Hauptstadt angekommene Grönländer sich in ihren Landesböten und ihrer eigenthümlichen Ruderweise zeigten, und wobei übrigens allerlei auf den um die Wette segelnden Schiffen aufgepflanzte Embleme andeuten sollten, daß jetzt das Land mit allen seinen Herrlichkeiten in Besitz genommen sey.⁹⁰

VIII.

„Die Erndte ist groß, aber wenige sind der Arbeiter.“ Dieses Wort unsers Heilandes ging auch hier in großem Maße in Erfüllung, und doch waren diese die goldnen Tage der Grönländischen Mission, dergleichen sie nie später gesehen hat. Besonders gesegnet war grade

88. Schreiben der Bergen'schen Grönlands-Compagnie vom 29. Aug. 1724. Rall'sche Handschriftenamml. 275. fol.

89. Als Egede das Ergebniß hörte, das allerdings seiner Erwartung nicht entsprach, äußerte er sich, wie es einem wahren Diener Jesu Christi geziemt, so darüber: „Ich weiß, daß wenn auch aller Menschen Herzen und Hände verschlossen sind, dennoch Gott Mittel und Wege finden wird zur Ausbreitung seines Namens und seiner Ehre. Der allein weise Gott will dadurch sowohl mich als Andere lehren, daß wir durchaus nicht unser Vertrauen auf Menschen und menschliche Mittel, sondern auf Gott setzen sollen, welcher für Alles Ehre haben will und muß, und deshalb nach dem Rath seiner Weisheit die mächtigsten Werke durch die größte Gebrechlichkeit auszuführen pflegt, damit Jedermann sagen könne: Das hat der Herr gethan.“ Continuation der Journal-Relation 1723 — 24; Thott'sche Handschriftenamml. 1572. 4. X, 3.

90. Beschrieben ist dieser Aufzug auf einem einzelnen Bogen in der Rall'schen Handschriftenamml. 275 fol. Derselbe fing an vom „alten königl. Holm“, ging unter „die Holmens-Brücke“ vor dem königl. Schlosse, dann weiter unter die „hohe Brücke, die rothe Brücke und die Sturmbrücke“ vor dem Palais des Kronprinzen vorbei, endlich unter die Prinzenbrücke, ums königl. Brauhaus herum, und durch die Christianshafener-Brücke nach „dem Holm“ zurück. Die Grönländer in ihren eigenthümlichen Landesböten producirten ihre Fertigkeit im Rudern mit einem Ruder, welches ein Blatt auf jedem Ende hatte, und im Niederschießen verschiedener Enten, die in den Canal ausgelegt waren, mit ihren Wurfpfeilen von einer beträchtlichen Entfernung. Eine Schaluppe hatte eine große Rennthierhaut mit einigen Bündeln schwarzer Fuchsfelle; vier hatten je ihre Fahnen mit Wallfischen, Walrossen, Narwalen, Dorschen und Lachsen als Emblemen.

das Jahr 1725. Am Neujahrstage war „der kleine wilde Junge, den Egede bei seinem Collega Top in Repisene zurückgelassen, getauft.“ Durch christlichen Unterricht und Umgang hatte dieser Knabe einen solchen Begriff von seiner Seligkeit erlangt, daß er die heilige Taufe mit großer Andacht, ja mit thränenersfüllten Augen empfing.“⁹¹ Er erhielt in derselben den Namen Friedrich Christian, und ward später ein sehr geschicktes Werkzeug, um seine irrenden Brüder zu unterrichten und zu stärken. In demselben Jahre (auch im Anfange, wie es scheint) sandte Egede seinen ältesten Sohn, Paul, damals gegen achtzehn Jahr alt, aus. So wie dieser früher den Vater auf mehreren Reisen begleitet, sich dessen männlich christlichen Geist eingeprägt und ihn bei seinen Uebersetzungen und Ausarbeitungen in der Grönländischen Sprache unterstützt hatte, so trat er jetzt selbstständig unter den Grönländern auf, und diese ließen sich seinen Unterricht, weil er schon mehr mit dem Volke vertraut, wohl gefallen, obgleich sie doch nicht (wie er selbst erzählt), wo irgend ein Sprachschwieriger einkam, sich enthalten konnten, ihn durchzuziehen, weshalb er selten ohne Thränen seinen Weg zu ihnen antrat, und öfters mit einem alten Liede seufzte: „daß er andere Sünder bekehren möchte, daß sie den Herrn und seine Gnade erkannten.“⁹² Es war aber für den Vater sowohl als für den Sohn immer vollauf zu thun. Ersterer giebt uns einen Einblick in seine Arbeit in dieser Zeit. Wenn die Grönländer, die beim Anfang der Sommermonate auf Jagd und Fischerei ausgehen, unter dieser kalten und nassen Beschäftigung Vieles von dem vergessen, was der Priester ihnen gesagt, mußte er im folgenden Herbst wieder von vorn mit ihnen anfangen. Oft waren 30—40 Familien hin und wieder auf den Inseln versammelt; er unterrichtete jeden Theil einzeln und wiederholte das Vorgetragene wöchentlich zweimal mit ihnen. Im Allgemeinen fand er sie zwar „gutartig und lehrwillig“;⁹³ wenn aber der alte Adam, die Schlaffucht, das Fleisch und die Neigung zu aller Art Aberglauben, sich wieder in ihnen regten, dann ward er oft eifrig, drohte den Widerspenstigen hart, ja ging wohl in seinem Moiss's Eifer so weit, daß er, gleichwie dort die Gesetztafeln zerbrochen wurden, Alles ihnen entriß und zerbrach, was ihr kindischer Aberglaube geheiligt hatte.⁹⁴ Wir würden Etwas an Egedes wahrem Bilde ver-

91. Continuation der Journal-Relation 1724—25; Thott'sche Handschriftensamml. 987 fol., E. 2: „Er ist mit uns ein wirklicher Besizer des Glaubens und des von Christo erworbenen himmlischen Erbtes geworden.“

92. P. Egede's Anmerkungen zu den Relationen seines Vaters; aus der Hdschr., bei J. Lund (Egede's Leben, S. 35).

93. Continuation der Journal-Relation 1724—25; Thott'sche Handschriftensamml. 987 fol., A, 1—B, 2.

94. So mit einem *angoach* (Ammlet), welchen er einem Knaben vom Halse riß und auf den Boden warf, nachdem er sie vergeblich ermahnt hatte, von solcher Feu-

missen, wenn wir dieses verschwiegen; seine Mission steht und fällt mit seinem Geiste, welchen der Herr je mehr und mehr stärkte und läuterte von aller Befleckung und Gebrechlichkeit, und nimmer hat der, welchem solche Ausbrüche der Macht des christlichen Gefühls ganz fremd sind, die wahre Bedingung eines Werkes Gottes verstanden, das eben, je nachdem es an Andern, auch an uns selbst geübt werden muß. Egede aber ward durch diese und ähnliche Erfahrungen darauf aufmerksam gemacht, wie sehr es Noth that, wenn anders das Missionswerk Bestand haben sollte, daß die Zahl der Missionare verstärkt würde, „so daß einige von ihnen den Grönländern zu den Plätzen folgen könnten, wo sie des Sommers sich aufhalten und ihre Nahrung suchen“⁹⁵ — was auch deshalb als wichtig sich herausstellte, weil, obgleich die Praxis der Angefakten bei weitem nicht die frühere war, dennoch das Volk noch immer dann und wann gern auf ihre vermeintliche Wahrsagerei lauschte und eine Art von Vermittlung zwischen den Worten des Predigers und der Volksweisen zu stiften suchte. Außerdem, wie es stets mit einem jeden großen Gotteswerke zu gehen pflegt, so kamen auch hier nach den ersten goldnen Frühlingstagen schwere Hagelschauer, die man sich nicht versehen hat, und die doch grade gesendet werden, damit die Saat desto sicherer reife. Egede sah es, fühlte es wohl, und sann weiter nach, was wohl hier zu thun sey. Nach und nach ward der Gedanke lebendig in ihm, daß man (wie er es zuerst in einem Briefe ans Missionscollegium vom 5. August 1726 vorschlug und nachher oft wiederholte, leider aber kein Gehör fand) darauf bedacht seyn möchte, Grönländische Seminarien im Lande selbst, wo möglich eins bei jeder Colonie, anzulegen, wo die erforderlichen Nationalkatecheten erzogen, und von wo sie nach und nach ausgesendet werden könnten.⁹⁶ Es war ein Gedanke, gleich einem Samenkorn im achtzehnten Jahrhundert niedergelegt, der erst im neunzehnten zum Wachsthum und zur Frucht kam.

Von Dänemark hörte man 1725 in Grönland erfreuliches Neues. Da die Lotterie, wie wir gehört, einen nicht entsprechenden Fortgang gehabt, hatte der König in beiden Reichen eine Collecte veranstalten lassen und den Ertrag an 50000 Rthlrn. der Bergen-Grönländischen Compagnie

felei abzustehen. Der ganze Auftritt ist ebenso wahrheitsliebend als ausführlich in der eben genannten Continuation der Journal-Relation (B, 3) geschildert. Egede's Betrachtung des Aberglaubens war überhaupt die Altlutherische und — warum sollen wir's nicht sagen? — Apostolische. Denn auch die Apostel sahen in solchen Lebensäußerungen des Aberglaubens nichts Anderes als Satans Werk, von welchem die Menschen gleichsam willenlos hingezogen wurden (*hýēōte πρὸς τὰ εἰδωλα ἄφωνα*, 2 Cor. 12, 2).

95. Continuation der Journal-Relation 1724—25; Thott'sche Handschriften-samml. 987 fol., A, 4.

96. Egede's Relationen bis 1727; Neue königl. Handschriften-samml. 1793, fol.

überwiesen, damit das Unternehmen, welchem der König seine unausgesetzte Aufmerksamkeit schenken wollte, ferner mit Kraft betrieben würde. Man beschuldigte später (wovon nachher) Egede, sich gar zu sehr an weltliche Unterstützung angelehnt zu haben — gewiß aber mit Unrecht; denn ob er wohl nicht Fleisch für seinen Arm hielt, so durfte er es doch wohl als christlich erlaubt ansehen, daß alle Mittel zur Förderung des Reichs Gottes in Bewegung gesetzt wurden, vorausgesetzt nämlich, daß der Herr selbst den Weg dazu anwies und die Herzen leitete. Hingegen hören wir ihn bereits seit 1724 es als seine Ueberzeugung aussprechen, daß alle Versuche zur Bekehrung des Volkes im Großen Nichts fruchten würden, „es sey denn, daß man sie einer Contribution und Disciplin unterwerfen wollte, damit das wilde, unartige Wesen und die schädlichen Superstitionen ihnen benommen werden könnten.“⁹⁷ Es ist wohl klar, daß, so viel auch auf diese Weise der Weg erleichtert werden konnte, dies doch unmöglich eine Begebahnung ist, wie Johannes der Täufer sie meinte, als er sprach: „Bereitet dem Herrn den Weg, machet seine Steige richtig. Alle Berge und Hügel sollen erniedriget, und was krumm ist, soll richtig, und was uneben ist, soll schlechter Weg werden“ (Luc. 3, 4. 5). Allein auch hier, grade hier, müssen wir billig in unserm Urtheile sehn. Vor Egede schwebte, wie selbst vor vielen christlichen Männern unserer Tage, ein staatskirchliches Ideal, das ja freilich ebenso wenig je wird realisirt werden können, als die Theokratie es ward, ausgenommen auf dem Punkte, wo der Herr dieselbe als Schule und Herzensspiegel für die Israeliten gebrauchte. Es war aber keineswegs Lust zu unchristlichem Zwange, sondern die Liebe, welche Egede jenen Wunsch auspreßte; und wir werden uns wunderbar angesprochen fühlen, wenn wir hören, wie weit Egede auch in dieser Beziehung über die herrschende Betrachtungsweise seiner Zeit erhaben war. Nicht nur in der Vorrede zur „Umständlichen Relation“ erklärt er sich bestimmt gegen eine jede Heidenbekehrung, welche durch Zwang geschieht, so daß große Massen auf einmal getauft werden, als durchaus widerstreitend der Apostolischen und der Praxis der ältesten christlichen Kirche — sondern an mehreren Stellen verwirft er eine jede Zwangstaufe als unchristlich, und fordert laut, daß man der Arbeit des Geistes Gottes am Menschen Raum geben solle. Ja, was mehr ist und was uns in der That zur Bewundrung gegen den seltenen Mann stimmen muß — er sah es und sprach sich darüber aus, wo der Anfang des Verderbens der Kirche von dieser Seite lag, als man nämlich meinte, den Staat als Vollstrecker der göttlichen Reichszwecke herbeirufen und das evangelische „Nöthige“ des Herrn (Luc. 14, 23)

97. Continuation der Journal-Relation 1723—24; Thott'sche Handschriftensamml. 1572, 4.; Vorrede und U, 3.

von einem weltlichen Zuchtmeisteramte erklären zu müssen, um die Menschen zu zwingen, Gottes Kinder zu werden.⁹⁸

Jedenfalls müssen wir zu Gottes Preise erkennen, daß eben ein solcher Mann, wie Egede — diese fernige Festigkeit, die mitunter an Härte anstriefte, und doch ein Herz, von der Liebe Christi bezwungen — das Werkzeug war, welches grade zu diesem Werke des Herrn erfordert wurde; „er war ein Mann“, können wir mit dem Dichter sagen (und hier in einem noch höheren Verstande), „Alles in Allem genommen; nimmer sah ich seines Gleichen wieder.“⁹⁹ Dies zeigte sich auch vornämlich, wo irgend eine Gefahr vorhanden war, wo irgend eine Noth durchgemacht werden mußte. So dämpfte er durch kluges, energisches Auftreten einen 1725 in der Colonie angezettelten Aufstand, worin ein alter verschlagener Angekok die Hauptrolle spielte. So erbleichte er nicht, als durch das Ausbleiben der erwarteten Schiffe im Jahre 1726 eine Hungersnoth vor der Thür stand, als die Holländer, bei denen man Hülfe suchte, nur für sich genug hatten und das an allen Küsten aufgethürmte Eis eines jeden Versuchs der Annäherung zu spotten schien. „Meine eigne Noth,“ schrieb er bei dieser Gelegenheit, „könnte ich leicht vergessen und mit Geduld ertragen; denn ich habe, Gott sey Dank, mit dem Apostel gelernt mich zu begnügen, sowohl satt zu seyn, als zu hungern, sowohl Ueberfluß zu haben, als Mangel zu haben. Allein das Murren und die große Ungeduld des Volks, das Elend meiner Frau und Kinder ging mir am meisten zu Herzen.“ Der Herr krönte auch hier seine Hoffnung. Ein Schiff hatte im Eise zugelegt; das andere bahnte sich dennoch den Weg hinein.¹⁰⁰

IX.

Wie wir schon oben angedeutet haben, so stellte es sich je mehr und mehr heraus, daß die Missionsache und der Colonisationsplan nebst den darangeknüpften Handelsinteressen mit einander in Conflict gerietzen. Trotz den reichlichen Beiträgen, womit die Bergen-Grönländische Compagnie unterstützt worden, löste sie sich dennoch schon 1727 auf; seit 1728 mußte die Regierung allein die Sache übernehmen. Große Anstrengungen wurden grade in diesem Jahre gemacht. Zwei Schiffe außer den gewöhnlichen wurden hinaufgeschickt; Egede bekam bei der Gelegenheit zwei neue Gehülfen; ein Gouverneur von Grönland wurde verordnet; ein Fort mit Garnison zum Schutz der Colonien, die man

98. S. vorzüglich seine Anklage gegen Augustin wegen dessen Erklärung des *Compelle intrare*; Continuation der Journal-Relation 1732; Ebottsche Handschriften-samml. 988, b; B, 3.

99. Shakespeare's Hamlet. I, 2.

100. Egede umständliche Relation, S. 199—205.

noch ferner anzulegen gedachte, sollte erbaut werden. Denn Neptisene (die zweite Colonie) war bereits 1725, während es die Colonisten, die nach Godthaab mitfolgten, eine Weile verlassen, von eifersüchtigen Holländern zum größten Theil zerstört worden.¹⁰¹ Die Zeit war nun zwar für jene Zwecke günstig; wozu Egede lange vorher den Plan gelegt, das ward jetzt ins Werk gesetzt; die Colonie ward zwei Meilen weiter nach Ost eingerückt, wo bereits Steine und Holz zu einem neuen Gebäude hingeführt waren; dieses, ein steinernes Haus auf dem neuen „Godthaab,“ ward aufgerichtet. Allein dies Alles war nur wenig ersprießlich in Vergleich mit dem großen Schaden, den das gegenwärtige Colonisations-system der ganzen Anstalt zufügte. Mit den zur Garnison bestimmten Soldaten hatte man eine Anzahl Sträflinge, die mit Weibern derselben Art verheirathet wurden, hinübergeführt. Bald rächte sich der schreckliche Mißgriff. Die Soldaten, welche ein gemächliches Leben erwartet hatten, gaben dem Prediger und Gouverneur die Anstrengungen schuld, die sie übernehmen mußten, und rotteten sich mit den Sträflingen zusammen; die Gefahr war so groß, daß Egede klagen mußte: während man unter den wilden Heiden Grönlands sich ruhig niederlegen könnte, sey man jetzt unter den Eignen, die sich doch Christen nannten, seines Lebens nicht sicher. Man mußte Schießgewehre in den Zimmern aufstellen; auch mußten die Bedienten der Colonie jede Nacht abwechselnd Wache halten. Unter diesen Umständen ward der Tod der beste Verbündete des Predigers. Krankheiten wütheten unter den neu Angekommenen; dazu kam der äußerst schwere Winter; die größere Zahl der Reuterer ward aufs Siechbette hingestreckt und stand nicht mehr auf.¹⁰² Allein schon der Anblick dieser Vorgänge so wie der gewöhnlichen Lebensweise der Matrosen mußte den Grönländern, die im Prediger einen Gesandten des Himmels, aber in seinen Landsleuten und sogenannten Brüdern Boten des Teufels sahen, zum größten Aergerniß gereichen.¹⁰³

101. Im J. 1732 berichtete ein Grönländer an Egede, die Holländer hätten die Häuser in Neptisene nicht ganz zerstört, wohl aber die Fenster entzweiggeschlagen, die Thüren aufgebrochen, und einen Theil der dort aufbewahrten Sachen auf's Feld hinausgeworfen. Continuation der Journal-Relation 1732; Theil'sche Handschriftensamml. 988, b; B, 2.

102. Egede umständliche Relation, S. 249—252.

103. Es ist hier der Ort, recht scharf hervorzuheben, wie durchaus die Grundsätzen der Mission ershöckert werden müssen, wo nicht alles Kleines darüber gewacht wird, daß der sittliche Wandel der Bekenner Christi unter den Heiden ein solcher sey, wie S. Petrus ihn fordert 1 Petr. 2, 11. 12. (Vgl. Matth. 5, 13—16.) Welche Wirkung solche Ausbrüche eines offenbar weltlichen und gottlosen Sinnes auf die Grönländer auch lange hernach machten, davon zeugt wohl nichts klarer als der Inhalt des Briefs eines Grönländers an Paul Egede aus dem Jahre 1756, nachdem der Missionar ihm von dem Erdbeben in Lissabon berichtet hatte. Der Grönländer dankt Gott, daß er und seine Landsleute arm seyen und Nichts haben, was die gierigen Rablu-

Da man von Kopenhagen aus verlangt hatte, daß einige Grönländer heruntergeschickt werden möchten, sandte Egede drei Neugetaufte dahin, welche es selbst gewünscht hatten; diese begleitete ein vierter, Christian Boek, der schon das vorige Mal (1726) in Kopenhagen gewesen, und von dem Egede schon damals geäußert, er taue nicht zum Nationalkatecheten.¹⁰⁴ Theils um die Getauften weiter auf den Weg des Lebens zu leiten und theils um seine eigenen Studien auf der Universität Kopenhagen zu beendigen, ging Egede's ältester Sohn, Paul, mit. Von nun an trat der zweite Sohn, Niels, ein ebenso beherzter und gewandter, als mit katechetischer Fertigkeit ausgerüsteter junger Mann, als Gehülfe des Vaters an dessen Stelle.

Die Tauf-Frage, die wichtigste für Egede's Herz¹⁰⁵ und gewiß auch für die fernerweite Missionsthätigkeit, kam zu Anfang des Jahres

nach begehren können; „denn“, fügt er hinzu, „wenn wir nur so viel Speise haben, als wir essen können, und Felle genug, um uns gegen die Kälte zu verwahren, so sind wir vergnügt, und Du weißt es selbst, wir lassen den morgenden Tag für sich sorgen. Wir wollen mit Niemandem über den Weiß Krieg führen, obgleich wir ja ebensovohl sagen könnten: „Dies und jenes gehört uns“, wie die Gläubigen im Osten von den Ungläubigen im Westen behaupten, daß nicht wir, was diese besitzen, sondern sie selbst von Rechtswegen ihnen gehören.“ Er äußert seine Verwunderung darüber, daß die Christen ihr eignes schönes Land verlassen und so viel Widerwärtiges im äßen, harten Grönland leiden, bloß um die Grönländer zu heuetten Menschen zu machen. „Und doch“ — wendet er, skeptisch und skoptisch zugleich, ein — „hast Du wohl je so viel Böses unter unsern Leuten gesehen? Eure Lehrer belehren uns, daß wir den Teufel fliehen sollen, und die Matrosen beten mit großem Ernst, daß der Teufel sie holen möge. Hätte ich nicht solche Fromme unter euren Leuten gekannt wie Hans Egede, nimmer hätte ich gewünscht, sie zu sehen, damit sie nicht unser Volk verderben. Meine Landsleute haben von Dir und den Deinen, weil Ihr so gut seyd, geglaubt, daß Ihr in unserm Lande müßig erzogen seyn. Euer Volk weiß, daß es einen Schöpfer und Erhalter aller Dinge giebt, daß die Menschen nach diesem Leben, je nach ihren Werken, Seligkeit oder Unseligkeit empfangen; und doch leben sie, als ob es ihnen befohlen wäre, böse zu seyn, als ob es ihre Ehre und ihr Vortheil sey, zu sündigen. Meine Landsleute hingegen wissen nicht, weder daß ein Gott, noch daß ein Teufel ist, glauben weder an Belohnung noch an Strafe nach diesem Leben, und doch leben sie unsträflich, gehen mit einander friedlich und liebevoll um, theilen gerne mit. Kann man sich wohl wundern, daß unser Lustigmacher Esko den Vorschlag machte, Angekuten nach Europa zu schicken, um die Leute dort zu guten Sitten zu bekehren, so wie Euer König Priester ausgesandt hat, um uns zu bekehren? ... Doch ich will davon nicht mit unsern Landsleuten reden; sonst könnten sie gesonnen werden wie Klaus, der deshalb nicht ein Christ werden wollte, damit er nicht den schlechten Matrosen ähnlich werden möchte.“ (Theit'sche Handschriftensamml., 1573. 4.)

104. Brief Egede's an's Missionscollegium vom 5. Aug. 1723; Neue Königl. Handschriftensamml., 1573, fol.

105. Wie sehr diese Frage auch später Egede beschäftigt, ja geängstigt hat, davon zeugt unter Anderm folgende Betrachtung aus einem der handschriftlichen Journale von 1732. Er erkennt auf der einen Seite, „daß er bei den Grönländern im Allgemeinen einen historischen Glauben finde, so daß sie Allem Beifall geben, worin sie unterrichtet werden; dazu daß sie auch selbst bekennen und mit Ernst behaupten, daß sie an Gott glauben, ihn fürchten und gern selig werden wollen; Lehnwilsigkeit und Aufmerksamkeit bei seinen Vorträgen könne er ihnen auch nicht absprechen; auch hätten sie einen großen Theil ihrer abergläubischen Gebräuche abgeschafft, und das Ansehen der Angekuten sey bedeutend vermindert; endlich hätten sie auch eine große Furcht vor dem Teufel, der Hölle und dem jüngsten Gericht.“ Allein, trotz alledem, fährt er fort, habe er doch noch nicht gewagt, sie der heiligen Taufe theil-

1729 zu einer endlichen Entscheidung. Nachdem Ggede lange Zeit sie vor dem Herrn überlegt und auf dessen Winke geachtet, lud er seine zwei neuen Collegen (von welchen der eine, D. Lange, wie es sich zeigte, ein schriftgelehrter Mann war) zu einer Conferenz darüber nach Godthaab ein. Er stellte denselben vor, wie „er unter Gebet und Berathung mit Gott kein besseres Mittel zur Befehrung der Heiden erkannt habe, als daß man sich besonders die Kleinen und Unmündigen angelegen seyn lasse, von welchen der Herr gesagt, daß solchen das Reich Gottes gehöre. Nun habe er aber so viele Kinder, denen er so herzlich gern das Seligkeits-Mittel gegönnt, ohne Taufe und Christenthum hinsterven sehen, obwohl ihre Eltern sich ganz willig erklärt hatten, nicht nur ihre Kinder taufen zu lassen, sondern selbst die Taufe zu empfangen. Er könne es jetzt nicht länger über sein Herz bringen, ohne daß er doch durch irgend ein Gottes-Mittel sie aus ihrem Elend und Verderben herausgerissen sähe. Was die Alten betreffe, so könne man sich wohl noch nicht erkühnen, ihnen das heilige Seligkeits-Mittel mitzutheilen; denn obwohl sie bekannten, daß sie glaubten und Gott fürchteten und lieb hätten, so geschehe dies doch gar zu lau und kaltsinnig, ohne eine rechte Erkenntniß ihres eigenen tiefen Verderbens und der Herrlichkeit der Gnade Gottes in Christo. Seine Meinung gebe deshalb dahin, daß hinsichtlich der Grönländer, welche auf der Colonie wohnten und ihren gewöhnlichen Aufenthaltsort nicht zu verlassen pflegten, so daß man ihnen stets mit Unterricht aus dem Worte Gottes zur Hand seyn könne, man (vorausgesetzt daß sie zugleich lehrwillig und wohlgesittet sich zeigten) sich kein Gewissen zu machen brauche, ihre neugeborenen Kinder durch die heilige Taufe in das Reich Gottes aufzunehmen, zumal wenn man daneben sich der Hoffnung hingeben dürfte, daß hier im Lande, wie in der gemeinen Christenheit überall, Nationalkatecheten würden gebildet werden können, die sich unter Aufsicht und Anleitung der Missionarien dieser Kinder annähmen.“ D. Lange erwiederte (und der andere College trat seiner Ansicht bei): „daß dieser christliche Vorsatz, welchen auch er nach andächtiger Berathung mit Gott im Gebete genau erwogen habe, sowohl an der Lehre der heiligen Schrift von der allgemeinen Gnade (in welcher Gnaden Bund auch diejenigen befaßt seyen, „die ferne sind, welche Gott, unser Herr, herzurufen wird“ Ap. Gesch. 2, 39) als an der Praxis der Kirche den allerstärksten Ginterhalt habe; außerdem könne in diesem Falle um so weniger ein Be-

haftig zu machen, „theils wegen ihrer angebornen Trübsheit und großen Gleichgültigkeit, woraus folge, daß sie weder Reue empfinden über die Sünden, noch ein herzliches Verlangen nach Gnade — ohne welche Niemand würdiglich des Sacraments theilhaft gemacht werden könne — theils wegen ihres unisteten und herumstreichenden Lebens“ (Zetzsche Handschriftensamml., 988, b. fol.; B. 2).

denken obwalten, als die Eltern selbst geneigt seyen, ihre Kinder in Jesu Arme zu legen, worin sie, nächst Gottes gütiger Vorsehung, dann durch tüchtige Boten des Evangeliums oder durch hier gebildete Nationalkatecheten erzogen werden und beständig bleiben könnten. So würden sie wahre Katechumenen werden, die durch das Hören des Worts den Glauben gefaßt, durch den Glauben Gottes Kinder worden und so an alle Güter und Vorrechte der Kirche ein Anrecht haben.“ Nachdem Lange nun weiter in seinem Vortrage angedeutet, daß es unter gewissen Voraussetzungen (die man doch nicht weiter schärfen oder mehren möchte, als in der heiligen Schrift geschehen) doch wohl nicht so schwierig seyn möchte, auch die Aeltern zu taufen — denn man sey berechtigt auf die bekehrende Kraft des Worts zu schließen, da wo, nach Hebr. 6, 2, eine Umkehr von den todten Werken sey, so wurden die drei Prediger über folgende Punkte eins, als in Gottes Wort und der Praxis der Apostel und der ältesten christlichen Kirche gegründet: daß sie nämlich 1) von nun an in des Herrn Jesu Namen die heilige Taufe den unmündigen Kindern der zunächst umher wohnenden Grönländer mittheilen wollten, vorausgesetzt daß die Eltern selbst der christlichen Lehre Beifall gäben und zugleich willig wären, ihre kleinen Kinder dem Herrn Jesu zu opfern; 2) daß sie ebenso mit den etwas ältern Kindern verfahren würden, wenn sie die vornehmsten Hauptstücke unseres christlichen Glaubens einfältiglich gefaßt, und 3) nicht weniger mit den Erwachsenen und Alten, wenn diese, nächst nöthiger Erkenntniß und Verständniß der christlichen Lehre, Zeichen einer rechten Andacht und eines wahren Ernstes in der Sache der Seligkeit gäben und ein Verlangen nach diesem hochwürdigen Sacrament äußerten.¹⁰⁶

Wir haben mit mehrern Worten diese Missions-Conferenz beschrieben, denn sie ist in der That ein Glanzpunkt in der ältesten Grönländischen Missionsgeschichte (kaum wird man irgend eine Decision eines höchst schwierigen Punktes anführen können, die mit tieferer Einsicht in Gottes Wort und gewissenhafterer Genauigkeit abgefaßt wäre) und giebt uns einen rechten Einblick in die Arbeit und den Kampf der ersten Missionarien dort. Auch das war als ein Segen anzuerkennen, daß die vorgesetzte Behörde, das Missionscollegium, in demselben Geiste arbeitete; dasselbe bestätigte nämlich die von den Missionarien gefaßten Beschlüsse in allen Punkten, indem es nochmals als Grundbedingung hinstellte: „daß die Eltern weder durch Lockung noch Zwang dahin gebracht werden dürften, sondern daß es ihr eigener freier Entschluß seyn müßte,“ und weiterhin bestimmte: man müsse darauf sehen, daß die

106. Egede umständliche Relation, S. 296.

Eltern nicht aus irgend einem Aberglauben die Taufe als ein äußerliches Heil- und Zaubermittel begehrten (so wie sie früher von Egede, wenn sie krank waren, verlangt hatten, er solle sie aublasen); auch sollten die Eltern sich verpflichten, zu seiner Zeit diese Kinder an dem christlichen Unterricht Theil nehmen zu lassen. — Alles Uebrige ist gleichmäßig klar und gründlich auseinandergelegt.¹⁰⁷

Viele trostreiche Erfahrungen boten sich hin und wieder Egede dar, nachdem diese Last seinem Herzen entnommen war; Manches deutete darauf hin, als ob die Sonne höher über Grönlands Felsen aufgestiegen. Im Jahre 1730 kam ein Mann zur Colonie von den Roeks-Inseln, der kürzlich nördlicher gewesen war und den vorigen Winter sich in der Disko-Bucht aufgehalten hatte; er brachte von den dort wohnenden Grönländern eine Botschaft in folgenden Worten mit: „Sage dem Redner, daß er nach Norden zu uns kommen und hier seine Wohnung aufschlagen soll, denn hier ist das Land besser und es sind mehr Leute hier, als dort unten, wo er jetzt wohnt. Er soll bei uns Alles empfangen, was die Schiffsleute sonst zu erhalten pflegen; denn diese können uns Nichts von Bedeutung sagen und sprechen auch von nichts Anderm, als von Speck. Wir möchten auch gern gründlichen Unterricht vom großen Schöpfer empfangen, von welchem diejenigen mit uns gesprochen, die ihn gehört haben.“ „Wer wollte nicht,“ brach Egede hierbei aus, „von solcher merkwürdigen Rede und Botschaft sich bewegen lassen, in einer fruchtbringenden Hoffnung Gott und den Schöpfer an jenen Orten bekannt zu machen,“ und freute sich herzlich, da er nicht selbst hinkommen konnte, seinen Sohn Niels mit der Verkündigung des Heils und der Freude den verlangenden Seelen entgegen-senden zu können. Immer mehr und mehr tauchte die Morgendämmerung der freudigen Erwartung hervor, immer mehr zeigte sich, daß zum verheißnen großen Fischzuge nach der langen, mühsamen Nacharbeit mehr Hände, mehr Arbeiter erforderlich waren. Egede empfand es tief; selbst die Grönländer fühlten es. Desters wenn er diesen vorstellte, sie müßten ihm ihre Kinder um die Reihe in sein Haus geben, damit er ihnen die Wahrheit zur Seligkeit recht einprägen könne — was sie gewöhnlich versicherten, wegen ihrer großen Liebe zu den Kindern, die sie um sich haben müßten, nicht thun zu können — da stellten sie ihm zuletzt entgegen: „Sage dem Könige, daß er uns mehr Prediger sende!“¹⁰⁸

107. Egede umständliche Relation, S. 261 263 (die Ausfertigung vom 30. Mai 1730).

108. Egede umständliche Relation, S. 302.

X.

Allein plötzlich schwärzte sich der Himmel. Der König Friedrich IV. war am 12. October 1730 im Glauben an Christum, seinen Erlöser, gestorben. Die Nachricht davon kam erst im Jahre 1731 nach Grönland, und zwar im Gefolge einer höchst betrübenden Gröffnung. Der Befehl ging dahin, daß die Colonie wegen der großen Ausgaben, die vergeblich daran gewendet, ganz niedergelegt werden sollte; die Leute sollten gleich zurück; wollte aber Egede und sonst Jemand mit ihm bleiben, so sollte ihnen Proviant für ein Jahr verabreicht werden, doch nur unter der Voraussetzung, daß die Zurückkehrenden hinlänglich versehen wären. Egede war wie zerschlagen; sein trauererfüllter Blick heftete sich auf einmal auf seinen „Josias“ (den abgeschiedenen König, welcher wohl den Namen verdiente) und auf die Grönländische Gemeinde, die noch im Ganzen mit einem schwachen Kinde zu vergleichen war; „besonders die Kleinen, die getauft waren“ (ungefähr 150 bis dahin), sagt er, „lagen mir so nahe am Herzen, als je Kinder einer liebenden Mutter aus Herz gebunden seyn können.“ „Ist es wahr,“ fragten ihn die Grönländer, „daß du uns verlassen willst?“ Und als er es bejahte, hinzufügend, es sey so des Königs Wille, und er habe es wahrscheinlich beschlossen, weil er ihren geringen Fortgang trotz des christlichen Unterrichts wahrgenommen, so erwiederten sie: „Die das dem König hinterbracht haben, sind große Lügner; du weißt ja selbst, daß wir fleißig auf deinen Unterricht Acht gegeben.“ Indes kam die Sache zur Verhandlung im Rathe. Egede stellte vor, unangesehen die Sache des Herrn, die ja so preisgegeben würde, müßte selbst des Königs Interesse den empfindlichsten Abbruch leiden, wenn man so flugs die Colonie aufhobe; denn was man von Häusern und Geräthe zurücklassen müßte, würde ja gleich ein Raub werden. Selbst, erklärte er, sey er fest entschlossen zu bleiben, wenn man ihm für den bevorstehenden Winter 8 bis 12 Personen von der Mannschaft überlassen wollte, wobei er sich erbot, dasjenige, was ihm von der Ladung verbliebe, mit dem decken zu wollen, was er mit Gottes Hülfe durch den Handel erwerben würde. Im Rathe waren die Meinungen zwiespaltig; besonders der Schiffsleutnant Gerner stand hart auf seiner Instruction, daß alle Schiffsleute gleich mitfolgen sollten; endlich aber gewann doch der Beschluß die Oberhand: wenn Egede die Chefs zufrieden stellen wollte, dafern jemand von der ihm überlassnen Mannschaft (entweder durch tödtlichen Abgang oder Beschädigung) in der Seerolle des nächsten Jahres fehlen würde, so möchten die zehn Matrosen, die sich gutwillig dazu erbotten hatten, bis übers Jahr bei ihm verbleiben.¹⁰⁹ So hatte

109. Egede umständliche Relation, S. 307 — 316.

Egede, wenigstens für diesmal, die Beute dem Machen des Löwen entwunden. In Jesu Namen blieb er mit jenen Wenigen, alles Uebrige in Gottes Hand legend: „So bin ich denn,“ schrieb er in seinem Journale, „allein mit meiner Frau, drei Kindern, zehn Matrosen und acht Grönländischen Knaben und Mädchen, die fast vom Anfange bei mir gewesen sind, zurückgelassen. Gott lasse mich die selige Stunde erleben, da ich wieder erfreulichere Nachrichten vom Vaterlande zu hören bekommen werde.“¹¹⁰

Oft hatte Egede jetzt Veranlassung, mit tiefem Schmerz die Verlassenheit des Missionswerks und die geringen Kräfte, die demselben zu Gebote standen, zu beklagen. Was sollte er den Grönländern antworten, wenn diese über seine Andeutung, sie müßten reichlichere Handelswaaren schaffen, wenn die Mission Bestand haben sollte, sich höchst verwundert bezeigten und äußerten: „Wir meinten, dein großer Herr sey so reich und habe so viele Leute und Schiffe, dazu auch so viel zu essen in seinem Lande, und nun kann er dich und deine Leute nicht länger unterhalten und ein einziges Schiff heraus schicken?“ Was konnte er füglich ihnen entgegenhalten, so daß sie es von ihrem Standpunkte verstehen konnten, wenn z. B. (wie der Fall war) ein Vater ihm seine kürzlich getauften zwei Kinder mit den Worten darstellte: „Diese wollen dir keineswegs erlauben wegzuziehen,“ und, als Egede ihm zu verstehen gab, am Ende müsse dennoch die Mission über ein Jahr aufgehoben werden, die Meinung aussprach: er könne ja stets bei ihnen bleiben und, wie sie, von Rennthieren, Seehunden, Vögeln und Fischen, an welchen sie Ueberfluß hätten, leben.¹¹² Ein schwerer Kampf erhob sich aufs neue in Egede's Seele, betreffend die Taufe der Kinder, welche er sich nicht anders als verlassen, preisgegeben, die Gnade zerstreuend, wenn er sie jetzt taufte, zu denken vermochte. Die Pflichten des Haushalters, wie er sie erkannt hatte, gerietben in Streit mit seiner Liebe zum Volke, und der Gedanke an jene erfüllte ihn wiederum so ganz, daß die Kindertaufe in den zwei folgenden Jahren wieder ausgesetzt wurde. Es war traurig anzusehen, wie die Mission offenbar flachte, wie eine Kraft nach der andern ihr entrißen wurde; und noch schwerere Prüfungen nahen sich. Ein Vorbote derselben war der Neujahrstag 1732. An demselben starb der eine der kleinen Knaben, welcher sieben Jahre bei Egede gewesen war, und von welchem als Nationalkatecheten er dereinst die größten Dienste hoffte. „Doch weil es

110. Continuation der Journal-Relation 1732; Thott'sche Handschriftensamml. 988, b. fol.; A, 2.

111. Egede's umständliche Relation, S. 323–325.

112. Thott'sche Handschriftensamml. 988, b. fol.; B, 2.

dem allein weisen Gott“ — schrieb er darüber — „ihn jetzt bereits zu sich zu rufen gefallen hat, muß ich mit seinem gnädigen Willen vergnügt seyn, und kann ihm das glückselige, freudenvolle und ewige Neujahr nicht misgönnen, wozu er jetzt der Seele nach berufen ist.“¹¹³

Außerlich schien zwar die Mission in dem darauf folgenden Jahre einer Erneuerung entgegen zu gehen. Graf Zinzendorf, der Stifter der neuen Brüdergemeinde, dessen brennender Eifer dem Reiche Gottes zu dienen vielleicht mit dem eigenen Gedanken, den er von der Erneuerung dieses Reichs hegte, Schritt hielt (denn, wie einer der scharfschendsten Zeitgenossen bemerkte, „seine Pläne und Vorschläge gingen zu weit ins große Feld und zu wenig ins kleine, die scholastische Art warf er zu weit weg, und die Apostolische konnte er nicht erreichen“),¹¹³ hielt sich bekanntlich im J. 1731 einige Zeit am dänischen Hofe auf. Er hörte hier mit Schmerzen, auf wie schwachen Füßen die Grönländische Mission stehe, und da er eine besondere Veneration gegen Hans Egede's Arbeit hatte (obgleich er wohl daneben meinen mochte, daß, wenn die Brüder erst das Werk angriffen, würde es anders im Schwange gehen), wird er ohne Zweifel bei seinen vielvermögenden frommen Freunden, dem Hofprediger Bluhme, dem Prof. Jer. Fr. Neuß, dem Baron Sölenenthal u. a., vor Allem bei dem Könige Christian VI. selbst, seinem erhabenen Beschützer, welcher viel auf seine Meinung hielt,¹¹⁴ die Sache der Mission kräftig vertreten haben. Gewiß ist es, daß unter dem 4. April 1733 die Königliche Resolution fiel, daß der Handel nach Grönland mit größerer Kraft als seither betrieben, daß Egede, dessen Eifer um Gottes Ehre anerkannt ward, Vorschläge zur Fortführung der Mission einsenden, und daß von nun an alljährlich 2000 Rthlr. zu diesem Zwecke bestimmt werden sollten.¹¹⁵ Allein es war das Alles, wie wir hören werden, nur wie ein Labetrunk, dem Sterbenden gereicht.

Von den sechs Grönländern nämlich, die 1731 nach Kopenhagen geschickt waren, kam nur ein Knabe (die vier übrigen waren in Kopenhagen, ein Mädchen auf der Ueberreise gestorben) nach Grönland zurück. Dieser brachte eine Krankheit mit, die man für bloßen Ausschlag ansah und ihn deshalb unbehindert herumziehen ließ. Es war leider die Blattern-Epidemie, und zwar im furchtbarsten Grade, noch schreck-

113. F. C. Detinger Gespräch von den Mährischen Brüdern, S. 296.

114. Der größte Beweis davon ist vielleicht die Thatfache, daß der König, dessen Betragen gegen seine Stiefmutter Anna Sophia in hohem Grade unverantwortlich war, als der Hofprediger Bluhme mit christlicher Freimüthigkeit ihm dieses vorstellte, in einem eigenhändigen Schreiben Zinzendorf über dessen Meinung in diesem Punkte befragte. S. J. Möller's Ruemose, IV, 320 ff.

115. Egede umständliche Relation, S. 339.

licher bei diesem armen Volke, weil, vermöge des eigenthümlichen Klimas, die Blattern nicht zum Ausbruch kommen konnten. Bald stand Egede wie in einem großen Lazareth — der nächste Schritt führte ihn zu den Trümmern der Colonie. Eins der ersten Opfer, welche die Seuche forderte, war zugleich wie von Egede's Herz gerissen. Es war sein Friedrich Christian, durch steten Umgang mit ihm in 9 bis 10 Jahren zum Nationalkatecheten gebildet — ein Posten, dem er nun schon im dritten Jahre vorstand — der vornehmste Lehrmeister Egede's und seines ältesten Sohnes in der Sprache, der auch die Elemente der Sprache Gottes und wohl noch mehr gefaßt hatte. Er zeigte in seiner Krankheit (am 14. Sept. 1733 gab er den Geist auf) die größte Geduld, und rief innig und unablässig zu Gott um seine Gnade und Hülfe.¹¹⁶ „Wie wunderbar und unbegreiflich“ — schrieb Egede hierbei mit seinem geistlichen Fingerzeig — „ist doch des Höchsten Rath und Weg, indem er uns ganz der Mittel beraubt, welche nach unserer menschlichen Einsicht am meisten die Ausbreitung seiner Ehre fördern könnten! Lehre uns, o Gott, daß wir uns darein ergeben, und in einer lautern, einfältigen Hingabe uns Deiner wunderlichen, doch seligen Führung und Leitung befehlen!“¹¹⁷

Die Blatternkrankheit wüthete in Grönland vom Sept. 1733 bis zum Juni 1734. Alle Schrecken im Gefolge einer solchen Epidemie wurden durch die gänzliche Rathlosigkeit des armen Volks noch vergrößert. Trotzdem daß Egede ihnen vorstellte, es nütze nichts vor Gottes Hand zu fliehen, zogen sie doch von Ort zu Ort; so breitete sich die Seuche immer weiter aus. Bald lagen ganze Haufen unbeerdigter Leichen auf den Feldern umher. Der Jammer war unbeschreiblich. Diejenigen, welche zu Egede kamen, nahm er auf, so lange seine Wohnstube sie fassen konnte; er selbst, seine Frau und Kinder pflegten sie und ekelten sich nicht vor dem Gestank und Unrath, den selbst die Matrosen flohen. Den ganzen Winter hindurch hatte er keine Ruhe weder Tag noch Nacht; manchmal, wenn einer der Kranken in der Nacht starb, mußte er selbst aufstehen und den Todten in die Vorstube tragen, bis er am Morgen von den Leuten weggetragen und begraben werden konnte. Ueberall sahen die Grönländer zu Egede als zu einem rettenden Engel, als zu einem Vater hinauf, in dessen Schooß sie gestroßt ihr Haupt niederlegen konnten. Von vier Kindern in einem der angestreckten Häuser war ein Vater, nachdem er mit dem jüngsten Kinde sich in eine Höhle verkrochen, mit der Anweisung geschieden, der Pre-

116. Egede umständliche Relation, S. 343.

117. Journal Ann. 1733 Aug. 1734; Kall'sche Handichriftenamml. 638. 4; v. 4.

diger, der sie so lieb habe, werde, ehe sie noch die zwei übrigen Seehunde verzehrt, kommen und sie zu sich holen. Dies geschah in der That durch Gottes wunderbare Fügung. Ein Grönländer nämlich fand die vier Kinder ganz verlassen und meldete es Egede, der ihnen sofort auf den „Rabeninseln“ nachspüren ließ, wo sie nur mit Noth gefunden wurden. In zwei von ihnen erkannte er seine Tauffinder wieder.¹¹⁸ — Sterbende Mütter empfahlen Egede ihre Säuglinge. Kurz, er war Allen Alles, war ihr Tröster und Fürbitter aus dem Worte Gottes, war leiblicher Helfer, wo Hülfe noch möglich war, und lenkte überall zum Besten, damit nicht Alles, was der Herr ihm gegeben, zu Grunde gehen sollte.

Manches von der verborgnen Wirkung des göttlichen Worts auf die Herzen kam dann auch durch die Gnade des Herrn unter dieser Heimsuchung an den Tag. Der Tod zeigt die Dinge in ihrer wahren Gestalt; er reißt und vollendet die Hoffnung der Ewigkeit, wo sie wie begraben lag unter der Winterdecke des äußerlichen Lebens. Viele rührende Züge, Beweise des Frühlingshauchs vom Lande der Lebendigen, werden uns aus dieser Schmerzenszeit berichtet, von welchen wenigstens etliche aufzufrischen wir nicht unterlassen können. Ein Weib, dem Tode nahe, fragte Egedes Kinder, womit denn die Seele, wenn sie den Körper verlassen, sich sättigen würde, und welcherlei denn eigentlich das Reich Gottes sey, von welchem der Vater so viel mit ihr, der weniger Achtsamen, gesprochen. Und als nun jene ihr die Sättigung des ewigen Lebens als in einer innigen, seligen Verbindung mit Gott bestehend erklärt, hinweisend auf das, „was kein Auge gesehen, und kein Ohr gehört, und in keines Menschen Herz gekommen ist, was aber Gott bereitet hat denen, die ihn lieben“ — so meinte sie (gleichsam als ob jetzt erst das Licht ihrer Seele aufgegangen wäre), sie fürchte nicht mehr den Tod, wenn sie nur in Gottes Reich kommen möge; dann bat sie Egede und seine Kinder, sie möchten doch alle fleißig für sie beten, wenn die Stimme ihr ausgehn und sie nicht selbst beten könne, damit ihre Seele zu Gott komme. — Ein anderes Weib hingegen (denn die Verschiedenheit der Herzen offenbart sich bald, wenn dieser Bote des Tages des Herrn kommt) mußte Egede wegen ihrer gottlosen Rede strafen, indem sie in der Todesstunde laut klagte, sie sehe nun, es sey kein wahres Wort an alle dem, was der Prediger ihr von der Nähe Gottes bei denen gelehrt, welche ihn in der Stunde der Noth von Herzen anrufen; allein mit Egede sprach auch der jüngste Sohn (der einzig übrige von sechs, die alle getauft waren) der Mutter ins Herz,

118. Egede umständliche Relation, S. 359 f.

indem er kindlich einfältig, freimüthig im Glauben zeugte: „es sey weit besser, bei Gottes Sohn in seinem Reich zu seyn, als hier auf dieser elenden Erde zu leben; er fürchte gar nicht den Tod, denn er wisse, er werde in Gottes Reich kommen, weil er getauft und also ein Kind Gottes geworden sey.“ — Ueberhaupt waren es vorzugsweise die Kinder, bei welchen man Gottes Licht im Dunkel des Todes wahrnahm. So nahm man an einem achtjährigen (1729 getauften) Knaben besonders kennbar die Wirkungen der Gnade und des heiligen Geistes wahr, indem er mitten unter den schweren Leiden äußerte: „er sey zwar von großem Weh umfungen, aber er empfinde es nicht; denn er denke nur an Gottes Sohn und an die Herrlichkeit und Freude, zu welcher er kommen sollte.“ — Und nicht bloß aus dem Munde der Kinder und Säuglinge hatte der Herr sich Lob bereitet. Ein vollständiges Hofianna in der Todesstunde hörte man unter andern von den Lippen eines Greises, der seine vier Kinder, um sie zu ermuntern und zu ermahnen, vor sein Sterbebett berief, und ihnen diese Trostworte zuflüsterte: „sie sollten sich nur zufrieden geben; sie würden auch bald an den Ort hinkommen, wo sie alle, nach dem Unterricht des Predigers, mit einander versammelt werden sollten in der Stadt der Herrlichkeit.“ — Selbst manche von den erbitterten Feinden und Spöttern kamen zur Erkenntniß des Heils und bereueten ihren frühern Wandel. Ein Grönländer, welcher in seinen gesunden Tagen nur gespottet hatte über die Lehre des Predigers, kam krank zur Colonie und ward, wie die übrigen, ein Gegenstand der väterlichen Fürsorge Egedes. Durch diese Liebe thaute sein Herz auf. „Du hast,“ äußerte er in einem Gespräch mit jenem am Siechbette, „das an uns gethan, was unsere Eigenen nicht an uns würden gethan haben; denn du hast uns mit Speise unterhalten, wenn wir Nichts zu essen hatten; du hast unsere Todten begraben, welche sonst, wo du nicht da gewesen wärest, von den Hunden, Füchsen und Raben wären aufgefressen worden. Insbesondere aber hast du uns von Gott gelehrt, wie wir selig werden sollen, so daß wir nun freudig sterben und ein besseres Leben nach diesem erwarten können.“ Unter diesem Gespräch mit dem Prediger gab er seinen Geist auf. ¹¹⁹

XI.

Es schmerzt uns, neben dieser Todtentafel, auf welche der Geist Gottes so viele leuchtende Züge eingrub, eine andere aufstellen zu müssen, die zwar das Leben in reger Bewegung zeigt, aber nicht ohne wahren Gottesfindern ein Aergerniß zu geben. Wir meinen das Verhältniß der Herrnhutischen Brüder zu dem eifrigen Missionar, der so tren gepflanzt und begossen hatte, während der Herr das Gedeihen gab — ein Ver-

119. Egede unmißändliche Relation, S. 352 ff. 366 ff.

hältniß, das, wenn es auch hier ausnahmsweise zum Vorschein kam, doch ganz geeignet ist, uns den Sectengeist in seiner ganzen Herbeheit zu zeigen. Es traf das, worüber wir berichten wollen, grade im Pestjahre 1733 — 34 ein. Die Pflicht des wahrheitsliebenden Geschichtschreibers gebietet uns, Nichts von dem zu verschweigen, was in gleichem Maße Egede und die Lutherische Kirche traf; denn er bestand den Kampf, wie wenig Erbauliches derselbe auch an sich hatte, so, daß selbst die bittersten Feinde nicht leugnen können, daß er ein aufrichtiger Knecht Gottes und wahrer Nachfolger Jesu Christi war.¹²⁰ Das Ganze aber wird zugleich einen Beitrag mehr zur Erhärtung der Wahrheit geben, von welcher vieljährige Betrachtung der Geschichte der neuern Brüdergemeinde uns überzeugt, daß, weit entfernt daß dasjenige in Erfüllung ging, was Zinzendorf wenigstens in unbewachten Augenblicken verlauten ließ — wenn diese Gemeinde, von welcher alle Seher und Propheten als vom wahren Philadelphia geweissagt, Kraft bekäme sich auszubreiten, dann würde bald von allen andern Religionen, die Lutherische Kirche nicht ausgenommen, nichts mehr als ein faules Holz übrig bleiben.¹²¹ — im Gegentheil der noch immer bewahrte Zusammenhang zwischen der Brüdergemeinde und der Lutherischen Kirche allein fähig war, das Salz zu erhalten, was immer noch in erstgenannter sich findet.

Schon 1731 hatte Graf Zinzendorf seinen Blick auf Grönland als einen künftigen Missionsposten der Brüdergemeinde geheftet,¹²² und eben der gedrückte Zustand der Mission hier machte in der That die Zurüstung mehrerer Kräfte wünschenswerth. Nun aber fühlten Matthäus und Christian Stach, zwei Handwerker der neuen Colonie auf dem Hutherge (Herrnhut), einen Trieb in sich, zu den Grönländern zu gehen, und da Zinzendorf hierin eine wirkliche Geistes-Berufung zu erkennen glaubte, wurden dieselben mit Christian David (einem der ersten Mährischen Eingewanderten) 1733 nach Kopenhagen geschickt. Alles war, wie der Augenschein versprach, gut angelegt: solche gottesfürchtige Leute, die nur die Ehre ihres Erlösers begehrt und durch

120. Leider müssen wir hier den Mangel an vollständigen, obwohl nicht an zuverlässigen Nachrichten beklagen. Was jedenfalls die Hauptquelle seyn würde, nämlich Egede's Briefwechsel mit Christian David — welchen, nach J. Lunds Angabe (l. c., S. 99) der Sohn Paul Egede der Missions-Bibliothek des Waisenhauses schenkte — hat jetzt durch die genauesten Nachforschungen nicht entdeckt werden können, so daß dieses Brief-Convolut höchst wahrscheinlich mit dem alten Waisenhause beim Brande Kopenhagens 1795 ein Raub der Flammen geworden ist.

121. Bidingische Sammlungen, III, 215. Zinzendorf drückte dasselbe an einer andern Stelle so aus: er wolle eine Brunnenstube errichten, in die er alle Bächelein des Lebenswassers zusammenleiten, und von der aus er die ganze Welt wieder bewässern könne. Siehe J. A. Bengels Leben von Bursk, S. 168.

122. Es war Paul Egede, der Zinzendorf zuerst darauf aufmerksam machte. S. P. Egede's Nachrichten von Grönland, S. 44.

Arbeitsamkeit, Gütigkeit und Demuth sich selbst den Weg bahnen würden, müßte man — so meinte Christian VI. und unter seinen Rathgebern vorzüglich der Oberkammerherr v. Pleß — zu den erspriesslichsten Diensten als Gehülfen in Grönland brauchen können. Von ihrer Gemeinde hatten sie unter Anderm folgende Instruction bekommen: „sie sollten sich unter einander als Brüder lieben; die zwei jüngern sollten den alten Christian David als ihren Vater betrachten und sich seines Rathes bedienen; sie sollten sich dem auf eine besondere Weise von Gott erwecken und durch viele Uebungen von ihm geprüften Apostel der Grönländer, Egede, als seine Gehülfen darstellen, wenn er sie gebrauchen könnte und wollte; übrigens sollten sie für sich selbst wohnen, und ihr Hauswesen so einrichten, wie es zu einem gottesfürchtigen Leben und Wandel gehöre.“¹²³ Mit einem eigenhändigen Schreiben des Königs selbst an Egede und außerdem mit einem Empfehlungsschreiben vom Missionscollegio kamen sie im Mai 1733 nach Grönland. Egede empfing sie mit sichtbarem Wohlwollen und Freundlichkeit, wünschte ihnen Glück zu ihrem Vorhaben und versprach, ihnen nach Kräften in der Erlernung der Sprache beizustehen. Diesem Versprechen kam er auch getreulich nach; er nebst seinen Kindern wurden ihre Sprachmeister und ermüdeten nicht bei den Schwierigkeiten, welche ihr Mangel an Bildung und ihre Ungeduld in den Weg legten.¹²⁴ Ohne Zweifel aber hat auch Egede sie darauf aufmerksam gemacht, daß der Grund tief gelegt werden müsse, je tiefer, desto besser — was mit ihren „principiis“ überhaupt wenig stimmte, indem sie die trostreiche Lehre von dem Blute Christi so oberflächlich nahmen, daß sie meinten, den Weg des Heils zu übersehen und blos an diesen einen Erfahrungspunkt als den Kern des Evangeliums anknüpfen zu können, um welchen dann alles Uebrige sich von selbst sammeln würde. Dieses Grundgebrechen der Brüdergemeinde, welches Bengel mit dem Worten bezeichnet: „daß sie den ganzen Stof der heilsamen Lehre abgeblattet, das Innerste entblößet, und eben dieses noch dazu, wenn noch Viel übrig gelassen ist, halbirt,“¹²⁵ trat auch hier an den Tag. Egede konnte dies so wenig verkennen, als diejenigen, welche später mit geistiger Kraft und geistlichem Licht das Herrnhutische System prüften; allein nach seiner vorherrschenden Geradheit erblickte er darin nur ein vorsätzliches sich Abkehren von der Lehre der Kirche, einen Kizel

123. Dav. Graup Historie von Grönland, I. S. 401—415. Unter denjenigen, welche in Kopenhagen sich besonders für die Brüder interessirten, waren auch der Hofprediger J. K. Neuß und der Prediger am Waisenhaus, G. Gwald, welcher letztere zugleich Mitglied des Missionscollegiums war.

124. Alle diese Züge so gut wie wörtlich aus Dav. Graup Historie von Grönland, I, S. 417—422.

125. J. A. Bengel erklärte Offenbarung Johannis, 2. Aufl. (1758); S. 1169.

zur Selbsterhebung über Andere durch besondere, unbiblische Vorstellungen und Redensarten. Es kam zwischen ihm und Christian David zu einem „scrutinium der Herrnhutischen Lehre, namentlich im Punkte der Rechtfertigung.“ Vom 14. Aug. bis zum 12. Nov. 1733 wechselten sie eine Reihe von Briefen, wodurch die Sache sich so vor Egedes Augen stellte, als ob die Herrnhuter „die Lehre von der Rechtfertigung und Heiligung confundirten,“ besonders da die Brüder zuletzt behaupteten, „die Rechtfertigung bestehe nicht in der zugerechneten, sondern in der inwohnenden Gerechtigkeit Christi,“ und „die Heiligung müsse nicht nur der Rechtfertigung nachfolgen, sondern auch ihr vorangehen.“¹²⁶ Spätere mündliche Gespräche führten die Sache nicht weiter, als daß Egede sich immer klarer überzeugte, daß die Herrnhuter, obwohl sie vorgaben, unserer Lutherischen Lehre in allen Stücken beizupflichten, doch in sehr wesentlichen Punkten davon abwichen, und daß er, als Diener der Kirche, die Behauptung niederlegte: „wenn sie die Lehre unserer Kirche unterschreiben und ihr wirklichen Beifall geben würden, sähe er ihr Bleiben gern; sonst aber würde keine Einigkeit zwischen ihnen und keine gemeinsame Erbauung seyn können.“¹²⁷ Die falsch unirende Tendenz der Herrnhuter verabscheute Egede; ihr Vorgeben, als ob Arndt, Spener, Francke weit andere Meinungen für sich gehabt hätten, als die sie öffentlich an den Tag legten, wies er als ein eitles Gerede mit der Bemerkung ab, daß, wenn dies in Wahrheit bestände, jene Lehrer nicht rechtschaffne Diener Christi, sondern Betrüger, Heuchler, Lügner gewesen wären.¹²⁸

Vern kann man geneigt seyn, bei den Neumährischen Brüdern ihr Schweben und Schwanfen zwischen verschiedenen Gestaltungen des Lehrbegriffs, ihr Unvermögen, einen festbegränzten Ausdruck für die Glaubensentwicklung zu finden, zumal da die entsprechende nothwendige theologische Bildung ihnen abging, zu übersehen, während man auf der andern Seite Egedes Eifer um die Reinheit der Lehre, seinem unverrückten Bestehen auf dem Grunde der Kirche volle Anerkennung zollt. Was man aber keineswegs bei jenen, die ohnehin einer bessern, unmittelbar durch den Geist hervorgebrachten, Erkenntniß sich brüsteten, entschuldigen kann, ist dieses, daß sie, nachdem ihr Wesen mit dem rechten Namen bezeichnet war, nun auf jede Weise dem Diener Gottes Verdrießlichkeiten zu bereiten suchten, von dessen Arbeit sie hätten lernen können und sollen, statt daß sie jetzt diese und ihn in gleicher Weise herabsetzten. So

126. Journal 1733—34; Kall'sche Handschriftensamml., 638. 4; A, 2—4; E, 1; F, 2.

127. Journal 1733—34; Kall'sche Handschriftensamml., 638. 4; F, 4.

128. Journal 1733—34; Kall'sche Handschriftensamml., 638. 4; G, 1.

weit ging Christian David in seinem unbesonnenen Eifer um blos menschliche Lehrsätze, daß er in seiner Antwort vom 28. Sept. 1733 Egede beschuldigte, „er habe nicht den Geist Christi; er hindre sein eigenes Haus und Andere, ja die Heiden selbst, an ihrer Bekehrung.“¹²⁹ Bald sprachen alle Herrnhuter laut davon, „daß, obgleich man an Egede's äußerem Wandel in keiner Weise etwas aussetzen könne, doch der innere Zustand des Predigers nicht rechtschaffen vor Gott sey; er sey nicht bekehrt.“¹³⁰ So wie ihn selbst, warfen sie sein Werk als gering und verächtlich weg, indem sie schon in ihren frühesten Berichten behaupteten: „er nehme sich der Heiden nur wenig an; sie könnten nichts Sonderliches mit ihm über das Christenthum sprechen; die Götzen in diesem Lande seyen Fische und Rennthiere, welche sowohl die Herzen der Christen als der Heiden gestohlen.“¹³¹ Ja so weit gingen die Herrnhuter in ihrem Mißurtheil über Egede, daß sie zu Schmähungen notorische Verläumdungen hinzufügten. „Der Prediger,“ äußerte sich Christian David in einem Briefe vom 1. Jan. 1734, „seiner Schuld an dem gegenwärtigen betrübten Zustande; denn er sey nicht dem Rufe, welchen Gott ihm anfangs zur Bekehrung der Grönländer gegeben, sondern der Vernunft gefolgt; er habe mit dem König und Andern gemeinschaftliche Sache gemacht; deshalb könne man auch keinen Fortgang und Glück im Werke spüren; er sey ungeschickt, solches Werk auszuführen, weil er nicht bekehrt sey.“¹³² Endlich wurde sogar ausgesprengt, Egede habe durch List sich eine in Bergen gesammelte Collecte von 8000 Rthlrn. zugewendet; und als das Schamlose dieser Lüge ihnen vorgehalten ward, entschuldigte keiner unter ihnen es damit: „wenn er auch diese 8000 Rthlr. nicht zu seinem Nutzen verwendet, so liege doch am Tage, daß er nicht im Glauben vor Gott wandle; in diesem ihrem Urtheil könnten sie unmöglich sich irren, denn sie hätten die Salbung des Geistes.“¹³³

129. Journal 1733—34; Rall'sche Handschriftensamml., 638. 4; B. 1.

130. Journal 1733—34; Rall'sche Handschriftensamml., 638. 4; B. 2.

131. Christian Davids Tagebuch vom 20. Mai und 2. Juli, mitgetheilt in: „Alles und Neues aus dem Reich Gottes und der übrigen guten und bösen Geister; 7. Thl. Jhrff. 1733.“

132. Journal 1733—34; Rall'sche Handschriftensamml., 638. 4; E. 4.

133. Journal 1733—34; Rall'sche Handschriftensamml., 638. 4; F. 2. 4. Ein anderer, übrigens hier nicht verführter, gleichfalls tiefstehender, Differenzpunkt zwischen Egede und den Herrnhutern war dieser: wie weit man berechtigt sey, das Natürliche, die Betrachtung der Werke Gottes, den Spiegel des menschlichen Lebens in allen Richtungen als ein Vehikel zu gebrauchen, um das Christenthum einzuführen und annehmbar zu machen — was Egede natürlich, nach dem ökonomischen, universellen Charakter unsrer Kirche, bejahte, die Herrnhuter verneinten. S. Laban Anmerkungen über die drei ersten Bücher von D. Graug Historie von Grönland, S. 118 ff. — Praktisch zeigten die Brüder ihre vollkommene Abgekehrtheit von Egede dadurch, daß sie bei ihm nicht communiciren wollten. Es heißt im Journal 1733—34: „Als Date hat seiner der Deutschen verlangt, von uns mit dem Sacramente bedient zu werden, weil der Prediger nicht bekehrt sey.“ Unter dem 9. Juli „gestand einer von ihnen, sie hätten unter sich

Es ist unnöthig mehr über ein Betragen hinzuzufügen, das sich selbst richtet. Allein wie vergalt Egede diese dummgeistigen, gehässigen Angriffe, diese offenbare Uebertretung einer der ersten Forderungen an alle Diener Christi? Wahrlich wir müssen seine Moses=Geduld in allen diesen Anfechtungen um so mehr bewundern, je geneigter er von Natur war zu rascher Ausführung und selbstkräftiger Begräumung aller Hindernisse. Wie er übrigens mit den Brüdern umging, das mag der Geschichtschreiber ihrer Mission Dav. Cranz uns berichten.¹³⁴ „Alle Brüder wurden, einer nach dem andern, krank. Nachdem sie ihr Wohnhaus zu Stande gebracht, wurden sie von einem Auswurf befallen, so daß sie kaum ihre Glieder rühren konnten und oft das Bett hüten mußten. Egede zeigte sich bei dieser Gelegenheit als ein treuer Freund gegen sie, und besuchte sie fleißig; seine Frau unterließ nie, ihnen Erfrischungen zu senden, wenn sie selbst Etwas hatte, so daß sie oft Bedenken tragen mußten, die Wohlthaten anzunehmen, von denen sie gleichsam überschüttet wurden.“¹³⁵

XII.

Die Seuche wüthete, wie gesagt, bis zum Juni 1734. Im April dieses Jahres waren alle Grönländer auf der Colonie, mit Ausnahme eines kleinen Knaben und eines kleinen Mädchens, gestorben. Von mehr als 200 Familien, die sich in der Umgegend, 2—3 Meilen im Süden und Westen, 3—4 Meilen im Osten und Norden der Colonie, aufhielten, waren kaum drei übrig. Egede stand wie in einer Einöde, „es schien, als ob das ganze Werk, das zu Gottes Ehre gemeint und begonnen war, nun dahinfallen müsse.“ Er faltete seine Hände und sprach: „Gott sehe darein um Jesu willen, dessen gnädigem Wohlgefallen ich diese Sache im Glauben befehle und übergebe.“¹³⁶ So sprach der Geist tröstlich zu ihm. Aber es gab Augenblicke, wo er keinen Trost erlangen zu können schien. Da betrachtete er sich selbst als den ersten Urheber des Untergangs dieses elenden Volks, und kannte gleichsam nicht mehr die Verborgenheiten des Herrn. Da meinte er, es sey doch nicht christlich anzunehmen, daß solche Verwüstung aus einem Ungefähr

selbst das Sacrament ausgetheilt, aus der Ursache, weil sie zur Stunde nicht in Geistesgemeinschaft mit dem Prediger ständen.“ Rall'sche Handschriftensamml., 638. 4; G, 4.

134. Cranz wirft mit Fleiß einen Schleier über diese ganze partie honteuse der Geschichte der Brüdergemeinde in Grönland, und erwähnt des beschriebenen Misverhältnisses mit keinem Wort. Es ist ja gewiß lobenswerth, daß die Brüdergemeinde zu besserer Einsicht kam, und es wäre noch besser gewesen, wenn sie sich im Bekennen der Fehlgriffe ihrer Mitglieder gedemüthigt hätte; allein leider wurde diese Berunglimpfung anderer Knechte Gottes, welche in anderer Form und Art wirkten, ein stehender Zug auch bei mehreren ihrer spätern Mitglieder. Vgl. besonders Fresenius, „Sammlung von Herrnhutischen Sachen“ (I—VIII) und Bengels „Abriß der Brüdergemeinde.“

135. Dav. Cranz, Historie von Grönland. 1, 428 f.

136. Journal 1733—34; Rall'sche Handschriftensamml. 638. 4; G, 3.

geschehe; denn selbst ein Sperling sey ja vor Gott nicht vergessen; ebenso wenig könne man glauben, daß die herrschende Gleichgültigkeit der Grönländer gegen Gottes Wort und Gnade diese Heimsuchung herbeigeführt; denn der Herr werde ja nach seiner großen Langmuth und Barmherzigkeit ein Gesehen haben mit ihrer Schwachheit und geringen Fassungskraft — dann stand es vor ihm, als ob nichts Anderes Schuld daran sey, als daß er das Land nicht verlassen, als Gott ihn gleichsam dazu zu nöthigen schien (1731), und daß die armen Eingebornen nach Kopenhagen geschickt waren, von wo sie die Pest mitgebracht. Wiederum aber flüsterte der Geist ihm zu: „Nein, der Herr ist gerecht, und alle seine Gerichte sind richtig, zu meiner Prüfung und Demüthigung dienend, und eine Züchtigung zur Seligkeit für Viele, wie ich gewiß hoffe.“¹³⁷ Mitunter stand es wieder als eine strafende Stimme vor ihm, daß er so Vielen die Taufe vorenthalten, welche doch Gottes Geist vielleicht für geschickt dazu erkannt, obgleich unser menschliches Auge es nicht zu sehen vermöge. Dagegen tröstete es ihn wieder überhewiglich, dem Tod der letzten Grönländischen Nachbarn als Zeuge beizuwohnen. Er sah, „daß sie in ernstem Glauben und Vertrauen auf das Verdienst Jesu Christi sich herzlich sehnten nach dem ewigen Leben und nach der Seligkeit, und in der Ausrufung ihres Erlösers von himmen schieden.“ Da mußte er erkennen, „ihr Tod sey ein seliger Tod im Herrn, obgleich sie nicht getauft waren; denn nicht die Gutbehrung, sondern die Verachtung des Sacraments gereiche zur Verdammung.“ Auf der andern Seite wieder verdross es ihn, daß er ihnen nicht die Taufe hatte mittheilen dürfen, denn „er konnte nicht finden, daß die Apostel Christi denjenigen die Taufe vorenthalten, welche der christlichen Lehre Beifall gaben und in Einfalt verlangten getauft zu werden.“¹³⁸

So ward Egede selbst der strengste Richter über seine eigene Arbeit; so ging er in dieser trübseligen Zeit durch eine Reihe von Prüfungen hindurch, worin er zwar Gottes erhobenen Arm sah, aber zugleich tief empfand, daß Gott Zeit und Stunde, wie in seinem ganzen Reiche, so auch für die Arbeit seiner Knechte gesetzt hat. Seine frühere Riesenkraft war gebrochen. Tausend Mal überlegte er vor Gott, was hier wohl zu thun seyn möge, wenn nicht das ganze von ihm begonnene Werk in Trümmer, noch trauriger als die des fünfzehnten Jahrhunderts in Grönland, dahinsinken sollte. Selbst erkannte er sich zu schwach, um die Arbeit, zumal auf einem Stadium, wo mit durchaus frischen Kräften eingegriffen werden mußte, fortzusetzen. Die Gefahren, die

137. Egede, umständliche Relation, S. 362 f.

138. Journal 1733–34; Kall'sche Handschriftensamml., 638. 4; G. 2. Egede, umständliche Relation, S. 369 f.

Mühen, die er im kräftigen Mannesalter bestanden, konnte er nicht mehr aushalten.¹³⁹ Er sprach oft mit seiner lieben Hausfrau darüber, die in ihrer großen Schwäche (sie war nämlich durch die fast übermenschlichen Anstrengungen im Pflegen der Kranken und Sterbenden unter dem Vollen aufs Krankenbette geworfen) ihm darin Recht gab, daß, so wie Muth und ein fester Entschluß dazu erfordert wurden, um unter dieses Volk hinzugehen und das Evangelium zu pflanzen, jezt, ohne Rücksicht auf das schwankende Urtheil der Menschen, ein fester Entschluß im Herrn gefaßt werden müsse, um das Werk zu retten. Keinen andern Ausweg erblickte Egede, als selbst auf einem ruhigen Schauplatz für sein geliebtes, durch den Geist des Herrn ihm gewonnenes, Volk zu kämpfen, und das Uebrige in die Hände seines Sohnes, Paul Egede, zu legen, der, nach einem sechsjährigen Aufenthalt in Kopenhagen, nach Grönland zurückkehrte, und von der Disko-Bucht aus,¹⁴⁰ wo eine neue Loge angelegt werden sollte, zur Wiedervereinigung mit seinen lieben Eltern auf „Godthaab“ im August 1734 eilte. Es war der letzte Beschluß, den Egede gemeinschaftlich mit seiner Frau für Grönland nahm, so wie er den ersten mit ihr gefaßt hatte. Sie aber sah auf einem langen, schmerzlichen Krankenlager ihrer Auflösung immer mehr entgegen, bis endlich der Herr ihren schweren Kampf zum Siege löste, indem er ihr am 21. December 1735 einen stillen und seligen Tod schenkte. Sie hatte in Wahrheit einen guten Kampf gekämpft und den Glauben gehalten, so daß sie in der

139. Den besten Begriff in der Kürze von diesen Gefahren und Mühen hat uns Egede's Biograph, J. Lund, in folgenden Worten gegeben: „In Wahrheit man kann sich keine geringe Vorstellung von seinen Leiden und Mühen machen, wenn man sich erinnert, daß er oft das Leben aufs Spiel setzte, daß er die gefährlichsten Reisen öfters auf einem schwachen Boote machte, was die eingebornen tüchtigen Seelente anstaueten und ihm nicht nachmachen durften; daß er oft die Nächte hindurch in ihren Häusern sich aufhielt, ohne Bette und ohne aus seinen Kleidern zu kommen, wo mitunter die Decke einbrach und ihn hätte todtgeschlagen können, und der Schnee die ganze Nacht hereinstürmte; daß er sonst in ihren Wohnhäusern stets durch einen unleidlichen Gestank geplagt und mit Ungeziefer so besetzt wurde, daß er zuweilen auf der Reise selbst, mitten auf der stürmischen See, die Wäsche wechseln mußte; daß er oft in Stürmen und bei conträrem Winde, wodurch die Wellen in die Ghaluppe hineingeworfen wurden und gleich zu Eis gefroren, so daß er jeden Augenblick im beschwerten Fahrzeuge dem Untertinken nahe war, den Tod vor Augen sah; daß er oft ganze Meilen im Schnee über Berg und Thäler, mit dem schneidenden Winde im Gesichte, wandern mußte, um zu einem öden Hause zu gelangen; daß er unter dem Segeln öfters die Füße zum Schiffe heraus ins Wasser herabhängend halten mußte, weil sie sonst gänzlich erstarrten; daß er mitunter auf langen Reisen gar nicht unter Dach kommen konnte, sondern auf offenem Felde aushalten mußte; daß er auf der See oft zwischen Klippen und Eisbergen eingeklemmt, und mit seinem kleinen Fahrzeuge in Gefahr stand, in den Ocean hinausgetrieben zu werden. Fast stets im Winter kam er mit den Kleidern an den Körper festgefroren nach Hause, so daß sein Priestermantel (in welchem er gewöhnlich ging) aufrecht stehen konnte.“

140. Hier nämlich, 100 Meilen Nord vor „Godthaab“ (unter 60°), wollte der Kaufmann Jakob Severin, nachdem alle die andern Kaufleute in Kopenhagen sich geweigert hatten, ein Handelsetablissement versuchen. Das war gewiß nun auch äußerlich eine wenig tröstliche Wendung, die die Sache damit genommen hatte.

Todesstunde die Krone erblicken konnte, welche Allen hingelegt ist, die die Offenbarung des Herrn Jesu lieb gehabt haben. Dieses allein vermochte Eggede über den ungeheuren Verlust zu trösten. „Wäre“, schreibt er, „die tröstliche Hoffnung nicht von einer freudigen Wiedervereinigung im Reiche der Herrlichkeit, ich hätte kaum mich trösten können über den Hingang einer so frommen und tugendhaften Ehefrau. Was ich ihr zum Lobe und Ruhme nachsagen kann, reicht bei weitem nicht an das, was ihre Gottesfurcht und christliche Tugenden verdienten.“ Und nachdem er dann in herrlichen Worten sie als christliche Hausfrau und Mutter geschildert, schließt er also: „Sie trug als ein Gotteskind das ihr auferlegte Kreuz mit großer Geduld. Und wie sie vernahm, daß es zum Tode ging, rief sie ihren Gott und Erlöser recht innig um eine gnädige und selige Erlösung aus diesem Jammerthale an. Nachdem sie noch einen liebevollen Abschied von mir und den Kindern genommen, erlöste Gott sie durch einen seligen Tod von ihren schweren Leiden.“¹⁴¹

Es war das funfzehnte Jahr von Eggede's Missionsthätigkeit, das traurigste unter allen. Seit dem Tode seiner Frau litt er nicht nur körperlich (an der Mundfäule und an Brustschwäche), sondern auch an schweren geistlichen Anfechtungen. Auch dieses Kreuz gehört mit zu den verborgenen, wunderlichen Wegen, auf welchen Gott die Seinen, und zwar nicht selten die erwählten Werkzeuge, führt; es ist gleichsam das innerste Feuer der göttlichen Prüfung. Er erzählt selbst davon: vom 11. März 1736 an habe ihn ein harter und gefährlicher Paroxysmus befallen. Er fühlte zuerst an diesem Tage einen solchen Haß gegen Gott und Abscheu gegen sein heiliges Wort, daß er den ganzen Tag recht betrübt zubrachte. Am Abend, ehe er sich niederlegen wollte, pfliff gleichsam ein Wind bei seinen Ohren vorbei, der ihm in's Herz und in alle Glieder strömte, so peinlich, daß er's nicht aussagen konnte. Sein Körper fing an zu zittern und zu beben; er vermochte nicht seine Zunge zu regen. Seine Seele war von Hölle Angst umfassen und von den Banden des Todes umstrickt. Als er nach und nach etwas zu sich kam, brach er in laute Klagen aus, daß Gott ihn verlassen habe. Die Kinder und seine Amtsbrüder kamen hinzu, und suchten ihn aus Gottes Wort zu trösten; allein er war nicht im Stande, irgendwelchen Trost anzunehmen; vor innerer und äußerer Angst und Schmerzen wußte er nicht, wohin.¹⁴² Doch der Herr, der nicht ewiglich wegwirft, der zwar betrübt, aber wiederum nach seiner großen Barmherzigkeit unsere Seele vom Verderben errettet, hörte seine laute Klage, oder vielmehr die unaussprechlichen Seufzer, mit welchen der Geist Gottes ihn auf's beste

141. Eggede, umständliche Relation, S. 392 f.

142. Eggede, umständliche Relation, S. 396 f.

vertrat, da er nicht selbst wußte, was er beten sollte, wie sich's gebühret (Röm. 8, 26). Bald strahlte seines Geistes Licht wieder kräftig und klar, wie früher.

Indeß hatte sich schon lange auf der Colonie und weiterhin das Gerücht verbreitet, daß Egede das Land verlassen wolle. Von allen Orten her kamen die Grönländer, um ihren geliebten Lehrer zum letzten Mal zu sehen und zu hören. Sein Geist war tief bewegt, nach dieser und nach jener Seite gezogen — das fast zerstörte Missionswerk, daneben eine Blume der Hoffnung, aus den Felsrizen hervorkeimend — Wehmuth und Bangigkeit, aber doch unüberwindlicher Trost und Freundigkeit — wie ein zerbrochener Stab, und doch ein Stecken, der schon wieder zu grünen anfang, obwohl nicht reife Frucht wie der Marons-Stab zu tragen — so, in diesem Sinne, hielt er am 29. Juli 1736 die Abschiedspredigt über Jes. 49, 4: „Ich dachte, ich arbeitete vergeblich und brächte meine Kraft umsonst und unnützlich zu, wiewohl meine Sache des Herrn, und mein Amt meines Gottes ist.“ Der erste Theil der Predigt war ein Gericht über ihn selbst, kein Murren gegen Gott, der andere Theil ein Preis der Treue des Herrn und eine Demüthigung vor dessen Augen, ohne den Arbeit wie Zeugniß, Gedanke wie That vergeblich sind. Ganz wie wir es von dem arbeitenden, geängsteten, geprüften, in steter Selbstprüfung stehenden Manne erwarten mußten. In diesem Geiste schreibt er sich hier (die Predigt wiederholend) selbst das Zeugniß: „Daß dieses und nichts Anderes (nämlich durch die Trennung von seiner bisherigen Arbeit desto mehr zum Aufbau und zur Förderung des Werks beitragen zu können) mein Augenmerk war, das ist dem allwissenden Gott bekannt, so wie daß ich keine Art von Erquickung oder Belohnung für die ausgestandene Arbeit suchte, welches mir nicht frommen würde. Denn so wie ich nicht um zeitlichen Vorthells oder Nutzens willen nach Grönland gezogen bin, so habe ich es dieserhalben ebenso wenig verlassen; sondern Gottes Ehre allein und die Erleuchtung dieser armen, unwissenden Menschen war, ist und wird mein einziges Augenmerk, ja der unablässige Wunsch meines Herzens bis zu meinem Tode seyn.“¹⁴³

Am 9. August 1736 ging das hinaufgeschickte Schiff von Grönland ab, das Egede, seinen Sohn Niels und zwei Töchter zurückführte; zugleich führte er die irdischen Ueberreste seiner geliebten Frau mit sich

143. Egede, umständliche Relation, S. 404. Auch früher schon hatte er öfters fleißig seine Rechnung gethan, wie z. B. wenn er im Journale von 1724 sich so äußert: „Ich kann versichern, und der Allerhöchste, welcher die Herzen erforschet, wird mein Zeuge seyn, daß, ob ich auch die ganze Welt hätte gewinnen können, würde ich nicht die Mühe übernommen und sowohl mein als der Meinigen zeitliches Leben auf's Spiel gesetzt haben, wenn nicht die Heiligung des Namens Gottes und das große Glend dieser armen Menschen mich dazu bewogen hätten.“ (Theit'sche Handschriften-samml. 1572. 4; X, 2.)

nach dem Vaterlande, „weil er dort sie zu begraben für christlich und geziemend achtete.“ Die Liebe der Grönländer folgte ihrem Prediger; von nun an und bis auf den heutigen Tag nennen sie ihn nicht anders als „den unvergeßlichen Vater.“ Im Schnee und Eise hatte er seine Namen eingegraben; keine Folgezeit wird sie verwischen können.

Die Ueberfahrt war im Ganzen günstig, nur daß sie unter der Norwegischen Küste, bei Fadderen, bald hätten Schiffsbruch leiden können. Am 24. Sept. kam Egede in Kopenhagen an. Den 5. October begrub er die Gebeine seiner Hausfrau auf dem Nicolai-Kirchhof. Die gesammte Geistlichkeit der Stadt, der Bischof, die Professoren waren mit im Gefolge.

XIII.

Ein anderes Werk fing nun Egede an, um das erste gleichsam zu unterbauen. Wenn wir behaupten, er habe hier als ein weiser Baumeister den Grund gelegt, so ist das eine Sache, die klar vor Augen liegt. Fragt man aber, warum denn dieser Grund später nicht tragen konnte, warum die Grönländische Mission keineswegs eine solche ward, wie sie vor Egede's Augen stand, so daß sie als eine Frucht seiner unermüdlischen Arbeit angesehen werden konnte — so liegt die Antwort in der Geschichte der Kirche selbst, deren tiefer Schaden und Gebrechen auch auf die Mission unheilvoll einwirkten. Winke genug wird das Folgende darbieten.

Die ersten Vorschläge, die Egede an den König eingab, nämlich daß man vor Allem um eine hinlängliche Anzahl von tüchtigen Missionaren und Katecheten besorgt seyn, und daß diese in Kopenhagen selbst Unterricht in der Grönländischen Sprache empfangen müßten, damit sie gleich bei ihrer Ankunft dort in den bestimmten Wirkungskreis eintreten könnten, wurden alle ohne Ausnahme genehmigt. Ein Grönländisches Seminar, aus Studenten, die man zu Missionaren bilden, und aus der Waisenhaus-Jugend, die man zu Katecheten vorbereiten wollte, ward errichtet. Egede selbst ward, mit einem jährlichen Gehalt von 500 Rthlr. (welchen nachher 100 Rthlr. zugelegt wurden), als Lehrer und Vorsteher desselben angestellt.¹⁴⁴ Sein Eifer ward anerkannt, indem er unter dem 18. März 1740 zum Superintendenten mit der Anweisung bestellt wurde, unter der Leitung des Missionscollegiums (collegii de cursu Evangelii promovendo) über das ganze Grönländische Missionswesen Aufsicht zu führen, so daß er „sowohl bequeme und tüchtige Seminaristen auswählen und dem Collegio vorstellen, als, unter Approbation des Collegiums, Instructionen für dieselben abfassen und

144. Egede, umständliche Relation, S. 407.

in ihre Amtsführung Einssehen haben, und endlich nach Amtspflicht Alles anzeigen sollte, was zur fernerweiten Befehrung der Grönländer für nothwendig und erspriesslich erachtet werden möchte." 145

In welchem Geiste Egede sein Amt als Bischof Grönlands führte, davon zeugt vor Allem die von ihm aufgesetzte Instruction für alle Missionare, aus welcher es uns freut einige hervorspringende Grundzüge mittheilen zu können. Er fängt mit einer, auf das Beispiel der Apostel und den Grund der evangelischen Lehre gestützten Methodik an. „Die Missionare,“ heist es, „sollen sich bemühen, die Grönländer von Gottes Daseyn und Wesen, von der herrlichen Natur des Menschen und dem Vorzuge derselben vor allen sichtbaren Dingen, aber auch von ihrem tiefen Verfall und Verderben zu überzeugen. Besonders müßten sie die Methode Christi und der Apostel vor Augen haben, und, wo es thunlich sey, aus den eignen Principien der Unwissenden Anlaß nehmen. In dieser Hinsicht könne das 17. Capitel der Apostelgeschichte eine gute Anleitung geben und sey als ein kernhaftes Compendium für die Missionare anzusehen. Sey auch nicht so große Bildung bei den Grönländern, wie bei vielen andern Heiden, so seyen auf der andern Seite auch nicht so starke und eingewurzelte, durch Geseze, Einrichtungen, Traditionen, abgöttische Tyrannei und Gewalt befestigte Vorurtheile bei ihnen. Die Missionare sollen mit Fleiß die Grönländer von ihrem Aberglauben überzeugen und die Betrügereien der Angekuttten aufdecken. Welche Begriffe von einem höhern Wesen, das sie verehrten und von dem sie ihr Heil erwarteten, von der Unsterblichkeit der Seele und einem zukünftigen bessern Leben sie bei den Grönländern vorfänden, diese könnten sie als eine Handhabe benutzen, um ihnen eine reinere und höhere Erkenntniß beizubringen. Dabei aber müßten sie zusehen, daß sie keineswegs diese Vorstellungen neben der reinen Lehre sie behalten ließen, damit nicht, wie beim Volke in Samaria ehemals (1 Kön. 17), ein unreines Gemisch daraus entstände. Es würde vielleicht den Grönländern wohl anstehen, wenn sie ihnen den alten Aberglauben ließen; allein ein solches Verfahren mit den Heiden sey blos eine eingebildecete Klugheit und ein schlechter Kunstgriff der Römisch-katholischen Missionare, um ihre Kirche in China und anderswo zu befestigen. Gewiß sey diese Methode die Ursache so vieler abergläubischen Gedanken und Gewohnheiten auch bei uns, wo doch das Christenthum so lange geherrscht habe: man habe sich bei der Einführung desselben an einem blos äußerlichen Bekenntniß ohne Erkenntniß und Ueberzeugung begnügen lassen. Der Aberglaube müsse gleich, soweit möglich, gedämpft und aus-

gerettet werden, damit nicht später die Bekämpfung desselben desto schwieriger werde... Nachdem sie von Gott und dem Verderben der Menschen gesprochen, könnten sie von Gottes erbarmender Gnade reden, welcher sich selbst durch seinen eingebornen Sohn zu dem Ende genuggethan, damit der Mensch vom Sündenfalle aufgerichtet, gebessert und ewig selig werden möchte — dann könnten sie Buße und Glauben vorhalten. Allein beim Vortrag dieser Lehre (von der Buße und dem Glauben) müßten sie die Beschaffenheit der einzelnen Individuen, oder wenigstens Versammlungen, ihre größere oder geringere natürliche Bequemlichkeit und Begriff, so wie das Leben, das sie führten, sich genau vor Augen stellen. Persönliche Bekanntschaft mit den Zuhörern, Freundschaft, Geduld sey in aller und jeder Weise zu empfehlen. Sie sollten zugleich mit Fragen verfahren und den Grönländern selbst Veranlassung geben zu fragen; die natürliche Neugierde, den Mutterwitz derselben dürften sie nicht unbenuzt lassen. Allmählig könnten sie, deutlich und einfältiglich, die einzelnen Religionslehren vortragen... Durchaus müßten sie auf ihrem Posten seyn gegen „die Schminke der Natur“ bei den Grönländern, indem diese, vor andern Heiden, manche menschliche Tugend, wie Verschämtheit, gegenseitige Liebe und Uneigennützigkeit zur Schau trügen, und deshalb leicht auf die Meinung gerathen könnten, als ob die Befehrung, welche das Christenthum fordere, nicht nothwendig sey. Die Missionare müßten deshalb vorzugsweise von den Sünden ausgehen, durch deren Abthun dem Ganzen oder den Einzelnen irgend eine erspriessliche Folge sich zeigte, und bei jeder Gelegenheit ihnen Zutrauen zu den redlichen Absichten der Christen beibringen... Besonders sollten die Missionare sich die Jugend angelegen seyn lassen. Zuerst sollten die Glaubens-Artikel, nachher die zehn Gebote, endlich die andern Theile des Katechismus erlernt und verstanden werden. Die Missionare sollten weiter suchen, Waisen unter den Eingebornen an sich zu ziehen, um diese zu Katecheten vorzubilden. Diese sollten mit der Landeskost, wie man sie von den Grönländern erhalten könne, unterhalten werden; eine alte Frau auf der Colonie sollte ihnen zur Hand seyn, um ihre Kleider zu nähen, und ein verheiratheter junger Grönländer sie die Jagd und Fischerei lehren, damit sie mit der Zeit ihren eigenen Unterhalt erwerben könnten... Ordentliche Tabellen und Register sollten über alle Katechumenen gehalten werden, über ihre natürlichen Anlagen, ihre Fortschritte u. s. w. Ebenso sollten die Missionare über alle ihre Amtsgeschäfte Tagebücher halten... Es sey nicht genug, den Katechumenen historische Kenntnisse beizubringen; tiefe Ehrfurcht vor dem Höchsten, wahren Glauben, Liebe, Vertrauen, innere Gottesfurcht und die daraus entspringenden Tugenden zu pflanzen, darauf solle ihr

Augenmerk gerichtet seyn. . . Die Vorbereitung der Erwachsenen zur Taufe solle mit vielem Fleiß und großer Behutsamkeit getrieben werden. Man dürfe nicht darnach fragen, wie Viele getauft würden, sondern wie wohl vorbereitet die Getauften wären. Sie sollten nicht vergessen, die eignen Leute auf der Colonie zur Gottesfurcht anzuhalten, so daß sie die Zeit des Sonntages, welche von dem öffentlichen Gottesdienste übrig sey, nicht zu weltlichen Vergnügungen, sondern zum Lesen der Bibel und zu gottseligen Uebungen anwenden, damit die Heiden von ihnen, indem sie dies sähen, erbaut werden möchten. Uebrigens sollten sie sich hüten ihren eignen Leuten oder den einfältigen Grönländern den allergeringsten Anstoß oder irgend ein Aergerniß zu geben, und überall als Exempel in rechtschaffenem Glauben und guten Werken vorleuchten. Dieses Alles zu üben und zu halten, sey das Gebet eines der kräftigsten Mittel. Sie sollten fleißig beten, für sich selbst in der Stille, für die Zuhörer öffentlich in Aller Gegenwart, bei jedem Amtsgeschäfte unter den Grönländern in der Nationalsprache, damit Andacht und Preis der majestätischen Gegenwart Gottes erweckt, der Segen herabgefleht werde, und die Heiden daraus erfahren könnten, wie wohl man es mit ihnen meinte.“¹⁴⁶

So sehen wir Egede wiederum frisch und muthig kämpfend, rasch vorbereitend, weise lenkend auch im höhern Alter — ein Widerschein von den Tagen seiner Jugend.¹⁴⁷ Allein waren die Schwierigkeiten in jenen Tagen wie aufgethürmte Berge gewesen, sie waren hier fast nicht geringer. Dazu trug vor Allem seine nicht genug begränzte Stellung zum Missionscollegio bei, wovon die Folge war, daß nicht selten was der Superintendent vorgeschrieben durch eine abweichende Praxis oder andere Ansichten im Collegio paralytirt ward. Ein zweites, wesentliches Hinderniß war die ausschließliche formelle Weise, wie das Ganze, im Gegensatz zu Egede's mehr auf die lebendige, freie Wirksamkeit gehenden Principien, gehandhabt wurde, obgleich es den Schein haben könnte, als ob er selbst durch seine Bestimmungen über eine durchgreifend tabellarische Form (offenbar von der Sorgsamkeit der

146. Nach der von J. Lund (Egede's Leben, S. 61—63) benutzten Handschrift.

147. Zeugniß davon giebt auch weiter der Umstand, daß er alles Ernstes gesonnen war, noch einmal mit einer Expedition zur Entdeckung der Nisfüste auszugehen und diese Expedition selbst zu leiten. Nicht die vielen vergeblichen Versuche (so äußert er sich in der Vorstellung an's Missionscollegium), nicht die Gefahren und Hindernisse schreckten ihn ab; er könne, ohne stets einen unruhigen und bekümmerten Sinn zu behalten, wenigstens nicht unterlassen, seine Bereitwilligkeit dazu zu erkennen zu geben. Bereits 1737 sandte er einen Vorschlag dazu ein; damals wollte er, wegen geschwächer Kräfte, nicht selbst mitgehen, und schlug seinen Sohn Niels Egede dazu vor. Jetzt aber, 1740, wollte er selbst das Ganze übernehmen, nur daß erwählter Sohn ihm zum Beistande mitgegeben würde. Es scheint aber, als ob man höhern Orts Bedenken getragen habe, darauf einzugehen.

Liebe ihm eingegeben) dazu Veranlassung gegeben. So kam das Katechetens-Seminar auf dem Waisenhause nie zu einem rechten Leben; die jungen Leute, nachdem sie confirmirt, wurden nach der Reihe, ohne ordentliche Prüfung, nach Grönland gesandt oder vielmehr hinaufcommandirt.¹⁴⁸ So schlich sich nach und nach die alle geistliche Wirksamkeit und Betrachtung der Sache lähmende Bestimmung ein, daß die Grönländischen Missionare sechs Jahre dienen und nach der Zeit befördert werden sollten, so daß von nun an Grönland als die erste Staffel der staatskirchlichen Amtirung galt, und ein Schwarm minder fähiger oder ganz unfähiger Candidaten sich hinzudrängte, um dasjenige zu besorgen und zu verwalten, was vielmehr als ein Edelstein und ein Schmuck der Kirche hätte gehalten werden sollen. Gesah dies auch nicht so offenbar in Egedes Zeit, als später — doch mußte er schon bittere Klage führen, daß man in der Wahl der Missionare nicht sorgfältig, nicht scharfsinnig sey im Untersuchen ihrer Lehre und ihres Wandels unter den Grönländern. Diese Klage vernehmen wir in mehrern Schreiben Egedes ans Missionscollegium, namentlich aus den Jahren 1743—1745, in welchen der betagte Lehrer sich auf seine Amtspflicht berufen muß, welche ihm gebiete „genaues Einssehen damit zu haben, ob die Missionare ihr Amt zur Erbauung der Grönländer treulich und rechtschaffen verwalten;“ denn „er wolle durch sein Schweigen nicht an irgend Etwas Theil nehmen, was nicht rechtschaffen, nach der Wahrheit des Evangelii zugehe“; er bezeugt vor Gott, „daß er nicht aus Haß oder Leichtsin seinen Nächsten anklagen oder übel berüchtigen wolle; allein weit strafbarer müsse er doch seyn, wenn er schweige, wo Gottes Ehre ihm zu reden gebiete;“ und deshalb hofft er, „man wolle ihm seinen Eifer nicht zum Bösen deuten.“ Er klagt laut darüber, daß grade der Ort, wo er zuerst mit vieler Mühe und Arbeit das Eis gebrochen (Godthaab), jetzt mit einem unfleißigen und in der Missionspraxis nicht rein evangelischen Lehrer versehen sey.¹⁴⁹ Der Lehrer, gegen welchen er so auftreten mußte, war der Missionar Christen Louritzen Drachardt. Die Acten liegen zum Theil vor unsern Augen. Es ist nicht bloß möglich, sondern gewiß, daß mehrere der Beschuldigungen, welche namentlich der Kaufmann Severin gegen Drachardt formirte, theils rein aus der Luft gegriffen sind, theils das Missionswesen nichts angehen und folglich den Missionar nicht treffen, der ja nicht zum Handelsbedienten berufen war; allein eben so offenbar geht, und zwar aus Drachardts eigener Darstellung, hervor, daß er weder Lust noch Anlage hatte zum Erlernen der Grönländischen Sprache; daß er in allen Stücken

148. Alles nach glaubwürdigen mündlichen Mittheilungen.

149. Auszüge dieser Schreiben in: Kund, Egedes Leben, S. 75 f., 84 f.

der Herrnhutischen Lehrweise und Missionspraxis huldigte, und deshalb, seine Stellung ganz verkennend, sich berechtigt glaubte, die Lehrweise Egede's herabzusetzen und zu tadeln, als ob dieselbe „mit der alten Methode der Apostel, welche diese wider die Heiden in Rom, Corinth und anderswo gebraucht, nicht stimme;“¹⁵⁰ daß er in der möglich divergirenden Ansicht des Missionscollegiums einen Anhalt gegen den Superintendenten suchte, und aus den Verordnungen jenes Collegiums dasjenige herausnahm, was sich für seinen Zweck schickte, hingegen das Uebrige verschwieg oder ignorirte;¹⁵¹ daß er überhaupt, dem Missionswesen wenig zu Frommen, theils gar nicht auf die monita pastoralia eingehen wollte, welche Egede ihm von Amts wegen mittheilen mußte, theils in seiner eignen selbstwilligen, unkirchlichen Praxis so weit wie möglich ging, indem er es namentlich als durchaus verkehrt bezeichnete, daß Egede die drei Glaubensartikel obenan gestellt und die Missionare angewiesen, dieselben wörtlich lernen zu lassen¹⁵² — ein Widerspruch, welchen der in Wahrheit kirchlich gesinnte Egede nur mit Entsetzen vernehmen konnte, und nothwendig als einen Bruch aller kirchlichen Ordnung ansehen mußte. Allein Drachardt hatte, wie die Folge zeigte, den Beifall des Missionscollegiums und blieb auf seinem Posten, bis er selbst später, in der Herrnhutischen Gemeinde verheirathet, nach Herrnhut zog und dort seine Tage beschloß. Daß die Differenzen zwischen Egede und dem Missionscollegium nicht auf der Oberfläche lagen, sondern meist tief eingreifender Natur waren, mag aus diesem einen Beispiel erschen werden.

Alles dieses zusammengekommen, weit mehr als andere, näher liegende Gründe (körperliche Schwäche, unzureichendes Einkommen für den Aufenthalt in Kopenhagen, fühlbare Verluste durch die Bergen-Grönländische Compagnie), bestimmte Egede, unter dem 5. Jan. 1747 um seinen Abschied anzuhalten, um sein Alter in Ruhe zu verbringen. Der Schlüssel zu seinem diesfalligen Entschlusse liegt in seinem Schreiben an das Missionscollegium, worin er sich folgendermaßen äußert: „Wäre ich sonst nur so glücklich gewesen, die Frucht meiner Bemühungen zu erndten,

150. Drachardts Brief an Prof. Pontoppidan vom 5. Juli 1743; Neue Königl. Handschriftensamml. 243. 8; Fol. 8.

151. So mit dem Schreiben des Missionscollegiums vom 28. April 1740, woraus er blos dieses herausnahm: „daß man mit den Herrnhutern in Liebe und Sanftmuth umgehen solle“, hingegen ganz übersah, daß in demselben Schreiben die Herrnhuter getadelt wurden, „weil sie die Taufe extra casum necessitatis verrichtet“, und verordnet ward, „daß man sie warnen müsse, in Zukunft so deutliche Zeichen der Verachtung gegen unsere Kirche erblicken zu lassen.“ Letzteres glaubte nämlich Drachardt dadurch umgehen zu können, daß Matth. Stach später in Marienborn von dem bekannten Polyc. Müller ordinirt worden und so Königl. Bewilligung erhalten, ordentlicher Lehrer der Mährischen Brüder seyn zu dürfen.

152. Drachardts Brief an Prof. Pontoppidan, l. c. Fol. 9.

die ich gewünscht und gehofft hatte, dann würde ich wohl alle sonstige Verluste ¹⁵³ leicht verschmerzen — so aber muß ich sehen und dulden, daß der Lehrgrund, den ich gelegt, welcher Christus und sein Verdienst ist, wo nicht ganz umgestoßen, doch allerlei Holz und Stroh, das leicht verbrennt, statt des reinen und beständigen Glaubensgoldes darauf gebaut wird; dieses schmerzt mich aufs höchste und macht mich des Lebens überdrüssig, was doch, wie ich hoffe, nicht so lange dauert, da durch die Seelenfränkung meine innere Schwäche von Tage zu Tage vermehrt wird.“ ¹⁵⁴ Dynehin stand nun sein ältester Sohn, Paul Egede, der größte Grönländische Sprachmeister, den es je gegeben hat, ¹⁵⁵ schon seit einigen Jahren an seiner Seite, so daß er mit Sicherheit den fernern Gang des Unternehmens, soweit es auf die Bildung der Missionare ankam, in seine Hände legen konnte — wobei er jedoch eine Oberaufsicht sich vorbehielt, so lange er lebte.

Ein volles Jahrzehend und etwas darüber genoß Bischof Egede der verdienten Ruhe in dem Städtchen Stubbefjöbing auf der Insel Falster, das er zum Hafen seines Alters ausersehen. Auch fehlte ihm nicht der Stab, den Gott selbst seinen frommen Pilgern reicht, wenn der Abend herbeikommt, oder das Del, womit das Haupt gesalbt werden mag, damit der Mensch froh in seinem Gott und Erlöser seyn könne. Es schien ihm wie den Israeliten in der Wüste zu gehen: daß seine Schuhe am Ziele nicht veralteten (5 Mos. 29, 5); bis über die siebenzig Jahre war sein Augenlicht noch nicht stumpf und seine Kraft nicht gebrochen. Er beschäftigte sich viel mit Werken der Liebe, wobei er immer dafür Sorge trug, daß die Linke die That der Rechten nicht wußte, und war übrigens Allen zu einem unvergeßlichen Beispiele durch seine Ehrwürdigkeit, Freimüthigkeit und Heiterkeit. Denn er hatte den Frieden Gottes überkommen, der höher ist als aller Verstand und Herzen und Sinne bewahret in Christo Jesu.

Die Kraft hatte sich vollkommen abgeklärt, das Auge war mit dem Lichte der Ewigkeit erfüllt. Etwas vor seinem seligen Hingange sagte der Bischof, noch durchaus gesund, zu seiner Familie: „Kinder, Ihr

153. Außerdem nämlich, daß er den größten Theil seiner Besoldung zur Förderung der Sache angewandt, hatte er in den zwei ersten Jahren durch seine Theilnahme an der Interessentenschaft der Bergen-Grönländischen Compagnie über 1000 Rthlr. zugelegt.

154. Egedes Schreiben an's Missionscollegium vom Jan. 1747 bei Lund, Egedes Leben, S. 87. Aus den handschriftlichen Protocollen des Missionscollegiums ersehe ich, daß letzteres Egedes Alagen, „als über verschiedene unbekannte Punkte verstreut“ (s. V. daß Drachardt sich geweigert hatte, Luthers kleinen Catechismus zu brauchen), zurückwies.

155. Außer der Grönländischen Uebersetzung des Neuen Testaments (1760) haben wir von ihm ein Grönländisch-Dänisch-Lateinisches Lexicon (1750) und eine Grönländische Grammatik (1760).

werdet mich nicht lange behalten.“ Und als diese nun wehmüthig den Vater fragten, woher er dies ahne, da er ja doch nicht krank sey, erwiderte er: „Es ist mir in der Nacht vorgekommen, als ob einige selig Verstorbene mir gewinkt haben.“ Er ordnete sein Begräbniß an — daß er nämlich an der Seite seiner ersten Frau in Kopenhagen begraben werden wolle — sonst (sagte er) müßte er selbst hinreisen, um dort zu sterben. Doch ward er nicht bettlägrig, sondern immer schwächer und schwächer. Einen Tag lag er stille hin, ohne zu sprechen: da rief ihn Gott zum ewigen Leben, und er folgte dem Rufe seines Herrn am 5. November 1758.

Das Licht der Grönländischen Mission erlosch nicht durch Egede's Hingang, allein, wie selbst seine Hoffnung lange Zeit gleichsam unter der Winterdecke begraben lag, so ward dasselbe in der folgenden Zeit, durch die innere Schmelzung und Läuterung, die über die evangelische Kirche kam, worunter mit der Glaubenskraft die Glaubensthat bei Vielen verschwand, je mehr und mehr einem glimmenden Töchte gleich, den der Herr doch um seiner Erbarmung willen noch nicht ausgelöscht hat — und so stehet diese Mission noch. Wird Egede's Geist der Geist des evangelisch-lutherischen Glaubens, wieder bei denen erwachen, die in sein Werk berufen werden? Das ist die große Frage, die der Herr vor Allem an seine evangelische Gemeinde im Norden richtet. Doch, wie könnten wir zweifeln, da schon alle übrige Theile und Organe der Kirche den Hauch und die Wärme des Lebens zu vernehmen anfangen? Zu einer hellen Flamme, unverlöschbar wie in Egede's Herzen, wird es wieder aufschlagen, wenn die Gnadensonne den Schnee der Herzen wird geschmolzen haben.

Der vor Menschenaugen gebrochene Stab des alten Glaubenskämpfers war jezt, da der Herr ihn sicher über die letzte Tiefe, wie über alle übrigen, geführt hatte, in Wahrheit zu einem grünen und blühenden Arons-Stabe verwandelt; denn er starb im Glauben an seinen Heiland und Erlöser und an sein alleiniges Verdienst. Egede's Charakter ist im Vorhergehenden gezeichnet, wir dürfen hoffen mit Zügen, die ein volles Lebensbild geben — oder vielmehr, er hat sich selbst so gezeichnet; unsere Arbeit war nur die der auffrischenden Liebe. Alles Andere, was noch hinzuzufügen, drängt sich in diesem Einen zusammen: das Grundgepräge und das Erz zugleich dieses Charakters war aus den innersten Schatzkammern der evangelisch-lutherischen Kirche genommen. Daher seine große Festigkeit und Unbeugsamkeit überall, wo es das Wort und die Lehre des Glaubens galt, eingedenk des Worts des Apostels: „Halte an zur Zeit und zur Unzeit, strafe, drohe, vermahne mit aller Geduld und Lehre“ (2 Tim. 4, 2). Daher auf der andern

Seite seine Bereitwilligkeit, das göttliche Gepräge in allen Ordnungen des äußern Lebens anzuerkennen, und seine Neigung, diese anzuwenden, ja, womöglich, zu zwingen zur Verherrlichung des Namens Gottes — einer Sache, worin Eggede leicht, wie unsere evangelisch-lutherische Kirche im Ganzen, zu viel gethan haben mag, aber sich, gleich ihr, mit dem Apostolischen Worte trösten kann: „Thun wir zu viel, so thun wir es Gott; sind wir mäßig, so sind wir euch mäßig“ (2 Cor. 5, 13). Daher sein scharfer Gegensatz gegen eine jegliche Ueberspannung des geistlichen Lebens, die eigentlich nur eine krankhafte Stimmung ist, im Einzelnen oft, im Ganzen seltener, eine Lebenskrisis — und doch sein Anhalten im Gebete, ja in jeder gottseligen Uebung, seine Neigung in jeder Lage, bei jeder Begebenheit des Lebens Gottes Gedanken, Gottes Rath, Gottes Auge, unter welchem er wandelte, zu suchen, und seine Rechenschaft jede Stunde, jeden Augenblick auszu ziehen. Daher endlich seine Bekehrtheit nach Innen und seine Stille trotz der ursprünglich vulkanischen Natur, wodurch er mit den Töfeln des Nordens und des Südens zugleich sympathisirte — eine Stille, die ihn durchaus zu einer Seele verschmelzen ließ mit seiner geliebten ersten Frau, Gertrud Rask, welche der Herr als Werkzeug gebrauchte, um diesen Zug der Gnade aus seines Dieners Herzen hervorzulocken. Denn das war das Herrliche bei Eggede's Führungen im Ganzen, daß, wie er in seiner Jugend die Schmelzkunst lernte, so sein Leben gleichsam eine Schmelzung in Gottes Hand war, so daß sein Silber und Gold auß's lauterste und vollständigste von allem Schaume gefegt ward (Jes. 1, 25).

Johann Heinrich Jung

(mit dem Schriftstellernamen: Heinrich Stilling).

(1740—1817.)

I.

Es ist eine wunderbare, bisher nicht genug hervorgehobene Uebereinstimmung, welche sich dem aufmerksamen Beobachter zwischen dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts bis etwa zur Mitte desselben und dem nämlichen Zeitraum des neunzehnten Jahrhunderts in der Kirchengeschichte kundthut, so daß das achtzehnte Jahrhundert allewege eine prophetische Mission an das neunzehnte gehabt zu haben scheint. Nur einen Grundunterschied (der aber nicht weniger geeignet seyn möchte, darzuthun, mit welchem Rechte wir hier von einer prophetischen Signatur reden) sind wir genöthigt anzuerkennen: daß nämlich hier die engern Kreise sich immer mehr und mehr erweitern, so daß sie zuletzt einen vollkommenen Durchschnitt der Kräfte bilden; daß dort, in dem engern Kreise, die Kirche einen verhältnißmäßig weitem Raum hatte, während sie hier im weitem Kreise einen weit engern Raum einnimmt; daß im neunzehnten Jahrhunderte der Kampf wie an Ausdehnung, so an Intensität gewinnt (dort waren noch einzelne Lebensverhältnisse unberührt, hier werden sie alle mit in den Kampf hineingezogen, und wo dies noch nicht der Fall ist, da ist der Grund allein der, daß die äußersten Glieder noch nicht an der Bewegung selbstständig Theil nehmen, die vom Mittelpunkte ausgeht); endlich daß was dort, überhaupt mehr versuchsweise, Jahrzehnte brauchte, um nur irgend eine bestimmte Gestalt zu gewinnen, sich hier wie ein brausender Felsstrom herabstürzt, und aller Dämme spottet, die sich entgegenstellen, bis es im Weltmeer der Geschichte die weiteste Ausbreitung gewinnt. Denn offenbar wird die Welt alt, deshalb hat die Zeit Eile; und die Kirche, verjüngt in ihrem Alter, nähert sich je mehr und mehr dem Zeitpunkte, da das Zeichen des Menschensohnes wie ein Blitz den ganzen Himmel vom Auf-

gange bis zum Niedergange erleuchten wird. Und wie in der That nur Wenige für jene angedeutete Aehnlichkeit ein offnes Auge haben, so sind es im Ganzen noch Wenigere, die mit einem von Gottes Wort geschärften Blick, von einer Nachtwache zur andern harrend, wiederholt fragen: Güter, ist die Nacht schier hin?

Wir wollen versuchen, in einzelnen Charakterzügen jene von uns wahrgenommene Aehnlichkeit genauer zu entwickeln, nicht nur um das Zeugniß der Geschichte in das rechte Licht des Geistes zu stellen, welches am allermächtigsten aus Gottes Führungen mit dem Einzelnen, wie mit den Völkern strömt, sondern auch um klar zu machen, welch ein Ruf an die klugen Jungfrauen ergeht, wenn die Mitternachtsstunde, die Stunde, da der Bräutigam kommt, sich nähert.

II.

Das erste Zeichen jener von uns angedeuteten Uebereinstimmung des geistigen Gepräges im achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderte ist gleichsam ein verschleiertes, räthselhaftes. Es ist jenes allgemeine Mißvergnügen, jenes waltende Mißtrauen, das in den innersten Lebensverhältnissen, und zwar zunächst in dem Verhältnisse, welches der Herr selbst zwischen Lehrern und Zuhörern geknüpft hat, sich fundgab. Ein tiefer Beobachter des Zustands der Kirche im achtzehnten Jahrhundert, der ein Herz hatte für den Jammer des Volks, Valentin Ernst Löschner (er stand bekanntlich als Superintendent in Dresden und suchte, eine Reihe von Jahren hindurch, in der Zeitschrift: „Unschuldige Nachrichten“ die Zeichen der Zeit zu deuten und das Urtheil der Zeit zu leiten) sprach dies fast in denselben Worten aus.¹ Ein anderer, der vierzig Jahre später auf dem entgegengesetzten Punkte im Westen Deutschlands stand — er ist grade der Mann, an dessen Namen wir diese Betrachtungen anknüpfen — beschreibt uns den Zustand der dortigen reformirten Gemeinden im Anfange des Jahrhunderts als einen wegen des gegenseitigen Mißtrauens in Auflösung begriffenen; er nennt, charakteristisch genug, die hieraus entspringende Stimmung „den Nationalgeist“, oder, wie er weiter deutet, „denjenigen Theil der Nation, welcher mit den gewöhnlichen Symbolen nicht zufrieden war.“² Wie in unserm Jahrhundert dieses dunkle Mißvergnügen zu einem klaren, scharf ausgeprägten geworden, wie „der Jammer des Volks“ vom Murren wider das Bekenntniß der Kirche zum frechen Verwerfen desselben, zum Symbolsturme geworden — das ist ebenso offenkundig, wie

1. Löschners vollständiger *Timotheus Verinus*, I, S. 107 ff.

2. Stilling's Theobald; J. H. Jung's Werke (die Gressmann'sche Ausgabe), VI, 22.

daß bereits im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts sich nicht nur bedenkliche Zeichen der mannichfaltigsten Verirrungen zeigten, sondern die Tendenz zur Separation von der Kirche als eine wohlberechtigte auftrat. Wollen wir aber dieses Mißvergnügen richtig deuten, so dürfen wir nicht bloß an dasjenige uns halten, was offen zu Tage liegt: daß viele Lehrer nämlich die Rechtgläubigkeit selbst als Kissen unter die Arme und Pfähle zu den Häuptern gebrauchten, um die Seelen zu fahen, während auf der andern Seite viele Zuhörer deshalb die göttliche Würde des Amts verwarfen, weil sie im Begriff standen, die Mündigkeit des Wortes Gottes abzuwerfen, ja sie bereits abgeworfen hatten. Wir finden Spuren eines solchen Mißvergnügens und der daran sich anschließenden Separation, auch wo weder dies noch jenes den nächsten Bestimmungsgrund abgab. Das achtzehnte Jahrhundert war ein gährendes und gebärendes; das neunzehnte ist es in noch weit höherm Grade. Man suchte dort und man sucht hier nach ursprünglichen, die Kirche wiedergebärenden Kräften. Hier und dort vergaß man nicht selten in gleichem Maße, daß eine solche Wiedergeburt (um diesen gangbaren, im Grunde schlecht bezeichnenden Ausdruck zu gebrauchen; denn man meinte offenbar eine Verjüngung der Kirche) sich nie bewerkstelligen läßt dadurch, daß man sich von der Wurzel abschneidet oder die Bande lockert, die uns, gleich denen der Blutsverwandtschaft, an den Glauben der Väter fettet, sondern im Gegentheil durch die Vertiefung in die Wurzel des Glaubens. Man vergaß oft, daß die Reformation der Kirche; als säcularische Thatfache, sich nicht wiederholt, wohl aber immer weiterer Ausbreitung und Ausbildung fähig ist, bis sie ihre mehr als welthistorische Bedeutung, als der eigentliche Johannes-Vorläufer vor der zweiten Zukunft des Herrn, mit vollendeter Klarheit an den Tag legen wird.

III.

So wie aber diese Grundstimmung war, so waren auch mehr oder weniger die Mittel beschaffen, welche in Bewegung gesetzt wurden; fast alle trugen sie das Gepräge einer sich selbst überstürzenden Eile und vermengten wohl auch zum Theil das Aeußere mit dem Innern; Viele wenigstens meinten, Gottes Reich werde kommen, so daß man gleichsam mit Fingern darauf zeigen und selbst die Hebel anlegen könnte. Offenbar würde man dem Pietismus (der Schule Speners und A. G. Franckes) zu Viel thun, wenn man sie ohne Weiteres dieser Schwäche zeihen wollte; ihr Versuch, die Kirche aus den Conventikeln wiederzugebären, so daß die erste Liebe wieder hervor- und her-austreten könnte, war von einer tiefen Innigkeit behaucht, welches ja ohne Zweifel der Charakter der geistlichen Lieder aus dieser Schule

ist.³ Gewiß aber ist es auf der andern Seite, daß, ungeachtet des tief christlichen Grundgedankens, dennoch die methodische Form, worunter man die Kirchenarbeit und den Kirchenkampf darstellte, gar zu sehr das Gepräge einer gewissen Eigenwilligkeit trug und gewiß noch mehr als irgend etwas Anderes zum Verfall des Pietismus beitrug. Hingegen sehen wir im vollsten Maße jenes Schaffen und Bewegen mit äußern Kräften in den Unionsbestrebungen aus dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, so daß die Wiederholung dieser Bemühungen im neunzehnten reinweg nur als ein Abdruck jener erstern erscheint. So wie dort das Brandenburgische Haus, besonders nachdem es die Königskrone erworben (1700), an der Spitze derselben stand und offenbar auf eine Oberherrschaft hinsteuerte, die ohne eine vollendete Staatskirche nicht verwirklicht werden konnte, so auch hier, in vollem Maße und mit bewußterer Kraft;⁴ nur daß man dort noch, auf dem ersten Stadium, die heilig verbrieften Rechte der christlichen Kirchengesellschaften mit größerer Schonung behandelte.⁵ Dort stellte man die Möglichkeit einer Verschmelzung im Genuße des Sacraments (*communio in sacris*), ohne daß man dabei über die Lehre vom Sacrament oder über die Kirchenlehre im Allgemeinen einig zu sein brauchte, als entschiedene Thatsache auf — die Simultankirchen, namentlich die Friedrichskirche in Berlin (1705) und die Waisenhauskirche in Königsberg (1708) waren redende Zeichen davon⁶ — hier ist das ebenfalls die erste Grundvoraussetzung, und man schämt sich so wenig hier, wie dort, die innigste Kirchengemeinschaft (wenn hier anders eine Gemeinschaft und nicht vielmehr eine Zusammenleimung zu Tage trat) auf die Grundlage

3. Nur im Vorbeigehen brauchen wir an Bogasky, Rambach, Frentlingshausen, J. G. Schröder, Gottfr. Arnold, G. K. Richter und gewissermaßen auch an Volksg. Döfler (der auch nicht ganz ohne Einfluß der pietistischen Schule war) zu erinnern, bei welchen allen offenbar die Grundtendenz war, das Leben in Gott gleichsam zu entfalten, das Licht wie das Dunkel, den Kampf und den Sieg desselben, das ganze Getriebe der geistlichen Regungen zu deuten.

4. Vgl. Br. Bauer, die evangelische Landeskirche Preussens und die Wissenschaft (1840); S. 197.

5. Es war nicht bloß die Schlesiische, die Brandenburgische, die Sächsische Lutherische Kirche, deren bei jeder Irenobesteigung garantirte Rechte die Union zuerst zweifelhaft machte, zuletzt 1846 geradezu aufhob (nach den Bestimmungen der General-Synode nämlich konnte keine Lutherische Kirchengemeinschaft diese festhalten, ohne damit aus der Staatskirche auszutreten), sondern selbst die Reformirten Gemeinden in Jütlich, Cleve, Berg und im ganzen Rheinpreußen saßen sich in ihrer confessionellen Grenzen bedroht; nur das war der Unterschied, daß letztere strenger das Recht ihrer Confession behaupteten.

6. Bei der Einweihung der Friedrichstädter Kirche 1705 legte man den Lutheranern und den Heidelberger Katechismus auf den Altar. Am Königsberger Waisenhaus bestand der Unionsversuch darin, daß der Reformirte und der Lutherische Presbyter gemeinschaftlich das Abendmahl, den einen Sonntag an die Reformirten, den andern an die Lutheraner, austheilten. Vgl. Schlegel Kirchengeschichte des 18. Jahrhunderts (Mörsheim VI, 1. 253 f.)

des kirchlichen Indifferentismus hinzubauen. Es giebt, sagte der Prediger Welmer im Magdeburgischen, zwei Mittel, die „das Königl. Arcanum“ der Union (1703) ausmachen;⁷ das eine besteht darin, daß man den Grund reinigt durch Abschaffung aller Streitpunkte, die mit der Sache der Seligkeit Nichts zu schaffen haben, das andere aber, wo dieses nicht verfängt, darin, daß man mit scharfen Edicten, kraft der Gerechtsame des Fürsten in Kirchensachen, eingreift. Wie vollkommen man im neunzehnten Jahrhundert dieses in Preußen gelernt hat (damals, im achtzehnten, war das Licht noch zu schneidend, und Welmers Rath trug mehr als irgend etwas Anderes zur Auflösung dieses Unionswerks bei), und wie weit man auch diese Grenzen überschritt, davon könnten die Begebenheiten in Schlesien von 1830 an bis zur Hönigern'schen Dragonnade uns schon genugsam Bescheid geben; was später das Werk krönen sollte, die Beschlüsse der Generalsynode 1846, zerriß allerdings wie ein Spätsommergewebe, allein die Absicht — die Lutherische Kirche in Preußen in lauter Atome aufzulösen, die man nur um des Scheins willen stehen ließ — lag offen vor Aller Augen da. Dort, im achtzehnten Jahrhundert, suchte Preußen seine beabsichtigte Ungerechtigkeit gegen die Lutherische Kirche durch stets klarer hervortretende Toleranzgrundsätze auf andern Punkten zu verschleiern, indem man den durch die Aufhebung des Edicts von Nantes aus Frankreich vertriebenen Reformirten eine neue Heimath öffnete und große Vorrechte zugestand; hier hat man dasselbe in kleinerem Maasstabe versucht, indem man 1837 mehrere aus dem Zillertale um ihres protestantischen Bekenntnisses willen vertriebene Salzburger bereitwillig aufnahm.⁸ Man bot in unsern Tagen Preussischer Seits Alles auf, um durch eine Art Uebereinkunft mit der Englischen Staatskirche eine neue Kirchen-Schöpfung in dem sogenannten „Anglo-Preussischen Bisthum in Jerusalem“ (1839) hervorzurufen — ein Gemächte, das schon nach wenigen Jahren hinwelkte, und, ohne reichliche Unterstützung der Preussischen Regierung, sofort sich selbst auflösen mußte.⁹ Noch früher war man im achtzehnten Jahrhundert auf dem Plage: Leibniz hatte dem Churfürsten vorgestellt, daß ein christlicher König nicht ohne Bischöfe seyn könne; sofort wurden Bernhard von Sanden und Ursinus zu Bischöfen ernannt und assistirten auf dem Krönungstage (1701) mit dem Salböle.¹⁰ Die Engli-

7. *S. Arcanum regium. 1703. 4.* Der Herausgeber war der Domprediger in Magdeburg, Joh. Jos. Winkler, der eigentliche Verfasser Welmer.

8. *S. Kurze Geschichte der Auswanderung der Zillertthaler Protestanten. Nürnberg. 1838.*

9. *S. (Schneckenburger und Hundeshagen) das Anglo-Preussische Bisthum zu Jerusalem (1841).*

10. *Schlegel Kirchengeschichte des 18. Jahrhunderts; Mosheim, VI, 1, 274.*

sche Liturgie sollte zuerst in der Königl. Schloßcapelle mit dem ersten Advents-sonntage 1706 (nachdem bereits 1704 zu Frankfurt an der Oder eine Deutsche Uebersetzung derselben gedruckt war) eingeführt werden; nur die Ungeneigtheit des Erzbischofs von Canterbury in weitere Verhandlungen sich einzulassen, machte einen Strich durch die Rechnung, und der später (1710) wiederholte Versuch hatte auch keinen größern Erfolg.¹¹ Die jetzigen Preussischen Bischöfe haben bekanntlich ihre Würde einer eben so äußerlichen Veranlassung zu verdanken; die „episcopale Succession“ steht mit Geringschätzung auf sie herab, und der 1841 geschlossene Vertrag mit der Englischen Staatskirche ist kaum ein Schatten einer wahren kirchlichen Vereinigung. Bloss die vom König (Friedrich Wilhelm III.) selbst verfaßte Agende (die zuerst 1822 als „Berliner Hof- und Domagende“ auftrat) hat insofern ein günstigeres Schicksal gehabt, als man, theils durch die Zerstückelung derselben in mehrere Provinzial-Agenden (1829), theils durch die ausgedehntesten Concessionen zur Nichtbefolgung selbst der wichtigsten Theile des Rituals,¹² einen Schein von Uebereinstimmung in ihrem Gebrauche hervorzwang. — Der allerbedeutendste Zug der Ähnlichkeit aber zwischen der kirchlichen Signatur des achtzehnten und des neunzehnten Jahrhunderts ist in demjenigen enthalten, was allen diesen Erscheinungen zum Grunde liegt, nämlich nicht bloss der unkirchliche Synkretismus und Indifferentismus überhaupt, sondern die Vermengung des Reichs Gottes und dieser Welt, der Religion und der Politik, was unsere alten Glaubensväter mit Recht als die „Machiavellistische Politik“ bezeichneten, und als dessen Neutestamentliches Vorbild sie „die Religion der Herodianer“ ansahen.¹³ Dieses Ungeheuer, der geschworene Feind der Kirche, ist namentlich in jener falschen, vom Bekenntnißgrunde absehbenden, Union lebendig, die von dieser Seite betrachtet weiter Nichts ist, als die vollendete Form der Staatskirche.

IV.

Dasselbe Resultat aber, das die Betrachtung der Charakterzüge des achtzehnten und des neunzehnten Jahrhunderts in religiöser Beziehung uns im Ganzen und Großen nahe gelegt, wird sich aus der Betrachtung einzelner hervorspringender Punkte, namentlich der herrschenden Irrthümer und der zur Unterdrückung derselben angewendeten Mittel ergeben.

11. Vgl.: „Darlegung der im vorigen Jahrhundert wegen Einführung der Englischen Kirchenverfassung in Preussen gepflogenen Unterhandlungen. Lpz. 1842.“

12. Man trieb es in den Pacifications-Unterhandlungen mit den Schlesiern Lutheranern so weit, daß man privatim es für hinlänglich erklärte, wenn die Agende auf dem Altarisch läge.

13. Dannhauers Reformates Salve und Friedens-Gruß (Straßb. 1658), S. 645.

Eine doppelte Richtung, wenn man so will, tritt uns gleich zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in der evangelischen Kirche selbst entgegen: der Pietismus und die Orthodoxie; jene mit der Grundbehauptung, daß die Reformationskirche jetzt einem Baume ähnlich sey, der, wo nicht die Wurzeln gedüngt und die keilen Schößlinge abgeschnitten würden, bald dem unfruchtbaren Feigenbaume gleichen würde — diese hingegen nicht nur die erhobene Klage als kirchenstürmerischen Einbruch abweisend, sondern den Pietismus selbst laut anklagend, daß er theils das Wesen der Gottseligkeit gleichsam zerspalte, theils auf vielfache Weise dasselbe mit dem Schein der Gottseligkeit verwechselte, theils endlich sowohl das Ziel der Lehre als die Forderungen an das christliche Leben weit überspanne. Ein Jahrhundert muß ja allerdings unsern Blick beruhigt haben (in der Hitze des Kampfes konnte selbst der unbefangenste Standpunkt nicht die volle Unparteilichkeit gewähren); dennoch werden wir es jetzt noch schwer finden, zwischen Recht und Unrecht zu entscheiden; dennoch gehört die vorurtheilsfreie, ächt kirchliche Würdigung des Pietismus und noch mehr des Kampfes der Orthodoxie gegen denselben zu dem, was uns die Geschichte bis dahin schuldig geblieben ist. Denn weder ist die Sache damit abgemacht, wenn man, nach der einen herrschenden Betrachtungsweise, vorzugsweise nur die letzten wässrigen Absenker des Pietismus beachtet, meinend, er selbst sey einem Infusions-Zustande zu vergleichen, welcher die Auflösung der Kirche weissagte und vorbereitete;¹⁴ noch wenn man auf der andern Seite, zum Allgemeinen herabsteigend, die praktische Wirksamkeit Speners und A. H. Franckes, Freylingshausens und Bogatzkys erhebt und die daraus sich entwickelnde Lebensregung für einen unschätzbaren Gewinn achtet, in Vergleich mit welchem das launere Gold der Lehre nur als schlechtes Metall angesehen werden soll.¹⁵ War zu nahe verschlingt sich der Pietismus mit den Wurzeln unserer Kirche, als daß jene Betrachtung die durchgreifend richtige seyn könnte; wir erkennen und freuen uns darüber, daß Spener und Francke so wie die Uebrigen, die an der Spitze jener Richtung standen, abgesehen von manchem menschlich Gebrechlichen bei ihnen, so wie davon, daß neben dem Gold und Silber, das sie auf dem Grunde bauten, auch Holz und Stoppeln gefunden werden, von unserm Fleisch und Gebein waren. Die letztere Betrachtung hingegen ist wesentlich unvereinbar mit der Grundanschauung unserer Kirche, wie Manches auch in der Erscheinung des Pietismus dafür

14. So im Ganzen: Grundtvig in seiner Weltchronik von 1812, S. 195 ff.; in der 2. Ausg. von 1817 S. 412 ff., 441 ff.

15. Dies der Grundgedanke in Högabachs, übrigens verdienstlicher, Arbeit über Spener, in Hagenbachs Ausführung dieser Parthie in seinen „Vorlesungen über die Geschichte der Reformation“, und in vielen andern Schriften.

zu sprechen scheinen könnte: schon das ernste Streben Speners, seine Ueberstimmung in allen Punkten mit der Augsburgerischen Confession darzuthun (und gewiß war er es nicht allein, der die Grenzscheide der Kirche als maßgebend für seine ganze Thätigkeit achtete), könnte uns hinlängliche Bürgschaft seyn, daß das Verhältniß, wie sehr man auch die lebendige Praxis betonte, ein ganz anderes seyn müsse — selbst wenn man gar nicht anerkennen wollte, welch einen unleugbaren Gewinn auch für die Entwicklung der Lehre der Pietismus (theils durch die klare Darstellung des innerlichen, geheimnißvollen Grundverhältnisses zwischen dem Leiden und Verdienste Christi und unserm Kampfe in der Kraft dieses Leidens und Verdienstes, theils durch die Gröfßnung neuer Bahnen für die bis dahin in unserer Kirche zum großen Theil vernachlässigte Entwicklung der Lehre von den letzten Dingen) darbot. Am allerwenigsten aber lassen jene beiden Betrachtungsweisen der Orthodoxie, die von beiden gleichmäßig nur als ein todter Niederschlag gefaßt wird, Recht angedeihen; und doch hatte auch diese einen wohlberechtigten, lebendigen Kampf auszuführen.

Wir sehen uns dehalb zu der Behauptung hingedrängt: der Kampf des Pietismus und der Orthodoxie im achtzehnten Jahrhunderte war ein für die zukünftige Entwicklung der Kirche nothwendiger; der Same und die Frucht sind nicht verloren; vom Gebrechlichen in ihrem ersten Hervortreten im achtzehnten Jahrhundert geläutert, fangen beide als lebendige Kräfte im neunzehnten Jahrhundert an zur rechten Gestalt der evangelischen Kirche zusammenzuwirken; beide gehen so in das prophetische Verhältniß ein, worin das achtzehnte Jahrhundert überhaupt zum neunzehnten steht. Auch die Früchte dieses Kampfes haben nicht bloß auf sich warten lassen: eine höchst reife und dehalb auch mit Samenkraft zu späterer Entwicklung begabte Frucht desselben — der Kritik des Pietismus über die Orthodoxie einerseits und des gewaltigen Kampfes der Orthodoxie für den Heerd der Lutherischen Lehre — war der große, noch keineswegs recht gewürdigte Theologe Johann Albrecht Bengel und die ganze an ihn sich anschließende Württembergische Kirchenschule, so lange sie noch das Orz der Vorzeit bewahrte. Wie weit letzterer doch in mancher Rücksicht allein stand, und diese ganze gesunde, gottesfürchtige Richtung in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts immer mehr sich vereinzelte, ist Gegenstand einer andern, unstreitig nahe liegenden Betrachtung. — Es muß möglich seyn, den so angedeuteten Zusammenhang in allen Entwicklungsstadien des Pietismus von 1683 an (da Spener seine *Collegia pietatis* anfang) nachzuweisen; einzelne Andeutungen, auf diesen historischen Ueberblick gegründet, werden dazu dienen, uns auf den rechten Standpunkt zu versetzen, so

daß wir erkennen, beides, daß der Pietismus unstreitig eine Mission an die Orthodoxie hatte (welche keine andere war, als die in den prophetischen Worten enthaltene: „Die Herzen der Väter zu den Kindern, und die Herzen der Kinder zu den Vätern zu bekehren“; Mal. 4, 6), und daß auf der andern Seite die Orthodoxie, trotz ihrer scheinbaren Leblosigkeit, durch das mächtige, unverrückte Festhalten am Bekenntnißworte den Pietismus vor Zersplitterung und Auflösung in Naturalismus und Schwärmerei bewahrte. Nach unserer Ansicht nämlich sind alle die Mittelglieder, die am Christenthum festhielten und es durch die große Versuchungstunde, die im achtzehnten Jahrhundert kam, hinüberleiteten, im edelsten und wahren Sinne des Wortes pietistische Kräfte.

V.

Der Pietismus steht nicht vereinzelt da, ist nichts Neues, kein in die Lutherische Kirche, am allerwenigsten vom Reformirten Kirchengrunde, hinübergepflanztes exotisches Gewächs, sondern in seiner reinern Gestaltung (bei Spener und dem größern Theil der Hallischen Schule) eine lebendige Fortsetzung der Kräfte, wodurch die größten und herrlichsten unter den Lutherischen Lehrern ein neues Leben der Kirche einzuhauchen und ihre Entwicklung von geilen Trieben zu reinigen suchten, während das Experimentirende und Methodistische im Anfange und noch mehr im Fortgange dieser Richtung unstreitig ein Gebrechen an derselben ist, das jedoch nicht ganz ohne Vorbild auch bei den ältern Lehrern ist. Die Gefahr, welche der Lutherischen Kirche am nächsten lag, ist durch die Worte des Herrn an die Gemeinde zu Ephesus: „Das habe ich wider dich, daß du die erste Liebe verlässest; gedenke, wovon du gefallen bist, und thue Buße, und thue die ersten Werke“ (Offenb. 2, 4. 5) angedeutet. Wohl sah Luthers prophetischer Blick dieses und erkannte die Fallstricke, die eben auf diesem Wege lagen. Deshalb sprach er es mit völliger Bestimmtheit aus: so wie die erhaltenen Kräfte zu allen Zeiten, auch unter dem Papstthum, der Kinder-Glaube, das Vater Unser, die Taufe, das Sacrament des Altars gewesen,¹⁶ so müßten sie bis an der Welt Ende es bleiben; allein „der Artikel von Vergebung der Sünden, der in allen Creaturen ist (denn der Geist ist wohl willig, wir aber sind ein glimmend Docht und haben nur die Erstlinge des Geistes)“¹⁷ so wie der von der Rechtfertigung durch den Glauben, der in seiner tiefsten Bedeutung nur ein Ausdruck des kündlich großen Geheimnisses der Gottseligkeit ist, daß das Wort Fleisch worden,¹⁸ die müssen ebenso in der Kirche bleiben, selbst wo Himmel und Erde und Alles

10. Luthers Tischreden; Werke, XXII, 461.

17. Luthers Tischreden; Werke, XXII, 519.

18. Luthers Tischreden; Werke, XXII, 393 ff.

zusammenstürzte, müssen bleiben wie der Fels der Seligkeit und die unbezwingliche Mauer, auf welcher Alles beruhet und gegründet ist, was wir in diesem Leben gegen den Papst, den Teufel, die ganze Welt lehren, zeugen und handeln.¹⁹ Dieser vollkommen klar erkannte und unauflöslliche Zusammenhang zwischen „den höchsten Artikeln göttlicher Majestät“ und denen, „welche unsere Erlösung angeben“,²⁰ ist das Palladium und die ewige Säule der Reformationskirche. Der Glaube und das Leben liegen da an einer und derselben Mutterbrust, der Liebe Gottes in Christo, zusammen und können so wenig getrennt werden wie der Leib und die Seele in einem lebendigen Menschen. Allein so theuer dieses Kleinod ist, so schwierig, sah Luther wohl, ist die Bewahrung desselben; er verkannte keineswegs, wie gebrechlich in dieser Beziehung der Anfang der Reformation war (er vergleicht deshalb an einem Orte das Evangelium zu seiner Zeit „mit einem Menschen, der da sterben will, welchem die Seele auf der Zunge sitzt, daß er nur ein wenig die Zunge rühret und murmelt: In deine Hände befehle ich meinen Geist“)²¹. Noch weniger konnte es seiner Aufmerksamkeit entgehen, daß es, so selten die Stücke zusammen gefunden werden, welche, nach seiner Beschreibung, den rechten Theologen bilden: Gebet, Meditation und Anfechtung, eben so schwierig ist in der Entwicklung der Kirche die drei Werkzeichen zu verknüpfen, welche, nach ihm, die Besiegelung derselben ausmachen: „erstlich treulich lehren, zum andern fleißig beten, und zum dritten mit Ernst leiden.“²² Im Gegentheil wo sein Blick nur hinfiel, in höhern und niedern Ständern, da treten ihm Launigkeit, fleischliche Sicherheit, heimliche Verachtung des Worts und der Kraft desselben, während man es als den allerherrlichsten Schatz mit dem Munde pries, entgegen; selbst die kirchlichen Verwaltungsbehörden, die Consistorien, die man allerdings auf sein Zurathen und sein Ansehen hin, aber keineswegs in seinem Geiste, gegen das Ende seines Lebens (1542) einrichtete, erwiesen sich sehr bald solcher Art, daß mit ihnen ein neues Nebel, das Luther unter allen am meisten verabscheute: die Vermengung geistlicher und weltlicher Gewalt, der Kirche aufgeladen ward. Dies war die Art und Weise, wie unsere evangelisch-lutherische Kirche nach und nach die erste Liebe verließ, und deshalb mußte „der Teutsche Prophet“ mit aller Kraft und Innigkeit eines Propheten seinem Volke zurufen: „Lieben Teutschen, kauft, weil der Markt vor der Thür ist; sammelt ein, weil es scheinet und gut Wetter ist; brauchet Gottes Gnade und Wort, weil

19. *Articuli Smalcaldici*, p. 305 (Rechenberg).

20. *Articuli Smalcaldici*, p. 303—304.

21. Luthers Tischreden; Werke, XXII, 665.

22. Luthers Tischreden; Werke, XXII, 934.

es da ist. Denn das sollt ihr wissen, Gottes Wort und Gnade ist wie ein fahrender Plazregen, der nicht wieder kömmt, wo er einmal gewesen ist. Er ist bei den Juden gewesen; aber hin ist hin, sie haben nun Nichts . . . Paulus brachte ihn in Griechenland; hin ist hin, nun haben sie den Türken. Rom und Lateinisch Land hat ihn auch gehabt; hin ist hin, sie haben nun den Papst. Und ihr Teutschen dürfet nicht denken, daß ihr ihn ewig haben werdet; denn der Undank und Berachtung wird ihn nicht lassen bleiben. Darum greiſet zu und haltet zu, wer greifen und behalten kann; faule Hände müssen ein böses Jahr haben.“²³ Daher ist es nicht blos Luthers Klage, sondern sein tausendfach wiederholtes, prophetisches Zeugniß, daß das Evangelium von Deutschland werde genommen werden, „zuerst von wegen der Undankbarkeit des Volks, weil sie das empfangene Evangelium bald vergaßen; dann wegen der großen Sicherheit, die jetzt (sagt er) männiglich regieret, so daß keine wahre Gottesfurcht mehr ist, und Niemand sich will durch's Wort strafen lassen; endlich wegen der Weltweisen Klugheit, so die Kirche nach ihrem Kopfe regieren, das Kreuz vom Evangelio scheiden, mit Sünden viel Nutzen schaffen, und wider Gott Friede und Einigkeit erhalten wollen.“²⁴ Deshalb verschmolz vor seinem Blicke die Reformation mit der Morgenröthe der Ewigkeit, der zweiten Zukunft des Herrn. „Jetzt zu unserer Zeit“, sagt er, „ist das Licht des Evangelii ein gewiß Zeichen der herrlichen Zukunft Christi, und gleich wie eine Morgenröthe, die vor dem ewigen Tag und Aufgang der Sonne der Gerechtigkeit vorangeht.“

VI.

Wollen wir also die Geschichte unserer evangelischen Kirche seit der Reformation recht verstehen, dann müssen wir diese Grundkräfte mitnehmen, die aus der Betrachtung des Wortes in Luthers Sinn und Geist hervorspringen, und wir werden so in Wahrheit erkennen, daß sie keineswegs die Caricatur ist, wozu der scharfsinnige Verfasser der „Geschichte der Entwicklung des protestantischen Lehrbegriffs“ sie hat stempeln wollen — ein Eisfelsen von herzlosen Streitigkeiten über Dinge, von denen man freilich sagte, daß sie Gottes Reich angingen, die aber im Grunde mit der Seligkeit gar Nichts zu schaffen hatten. Denn allerdings war der Heerd niedrig, ein Hütten-Dach fast wie das über der Apostolischen Gemeinde — man vermiste ein wahres Kirchenregiment, vermiste so manche der Lebensformen, deren andere Kirchen sich rühmten; selbst die Mission kam erst spät und, bis auf wenige Ausnahmen,

23. Luthers Schrift an die Rathsherrn aller Städte Deutschlands, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen; Werke, X, 539 f.

24. Prophezeungen Luthers, zusammengetragen durch Ge. Walther (1700. fol.), S. 4.

nur in einzelnen Versuchen, den Kohlenfeuern gleich, die am Abend ausgebrannt sind — dennoch aber war es eine mächtige Flamme, die daraus emporzuschlug, eine dreifache große Entwicklung, in wahrer theologischer Wissenschaft und gottseliger Erkenntniß (so daß selbst hochmüthige speculative Philosophen unsrer Tage dies Lehrgebäude als ein Meisterwerk des Geistes betrachten, dem man, als einer Pyramidalions-Natur, bloß Leben einzuhauchen brauche, damit es Alles hinrisse), in ächter historischer Forschung nach dem Maasß jener Zeit, in geistlicher Betrachtung und im geistlichen Liede, und zwar dieses letztere in den reichsten Strömen. Aus Luthers Kirchenschule ging eine Schaar geistlicher Streiter hervor, die für die Gebrechen und Mängel der Zeit ein offnes Auge hatten; die nicht pharisäisch die Gräber der Väter schmückten, während sie ihren Glauben begruben und ihre Werke verschwärteten; die, während sie im Kampfe für die Lehre kein Haar breit wichen, doch sich selbst und die Gemeinde strafen, weil man die That des Worts gar zu wenig sah, wo das Wort selbst am reichlichsten wohnte, sondern im Gegentheil manche fleischliche Mißdeutung, wie in den Tagen Israels, sich einmischte, so daß man auf die äußere Wurzel und Abstammung trogte, sich bei den äußerlichen Uebungen der Gottesfurcht beruhigte, den Glauben der Lehrer zwar unangestastet stehen ließ, aber nicht auf ihren Wandel und ihr Ende im Herrn schaute. Mit dem Abfall unserer evangelischen Kirche gingen die Strafgerichte Gottes über sie, ihre Leiden, Hand in Hand. Es ist keine trübe, melancholische Betrachtung, wenn unsere Väter im siebzehnten Jahrhundert auf das blutige Theater des dreißigjährigen Kriegs als eine Entfaltung der göttlichen Justitiae über die entartete Gemeinde hinweisen; wenn sie mitten unter diesem Kriege mit den Propheten zeugten, daß, wenn der Herr uns nicht Samen übrig gelassen hätte, dann wären wir wie Sodom und Gomorrha geworden; wenn sie unser ganzes Eigenthum in Gottes Haus damals als einen einzigen Nagel beschrieben an der heiligen Stätte, den Gott noch aus Barmherzigkeit übrig gelassen habe;²⁵ wenn sie an das Wort des Herrn vom Salze erinnerten, das, so es dünn wird, zu Nichts taugt als auf die Straße hinausgeworfen und mit Füßen getreten zu werden, erinnerten, den weltlich gestimmten Lehrern zu tiefer Beschämung, an das Wort des Heiden Diogenes, er halte Nichts von einem Philosophen, der noch nie einen Menschen habe erzürnen wollen²⁶ — wenn sie mit Joh. Val. Andrea, in seinem trefflichen Prediger-Spiegel, es allen Verkündigern des Worts und Haushaltern über Gottes Geheimnisse vor Augen stellten,

25. Joh. Schmid, in der Vorrede zu Sauberts Zuchtbüchlein (Münch. 1636), S. 120.

26. Ein ungenannter Lehrer in Sauberts Zuchtbüchlein, S. 165.

daß nur derjenige, welcher zu glauben, zu wissen, zu thun, zu leiden, zu verlassen, zu fürchten, zu besitzen bereit ist, was Niemand sonst mag noch will, werth ist, Gottes Acker zu bestellen, sein Haus zu bauen²⁷ — wenn sie mit demselben großen Lehrer, dessen Denkmal noch keine Stätte in Deutschland hat, während sich tausend andere Denksteine in den Friedgärten erheben (sein Grab ist vom Regen ausgewaschen, während sein gewaltiges, blickendes Wort nur hin und wieder ein Herz offen findet) daran erinnern, daß „von jeher die Kirche Gottes, beides Alten und Neuen Testaments, neben andern Kämpfen und Widerwärtigkeiten auch den beschwerlichen Zustand gehabt, daß sie die reine, unverfälschte Lehre und ein ehrsam, unsträfliches Leben entweder schwerlich zusammenbringen, oder doch nicht in der Länge erhalten mögen, so daß, durch Satans List, entweder bei angemäßigtem heiligen Schein die Grundveste heilsamer Lehre untergraben, oder bei Sicherheit der Lehre allerlei fleisches-Wollust und der Obern Connivenz eingeschleicht, und die Lauterkeit göttlicher Lehre mit Unlauterkeit menschlicher Sitten befudelt“²⁸ — wenn sie selbst nicht verhehlten, wie sehr der Zustand der Lutherischen Gemeinde im siebzehnten Jahrhundert dem der Kirche in Constantins Tagen, nachdem die Diokletianische Verfolgung aufgehört, ähnlich sah, da ein Eusebius klagen mußte: „Durch die ungemessene Freiheit und äußere Ruhe sind die Sitten verdorben und die Zucht erschlafft; während wir einer den andern neidisch ansehen und herabsetzen, während wir uns unter uns beißen und gegenseitig anklagen und einen innern Krieg erregen, während Verstellung im Angesicht, Täuscherei im Herzen, Falschheit in den Worten herrscht, sind wir dem gerechten Gerichte Gottes verfallen und fühlen mit Recht die Schwere der göttlichen Hand“²⁹ — wenn sie mit Joh. Meyfart, dem Verfasser des herrlichen Liedes: „Jerusalem, du hochgebaute Stadt“ und so vieler andern gefaltnen Zeugnisse, in herzzerschneidende Klage mit den Worten ausbrechen: „Unsere Kirche, die eine Jungfrau an Kraft und eine Mutter an der Nachkommenschaft seyn mußte, ach wie ist sie herabgesunken! Viele kennen zwar die Form des Glaubens, Wenige haben die Kraft und das Wesen desselben. Betrachten wir die andern Kirchen, denen wir nicht selten auffässig sind, so müssen wir, wenn wir der Wahrheit die Ehre geben wollen, gestehen, daß die meisten die unsrige durch ihre Gebete sowohl als ihre

27. Joh. Bal. Andreä, das gute Leben eines rechtschaffnen Dieners Gottes: „Da müßt ihr glauben, wissen, thun, Leiden, lassen, fürchten und ho'n, Was Niemand kann, darf, mag noch will, Und dieses alles inder Still.“ S. Herders Werke zur Religion und Theologie, X, 133.

28. Joh. Bal. Andreä, in der Vorrede zu Sauberts Zuchtbüchlein, S. 141. 144.

29. Joh. Schmid, in der Vorrede zu Sauberts Zuchtbüchlein, S. 116.

Werke, seys der Liebe oder der Zucht, übertreffen. Die Länge der Kirche im Glauben ist sehr gemindert, die Breite in der Hoffnung äußerst eingeschränkt, die Höhe in der Liebe unglaublich niedergedrückt, die Tiefe in der Demuth fast ganz zugeworfen“³⁰ — wenn sie, wie der etwas spätere Heintr. Müller, zerrissen von Schmerz, zeugen, daß was des Lebens Urstand, die tägliche Nahrung des Glaubens, die Flügel der Liebe seyn sollte, nämlich die heilige Taufe, das Predigtamt, das Sacrament des Altars, zu ebenso vielen stummen Götzen geworden seyen. Und, was wir vor Allem beachten müssen, diese Zeugnisse, womit unsere gesalbten Lehrer, gleich dem Propheten Daniel (9, 4 ff.) sich vor der höchsten Majestät, zerknirscht in Reue und Buße, niederwarfen, waren keineswegs vereinzelt, ihres natürlichen Zusammenhanges entbehrende, Stimmen — nein, sie bildeten gleichsam einen Bußaltar in der Kirche; sie erstrecken sich vom einen Ende zum andern, fangen mit Luther selbst, als der prophetischen Wurzel, an, umfassen unsere größten Lehrer insgesamt (der trefflichste unserer ältern Dogmatiker, Joh. Gerhard, der wiederum mit seiner theologischen Betrachtung als eine prophetische Gestalt in der Kirche da steht, reißet sich derselben Kampfschule an), und schließen erst mit Chr. Scriver, eben wo der Pietismus (nach seiner historischen Namengebung) eingreift. Von dieser Schaar wahrhaft christlicher Streiter ging das goldne Buch Joh. Arndts „vom wahren Christenthum“ (das, mit einer unendlich tiefen Auffassung der Art und des Kampfes des Glaubens, das Luthersche Seitenstück bildet zu der unter Thomas a Kempis Namen bekannten Schrift von der Nachfolge Christi), sein „Paradiesgärtlein“, gingen Heintr. Müllers „geistliche Erquickstunden“ (in welchen, wie in seinen übrigen Schriften, der Glaube in solcher Bewegung ist, daß man in jedem Worte das Herz klopfen, die Seele beten, die Zunge zeugen hört), gingen Chr. Scrivers „Seelenschatz“, „Siech- und Siegsbette“, „Gottbolds zufällige Andachten“, und so viele andere Denkmäler des guten Glaubenskampfes unserer Kirche hervor, die wohl mit den besten der alten Kirche sich messen können; denn nimmer standen diese so hoch, daß nicht jene Luthersche Einsicht und Tiefe zu ihnen hinaufreichen könnte. Können auch nun diese Zeugnisse über den Verlust der Liebe und die Unfruchtbarkeit der evangelischen Kirche in anderer Beziehung nicht trösten — die vielmehr einen solchen Zustand, in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, herbeiführten, daß die Kirche ganz einsam, verlassen, kinderlos dazustehen schien — dennoch haben sie die erste Liebe so geborgen, daß die Welt sie nicht ganz nedertreten konnte, haben tausend und abermal tausend Seelen erquickt,

30. Joh. Menfart, in der Verrede zu Sauberts Zuchtbüchlein, S. 133.

die über den großen Abfall seufzten, haben es möglich gemacht, daß die Kirche wiederum die tröstliche Mutterstimme des Herrn vernehmen kann: „Rühme, du Unfruchtbare, die du nicht gebierest, freue dich mit Ruhm und jauchze, die du nicht schwanger bist! Denn die Einsame hat mehr Kinder, weder die den Mann hat, spricht der Herr“ (Jes. 54, 1).

VII.

Wenn also der Pietismus sich nicht bloß an jene Klagen anschloß, nicht bloß sie sammelte, sondern meinte, kein Mittel, das die christliche Weisheit guthieß, um wiederum die Flamme der Liebe anzufachen, unversucht lassen zu dürfen, so war er in dieser Beziehung durchaus in seinem Rechte. Ueber die Beschaffenheit der Mittel und die Art und Weise, wie man sie in Bewegung setzte, konnte allerdings gestritten werden, obgleich die „Regung“, welche der Pietismus überall hervorbrachte, keineswegs ein Zeichen ist, daß die Bedingungen des Reichs Christi und der Entwicklung desselben irgendwie gekränkt wurden. Denn es muß sich regen und rauschen, wie es bei dem Propheten heißt, wenn die Todtengebeine aufstehen sollen (Ezech. 37); und dies war die wirkliche Mission des Pietismus an die Kirche, was diese auch keineswegs verkannt hat: auszurufen wie eine Posaune, daß die Stunde gekommen, wo der Herr mit seinem Weinberge rechten mußte; denn als er Trauben an ihm suchte, hatte er nur Heerlinge gebracht, und doch hatte der Herr Nichts unterlassen, was er nicht an seinem Weinberge gethan hätte (Jes. 5, 1 — 4). Es kann Nichts helfen es verhehlen zu wollen: Vieles ringsum in der evangelischen Kirche stand, unbewacht und unbeachtet, mitten unter dem Schmutze der Welt; Viel fehlte, daß sie, wie es sich gebührte, ihre Mutterarme Allen ausgebreitet und recht entgegengekommen wäre, daß sie, wie es im herrlichen Gleichnisse beim Propheten vom Erlöser heißt (und Ihn allein geziemt es ja der Kirche in ihrer ganzen Haushaltung nachzuahmen), die Heerde wie ein Hirte geweidet, die Lämmer in ihre Arme gesammelt und in ihrem Busen getragen, und die Schafmütter geführt hätte (Jes. 40, 11). Wenn also der Pietismus mit der Behauptung auftrat, daß nicht bloß der Zaun wieder aufgerichtet, sondern daß Lebenskräfte hingeleitet werden müßten, von den Strömen in Bäche und von den Bächen in die kleinsten Arme, zu den Kleinen und Verlassenen, daß die Kirche ein Herz haben müsse gegen ihre Kinder; wenn derselbe sich am liebsten in dasjenige kleidete, was grade diese reizen und herbeiziehen konnte; wenn er zeugte, daß die Gottseligkeit das Eine sey, was Noth thue und die Verheißung habe dieses wie des zukünftigen Lebens — dann übte er nur sein prophetisches Recht, und die Kirche hätte ihn so wenig abweisen oder verkennen dürfen als der Freund den Freund verachten darf, welcher seine Fehler freimüthig rügt, ja als die Seele

die Zucht des Herrn hinter sich werfen und doch seinen Bund in ihren Mund nehmen darf (Ps. 50, 16). Es ist durchaus kein Zweifel, daß der Pietismus diese Mission sowohl hatte, als sie zum Segen von Tausenden übte; es ist ganz gewiß, wie Graf Zinzendorf sagt, „daß Halle, Leipzig, Spener und Jena“ (und man könnte ja den hier angedeuteten nächsten Schauplatz des Pietismus überaus erweitern; denn er verzweigte sich über ganz Deutschland, einerseits nach Dänemark und Schweden, andererseits nach der Schweiz) „haben viel tausend Menschen von der Welt zu Gott gebracht.“³¹ Ebenso wenig darf es von uns, die wir die Blutsfreundschaft weder mütterlicher- noch väterlicherseits aufgeben dürfen, gelengnet werden, daß die orthodoxen Lehrer nicht Recht hatten, wenn sie gegen jene Klagestimmen, welche der Pietismus als das Recht seiner Berufung und als seinen Adelsbrief in der Lutherischen Kirche vorführte, bemerkten, dies gelte nur von einzelnen Gemeinden und von Einzelnen in den Gemeinden, von den Misgeburten und geilen Schößlingen, die sich überall finden müssen, wo das Unkraut neben dem Weizen steht.³² Nein, es war in der That die Meinung jener seligen Lehrer, daß der Weinberg des Herrn im Ganzen verwüstet sey; daß der Glaube unkräftig worden und die Liebe bei Vielen erkaltet sey; daß der alleredelste Schatz, welcher uns in der Kirchengemeinschaft, in der Glaubenseinigkeit und den Gnadenmitteln gegeben, Vielen ein Fallstrick geworden; daß immer weniger der wahren Wächterstimmen sich fanden, die Gottes Ruf an die Lehrer in Wahrheit vernommen hätten, daß er, so eine Seele ungewarnt stirbt, das Blut von ihrer Hand fordern wird — Stimmen, die deshalb Tag und Nacht auf der Mauer standen, das Heil und die Seligkeit ausrufend. Die orthodoxen Lehrer hatten ferner nicht Recht, wenn sie allein dabei stehen blieben, daß wir in der Kirche nicht blos Alles besäßen, was zu den Mitteln der Seligkeit und ihrem rechten Gebrauche gehört, sondern es auch in diesen geringen Tagen noch immer hätten;³³ denn das war ja die Frage, ob wir es so hätten, wie der Herr es fordert, wenn er sagt, daß wer da hat, dem solle gegeben werden, daß er die Fülle habe (Matth. 25, 29); und hätte die Antwort hierauf recht gegeben werden sollen, dann hätte wohl Mancher verstummen müssen und verstummte wirklich, sofern die Wahrheit und das Wort seine Zunge banden.³⁴

31. Graf Zinzendorfs Briefwechsel mit den Inspirirten (Jrf. 1741), S. 74.

32. G. S. Gyprians Antwort auf Arnolds sogenannte Erklärung, s. G. Arnolds Kirchen- und Rekehrhistorien, 3. Bd. (Supplementa), Schaffhausen 1742, S. 132.

33. Löschers vollständiger *Timotheus Verinus*, Thl. 1 (passim).

34. Deshalb gesteht Gyprian (l. c.), neben Löschers der ausgezeichnetste Lehrer, welcher gegen den Pietismus kämpfte, und will es gar kein Geht tragen, „daß man oft über schlechte Prediger zu klagen Ursach habe, da sie zum Grempel den Zustand

Wie gebrechlich überhaupt der Gedankengang in dieser Hinsicht bei vielen der rechtgläubigen Lehrer war, mag wohl am besten daraus abgenommen werden, daß man weder mit der Mystik Luthers und Joh. Arndts, noch mit dem Rath Luthers, Alles dasjenige freizugeben, was sich nicht gutwillig wollte binden lassen, recht vereinigen konnte. In ersterer Hinsicht führte man, entschuldigend, mit Löscher, an, Lutherus, der Deutschen Prophet, als neulich aus dem Papstthume gekommen, habe gewissermaßen seine Kleider besleckt und auf vielfache Weise unbehutsam geredet. Man vergaß aber, selbst wo man in einzelnen Punkten Recht haben konnte, daß Luthers Mystik wesentlich die des Evangeliums selbst sey, nämlich eine lebendige Entfaltung des Apostolischen Worts von der Gemeinschaft des Leidens, des Todes und der Auferstehung Christi (Phil. 3). Man vergaß, daß die Mystik nicht blos Luthers Erzieherin gewesen, sondern der springende Lebenspunkt in der Lutherischen Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben und von den Sacramenten ist; und so kam man, selbst ohne es zu wollen, dahin, der Kirche ihr Eigenthum und ihr Recht an alle demjenigen, was nicht blos bei Joh. Arndt (welchen man doch stets als ein auserwähltes Werkzeug achten wollte), sondern bei Gr. Sarcenius, Til. Heshusius, Mart. Chemnitz, Joh. Val. Andrea, Meyfart, Lütke mann, Heinr. Müller und so vielen der trefflichsten frühern und spätern Lutherischen Lehrer nach diesem mystischen Elemente irgendwie zu schmecken schien.³⁵ Und was das Letztere betrifft — unstreitig die schwächste Seite des Kampfes der Orthodogie — so verkehrte man gar zu sehr mit weltlichen Mitteln, pochte auf den Beistand der Obrigkeit und gab die Kirche so je mehr und mehr einer fremden Gewalt in die Hände, obgleich der Pietismus allerdings, trotz seiner Scharfsichtigkeit im Einzelnen, derselben Schwäche

ihrer anvertrauten Zuhörer nicht ängstlich untersuchen, nicht sehen, wie sie im Glauben und der Liebe wachsen oder abnehmen, wie sie nicht alle überein, nicht dieses Jahr eben wie im vorigen zu tractiren seyen; daß diesem in Erkenntniß Gottes, einem andern in der Lehre von der Verleugnung sein selbst müsse zu Elatten gekommen werden; daß oft mehr Menschenwerk, Emblemata, Similia und dergleichen Dinge in der Predigt nach menschlicher Kunst und Weise vorkommen, als das kräftige Wort Gottes; daß oft mehr unnöthiger Eifer wider die Regier, als wider die Sünden, die der größte Hauf im Bufen hat, ausgestoßen wird; daß man oft unnöthig mit Griechischen, Lateinischen und Rabbinischen Zeugnissen um sich wirft; daß die Katechismus-Examina, womit das Meiste in göttlicher Gnade auszurichten wäre, meistentheils sehr schläfrig getrieben werden, und man mit unempfindlichem Recitiren der Worte oft vergnügt ist; daß ein großer Haufe der Zuhörer ex opere operato zur Kirche gehe, und, wenn er den Sonntag gefeiert zu haben beweisen will, spreche: ich bin heute zwei Mal in der Kirche gewesen; daß in den Kirchen viel Schläfer, viel Wäscher, viel unruhige Leute, die mehr auf den Schmuck ihres Adensacks, als auf die Zierrath der Seelen bedacht seyn; endlich daß man hoch verbunden sey, dahin zu gedenken, wie man dieser großen Macht des ungöttlichen Wesens Abbruch thun möge, und daß ein großer Segen zu hoffen sey, wenn man die Sache recht angreifen wolle.“ S. Gottfr. Arnolds Kirchen- und Regierhistorie, III, 131.

35. Löschers vollständiger *Timotheus Verinus*, I, S. 30—39.

sich schuldig machte.³⁶ Man wunderte sich höchlich, daß Luther habe sagen können: „Absolution ist eine große Gabe Gottes; doch kann und soll man, gleich als zu dem Glauben, Niemand dazu zwingen, sondern Jedermann fürhalten das Evangelium und vermahren zum Glauben, doch den freien Willen lassen zu folgen oder nicht zu folgen. Es sollen alle Sacramente frei seyn Jedermann; wer nicht getauft seyn will, der lasse anstehen; wer nicht will das Sacrament empfangen, hat sein wohl Macht; also wer nicht beichten will, hat sein auch Macht vor Gott“ — und wußte nicht anders sich aus der Verlegenheit zu helfen, als mit der Bemerkung: dies Wort sey im ersten Kampf Luthers wider die Papisten geschrieben; „er habe es da gemacht wie einer, der einen krummen Stoch gleich machen will, nämlich er bieget ihn krumm auf die andere Seite, nicht daß er dorthin krumm bleiben, sondern daß er ins Mittel treten soll.“³⁷

VIII.

In allen diesen Beziehungen hatte der Pietismus Recht und stand als ein mächtiger Kämpfer auf dem Wahlplatze. Wenn er nun aber ferner, nicht über seinen Ausgang zweifelhaft, sondern mit Macht in die Eile der Zeit hineingezogen (denn schon damals gewann es den Anschein, als ob die Zeit nicht mehr Zeit habe), den Schluß wider die orthodoxe Kirche formirte und mit aller Macht zu erhalten strebte: Dort kann unmöglich der Herr seyn, wo man entweder gar keine oder nur eine schwache Bezeugung seines Geistes hat; wo man mehr die Gefäße der Gnade, als ihren Inhalt festhält; wo die Liebe weder zieht, noch eint, noch trägt; wo ungeistliche Hülfsmittel und Vertrauen auf des Fleisches Arm mitgenommen werden; wo der Dienst am Worte lau und verdrossen geführt wird — dort kann der Herr nicht seyn, weil nur die der Geist Christi treibt, die sind Gottes Kinder — wenn der Pietismus, sage ich, praktisch diesen Schluß zog, und als den sprechenden Gegenbeweis, als den Beweis des Geistes und der Kraft, stets die engern Kreise zur Uebung des gottseligen Lebens (*collegia pietatis, ecclesiolae in ecclesia*) ins Feld führte — dann war sein Auge geblendet, und ohne Zweifel ist diese Verkenntung der verborgenen Wirksamkeit des Geistes Gottes,

36. Doch verhält dies sich keineswegs so, wie Stahl („die Kirchenverfassung nach Lehre und Recht der Protestanten. 1840“, S. 22 ff.) die Sache darstellt, daß der Territorialismus eigentlich die Kirchenverfassungs-Theorie sey, welche der Pietismus mit Nothwendigkeit aus seinem Schooße habe herausgebären müssen, und daß dieses System ebenso die äußere, wie der Pietismus die innere Auflösung der Kirche herbeigeführt. Der Territorialismus, der übrigens sich nur an den Pietismus anlehnte, ist ein nothwendiges Mittelglied in der Entwicklung der Kirchenverfassung zur Religionsfreiheit, welches, wie ich glaube, in meiner Kritik über die genannte Schrift Stahls (Zeitschrift für die Lutherische Theologie, 1841, II, 131 ff.), mit Evidenz nachgewiesen ist.

37. Cyprian, Antwort auf Arnolds Erklärung, I. c., S. 139.

während man sich doch selbst vor Allem auf die Verborgtheit als das wahre Kennzeichen des innern Lebens berief, das erste große Grundgebrechen des Pietismus. Was nun aber jene Conventikel selbst betrifft, welche, an und für sich betrachtet, gewiß mit Unrecht den orthodoxen Lehrern ein Dorn im Auge waren,³⁸ so ist es ja einerseits wohl bekannt, daß Speners Gedanke mit diesen Privatversammlungen die Verwirklichung des Apostolischen Worts war: „Lasset das Wort Christi reichlich unter euch wohnen in aller Weisheit; lehret und vermahnet euch selbst mit Psalmen und Lobgesängen und geistlichen lieblichen Liedern, und singet dem Herrn in eurem Herzen“ (Col. 3, 16), und daß nach seinen „frommen Wünschen“ stets Lehrer, die vom Geiste Gottes getrieben, dabei gegenwärtig seyn und diese Versammlungen leiten sollten,³⁹ — so wie andererseits, daß trotz dem (als eine natürliche Folge davon, daß man zu wenig Gewicht auf die Reinheit der Lehre legte) sehr bald nicht bloß einzelne Ausartungen zum Vorschein kamen, sondern daß der Pietismus (was die Hauptsache ist) je mehr und mehr die „Erweckung“ als die einzige Form des Lebens aus Gott auffaßte, und einen jeden, der dieses Siegel nicht aufweisen, ja der es nicht bis auf die ersten Regungen und Kämpfe der Seele zurückführen konnte, als außerhalb des geistlichen Israels und seiner Verheißungen stehend betrachtete. Es ist unglaublich, sowohl wie viel wahre Gottesfurcht dadurch verschüttet, als wie der Heuchelei dadurch vollkommene Nahrung geboten wurde, so daß es uns nicht befremden darf, daß Viele, ohnehin von Natur zum Welt-sinn und zur fleischlichen Betrachtung geneigt, die stets geringe Gestalt der Kirche mit diesem mit Fleiß aufgesuchten Aergernisse verwechselten.⁴⁰ In nothwendiger Verbindung hiemit stand das Verhältniß des Pietismus im Ganzen zu den Symbolen der Kirche, welches schon bei Spener insofern nicht das normale war, als er die Symbole bloß als Schranken betrachtete, welche die Noth und Bedrängnisse der Zeit hervorgerufen,⁴¹ bei seinen Freunden aber zum Theil zu einer Auflösung

38. Cyprian, Antwort auf Arnolds Erklärung, I. c., S. 135.

39. Speners *Pia desideria* (Hrtf. a. M. 1680), S. 98 ff.

40. Zu diesen gehörte in den sinkenden Tagen des Pietismus Joh. Sal. Semler. Höchst lehrreich ist das Gemälde, das er vom entarteten Pietismus entwirft, zu welchem er selbst eine lebendige Opposition zu bilden sich vorsehte. Man weiß aber, wie kümmerlich diese, geistlich betrachtet, war, und wie trotzdem Semler in seinen häuslichen Verhältnissen noch immer ein pietistisches Gepräge bewahrte; wie auch seine Kritik vom Standpunkt des Nützlichen und Fruchtbaren im Grunde jenem von ihm verworfenen Standpunkte angehörte, und wie er zuletzt, in seinen alten Tagen, so einschrumpfte, daß er nur mit aller Macht die geheimen Naturkräfte, im Gegensatz zu den verborgnen Geisteswirkungen, festhalten zu müssen glaubte. Was jenes (zunächst den Charakter der pietistischen Kreise in und um Saalfeld in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts) betrifft, s. Semlers Lebensbeschreibung, von ihm selbst abgefaßt (Halle 1781), I, S. 28 ff.

41. Unsführlieh ist Speners Verhältniß zu den Symbolen unserer Kirche dar-

des Lebensgeistes der Kirche, der im Bekenntnisse befaßt ist, umschlug, so daß man, wie Gottfr. Arnold, die lebendige Eingebung an dessen Stelle setzte (gleichsam als ob „das Bekenntniß des Mundes zur Seligkeit“ ohne „den Glauben des Herzens zur Gerechtigkeit“ sein könnte; Röm. 10, 10), und nicht selten auf die Streiter der Kirche loszuschlug, als ob es lauter Miethlinge wären, welche der Gemeinde Gottes die Ruhe der Seelen und die freie Erbauung misgönnten.⁴² Doch mag man sich wohl hüten zu glauben, daß dasjenige System von Irrthümern, das man an den Namen des Pietismus anheftete, wirklich in solchem Zusammenhange bei irgend einem einzelnen dieser Zeugen sich fand oder überhaupt mit Nothwendigkeit aus dem Grundgedanken entsprang, wovon das ganze Zeugniß getragen wurde. Ein Theil davon ist der gar zu scharfen Beleuchtung und der Verkennung der Herzwurzel, die wie eine jede Wurzel etwas Erdartiges an sich hat, zuzuschreiben; ein anderer deutete auf eine mehr gesuchte als gesunde, vollständigere dogmatische Entwicklung hin, so daß in einzelnen Fällen — auch abgesehen von den neuen Bruchsteinen — der Pietismus demjenigen, was später sich im Licht der Kirche entwickeln sollte, die Fackel vortrug.⁴³ Immer aber stand noch der größere Drittheil zurück, dasjenige nämlich, woran der Pietismus, als solcher, eigentlich erkennbar ist, was also die Orthodogie mit göttlichem Recht niederkämpfte; denn ohne dies wäre der wahre Kirchen-Begriff nicht gerettet worden. Wir glauben dieses in zwei Sätzen fassen zu können, dem einen: daß die Lehre (ja selbst die Gnadenmittel in einem gewissen Verstande) erst durch das Hinzutreten der Frömmigkeit geistlich geweiht würden; dem andern: daß das Amt des Wortes selbst weltlich würde, wenn die Verkündiger weltlich gesinnt wären.⁴⁴ Hier wurde, und gewiß mit Recht, der schwerste und ernsteste Kampf gekämpft; hier konnte die Orthodogie kein Haar breit weichen; denn es war das Herzblatt der Kirche, die Stiftungen unseres Herrn Jesu Christi, die sie zu vertheidigen hatte; hier mußte der Pietismus

gestellt und geprüft in meiner Schrift: „Historisch-kritische Einleitung in die Augsburger Confession (Dresden 1841), S. 142 ff.

42. So steht bekanntlich ein großer Theil unserer ältern Lutherischen Lehrer bei Gottfr. Arnold in seiner „Unpartheiischen Kirchen- und Akerhistorie“, einem Werke, das trotzdem der erste Versuch einer in Wahrheit lebendigen Auffassung der Kirchengeschichte und Zusammenfassung aller dahin gehörigen Momente ist; und das außerdem (durch Benützung vieler frühern Zeitschriften, Briefsammlungen und personell bitterischen Aufzeichnungen aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert) einen bedeutenden, sonst verloren gegangenen Schatz gerettet hat.

43. Dabin gehört z. B. die Streitfrage über das Verhältniß des Fundamentellen und Seligmachenden. So wird kaum Jemand leugnen, daß in der Art und Weise wie Hedinger (s. Löschers *Timotheus Verinus*, I. 171) in Bezug darauf die ungetauften Kinder und die Heiden zusammenstellt, ein dogmatischer Wink zur Entscheidung jener Frage liegt, der benützt zu werden verdient.

44. S. Löschers *Timotheus Verinus*, I, 91 ff.; 193.

sich in den Staub beugen und seinen Sieger in dem erkennen, der nicht nach Würde oder Verdienst des Menschen, sondern nach der Kraft und Mündigkeit seines Worts fragt.

Es war in der That ein großer Kampf, der so gekämpft wurde, groß vor den Augen des Geistes, welcher die Kirche nach dem Bilde Jesu Christi gestaltet und von ihren Gebrechen reinigt — groß und ausgebreitet auch in den äußern Lebensverhältnissen. Die ganze Kirchenwelt war pietistisch oder antipietistisch; bis in die fernsten Lande wurde durch die protestantische Mission, welche eben damals die ersten kräftigen Flügelschläge entfaltete, das verschiedene Panier hingepflanzt. In Europa schien es jedoch, als ob die angezündete Flamme von selbst erlöschen wollte, nachdem das Feuer der Liebe ausgebrannt war; die Orthodogie schien in fruchtlosem Kampfe zu Grabe getragen zu werden, und der Pietismus, durch das ungehörliche Gewicht, das er auf das Leben legte, so wie durch seine übrigen Gebrechen, in den Naturalismus untergehen zu müssen. Keins von beiden fand indeß Statt. Der Pietismus selbst mußte die geläuterte Orthodogie ins Leben zurückführen, und die Orthodogie ihrerseits die unvergänglichen Keime bewahren, welche auch im Pietismus lagen. Bevor wir aber dies erkennen können, ist noch ein anderer Proceß zu beschreiben. Es ist der der Auflösung.

IX.

Schon früher fanden wir Gelegenheit zu bemerken, wie die ganze Zeit im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts nach frischen geistlichen Lebenskräften schmachtete; der ganze Pietismus war ja eigentlich ein großer Ruf an die Zeit: „Pflüget ein Neues, und säet nicht unter die Hecken“ (Jerem. 4, 3). Allein das Streben der Zeit hielt sich nicht in diesen Schranken; das Mißvergnügen mit der Kirche bildete sich einen Körper an; die zitternde Bewegung ward zu einer gewaltsam losbrechenden; das anti-orthodoxe Zeugniß ward zur Separation. Die Separation aber konnte sich nirgends in den alten Kirchenpfaden bewegen; sie forderte ein absolut Neues, eine unmittelbare Begeisterung. Alle diese Bewegungen lagen an der Grenze des Pietismus, so daß man oft versucht werden könnte, beide mit einander zu verwechseln, weil beide „die geistliche Regung und Erweckung“ als die Fahne aufpflanzten; allein der Unterschied kann sich dem schärfer Sehenden nicht verbergen: auf der einen Seite bewahrte man die Wurzel noch, auf der andern nicht. Doch wollen wir auch den letztgenannten Regungen nicht allen geistlichen Gehalt absprechen; manche von denen, die so ausgingen — Propheten, die da liefen, ohne daß der Herr sie gerufen hatte — wurden dennoch von einer tiefen Sehnsucht nach dem ewigen Leben getrieben;

daber die sonderbare Erscheinung, daß mehrere der pietistischen Lehrer an den hohen Schulen (Joh. Mich. Lange in Altorf, Joach. Lange in Halle) sich mit Wärme und Eifer ihrer Sache annahmen. Es war nicht Alles gemaltes Fener oder Zunder der Eigenwilligkeit; Allen aber fehlte die kirchliche Begrenzung und die von der Schrift gebotene Prüfung der Geister. Deshalb, obgleich wir genöthigt sind, hier ein Scheidungszeichen zu setzen, können wir uns doch nicht wundern, daß Bewegungen, so unklar in ihrem Ursprunge, so wenig geleitet in ihrem Fortgange, hie und dort zur Fleischelust und Unflätigkeit ausschlugen, die gar zu leicht den Schein und die Farbe des Geistlichen annehmen. Allein den Lehrern beider Richtungen, den pietistischen wie den orthodoxen, gab es hier Viel zu bedenken; und zwar, je ernster sie es mit der Sache des Reichs Gottes meinten, desto eher mußten sie in einem Punkte zusammentreffen, in der Anerkennung der ganzen derartigen Bewegung als einer Heimsuchung Gottes über die Kirche. Es war dies der Punkt, wo die Orthodorie selbst, so zu sagen, pietistisch und der Pietismus seinerseits orthodox ward. „Gott selbst,“ sagt Lösscher, „hat uns diese Sichtung des Weizens zugesandt; es könnte sonst leicht mit unserer Gemeinde dahin gekommen seyn, daß man uns mit Recht vorgeworfen hätte, was man den Papisten und Calvinisten vorwirft, daß sie das Eine in ihrer Confession und ein ganz Anderes bei den Kranken, Sterbenden und Angefochtenen lehren.“⁴⁵ „Es ist,“ sagte der ausgezeichnete reformirte Lehrer Joh. Jac. Hottinger, „eine Stunde der Versuchung über die ganze evangelische Kirche gekommen — diese Scharen, die da laufen, ohne berufen zu seyn.“⁴⁶ Gewiß, es war eine ernste Stunde; die Wellen gingen so hoch, daß viele aufrichtige Jünger rufen mußten: „Herr, hilf uns, wir vergehen!“ Die Gebrechen sowohl des Pietismus als der Orthodorie waren unverkennbar; deshalb erlaubte es der Herr, daß beide auf einmal in diese Prüfung hineinkamen, damit beide erfahrungsmäßig lernen möchten, wie Wenig menschliche Kräfte hier vermögen.

Als ein höchst merkwürdiges Zusammentreffen (damit wir blos mit einem Worte andeuten, wie lehrreich uns die ganze scheinbar verworrene Entwicklung werden kann) haben wir es gewiß anzuerkennen, daß, was man im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts in den Schulen der sogenannten „Inspirirten“ als den letzten Nothanker, als die rettende Planke vor dem allgemeinen Schiffbruch ergriff — die Behauptung, daß, solle die Christenheit genesen und die Kirche zu irgend einer in der

45. Lösscher's *Timotheus Verinus*, I, 34.

46. Joh. Jac. Hottinger's Versuchungsstunde über die evangelische Kirche durch neue selbstlaufende Propheten. Zürich 1717.

Welt kennbaren Gestalt wiederkehren, dann müsse der Herr nicht bloß prophetische und apostolische Kräfte, sondern Propheten und Apostel selbst erwecken — daß diese Behauptung, sagen wir, im vierten und fünften Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts nicht bloß in einer ansehnlichen Schule in England laute Verkündiger,⁴⁷ sondern selbst unter Deutschen evangelischen Theologen,⁴⁸ warme Freunde gefunden hat, die hierauf nicht bloß die Möglichkeit einer wahren Union, sondern überhaupt die Möglichkeit einer wahren Kirchenerneuerung gründen. Beides — unangesehen, wie verantwortlich und unverantwortlich diese Behauptung sey (nur eine tiefere Ergründung der Schriftlehre von der zweiten Zukunft des Herrn vermag darüber zu entscheiden) deutet doch offenbar darauf hin, wie groß jetzt die Noth der Zeit, wie ernst Gottes Ruf an sie ist, und wie bereits seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts die Stunde immer näher kommt, da, nach dem Ausspruche des Herrn, in den Irrthum, wo es möglich wäre, werden verführt werden auch die Auserwählten (Matth. 24, 24).

I.

Jene Noth der Zeit, von welcher wir zunächst reden, des Anfanges des 18. Jahrhunderts, gab sich auch recht klar in den verworrenen Gestalten zu Tage, worunter die Lehre vom tausendjährigen Reich oder der endlichen Offenbarung des Friedens Gottes auf Erden bei Joh. Wilh. Petersen⁴⁹ und Andern, die eine ähnliche Richtung verfolgten, auftrat. Unleugbar hat Petersen große exegetische Massen umgewälzt und es finden sich mehrere Goldkörner in seinen Schriften; auch kann eine gründliche Untersuchung der Lehre von den letzten Dingen kaum von ihm absehen. Allein, außer der groben Verirrung in der von ihm aufgenommenen Lehre von der Wiederbringung aller Dinge (die so weit entfernt ist, wie er meinte, die Krone des Evangeliums zu bilden, daß sie vielmehr die festesten Fundamente desselben zum Wanken bringt), war er weit auf den Weg der falschen Unmittelbarkeit hineingekommen, lebte, wie wir wissen, mit seiner mehr als gleichgestimmten⁵⁰ Gemahlin, Jo-

47. Irving (the Caledonian preacher), welcher zu seiner Zeit (1825 ff.) so viel Aufsehen in London machte, hat bereits dieselben Grundsätze angedeutet und ist wohl mit Recht als der Träger der ganzen Richtung anzusehen. Carlyles Theorie ist u. a. in seinen „*Moral phenomena of Germany*“ (Lond. 1843) dargestellt.

48. Besonders Heint. Wilh. Jos. Thiersch. S. dessen: „Vorlesungen über Katholicismus und Protestantismus. I—II. Erlangen, 1846.“

49. J. W. Petersen war zu Osnabrück 1649 geboren, ward zuletzt, nachdem er verschiedene Professor- und Predigtkämter bekleidet, 1688 Superintendent zu Lüneburg, verlor dieses Amt 1692 und lebte seine übrigen Tage als Privatmann auf seinen Gütern in der Nähe von Zerbst und Magdeburg († 1727).

50. Die Uebereinstimmung ging nämlich, wie sie selbst in ihrer Lebensbeschreibung erzählt, so weit, daß oft, wenn sie eine Reihe von Gedanken über die Offenbarung gehabt und diese niedergeschrieben hatte, wunderte sich ihr Gemahl, daß dasselbe

haune Eleonore von Merlau (übrigens einer ersten, hochbegabten christlichen Frau) in Gesichten und Offenbarungen⁵¹ deren Beschaffenheit er, so wenig wie sie, nach der Schrift prüfte, sondern vielmehr als eine geistreiche Einleitung und einen Schlüssel zur Schrift ansah.⁵² Der Pietismus schied sich von seinen Gesichten (so sehr auch Anfangs Spener und dessen Freund, der Licentiat Schüz,⁵³ seine warme Gottesfurcht geschätzt hatten); ebenso wenig aber kann es als Einleitung zu den geistlichen Erschütterungen, die im Separatismus und dem Treiben der Inspirirten zu Tage traten, betrachtet werden. Er stand als ein Einsiedler im Protestantismus, so wie er denn auch in tiefer Abgeschiedenheit seine Tage beschloß.⁵⁴

Denn jene Erschütterungen, welche der Pietismus sowohl als die Orthodoxie nöthigten über sich hinauszugehen und ihr Wesen zu suchen, stammten von Frankreich her. Die Cevennerkriege, die Heldenthaten und der blutige Fanatismus der Camisarden waren die Wiege derselben. Es ist bekannt, wie man am Hofe Ludwigs XIV. ein Volk behandelte, welches für die Religion und den Herd seiner Väter mit Verzeiwung kämpfte; wie der schändliche Lamoignon de Baille, der Intendant von Languedoc — dessen Wahlspruch: „stets bereit, nie verlegen“ ihn völlig charakterisirt — mit kaltem Blute Scharen von Unschuldigen dahinopferte; wie selbst das zartere Geschlecht — unter andern die berühmte Mad. Sévigné — von diesen Hinrichtungs-Szenen als von einer angenehmen Abwechslung mit Liebes-Intriguen und Stadtmeynigkeiten, als von einem leuchtenden Beispiel sprach, mit wie vollem Recht diejenigen den Hals verwirkt hätten, die ihren Glauben der Obrigkeit nicht verkaufen, sondern ihn lieber mit ihrem Blute besiegeln wollten.⁵⁵ Kein Wunder also, daß jenes Volk in seinen Bergflüssen und tiefen Thälern einen Ausrottungskrieg organisirte; kein Wunder, daß die Flamme auf den Bergen in Blut getaucht war, und daß sie nicht eher die Waffen niederlegten, als der Thron selbst wankte, und man mit den tief Verachteten wie mit einer siegreichen Macht unterhandeln

durchgängig mit dem harmonirte, was Gott ihm zu vertheilen gegeben, und was er gleichfalls, zu derselben Zeit, ausgezeichnet hatte. S. Leben der Joh. Eleon. Petersen (1719); S. 56 ff.

51. Das erste dieser Gesichte war das, welches das Fräulein Rosamunde Juliane von Affeburg hatte, mit welcher Peterien 1691 bekannt geworden war, und deren prophetische Sendung er in einer eigenen Schrift vertheidigte.

52. Leben der Frau Joh. Eleon. Petersen, S. 59 ff.

53. Der Verfasser des Meisterliedes: „Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut.“

54. Höchst merkwürdig sind die Gedanken der Frau Petersen über die Bedingungen einer wahren Union zwischen den Lutheranern und Reformirten. S. ihre angeführte Selbstbiographie, S. 63 ff.

55. Coquerel *Histoire des églises du désert chez les Protestans de France* (1811), Tome I, p. 76 f.

mußte (1704). Allein was man erwartete und vorbedingte, daß der Hauptanführer, Cavallier, mit seinen, zuletzt organisirten, Truppen und den übrigen Schwärmen nach Spanien, um im Successionskriege dort eine Compagnie zu bilden, gehen sollte, geschah doch schon aus dem Grunde nicht, daß der eine Patheihäuptling bald den andern ablöste, und das Mißtrauen, welches zuerst das Volk zur Verzweiflung getrieben, es jetzt zum Troß trieb. Sie betrachteten sich selbst anfänglich als die Propheten Languedocs, Vivarés, Dauphinés, nachher als die Propheten Frankreichs und des gesammten Europas. 1706 begannen Cavallier und Elias Marion einen abentheuerlichen geistlichen Kreuzzug. Zuerst traten sie in London auf, und waren im Anfange mit den Quäkern gute Freunde; als man ihnen dort aber den Rückenkehrte (das reformirte Consistorium in London erklärte ihre Gesichte und Weissagungen für falsch) zogen Marion und Allut, vom Geiste getrieben, wie sie sagten, nach dem, ihrer Ansicht nach, jungfräulichen Deutschland. Vor allen Berlin und Halle (1710), dann aber Leipzig, Erlangen, Regensburg, Wien waren die Schauplätze ihres „Kärmgeschreis zur Warnung der Völker“ (1712). Doch meinten sie, auch hiebei nicht stehen bleiben zu dürfen, bis sie die Erbfeinde der Christenheit, den Türken und den Papst, angegriffen. In der That waren sie in Rom und Constantinopel; hier aber, wie überall, zersplitterten sie sich selbst, weil sie weder die Wege, noch die Frucht des Geistes kannten.⁵⁶ Doch rühmten sie sich dieses vor Allen und zugleich der Kräfte des Geistes. Ordnung wollten sie halten; deshalb theilten sie bereits in London (1709) selbst ihren Schwarm in „zwölf Stämme Israels“ ein, und gaben jedem einzelnen Begeisterten einen biblischen oder biblisch geformten Namen, welcher der Art und Weise seiner Begeisterung entsprechen sollte.⁵⁷ Während ihr Gottesdienst durchaus Quäkerisch war (Convulsionen, unmittelbare Eingebungen, angeblich prophetische Donnerstimmen, aber auch hinreißende Psalmen waren die wesentlichen Elemente desselben), suchten sie doch auf der andern Seite, die ganze Bewegung in ein System zu bringen und so die Nothwendigkeit derselben darzuthun. Sie beriefen sich darauf, die Inspiration sey ja eine Geistesgabe, die der Herr zur Erbauung seines Leibes, der Gemeinschaft der Heiligen, zur Vermahnung und zum Trost gesetzt habe; es sey noch keineswegs das Ziel erreicht, welches der Apostel der ganzen Gemeinde Christi setze, nämlich daß alle hinankommen zum Maasse des vollkommenen Alters Christi (Eph. 4, 13); folglich mußten auch alle

56. Vgl. Schlegel Kirchengeschichte des 18. Jahrhunderts; Mosheim vollst. Kirchengeschichte, VI, 2, S. 1040—1052.

57. Coquerel *Histoire des églises du désert*, I, p. 93 f.

Mittel in Bewegung gesetzt werden, um dahin zu gelangen; namentlich aber in diesen dunkeln und schweren Tagen, wo der eine Theil der Christenheit dahin, der andere dorthin ziehe, und selbst die Lehrer im höchsten Grade uneins seyen, da sey eine solche unmittelbare Gewißheit, wie die, welche die Propheten schenkten, nicht nur wünschenswerth, sondern nothwendig; man könne es unmöglich mit Gottes Güte und Weisheit vereinbar finden, daß er die ganze Fülle des Geistes einer Gemeinde zugetheilt, und je mehr der Kampf der Kirche sich entwickele, je schwerer er werde, es an der nöthigen Rüstung und an Streitkräften habe fehlen lassen. — Allein es ging ihnen mit ihrem System der Prophetie wie mit ihrem Versuch Todte zu erwecken; der große Prüfstein der Sendung: „Wenn der Prophet redet im Namen des Herrn, und wird Nichts daraus, und kommt nicht, das ist das Wort, das der Herr nicht geredet hat; der Prophet hat es aus Vermessenheit geredet“ (5 Mos. 18, 22), ging ihnen in dem Grade ab, daß sie zu der, alle geistige Gewißheit, geschweige denn alle Weissagung, aufhebenden Hypothese ihre Zuflucht nehmen mußten: daß Gott nämlich es zulasse, daß die Weissagungen willkürlich und trüglisch, während sie doch in ihrem innersten Wesen wahre Weissagungen seyen.⁵⁸ In diesem wie in jenem Falle wurden sie zu Schanden, weil sie nicht sich unter das Wort beugen, sondern das Wort nach ihres Herzens Meinung deuten wollten.

II.

Der durch diese Bewegung ausgestreute Same mußte um so fröhlicher aufgehen, als er dort einer ganz verwandten Richtung begegnete und sich zum Theil auf denselben Grund stellte. Verfolgung und Märtyrerkthum gaben einen verstärkten Anspruch auf Aufmerksamkeit; die Hugenottische Gemeinde mußte als ein mit Blut gedüngter, mit Frucht beschwerter Palmbaum erscheinen.⁵⁹ Ernstere Menschen hatten die Nothwendigkeit der wahren Befebrung erkannt; immer mehr gewann es den Anschein, und an vielen Orten war es wirklich so, daß die Geistlichkeit weit mehr das Schiefe bekämpfen, als selbst das Rechte ergreifen wollte, wodurch allein der Schade Israels hätte geheilt werden können. Hieraus entstand die geistliche Regung in Deutschland, die auf allen Punkten den Severnischen Propheten entgegenkam; die Gottesfurcht war genöthigt, einen idiotischen Charakter anzunehmen, weil die Kirche gar zu sehr den Charakter des Staats angenommen und sich gar zu wenig die unverilgbare Kreuzfarbe des Reiches Christi angelegen seyn ließ.

58. J. M. Heinecius Prüfung der sogenannten neuen Propheten (Halle; 1715. 4.), S. 193 ff.

59. „Der sprossende Palmbaum“ (Cöln, 1694) heißt eine der bekanntesten größten Schriften aus jener Zeit über die Verfolgungen der Hugenotten.

Allein unter den Dienern der Kirche waren selbst manche, die, durch dieses „Geschrei der Unmündigen“ aufgeweckt, fast mit ängstlicher Hast sich bestrebten, jener Bewegung Recht widerfahren zu lassen. So waren es bei einem Prediger in Magdeburgschen, Victor Christoph Luchtfeld, die Dienstmägde, welche durch angebliche Offenbarungen in Träumen ihren Seelsorger aufschreckten; er ward des tiefen Verderbens inne, schrieb Briefe an die Gutsheeren ringsum, sie in des Herrn Namen beschwörend, daß sie sich der armen Seelen annehmen sollten, eilte mit Angstgeschrei von einer Gemeinde zur andern, trat in mehreren (wie in Halle) zum Zeugnisse gegen das laue Wesen auf, und ward endlich als ein Störer des Gottesdienstes in Berlin festgenommen und seines Amtes entsetzt. Im Sturme aber war er von der Richtigkeit seines Glaubens abgekommen, und nahm eine Menge irrthümlicher Sätze (wodurch er besonders die Kraft der Sacramente angriff und verächtlich redete vom Bekenntnisse so wie von der Gültigkeit des Verdienstes Jesu Christi) in sein Zeugniß von der „Bekehrung der Väter zu den Kindern“ auf;⁶⁰ doch war er, wie Jung von ihm zeugt, „ein Boanerges, ein Mann, der gewaltig predigte, mehr als die Ohren der Zärtlinge es vertragen konnten.“⁶¹ — Anderswo war es ein übrigens stiller Mann, wie der Notar zu Erlangen, Johann Adam Rabe, der durch Schrift wie durch Rede gegen die Entartung der Zeit zu Felde zog; bald erweckt er einen geborenen Heidelberger, der als Soldat ein ruchloses Leben geführt, den Sporergeßellen Joh. Georg Rosenbach, zur Erkenntniß seiner Sünden. Rosenbach durchwandert als Bekehrungsprediger die Schwäbischen und Fränkischen Städte (1701 ff.), beschreibt „die guadenreiche Geschichte seiner Bekehrung, wie der Herr ihn als ein verirrtcs Schaf gefunden“ (1701); die Prediger, selbst Schlosser in Heidelberg, von dem er confirmirt war, predigen gegen ihn als einen „Verstörer Israels“; er seinerseits stellt sie als Pharisäer dar, die selbst in das Himmelreich nicht hineinkommen, und die hinein wollen, lassen sie nicht hinein. Er wird öfters eingestekt und kommt wieder auf freien Fuß; man confiscirt seine Bücher; er wird vors Consistorium in Heidelberg gestellt (1704), wo einer der Examinatoren ihn belehrte, „die Bergpredigt gehe nur die Pharisäer der damaligen Zeit an, und man könne es keineswegs für eine allgemeine Pflicht ansehen, seine Feinde zu lieben.“ Der Prediger Storr, der vor allem die Ehre des Ministeriums gegen diesen „Dieb im Schaffstalle“ retten wollte, erhob seine Stimme gleich einer Posanne, und erinnerte die

60. So heißt diejenige seiner Schriften, welche am meisten Aufsehen machte und nicht ohne Wirkung blieb (1729. 4.).

61. Jung's Schriften, VI, 83. Schlegel Kirchengeschichte des 18. Jahrhunderts; Mosheim, VI, 2, S. 1073 f.

Obrigkeiten, „daß sie die Säugammen der Kirche seien, und wenn sie nicht darüber wachten, daß die Milch des Evangeliums lauter bleibe, wenn sie Rosenbach dieselbe mit Gift vermengen ließen, werde der Herr an jenem Tage es von ihnen fordern.“ Rosenbach triumphirte; in Altorf gab der Professor Joh. Michael Lange, nachdem er „sein ganzes Beginnen vor Gottes Angesicht geprüft,“ ihm das ehrenvollste Zeugniß, und scheute sich nicht, nachdem man ihm eine geschärfte Bestätigung der symbolischen Bücher vorgelegt, die er abwies,⁶² zur Besiegelung seines Zeugnisses sein Amt niederzulegen.⁶³

Derselbe Kampf zwischen der lebensvollen Schwärmerei, die blos die Erweckung der Buße betonte, und der fränkenden Orthodorie, welche vor der Mündigkeit des hellen göttlichen Worts erschraf,⁶⁴ begegnet uns bei dem gleichzeitigen Meißner Joh. Tennhardt (aus Pögnitz gebürtig). Weltliches Gut, das er als Handwerker in Nürnberg erworben,⁶⁵ konnte sein Herz nicht mehr erfüllen; er glaubte einen göttlichen, an ihn ergangenen Ruf vernommen zu haben (1704) und zog als „Cancellist der himmlischen Majestät“ aus (ein Ehrentitel, den, wie er versicherte, Gott selbst ihm auferlegt habe), predigte sowohl mündlich als durch Schriften, die noch in unserm Jahrhundert wieder aufgelegt worden sind,⁶⁶ ward durch wiederholtes Gefängniß in Nürnberg nicht gebrochen, starb aber doch im Verborgenen 1720 in Cassel, wo sein Freund und Anhänger, Tobias Gisler (ein Jurist, der später Schullehrer ward), ihm ein Denkmal errichtet hat.⁶⁷

Unter allen denjenigen⁶⁸ aber, die also Geist im Worte und Ernst im Leben verlangten, ohne sich an die Erstgeborene des Worts, die Kirche des Herrn, und ihre geringe Gestalt anschließen zu wollen, hat ohne Zweifel Ernst Christoph Hochmann (aus Hochenan im Rineburgischen), die eingreifendste Wirkung geübt. In Holland scheint er, als wandernder

62. Schlegel Kirchengeschichte des 18. Jahrhunderts; Mosheim, VI, 22. Rosenbach mußte aus Franken wegziehen und starb als Viduaeßer in Altona.

63. Er ward kurz darauf Inspector (Superintendent) in Prenzlau, wo er 1731 starb.

64. Einer der Prediger wider „den Rosenbachschen Pietismus“ meinte: „Das läme daher, daß man den Leuten ohne Unterschied die Bibel in die Hände gäbe; die Katholiken hätten doch Recht, wenn sie dieselbe nur in Portiöndchen gäben.“

65. Er war Perückenmacher; es fiel ihm aufs Herz, daß der Apostel den Männern geboten habe, das Haupt in der Versammlung zu entblößen (1. Cor. 11, 7).

66. Die erste seiner Schriften („Gott allein sey Preis und Ruhm“) kam 1710 heraus. Die neue Ausgabe der Tennhardt'schen Schriften ist von 1835.

67. Schlegel Kirchengeschichte des 18. Jahrhunderts; Mosheim VI, 2, S. 1074 - 1078.

68. Zu diesen gehören u. a. der Schuhmacher Daut in Frankfurt am Main (Verfasser der „Donnersposaune“ 1710), der Wirth „zum Hirschen“ in Stuttgart, Joh. Frantwein u. a. S. Grüneisen Abriß einer Geschichte der religiösen Gemeinschaften in Württemberg in: Allgen Zeitschrift für historische Theologie, 1841, I, 79.

Handwerksgeselle, mit den Schriften Poirets, Fénelons und der Mad. Guion bekannt geworden zu sein; ergriffen von dem tiefen und hohen Geiste, der diese Mystik durchweht, setzte er sich selbst ein System zusammen, das er dem deutschen Volkscharakter anpaßte. Sein Auftreten in Deutschland (zunächst in Jülich, Cleve und Berg) ist durch eine gewisse Ruhe und Sicherheit bezeichnet; es ist nicht jenes wilde Aufbrausen, wie bei den meisten Andern, sondern vielmehr eine stille Resignation, die Alles aufnimmt als eine Last des Herrn. Dies riß die Leute hin, welche ihn hörten; sie glaubten, einen lebendigen Zeugen Christi zu hören und räumten ihm ein (was er oft that), die Predigt in der Kirche zu unterbrechen, wenn das Vorgetragene ihm nicht mit dem Worte zu stimmen schien, oder selbst eine Ansprache an den Vortrag des Pfarrers zu knüpfen. „Er sprach (wie ein Augenzeuge, wenigstens auf zweite Hand, J. H. Jung, berichtet) mit unbeschreiblichem Feuer, aber ohne Schwulst und Schwärmerei, in der Volkssprache, und Alles, was er lehrte, belebte er selbst; ganz Meister über sein Herz und über seine Leidenschaften, demüthig und gelassen im höchsten Grad, stahl er jedem das Herz, der mit ihm umging. Wo er geladen wurde, da ging er hin, setzte sich unten an, oder zu dem Gesinde; er schwieg, bis er glaubte, mit Reden Etwas ausrichten zu können; mit einem Worte, es war ein herrlicher Mann.“⁶⁹ Das Volk, ohne gründliche Erkenntniß des Wortes Gottes und noch mehr ohne lebendige christliche Erfahrung, konnte nicht anders als den entschiedenen Gegensatz zwischen Licht und Dunkel hierin wahrzunehmen, besonders da viele Geistliche, und grade nicht immer von den schlechtesten — wie einer, der übrigens einen großen Einfluß auf Jungs Bildung und wenigstens dann und wann das Herz auf dem rechten Flecke hatte, keine andere Regel der christlichen Sammlung kannte, als die: „Jede Sau soll bei ihren Troge bleiben.“ So griff die Erweckung aus freier Hand immer mehr um sich und bildete immer größere Kreise, bis sie zuletzt ein ganzes System von Wurzeln und Verzweigungen ausmachte, das sich mitten durch die Gebiete der Kirche hinschlang und derselben ihre besten Lebensäfte zu rauben drohte. Es stellten sich gewisse Stationen für die Erweckung heraus, wo man ihre Fahne hochpflanzte; hier fanden sich die Anhänger derselben zusammen, und eine Art von geistlichem Kreuzzug, um die Seele der Gewalt der scheinodten Kirche zu entreißen, ward von hier aus organisiert. Eine solche Station war Mülheim an der Ruhr, ein Flecken nicht weit von Duisburg. Hier, wo auf einem Rittergute in der unmittelbaren Nähe von Mülheim ein Anhänger von Jakob Böhme

69. Jungs Theobald; Schriften, VI, 25.

(dessen Philosophie noch mehr im Anfange des achtzehnten, als im neunzehnten Jahrhundert sich in die deutsche Volkstracht kleidete) mit seiner Gemahlin lebte und den Zerstreuten eine stille Zufluchtsstätte anbot — wo ein theologischer Candidat, Joh. Wilh. Hofmann, längst mit der Kirche entzweit, sich eine „Pilgerhütte“ gebaut, die noch lange nach seinem Tode eine Art von protestantischem Wallfahrtsort war — kam auch Hochmann hin und fand nicht bloß eine wohlwollende Aufnahme, sondern trat in engere Geistesgemeinschaft mit jenem Candidaten, welcher es sich angelegen seyn ließ, den Gedankengang Hochmanns von den Irrthümern zu reinigen, die ihm noch anklebten. Groß war der Beifall, den letzterer auf seinen geistlichen Streifzügen als Volksprediger in dem angrenzenden Herzogthum Berg und den bereits damals aufblühenden Fabrik- und Handelsstädten desselben, Elberfeld und Solingen, fand. Er predigte einst (wie ein alter Pietist Jung erzählte) auf der großen Wiese unterhalb Elberfeld, „der Ochsenkamp“ genannt, mit einer solchen hinreißenden Kraft, „daß viele hundert Zuhörer ganz sicher glaubten, sie seyen zu den Wolken empor gehoben; es sey ihnen nicht anders zu Muth gewesen, als wenn der Morgen der Ewigkeit wirklich am Ausbrechen sey.“⁷⁰

XII.

So bildete Mühlheim nebst den umliegenden Städten gleichsam den ersten Entwicklungsknoten der separatistischen Erweckung. Nicht minder merkwürdig war der andere, der eine noch größere Concentration der Kräfte darbietet. Es war Berleburg, die kleine Residenz in der Grafschaft Witgenstein, die ein Jahrzehnt und noch länger als eine fruchtbare Pflanzschule aller geistlichen Regungen, die sonst keinen Mittelpunkt fanden, dastand, und, wenn eigentlich organisirende Kraft dagewesen wäre, ohne Zweifel mit Herrnhut, dem Stammsitz der erneuten Brüdergemeinde, die schon frühe Alles in Bewegung setzte, um die im westlichen Deutschland entstandene Erweckung für sich auszubenten, es hätte aufnehmen können.

Graf Casimir von Witgenstein-Berleburg, ein Mann von nicht ganz gemeinen Gaben und in die geistliche Bewegung hineingezogen, glaubte zugleich dem Herrn und seinem Lande einen Dienst erzeigen zu können, wenn er letzteres Allen öffnete, die um der Religion willen vertrieben waren. Hieher kam Hochmann, als er zuletzt auch aus dem Bergischen ausgewiesen war; nachdem er vor dem Grafen und seinem christlich gesinnten Hofprediger mit Beifall gepredigt, sammelte er sich eine kleine Gemeinde in Schwarzenau, starb aber nicht lange darauf.⁷¹

70. Jungs Theobald; Schriften, VI, 28.

71. Interessant ist Fersteegens Grabchrift auf diesen Mann, sinreich wie

Sieher kam der berühmte Joh. Conrad Dippel, dessen weite Wanderungen (er kam bekanntlich nach Rußland, Dänemark — wo er auf der Insel Bornholm gefangen gesetzt, aber auf Fürbitte der Königin losgelassen wurde, — Schweden, konnte aber, ungeachtet er als Arzt einen nicht geringen Ruf hatte, nirgends sich halten) und ebensoweit sich erstreckende Verirrungen⁷² hier endlich einen Hafen, und letztere zugleich einen Schauplatz fanden, wo sie sich ruhig entfalten konnten.⁷³ Dippel bestimmte die Physiognomie des Ländchens in religiöser Beziehung näher, so daß naturalistische und schwärmerische Elemente einander die Hand reichten, ohne daß einzelne gesunde christliche Grundsätze beide zu neutralisiren vermochten. Bald ward der Hof Casimirs mit den Flecken und Dörfern im Witgensteinschen eine Art geistlicher Officin; je weiter die Sache Fortgang hatte, desto mehr strebte man das Ganze in eine gewisse Methode und Form zu bringen. Dazu war besonders Joh. Heinr. Haug behülflich, der als Anhänger der „philadelphischen Bruderschaft“ von Straßburg auswandern mußte (1708?), ein vielseitig gebildeter, namentlich in den Orientalischen Sprachen wohlbewandelter Theolog. Als er nach Berleburg gekommen und bald der Liebling des Grafen Casimir geworden (er lebte übrigens still, fast ein Einsiedler-Leben, und war unsträflich in seinem ganzen Wandel), faßte er den riesenmäßigen Gedanken, mit mehreren gelehrten und geistlich erleuchteten Freunden (deren er nicht bloß in Deutschland, sondern auch in Dänemark und England viele hatte), die ganze Bibel mit mystischen Glossen und Anwendungen, theils aus frühern Auslegern, theils aus lebendiger geistlicher Erfahrung und gottseliger Betrachtung geschöpft (zu welchem Ende man häufige Zusammenkünfte auf dem Schlosse in Berleburg hatte), zu commentiren. Dies ist das berühmte Berleburger Bibelwerk, das wirklich durch eine unverdroffene Arbeit von 20 Jahren zu Stande kam;⁷⁴ denn auch alle äußern Hindernisse wußte Haug wegzuräumen. Seinen Bruder, Johann Jacob, einen Buchdrucker, zog er nach Berleburg; in der großen Buchdruckerei, die derselbe errichtete, ward nicht nur die glossirte Bibel, nach Maaßgabe der Zeit prächtig ausgestattet, sondern auch andere Werke gedruckt, die dem Umfange oder Charakter nach

so viele andere geistliche Liebderverse von derselben Hand, wodurch er gewissermaßen mit Johann Angelus (Scheffler) wetteifert. Sie lautet: „Wie hoch ist nun der Mann, der sonst ein Kindlein gar, Einfältig, voller Lieb und voller Glaubens war! Für seines Königs Reich er kämpfte und drum litte; Sein Geist flog endlich hin, und hier zerfiel die Hütte.“ Jungs Theobald; Schriften, VI, 30.

72. Christliche Erkenntniß hatte er vom Anfange; tiefe Nüchternungen hatte er auch dann und wann; allein sie wurden durch Ehrgeiz, Hochmuth und verhängliches Spielern mit dem Glauben erstickt.

73. Schlegels Kirchengeschichte des 18. Jahrhunderts; Mosheim, VI, 2, S. 1068 f. Jungs Theobald; Schriften, VI, 30—34.

74. Bekanntlich in 8 Foliobänden.

schwerlich sonst einen Verleger fanden. Was aber den Bibelverlag anging, so war derselbe dadurch gesichert, daß die Kirche in Berleburg ihn übernahm und zu Ende führte.⁷⁵ Das Werk selbst zeugt nicht bloß von einem beispiellosen Fleiße, sondern auch von Einsicht in den Grundtext, während die Mystik hier (wie schon zum Theil bei Richard von St. Victor, Hugo von St. Caro und andern mystischen Auslegern) nicht bloß als ein Lebensbaum aufgefaßt wird, der seine Wurzel in der Offenbarung hat, sondern an welchen jeder, ob auch nur vermeintlich von Gottes Geist getrieben, Früchte von mystischem Glanz, selbst wenn sie keine geistliche Kraft oder Nahrung haben, aufzuhängen befugt ist. Die Berleburger Bibel ist zugleich mit Gottfried Arnolds Kirchen- und Ketzergeschichte das große Cartel dieser Parthei wider die Kirche — glücklich genug, wenn nicht das Gold in ihnen mit den Schlacken weggeworfen wird, aber recht nur von denen zu benutzen und zu würdigen, die, auf dem Grunde der Kirche feststehend, sich den Wunsch Moses, des größten aller Propheten: „Wollte Gott, daß alle das Volk des Herrn weisfagete“ (4 Mos. 11, 29), zueignen.

XIII.

Um das Bild dieser Bewegung zu vervollständigen und das Ende auf den Anfang zurückzuführen, müssen wir noch einen Blick auf das an Berleburg angrenzende Rändchen Jsenburg-Büdingen werfen, wo der Hof ganz ähnliche Sympathien hatte. Hier lebte D. Carl, ein Mann, der, von dem reinern Pietismus ausgegangen (er war ein Freund sowohl M. H. Franckes als des berühmten geistlichen Liederdichters C. F. Richter), dennoch meinte, daß in der separatistischen Regung eine Masse von wahrhaft kirchenreformatorischen Kräften liege, und daß namentlich die Separatisten im Berleburgischen, Büdingischen und der Grafschaft Hanau die eigentlichen „reformatores saeculi“ seien, von welchen eine neue Periode, die Morgenröthe der Wahrheit und der Wiedererweckung ursprünglich lutherischer Grundsätze, zu rechnen sei!⁷⁶ Bald ward jedoch D. Carl mit denselben unzufrieden — man flüsterte sich zu, er stehe nicht länger im ersten Feuer der Liebe — und zog sich in die tiefste Verborgenheit zurück.⁷⁷ Indes fuhr er fort, auf seine Weise für die Förderung des Reichs Gottes zu wirken, und gab, durch seine vielen Freunde und Bekannten auch außerhalb Europa unterstützt, eine Art politisch geistlicher Zeitung heraus, eine Volkschrift nach dem größten

75. Auch scheint kein Verlust dabei gewesen zu sein; denn die Exemplare wurden von Freunden des Reichs Gottes aufgekauft, wenn sie auch grade nicht in allen Stücken damit übereinstimmten. Vgl. Jungs Theobald; Schriften, VI, 80—85.

76. Die Worte sind von Jüngendorf selbst. S.: Geheimer Briefwechsel des Grafen von Jüngendorf mit den Inspirirten (Jrff. 1741), S. 75.

77. Geheimer Briefwechsel v. Jüngendorfs mit den Inspirirten, S. 38.

Maassstabe, „die geistliche Jama“ genannt (in 20 Bänden), welche die eigentliche Unterhaltungslectüre für Leute dieser Richtung abgab, so wie die Berleburger Bibel ihr Erbauungs-Kanon war. Jung, der in seinen Kinderjahren der philadelphischen Gemeinde zu Berleburg von Herzen angehörte, bezeugt, welche unsägliche Freude ihm diese Blätter damals machten, „und ich weiß,“ fügt er hinzu, „solcher seliger Menschen mehr, die Sonntags Nachmittags im Zirkel herum saßen und bis in den dritten Himmel verzückt waren, wenn daraus vorgelesen wurde. Da kamen nun allerhand theils sehr interessante Nachrichten aus Süden und Westen, Norden und Osten zusammen; Alles war mit Geistererscheinungen, höchst seltsamen Ahnungen und den sonderbarsten Geschichten untermischt, so daß man bei Lesung solcher Sachen, besonders wenn man sie von Herzen glaubt, oft meint, in der reinen Himmelsluft zu schweben.“⁷⁸ Freilich war diese Unterhaltung auch besser als — was übrigens damit in Verbindung stand, so daß Viele von jenen Kreisen zu diesen hinübergeführt wurden — das Treiben der Deutschen Inspirirten in und um Bädungen. Der Hauptanführer dieser Parthei, der Hof-sattler in Marienborn, Joh. Friedr. Roß⁷⁹ — der übrigens, wie alle von der Kirche Abgefallene, wenig (wie er selbst sagt) auf die Wassertaufe hielt, aber Alles auf den Bund eines guten Gewissens mit Gott;⁸⁰ der seinen Anhängern unter andern den Rath gab, „etwa in die Kirche oder um die Kirche herum zu gehen, um Einen oder den Andern zu werben“⁸¹ — bildete sich eine eigene Bewegungs-Theorie aus, deren Spitze die Prophetie war. Er lehrte in seiner mitunter allerdings prophetisch-gefärbten Sprache: „Es lehret uns die Natur: wann der Wind aus heimlichen Orten kommt, so bewaget er die Bäumlein; Eben also gehet es bei der innigen Liebes-Anblasung meines Liebhabers.“⁸² Wenn er dann die Sache selbst vor Augen stellen sollte, verfiel er gewöhnlich in Paroxysmen, die nach und nach zu sanfteren Zuckungen übergingen; unter diesen sprach er wie ein Gottbehauchter und fing gewöhnlich mit den Worten an: „So spricht der Herr durch seinen Diener Roß.“ Er sprach viel⁸³ von dem ewigen Wort der Gnade, das in un-

78. Jungs Theobald; Schriften, VI, 85.

79. Jung (Schriften VI, 35) macht ihn zu einem Schuhmacher, offenbar unrichtig. Der Gegenbeweis liegt in seinen Briefen, die in dem erwähnten „Geheimen Briefwechsel Jünzendorfs mit den Inspirirten“ abgedruckt sind. S. namentlich S. 321.

80. Geheimer Briefwechsel v. Jünzendorfs mit den Inspirirten, S. 22.

81. Geheimer Briefwechsel v. Jünzendorfs mit den Inspirirten, S. 62.

82. Geheimer Briefwechsel v. Jünzendorfs mit den Inspirirten, S. 47.

83. Seine Reden sind nämlich zum Theil aufbewahrt. Er scheint wenigstens etliche selbst geschrieben zu haben; denn es ist die Rede von einem „Abschreiben“ derselben durch seine Anhänger (Geheimer Briefwechsel v. Jünzendorfs mit den Inspirirten, S. 344); es wäre denn — was wohl möglich — daß unter „Abschreiben“ hier das Conscripturen jener Ergießungen verstanden würde.

ferm Munde und Herzen sey, dem innern Wort, welches aus dem Centrum und der seligen Stille der Liebe ausgehoren werde; von der bleibenden Frucht desselben um zu verbinden und zu speisen diejenigen, die vom Geiste getrieben werden, und wiederum Alles, was als eigenes Werk sich widersetzte, gleich der Spreu zu verwehen"; dieses Wort aber, meinte er, treibe ihn als Propheten, so daß Niemand es wagen dürfe, sich ihm zu widersetzen oder seine Behauptungen zu prüfen; „mein Wort“, sprach er in seinem rasenden geistlichen Hochmuth, „wird bleiben ewiglich, wenn alles Andere, ist's auch noch so klug angefangen, vergehen muß.“⁸⁴ Er lehrte weiter — in diesem Stück Vorläufer eines berühmten Philosophen in unsern Tagen — jetzt habe die Oekonomie des Heiligen Geistes ihren Anfang genommen; unter dem Alten Testament habe die Oekonomie des Vaters geherrscht; die des Sohnes seien die Zeiten des Neuen Testaments; diese aber habe ihre rechte Vollendung und Kraft in dem Wesen der Inspirirten erreicht.⁸⁵

Dieses Treiben wurde einigermaßen durch Graf Zinzendorf gestärkt, der so eben einen kleinen Stamm der alten Mährischen Brüder auf dem Huthberge bei Görlitz (wo sie bekanntlich 1727 sich colonisirten) gesammelt, und kaum von Rocks Thaten gehört hatte, als er sich theils mit ihm in Briefwechsel setzte, theils durch eine Gesandtschaft mehrerer Brüder (1730) die Gemeinschaft mit den Inspirirten fester zu knüpfen suchte. Was Zinzendorf bewahrte (der übrigens noch 1739 an Rock schrieb und ihn für ein Werkzeug Gottes anzusehen fortfuhr) war offenbar weniger sein Widerwille gegen „die Figur der Inspiration“, als das Lutherische Kirchenblut, das noch in seinen Adern strömte, der Satz nämlich, an dem er festhielt, daß „Christi Einsegnung unmöglich verlassen oder aufgehoben werden kann“, und der ihm dann auch Muth gab, dem „lieben Bruder“, was diesen Punkt betraf, zuzurufen: „Hebe dich weg, Satan, du bist mir ärgerlich.“⁸⁶ Rock konnte dies Zinzendorf nie vergessen, sondern ließ ihn mit vieler Bitterkeit hören: sie hätten ja ein Vielesmal zusammen in Herrnhut gehalten; das sey aber eine schlechte Liebe, die nicht in Noth und Tod aushalte; als die Brüdergemeinde noch klein war, da seien die Inspirirten ihr gut genug gewesen; nun sie größer geworden sey, wolle man von den vorigen Brüdern nichts mehr wissen.“⁸⁷

Besser als Zinzendorf erkannte Du Marsay sein frommer Edelmann auf Hainichen in dem Nassau-Siegenischen, Schüler der Madame

84. Geheimer Briefwechsel v. Zinzendorfs mit den Inspirirten, S. 344.

85. Schlesische Kirchengeschichte des 18. Jahrhunderts; Mosheim, VI, 2, S. 1054.

86. Geheimer Briefwechsel v. Zinzendorfs mit den Inspirirten, S. 82.

87. Vgl. seine ganze Correspondenz mit Zinzendorf in dem oft angeführten „Geheimen Briefwechsel“, S. 305 — 322.

Guion) das Wesen der Inspirirten und namentlich Rocks, wovon er einen handgreiflichen Beweis gab. Als Rock nämlich mit einem großen Haufen sich auf seinem Gut einfand, sagte Du Marsay den Leuten, er wolle ihnen gleich zeigen, daß Rocks Reden nicht vom Heiligen Geiste eingegeben, sondern daß der Lügengeist ihn treibe. Als die Paroxysmen sich näherten (Rock und sein Schreiber saßen im Saale, während alle die Uebrigen standen) und Rock bereits im Reden begriffen war, stürzte Du Marsay ohne Weiteres einen Eimer voll kaltes Wasser über den Redner, wodurch auf einmal die körperliche und geistige Fieberhize verschwanden, so daß Rock von nun an mit den Reden mehr an sich hielt. Man hat mit Unrecht diese Geschichte bezweifelt;⁸⁸ die Folge davon war klar wahrzunehmen an Rocks rasendem Angriff auf Du Marsay und dessen Freund Fleischbein, den er beschuldigte, „den Geist der Gnade und damit den Freund, welcher unter den Inspirirten wohne, gehöhnt zu haben, während das ganze Zeugniß jener nur ein Puppenspiel, eine kindische Geist-Treiberei, ein Werk Satans sey.“⁸⁹

XIV.

Das Treiben der Inspirirten sank wie ein unreines Feuer in seine eigene Asche hin — Rocks letzte Tage⁹⁰ scheinen stiller gewesen zu seyn, obgleich er nicht zur Besonnenheit oder Selbsterkenntniß kam — aber selbst dieses Dunkel war Licht gegen dasjenige, was sich gleichzeitig fast in eben so weiten Kreisen, auf einem nahe liegenden Schauplätze, offenbar zur Verhöhnung des Reichs Gottes und als eine teuflische Verzerrung desselben, entwickelt hatte. Es ist unglaublich, daß im achtzehnten Jahrhundert fast zu der nämlichen Zeit, als im Osten der Preussischen Monarchie, in Berlin, der Unglaube und die Libertinage, in dem Auftreten Voltaires, La Mettries und des Marquis d'Argens, ihre Paniere pflanzten, hier, in den westlichen Provinzen, eine Schwärmerei um sich griff, die, rein fleischlich in ihrer Wurzel und ihrem schmachvollen Ausgange, doch zwanzig Jahre und länger sich der öffentlichen Aufmerksamkeit entziehen und die Seelen bloß durch den Schein der Gnadenführung gefesselt halten konnte. Allein eben dieser Kampf zwischen der zwiefachen Finsterniß, der Gotterlästerung des Unglaubens und des Aberglaubens, wiederholt sich in allen Jahrhunderten. Das Unglaubliche schwindet, wenn wir erwägen, daß Niemand Christum einen

88. Die Geschichte wird erzählt in Jungs Theobald; Schriften VI, 37. Vgl. Schlegels Kirchengeschichte des 18. Jahrhunderts; Mosheim, VI, 2, S. 1054.

89. Geheimer Briefwechsel Jünzendorfs mit den Inspirirten, S. 324 f.

90. Rock starb in Gelnhausen 1749. Jung meint, nach jenem Auftritte — der Wasserprobe du Marsays — habe Rock gänzlich mit seinen ekstatischen Reden aufgehört. Das Gegentheil liegt im angeführten „Geheimen Briefwechsel“ klar vor, da mehrere Reden Rocks aus späterer Zeit hier mitgetheilt werden.

Herrn nennen kann, als durch den heiligen Geist (1 Cor. 12, 3), und daß diejenigen, welche den lebendigen, ewigen Gott verlassen, nicht nur in ihrem unverständigen Herzen verfinstert, sondern in allerlei schändliche Lüste dahingegeben werden (Röm. 1, 24 f.). Wer nach Parallelen fragt, der braucht sie in der That nicht weit zu suchen. Die Finsterniß der Gottlosigkeit, die unter geistlichem Scheine in Ronsdorf im dritten Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts culminirte, war in demselben Abschnitte des neunzehnten Jahrhunderts, in der Schönherr'schen Secte mit den Predigern Ebcl und Diestel an der Spitze, in Königsberg auf demselben Wege;⁹¹ und, was man auch von dem Haupte jener Ronsdorfschen Secte meint — der Dresdener Prediger Martin Stephan hielt, ob auch nicht völlig so abscheuliche, so doch ebenso bodenlos fleischliche Orgien mitten in einer der größten, durch Kunst und Wissenschaft blühenden, Hauptstädte Deutschlands vom Jahre 1831 bis 1839, wo er mit seinen Anhängern nach Nordamerika auswanderte.⁹²

Gewiß ist jene Ronsdorfer Secte, unter andern ähnlichen, eines der abschreckendsten Beispiele, wohin der Mangel an ernster Selbstprüfung vor Gottes Angesicht und die Benutzung des Geistlichen als eines Werkzeugs selbstsüchtiger Absichten führen können; nur wie durch eine Messerspitze war jener Selbstbetrug, der schon im Treiben der Inspirirten lag, von dieser methodischen Förderung der Pläne Satans geschieden. Ein Elberfelder Bandfabrikant, Namens Elias Eller (aus einer gottesfürchtigen Bauernfamilie herstammend), war es, der diese teuflische Verführung organisirte. Jac. Böhme, Jane Leade, Pordage, die Berleburger Bibel, die „geistliche Jama“ waren vom Anfange an auch seine Leiter. Allein der Same der Gottesfurcht konnte in einem so fleischlichen Gemüth nicht Wurzel fassen; die geistlichen Geheimnisse wurden für ihn nur Stufenleiter zum Geheimnisse der Bosheit. Acht und zwanzig Jahr alt heirathete er eine reiche Kaufmannswittwe in Elberfeld; da die schwächliche Frau keine Kinder bekam, hielt er sich an die Tochter eines Wekgers, Anna von Buchel, ein eben so schönes als schwärmerisches Mädchen; leicht wurde sie, so wie die erstere, von dem geistlich rührenden Scheine gefangen, womit er sich umgab. Und wie es gewöhnlich geht — wenn der Böse erst einen festen Platz im

91. Ein höchst lehrreicher und ausführlicher Bericht darüber (aus den Acten) liegt im Aufsatze: „Zuverlässige Mittheilungen über J. H. Schönherr's Leben und Theosophie, so wie über die durch letztere veranlaßten sectirischen Umtriebe zu Königsberg“ vor. S. Allg. Zeitschrift für historische Theologie VIII (1838), 2, S. 106 — 233.

92. Die wichtigsten Nachrichten hierüber sind zusammengestellt in: „G. Böhse die Stephanische Auswanderung. Dresden 1841.“ Der Verf., bekanntlich selbst einer der Verführten, ward, so wie viele der Ausgewanderten, durch Gottes Gnade zur Mächtigkeit zurückgebracht. Vgl. Zeitschrift für Lutherische Theologie, 1842, I, 94—114.

Herzen gewonnen hat, so gewinnt er leicht mehrere, und stehet bald als Sieger auf dem Wahlsplatz — so ging es auch hier. Bald ward die Mehrgerstochter Prophetin; eine ganze religiöse Gesellschaft sammelte sich um sie herum, um ihre Offenbarungen von dem anbrechenden tausendjährigen Reiche und der ersten Auferstehung zu vernehmen. Von Eilers Frau, welche es wagte sich dem Geist der Prophetin zu widersetzen, hieß es: sie sey die Babylonische Hure; man sperrte sie in ein Dachzimmer ein; ihre eignen Söhne erster Ehe verfluchten sie; vor Mishandlungen und Gram ward sie wahnsinnig und starb bald darauf. Anna von Buchel, die nun Eilers Frau ward, rief sich selbst aus für „Das Weib, mit der Sonne bekleidet, das den männlichen Sohn gebären sollte“ (Offenb. 12, 5); sie und ihr Mann galten für „die zwei Zeugen“ in der letzten Zeit, und nachdem die Babylonische Hure, wie man sagte, gerichtet war, stand Nichts mehr dem Anbruch des herrlichen Reichs entgegen. Was diese greuliche Schwärmerei stärkte (die bald durch Sendboten auch über Deutschlands Grenzen hinaus verbreitet ward, so daß beträchtliche Geldsummen von verschiedenen Ländern an Eller mit der Bestimmung eingingen, sie zu gottseligen Zwecken zu verwenden), waren vorzüglich zwei Umstände. Der eine, daß der reformirte Prediger Daniel Wülfing, zuerst in Düsseldorf, nachher in Ronsdorf, und, wie es scheint, im Anfange auch der zweite Prediger in Ronsdorf, Schleiermacher, weder den Zusammenhang des Irrthums erkannte, noch sich der Verbreitung desselben entgegenzustellen wagte: ersterer, ein heuchlerischer Mensch, fand es am bequemsten, das unlautere Beginnen für seine Pläne auszubenten, und überbot die Schwärmer an Überwitz; letzterer riß sich aus den Stricken der Verführung heraus und trug nachher zur Entdeckung der Bosheit bei. Der zweite Umstand war der, daß Eller, ein ausgezeichnet tüchtiger Fabrikant und technischer Kopf, als solcher von der Preussischen Regierung unterstützt wurde, so wie denn vornämlich auf seinen Betrieb und nach seinem Plane die Stadt Ronsdorf angelegt war. In kurzer Zeit hatte diese sich erweitert, da mehrere reiche Kaufmannshäuser, die alle seine Anhänger waren, ohnedies durch die gewährte Religionsfreiheit begünstigt, dorthin zogen; ein Rathhaus und eine Kirche (Anfangs von Holz) wurden erbaut; Eller ward Bürgermeister der Stadt und Preussischer Geheim-Consulent für die protestantischen Kirchen in Jülich und Berg. Unter dieser Aegide verübte er seine Schandthaten; hier, behauptete er, sey das neue Jerusalem, wo alle Gottes-Kinder eingehen müßten — was Wunder also, daß die Beherrscher dieses Reichs, er und seine Buhldirne, königliche Ehre verlangten, daß ihr Stuhl in der Kirche mit rothem Sammet ausgeschlagen und mit goldenen Franzen verziert war!

Man fand dies eben so natürlich, als daß „das mit der Sonne bekleidete Weib“ jedem neugeborenen Kinde Namen und den Text zu jeder Predigt gab. Die größten Schändlichkeiten wurden bei den sogenannten Liebes-Mahlen verübt, die man, um die ersten Christen nachzuäffen, eingeführt hatte. Alle göttliche und menschliche Geseze trat man mit Füßen. Die einzelnen Hellsiehenden, die nicht vom Strom sich hatten hinreißen lassen, schreckte man durch Drohungen und harte Verfolgungen. Als aber endlich das Maasz der Gottlosigkeit erfüllt war, und das Elberfelder Consistorium (nach der Anzeige eines ehemaligen Candidaten Knevels) die Gemeinde in Ronsdorf excommunicirt hatte, dauerte es noch mehrere Jahre, bis (1754) die von Preußen und Kurpfalz zur Untersuchung der Sache niedergesezte Commission diese Sentenz gegen die Appellation der Ronsdorfer bestätigt hatte.⁹³

Mit Entsetzen wenden wir uns von diesen Werken der Finsterniß weg, doppelt abscheulich, da der Name des Allerheiligsten selbst, des Quells aller Reinheit, zur Verübung derselben gemisbraucht wurde. Wie unendlich groß ist die Langmuth des Herrn gegen solche Werkzeuge Satans, wie groß aber seine Treue und Güte, daß er seine Kirche trotz aller solcher Höllenspforten als ein Salz in der Welt bewahrt! Viel Gebrechliches haben wir auch in einem großen Theil der Erweckung erkannt, die keineswegs auf dem Grunde der geistlichen Bosheit, sondern nur auf dem des geistlichen Selbstbetrugs stand. Der Herr aber verbirgt nicht nicht bloß die Samenkörner, die zum Reibe der Kirche gehören, mitten unter dem kirchenstürmerischen Treiben, sondern er sammelt auch die Strahlen, wodurch die Wahrheit hier sich selbst Zeugniß giebt, so daß sie, von der trüben Zumischung befreit, zum Segen für Viele werden. Mit dem Candidaten Hofmann, welchen wir oben kennen lernten, und also mittelbar mit Hofmann steht Gerhard Terstegen (geboren zu Mörs in Westphalen 1697, Bandfabrikant in Mühlbeim an der Ruhr, starb fruchtbeschwert 1769) in geistlichem Zusammenhang. Wie jene war auch er durch die Schriften der Guion, Fénelons und Poirets auf den Weg geführt, und verleugnete keineswegs diese Schule, aber bildete ihre Grundsätze mit einer seltenen ethisch-selbstständigen Kraft aus. Wir könnten ihn den reinsten aller Mystiker in dieser Richtung nennen, und hätten doch kaum seine Eigenthümlichkeit bezeichnet, welche zunächst darin besteht, daß er das erweckende Moment in der unmittel-

93. Zusammengestellt nach Jung's Relation (Iheobald; Schriften, VI. 225—251) und nach Schlegels Kirchengeschichte des 18. Jahrhunderts; Mosheim, VI. 2, S. 1060 ff. Jung's Angaben sind die genauesten, weil er mit vielen der Augenzeugen in Verbindung stand, und wir haben durchaus keine Veranlassung zu zweifeln, daß selbst die schrecklichen Unfläthereien, von denen er S. 235. 240 berichtet, in der Wahrheit gegründet sind.

bar geistlichen Erfahrung festhält und es von allen Seiten entfaltet, so daß er, selbst wo man die klare Beschauung und die anhaltende Prüfung vermissen muß, durch die moralische Wärme, die seine Schriften athmen, durch das Nugholz der Gottseligkeit, das uns von ihm dargereicht wird, wohlthuend wirkt. Seine Sympathie mit den „heiligen Seelen in der Römisch-katholischen Kirche“, deren Leben er in drei Bänden beschrieb, war um so natürlicher, als bei dem größeren Theile derselben das allgemein Christliche die confessionellen Gebrechen weit überwiegt. Muß man es auch für übertrieben achten, was Jung ihm beilegt, „daß er gewiß mehr wahre Christen gezeugt, als seit der Apostel Tagen irgend einer gethan hat“⁹⁴ — dennoch ist es gewiß, daß er von seinem niedrigen Häuschen in Mühlheim, durch seine „Sendbriefe“ und viele andere geistliche Schriften, so wie durch sein exemplarisch gottesfürchtiges Leben, Viele zur Befehrung und Besserung gestärkt und sie durch das Licht der ewigen Liebe, das in seinem Herzen einen Widerschein fand, erfreut hat. Letzteres muß vornämlich von seinen „geistlichen Liedern“ (der Zahl nach 111) gelten,⁹⁵ die, was die ausgeführteren betrifft, zwar nicht alle die Höhe geistlicher Betrachtung erklimmen haben, die uns in seinem Meisterliede: „Gott ist gegenwärtig“ entzückt, aber alle von der Innigkeit durchströmt sind, die uns mit unvergleichlichem Liebreiz in dem paränetischen Liede: „Kommt, Kinder, laßt uns gehen, der Abend kommt herbei“ entgegentritt. Terstegen ist der eigentliche Ausgangspunkt der geistlichen Bewegung im Bergischen und einem großen Theile des Raas- und Ruhr-Landes bis nach Bremen hinauf⁹⁶ — eine Bewegung, die in der Gollenbusch-Merken'schen Schule, welche, obwohl keineswegs vor tiefern Verirrungen bewahrt, doch reichen Samen wahrer Gottseligkeit vielfach bewahrte, ihre Höhe erreicht. Trotz des flackernden mystischen Lichts hin und wieder in seinen Schriften ist Terstegen als die versöhnende Abendsonne zu betrachten, die still auf die bald mehr, bald weniger reinen, oft auch verworrenen, Bewegungen herabschaut.

94. Jung Theobald; Schriften, VI, 279.

95. Sie sind in seinem „Geistlichen Blumengärtlein“ gesammelt, das oft bei Bädeler in Essen aufgelegt, auch in der nur angefangenen Stuttgarter Sammlung seiner Schriften (I—II, 1843) enthalten ist.

96. Derselben Richtung wesentlich angehörend und von großem Einfluß auf den religiösen Charakter des Landes in der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts war der Rector Hasenkamp in Duisburg, von dessen christlichem Tode Jung uns berichtet (Theobald, Schriften VI, 121). Vgl. übrigens die vielfach belehrende Abhandlung: „Versuch zur Scheidung von Wahrheit und Irrthum in einer unter den Gläubigen verbreiteten Lehre vom Reiche Gottes“; Evangelische Kirchenzeitung, 1830, Nr. 30. 31. 70—73. 1831, Nr. 38—42. 1832, Nr. 56.

XV.

Auf diesem Grunde, von mehreren dieser geistlichen Entwicklungen, ja selbst einzelnen Verirrungen in dieser Richtung berührt, steht das Leben und Leiden des Mannes, von welchem wir jetzt berichten wollen. Eben deshalb bieten die Lebensführungen Johann Heinrich Jungs so viele interessante Gesichtspunkte dar, daß wir zweifelhaft seyn könnten, von welchem wir ausgehen und worauf wir Alles zurückführen sollen. Zwar ist es nicht das durchdringende scharfe Geisteslicht, das uns bei der Betrachtung dieses Lebens erfreut, sondern vielmehr die überaus wohlthuende allgemeine christliche Sympathie — weshalb auch Jung, früher ein sehr strenger Beurtheiler der Brüdergemeinde,⁹⁷ später ein entschiedener Freund derselben und fast ganz in ihren Kreis hineingezogen ward. Zwar können wir durchaus nicht von einem theologischen System bei ihm sprechen,⁹⁸ obgleich er am Schlusse seiner Selbstbiographie einen Ueberblick der Punkte giebt, auf welche er, weil sie ihn durch's ganze Leben getragen, leben und sterben wollte,⁹⁹ — und dennoch ist sein Leben mit allen Kämpfen, Verwickelungen, Gebrechen desselben gleichsam aus einem Stücke gearbeitet; dennoch ist es grade dieses, was uns in hohem Grade belehrt und erfreut. Er hatte einen geübten Blick für alle Ueberspannungen in der Entwicklung des geistlichen Lebens — so daß das Motto seines Theobald: „Mittelmaß die beste Straß“ auch der Wahlspruch seines Lebens gewesen zu seyn scheint — obgleich dieses nicht selten ihn zu einer so übertriebenen Nüchternheit auf der andern Seite hintrieb, daß es bald den Schein gewinnen könnte, als ob die früheren kräftigeren Einwirkungen auf ihn ganz ihre Bedeutung eingebüßt hätten; vergessen dürfen wir aber nicht, daß dies theils ein Läuterungsfeuer, das alle christliche Männer aus jener Zeit durchgehen mußten, theils das Opfer der Schwäche war, das auch sie der Zeit zahlen mußten. Nicht weniger anziehend ist ein zweiter Punkt,

97. Es ist ebenso wahr als scharf, was sein Theobald (Schriften, VI, 259 — 262) von dem in der Brüdergemeinde vorherrschenden Gefühlsglauben und dem opus operatum urtheilt, wozu der Gottesdienst um so leichter ausartet, je weniger die freien Elemente zu ihrem Rechte kommen.

98. Im Gegentheil, sehr disparate Gesichtspunkte geben durch seine Schriften, so wie eine gewisse universalisirende Richtung, die keinen tiefen Grund der Beschauung hatte. So es begegnen uns bei Jung nicht selten Ausdruckweisen, welche uns mitten in die Aufklärungs-Sphäre hinein zu versetzen scheinen, welche im 18. Jahrhunderte die Fundamente der Kirchenlehre angriff. Allein seine Absicht damit war offenbar eine rein apologetische; er wollte zeigen, wie die Grundsätze des Christenthums in der That die einzig rein vernünftigen, wahren und gesunden seien. Uebrigens scheute er ja nie das Aergerniß des Kreuzes, welches ihm vielmehr als ein Hauptbeweis für das Christenthum galt, indem es auf einen unmittelbaren, persönlichen Rapport zwischen dem Erlöser und den Erlösten hinweise. Sein Entsetzen vor der Schwärmeret war aber mit Recht um so größer, je mehr er selbst in unmittelbarer Nähe die unendlich traurigen Folgen derselben gesehen hatten.

99. Er nennt es sein „Lebens-Facit.“ Jungs Leben; Schriften, I, 601 ff.

der besonders in seiner eben genannten Schrift: „Theobald, oder die Schwärmer“ hervortritt; es ist das augenscheinliche Streben, historisch die Strömungen des religiösen Lebens in Deutschland in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, die Wechselwirkungen zwischen den verschiedenen Kirchen, die Art und Weise darzustellen, wie sie gleichsam durch einander geworfen wurden, um neue Gestaltungen einzugehen — Punkte, worauf wir im Vorhergehenden aufmerksam gemacht haben und die dann eine doppelte Bedeutung gewinnen, wenn wir sie als prophetische Stimmen aus der Ferne auffassen, die auf eine wahre Union (nicht auf jene politische, unfkirchliche Caricatur, die jetzt diesen Namen trägt) hindeuten. Nicht weniger könnte seine Beschäftigung in dem letzten Abschnitt seines Lebens mit den Geheimnissen des ewigen Lebens und dem Zustande nach dem Tode (es geschah dies bekanntlich in seinem berühmten „Heimweh“ und seinen „Scenen aus dem Geisterreiche“) uns als eine Andeutung der sorgfältigeren Behandlung gelten, welche der Lehre von den letzten Dingen zu Theil werden muß und theilweise schon geworden ist. Ja selbst seine ökonomischen christlichen Romane aus früheren Tagen, sein „Florentin von Fahlendorn“, sein „Herr von Morgenthau“, seine „Theodore von der Linden“ können als höchst interessante Familiengemälde in der christlichen Bedeutung des Worts gelten, deren größtes Verdienst natürlich nicht in der kunstreichen Vertheilung von Licht und Schatten besteht, sondern in der Wahrheitskraft, die aus ihnen athmet, und der Bewegung des gottseligen Lebens, die in ihnen herrscht.

Doch ist es dieses alles nicht, obgleich jedes einzelne Stück davon mit Recht unsere Aufmerksamkeit fesseln könnte, welches wir der Betrachtung des Lebens Jungs zu Grunde zu legen gedenken. Es ist vielmehr dasjenige, was er selbst als „das Facit des Rechenexempels seines Lebens“ angiebt, nämlich: „daß er selbst Nichts, durchaus Nichts zum Plane seiner Lebensführung beigetragen, daß es alles die pur freie Verfügung der Vorsehung, daß er selbst lediglich der Thon in der Hand des Töpfers war“, und daß von dieser klar erkannten Führung ein mächtiges Licht auf alle Grundwahrheiten des Christenthums einströmen muß, so daß die unmittelbare Erfahrung der Wege der Vorsehung nothwendig zu der innigsten, unerschütterlichen Ueberzeugung vom Geheimnisse der Gottseligkeit, namentlich zum unwandelbaren Glauben an den Mittler- und Versöhnungstod Jesu Christi, so wie an seine Auferstehung in Herrlichkeit führen muß.¹⁰⁰ Dieser Betrachtung liegt die tiefste und höchste Wahrheit — eine Wahrheit, die nur zu oft übersehen

100. Jungs Leben; Schriften, I, 592. 599. 600 ff.

wurde — zu Grunde, nämlich daß die Geheimnisse des Christenthums ihre letzte Erklärung in den allereinfältigsten Religionswahrheiten finden, weil Gottes Plan von Ewigkeit nothwendig mit der Offenbarung seines Wesens und Wirkens zusammenstimmen muß; daß Gottes Wege mit uns, wenn wir unter seiner Hand gehen, nothwendig mit seinem Willen zu unserer Seligkeit zusammenschmelzen müssen, so daß das Tiefste und das Einfältigste: das Licht, welches ursprünglich in die Finsterniß schien, und das Licht, welches das Leben der Menschen ward, nach der tief sinnigen Betrachtung des Evangelisten Johannes (Joh. 1, 4. 5), gleichsam Hand in Hand gehen. Es ist dasselbe tiefste und innerlichste Moment des ganzen Wesens der Offenbarung, welches der Apostel Paulus hervorhebt, wenn er, nachdem er das Geheimniß von Israels Wahl und Verwerfung enthüllt hat, in die ewig denkwürdigen Worte ausbricht: „O welche Tiefe des Reichthums beides der Weisheit und der Erkenntniß Gottes“ (Röm. 11, 33)¹⁰¹ — dasselbe, das in der Offenbarung Johannes zurückkehrt, wo, mitten unter der Beschreibung der zweiten Zukunft des Herrn (der Grundlage aller Johanneischen Geschichte), die Worte des Engels dazwischenlauten, der das ewige Evangelium zu bringen hat: „Fürchtet Gott und gebet ihm die Ehre; denn die Zeit seines Gerichts ist gekommen, und betet an den, der gemacht hat Himmel und Erde, und das Meer und die Wasserbrunnen“ (Offenb. 14, 7). Wahrlich hätte man dies wohl erwogen, so würde man nicht — wie von Vielen in unsern Tagen geschieht — sich einbilden, dem Glauben der Christen einen Schwenk mitzuschreiben, nach welchem der Mensch beides seinen Glauben und seinen Gott macht, und Gott nicht bloß die Vollstreckung seines Rathes sondern das Auge der Ewigkeit abgesprochen wird.

Von diesem Standpunkte also werden wir Jungs Leben betrachten und mit der Entwicklung der Kirche in jener Zeit zusammenbinden. Denn wenn wir uns nun fragen (eine Frage, die gewiß Viele beschäftigt hat), durch welche Werkzeuge denn eigentlich das Christenthum in jenen Tagen, wo, wie in der großen Versuchungsstunde vor dem Tode des Herrn, die Jünger sich zerstreuten wie eine Heerde ohne Hirten, und die Stunde und Gewalt der Finsterniß über die Kirche gekommen war (eine Zeit, die fast ein Jahrhundert einnimmt von der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ab bis an die Mitte des neunzehnten, wo wir jetzt stehen, und wo allerdings schon seit längerer Zeit Finsterniß

101. Denn die vorberagende Weisheit und die geoffenbarte Erkenntniß (*γνῶσις*) müssen nothwendig Eins sein und sich als solches sowohl in den Führungen des Menschengeschlechts als der Einzelnen jedem weingegenommenen Auge darstellen. Dies als Wink zur Erklärung einer Stelle, in welcher so offenbar die Betrachtung der Ewigkeit sich regt.

und Licht sich zu scheiden anfangen) — dann ist die Antwort in der That nicht leicht. Daß die Fürbitte des Herrn die Kirche jetzt gerettet habe, wie damals, in der Nacht, da Alle ihn verließen — bezweifelt keiner unter uns. Was nun aber die Mittel und Werkzeuge zunächst betrifft, von denen jetzt die Rede ist, so ist es klar: der Pietismus siedete mehr und mehr, während die Orthodogie sich in immer engere Kreise zusammenzog, ganz so wie bei der Geburt des Herrn in Israel, wo die Zeugen allerdings, aber vereinzelt und früher verborgen, sich an der Tempelschwelle zusammenfanden. Daß der Pietismus und die Orthodogie, obgleich schwach und verborgen, dennoch Vieles gerettet haben, müssen wir zum Preise des Herrn bekennen. Allein es gab noch ein drittes Mittel in der Hand des Herrn. Mitten unter den wilden Gewässern, während das Meiste von dem, was früher vom geistlichen Leben berührt gewesen, in den Schulen des Rationalismus¹⁰² zu einem Sumpf ward, pflanzte der Herr aus scheinbar verlornen Samenkörnern; bei Vielen wurden die einfältigsten religiös-christlichen Grundwahrheiten wieder belebt. Einer unter diesen war Jung: das Samenkorn war sein Glaube an die Vorsehung und seine lebendige Erfahrung der Wege der Vorsehung.

XVI.

Johann Heinrich Jung war im Nassau-Siegen'schen im Dorfe „Grund“ am 12. September 1740 geboren.¹⁰³ Sein Vater, ein Dorfschulmeister, Wilhelm Jung, trieb eine Zeitlang nebenbei (wie das damals und auch lange nachher kein seltener Fall war) das Schneidewerk; seine Mutter, Dorothea Jung, war die Tochter eines vertriebenen Pastors Moriz, der in der Verfertigung von Uhren für Bauersleute einen kümmerlichen Erwerb hatte, und den Stein der Wei-

102. Dies war nämlich der Name und die Fahne des Unglaubens, bis derselbe später potenziert als „Lichtfreundschaft“ auftrat, um mit einem neuen Köder die Finsterniß zu blenden und zu gewinnen. Denn wo wir von einem System von Verführungen sprechen, das die stärksten antichristlichen Kräfte in der Zeit an sich zog, da kann natürlich nicht von den Einzelnen die Rede seyn, welche das Geheimniß der Bosheit nicht einsahen, und im Verborgenen an solchen moralischen Grundsätzen und Motiven festhielten, die eigentlich aus dem Glauben an die Offenbarung entspringen. Stets war es der Weg und die Weise des Herrn, mitten im Strome des Verderbens Einzelne zu bewahren, die unbewußt auf einem andern bessern Grunde standen, so wie ja die Reformation mit Recht behauptete, daß mitten unter den gewaltigsten Verirrungen der Römischen Kirche ein Volk Gottes durch die einfachsten Glaubenswahrheiten, wohin die Seuche nicht drang, dennoch erhalten worden sey. Wenn deshalb viele Deutsche Theologen in der letzten Zeit auch den Rationalismus als einen nothwendigen Durchgangspunkt für die kirchliche Wiedergeburt hinstellen, so zeigen sie damit, daß sie entweder nicht wissen, was sie sagen, nicht einmal die Elemente der Geschichte gelernt haben, oder daß sie darunter bloß ihren eigenen feimern, nicht weniger verderblichen Unglauben zu verbergen suchen.

103. Die Familie war aus der Schweiz und in die Nassauischen Lande gegen 1530 eingewandert.

sen vergeblich suchte,¹⁰⁴ obgleich er dadurch nicht die Weiheit einbüßte, die auch die Thoren weise macht; denn selbst in Noth und Tod (er ward eines Tages unter dem Schnee erfroren gefunden) hielt er den Glauben an Christum fest. Die Mutter Jungs ward bald vom geistlichen Heimweh verzehrt; kaum ein Jahr nach der Geburt des Sohnes sah sie die Himmelskrosen blühen, nach denen ihre Seele sich sehnte. Heinrich ward zuerst im Hause der Großeltern väterlicher Seits erzogen. Es waren Leute von altem Schrot und Korn, beides Mann und Frau einfältige Christen, ihren engen Kreis ganz ausfüllend; Gottes Gaben, auch das liebe Kreuz, hatten sie mit Dank empfangen gelernt. Der Vater, Eberhard Jung, seines Gewerbes ein Kohlenbrenner, war eine starke, markige Natur, der (um blos einen Zug zu erzählen), als der Prediger (Stollbein heißt er in der Erzählung)¹⁰⁵ zur Hochzeit Wilhelms eingeladen, und, ehrenvoll empfangen, dennoch von dem Unanständigen munkelte, das darin liege, wenn ein Prediger mit unter den Bauern aße, diesem erwiderte: „Herr Pastor, ich muß euch erinnern, daß ihr nichts weniger als ein Diener Christi, sondern ein Pharisäer seyd. Er saß bei den Zöllnern und Sündern, und aß mit ihnen. Er war überall klein und niedrig und demüthig. Hier speißt Niemand, als ich und meine Frau und Kinder; ist das euch ein Bauernschwarm? Hier, Herr, hier vor meinem Hause ist der Fürst vorbei geritten, und Seine Durchlaucht stiegen ab, und meine Margareth mußte ihm fette Milch einbrocken und ein Butterbrod machen; wir beide mußten mit ihm essen, und er versicherte, daß ihm niemals eine Mahlzeit so gut geschmeckt habe.“¹⁰⁶ — Der alte Eberhard hatte dabei — wie es nicht selten bei den Erweckten im Lande gefunden ward — einen gewissen Hang zum Grübeln, vornämlich über das Leben jenseits; und da

104. „Ich kann euch beweisen,“ sagte Morig zum alten Eberhard, „daß es einen Stein der Weisen giebt. Ein gewisser D. Helvetius im Haag hat ein Büchlein geschrieben, das güldene Kalb genannt; darin ist es deutlich bewiesen, so daß Niemand, auch der größte Ungläubige, wenn er's liest, mehr daran zweifeln kann. Ob ich denselben aber bekomme, das ist eine andere Frage. Doch warum nicht ich, eben so wohl als ein Anderer, da er ein freies Geschenk Gottes ist?“ — „Wenn euch Gott den Stein der Weisen hätte schenken wollen,“ erwiderte der alte Eberhard, „Ihr hättet ihn schon lange. Zudem ist's ja nicht nöthig, daß Ihr ihn habt; wie viele Menschen leben ohne den Stein der Weisen!“ Jungs Leben; Schriften, I, 38.

105. Mehrere Personen, so wie Ortsnamen sind in der Erzählung maskirt; namentlich die ersten wird es wohl nach einer solchen Reihe von Jahren unmöglich zu restituiren seyn; mit den letztern ist's überall geschehen, wo wir entweder durch den Schlüssel, den Jung selbst in „Heinrich Stilling's Lehrjahre“ giebt, oder durch sichere Combinationen, in den Stand dazu gesetzt waren. Dies konnte jedoch bei den Namen der Dörfer (wo Jung zuerst Schulmeister war) nicht der Fall seyn.

106. Jungs Leben; Schriften, I, 48 f. Die Erzählung ist reich an solchen lebendigen Zügen; die Wirklichkeit ist hier selbst Poesie. Es war dieses, was Götthe zu Jung hinzog und ihn bewog, „Heinrich Stilling's Jugend“ herauszugeben, wodurch Deutschland zuerst auf den trefflichen Mann aufmerksam gemacht wurde. Später ein Mehreres davon.

er als Kohlenbrenner ganze Tage lang draußen im Walde lag, und Gelegenheit hatte den Himmel zu betrachten, vergnügte es ihn daran zu denken, und er sprach oft von den vielen Wohnungen in des Vaters Haus.¹⁰⁷ Die Großmutter, Margareth, war fromm, ihrem Mann unterthänig und hatte (das größte Lob für eine christliche Frau) ihre Kinder wohl erzogen. Der alte Eberhard lebte in seinem Enkel wieder auf; wenn er vom Walde heimkam und Reste seines Butterbrodes zurückbrachte, verzehrte Heinrich sie auf seinem Schooße; der Alte sang dann dem Enkelchen liebliche Kinderlieder vor, wie „Gerberli hieß ein Hüneli“, „Reiter zu Pferd, da kommen wir her“ u. s. w. Die Muthen, welche später verheirathet wurden, lehrten Heinrich Gebete und geistliche Liederversen. Ueberhaupt ward ein stilles christliches Leben in dieser Familie geführt, und doch war es Heinrich ein so bewegtes, daß, als er es wieder in der Erinnerung durchlebte, da stand es in unvergänglichem Glanze vor ihm; namentlich was er von seiner ersten Jugend erzählt, ist wie mit paradiesischen Erinnerungen durchwoben, von Gesang und Blüthenduft durchströmt; kaum hat die deutsche Literatur eine ähnliche Hervorbringung aufzuweisen. Auch die äußern Verbindungen der Familie (die sich jedoch nur von einem Dorf zum andern erstreckten), namentlich mit Heinrichs Vaterbruder, Johann Jung — einem scharfsinnigen Kopfe, der sich mit der Quadratur des Kreises beschäftigte und Landmesser, zuletzt auch Commerzien-Präsident wurde — waren wenigstens der Art, daß die Blutsverwandtschaft durch christliche Einmüthigkeit verklärt und durch gegenseitige Hülfsleistung gestärkt wurde.

So wie nun aber der Vater unsers Heinrich, nachdem der tiefe Schmerz über den Tod seiner Ehefrau der Sehnsucht nach Wiedervereinigung Platz gegeben, einen Trieb bei sich fühlte, sich wo möglich der ganzen Welt zu entziehen, so kam er darauf, es wäre wohl am passendsten, wenn er den Sohn wieder zu sich nach Hause nähme, um ihm Vaterpflicht zu leisten. Was ihn in diesem Vorsatz bestärkte, war eine Bekanntschaft, die er mit einem Handlungsreisenden (für ein großes Halbsiden-Geschäft in der Nähe) Namens Niclas, anknüpfte, der, so wie seine Principale (die Dirigenten der Fabrik), gottseliger Uebungen sich befleißte, ohne mit dem Wege der Kirche sich vereinigen zu können. Dieser Niclas hatte selbst früher Theologie studirt, zog aber dasjenige,

107. Jungs Leben; Schriften, I, 39. Anders die Frau Eberhards, welche, wenn ihr Alter die Gedanken zum Sirius aufzulegen ließ und dort den wunderbar großen Gott betrachtete, unter Anderm sich so vernehmen ließ: „Ach, Ebert, ich kann wohl an einer Blume sehen, daß Gott wunderbar ist. Laßt uns die betrachten lernen! Wir wohnen bei dem Gras und den Blumen; die laßt uns hier bewundern; wenn wir im Himmel sind, wollen wir die Sterne betrachten.“

was er für eine rein christliche Praxis hielt, vor, und benutzte dazu seine Wanderungen von Ort zu Ort. Wilhelm fand Gefallen an der Lehre dieser Leute, die auf Selbstverleugnung, unbedingte Dabingabe und wirkliche Erfüllung des Apostolischen Worts ausging, daß wir dieser Welt brauchen, aber derselbigen nicht misbrauchen sollen; denn das Wesen dieser Welt vergehet (1 Cor. 7, 31). In der That gehörten diese Leute auch zu den besten unter den Separatisten; ihre Musterbücher waren Fénelons Schrift „von der Treue im Kleinen“ und Thomas à Kempis; doch hatten sie selbst einen fruchtbaren Keim des Irrthums angenommen, und theilten ihn Andern mit; denn sie vermengten die Regel von der Nachfolge Christi mit allerlei Gedanken von irdischer Glückseligkeit (so daß die Verleugnung selbst nur eine anders gewendete Befriedigung des Hanges des Menschen zum Vergnügen war), und saßen das Kreuz Christi weit mehr als ein Lebensbild auf, denn als den Altar, der durch des Mittlers Blut allein im Heiligthum errichtet ist. Doch eben dieses sprach Wilhelm Jung in seiner damaligen Sinnesstimmung durchaus an. Er ergab sich ganz diesem träumerischen Ideal der Vollkommenheit; um es zu realisiren, bezog er ein kleines Stübchen abseits im Hause und nahm den Sohn mit sich. Alles in der Erziehung des letztern war begrenzt und geregelt, bis zur Pfeife hinab, womit der Vater den Sohn zurückrief vom einzigen Spielplatz, den er von seinen Fenstern überschauen konnte. Spiele und Umgang mit andern Kindern waren nicht erlaubt: die Welt Heinrichs erbaute sich ihm aus Büchern. Diese waren theils romantische, theils die biblischen Schriften: die alten Deutschen Volksbücher mit ihrem reinen Sinn und ihrer tiefen Sehnsucht waren ihm ebenso gut ein Evangelium wie die Kämpfe der Märtyrer und die Leiden der Wiedergeborenen, welche er aus „Gottfried Arnolds Leben der Märtyrer“ und „Reizens Historie der Wiedergeborenen“¹⁰⁸ kennen lernte; „beide“, wie er sagt, „blieben sein bestes Vergnügen in der Welt bis ins zehnte Jahr seines Alters.“¹⁰⁹ Alles ward ihm in Leben verwandelt, weil das wirkliche Leben ihm verschlossen war; er hatte auf dem engen Raume seine Thebaische Wüste mit den Höhlen der Einsiedler; er hatte seinen Melusine-Brunnen und sein Schloß Montalban; täglich wallfahrte seine Phantasie dahin. Schlimm aber war es, daß der Vater durch eine unzeitige und unvernünftige Strenge (wie das ja überhaupt im Erziehungssystem des entarteten Pietismus der Fall ist, indem dasselbe gar zu wenig die Wur-

108. Beide bekannt nicht blos innerhalb der pietistischen Schulen, sondern auch außerhalb derselben; Arnolds Buch ist eine Bearbeitung der alten Compilation „*Vitae Patrum*“, die schon Arnand d'Andilly ins Französische übertragen hatte.

109. Jungs Leben; Schriften, I, 67.

zeln befruchtet, sondern lieber die hohen Aeste beschneidet) den Knaben zur Lüge verleitete, damit er irgend einer ungerechten Strafe entgehen möchte.¹¹⁰ Bald hätte der Vater so das Herz des Sohnes ganz von sich abwenden können, wenn nicht eben in dieser Zeit das Bild seiner seligen Frau, welches wieder recht lebhaft vor seine Seele trat, einer innigern Anknüpfung den Weg gebahnt und so eine Zeitlang das Verhältniß anders gestaltet hätte.

Indeß zeigten sich nun auch bald die Früchte dieser Erziehung in stiller Verborgenheit: auf der einen Seite eine gewisse Gradheit, ja Reckheit in der Beurtheilung aller Verhältnisse; denn er sah sie alle vom Standpunkte des Ideals aus¹¹¹ — auf der andern Seite eine ungezähmte Lust mehr zu wissen und zu erfahren, die Flügel über das enge Nest hin auszustrecken. Zu Letzterem war indeß durchaus keine Aussicht vorhanden, bis einmal der Prediger, der mit seinem herrschsüchtigen Charakter doch eine gewisse Rechtschaffenheit und Güte verband, so weit man sich nach seinen Plänen fügen wollte, den Vorschlag machte, Heinrich auf die Lateinische Schule zu schicken. Lebhaft ward dies in einem Familienrathe debattirt; der Ausgang der Berathung war der, daß er vors erste im Sommer die Schule in einem der nächsten Dörfer besuchen sollte; jeden Morgen wollte die Großmutter, nachdem er zuvor gegessen hatte, ihm ein Stück Butterbrod auf den Mittag mitgeben, und Abends, wenn er heimkehrte, könnte er dann wieder sich satt essen; für den Winter wollte man dann überlegen, was weiter zu thun sey. Dies ging nun auch sehr gut. Der Lateinische Schulmeister (Weiland in der Erzählung genannt) war kein Pedant; er ließ dem Geiste Heinrichs

110. „Das ist schlimm,“ sagte der alte Oeberhard, indem er seine grauen Locken schüttelte. „Wilhelm! Wer nicht will, daß seine Gebote häufig übertreten werden, der muß nicht Viel befehlen. Alle Menschen lieben die Freiheit. Verbeut du dem Knaben seine Fehler, wann er sie eben begehen will, und unterrichte ihn, warum; hast du es aber vorhin verboten, so vergißt der Knabe die vielen Verbote und Gebote, fehlt immer; du aber mußt dein Wort handhaben; und so giebt's immer Schläge.“ Jungs Schriften, I, 68 f.

111. Nur ein einziges Beispiel stehe hier. Als Heinrich acht Jahr alt war, fiel folgendes Gespräch mit dem Prediger vor, der eben ins Haus der Großeltern gekommen war. „Mein Sohn, kannst du auch den Katechismus?“ — „Noch nicht all. — „Wie? noch nicht all? das ist ja das erste, was die Kinder lernen müssen.“ — „Nein, Pastor, das ist nicht das erste. Kinder müssen erst beten lernen, daß ihnen Gott Verstand geben möge, den Katechismus zu begreifen.“ — „Nun, wie betest du dann?“ — „Ich bete: Lieber Gott, gieb mir doch Verstand, daß ich begreifen kann, was ich lese.“ — „Das ist recht, mein Sohn, so bete fort.“ — „Ihr seyd nicht mein Vater.“ — „Ich bin dein geistlicher Vater.“ — „Nein, Gott ist mein geistlicher Vater. Ihr seyd ein Mensch; ein Mensch kann kein Geist seyn.“ — „Wie? hast du denn keinen Geist, keine Seele?“ — „Ja freilich; wie könnt ihr so einfältig fragen? Aber ich kenne meinen Vater.“ — „Kennst du denn auch Gott, deinen geistlichen Vater?“ — „Heinrich lächelte und sprach: Sollte ein Mensch Gott nicht kennen? — „Du kannst ihn ja doch nicht sehen?“ — „Heinrich schwieg, holte seine wohlgebrauchte Bibel und wies dem Pastor den Spruch Röm. 1, 19. 20. (Jungs Leben; Schriften, I, 71.)

freien Raum, wenn dieser, statt der grammatikalischen Abstractionen, es vorzog, selbstständig durch Hülfe des Lexicons die Formen und Sätze vor seinen Augen entstehen zu sehen (eine Methode, die sich übrigens gewiß nur mit einem aufgeweckten Kopfe durchführen ließ).¹¹² Für das Uebrige aber — daß die frühern Reime nicht ersticken sollten — war durch die kleine Bibliothek des Schulmeisters gesorgt, wo Heinrich wiederum einen herrlichen Vorrath der „Cölln'schen Schriften“¹¹³ vor sich hatte, die er auf dem Wege las, wenn er durch die reizenden Wälder und Thäler und Wiesen zurückkehrte. Frühe empfing sein poetischer Sinn Nahrung, und das war gut; denn dieses gewöhnlich übersehene Element der Erziehung pflegt eine Goldader im Leben zu schaffen, selbst wo später die Grube nicht bergmännisch befahren wird. So gingen drei, vier Jahre, die ersten, erfreulichen, Schuljahre hin — ein kleiner Anfang, wie's sich den Kleinen geziemt. Der Vater, Wilhelm, hatte indeß die Schulmeisterstelle im Dorfe übernommen und setzte daneben seine alte Profession fort; Heinrich half ihm in freien Stunden Kameelhaarknöpfe überziehen, obgleich er nie mit Lust die Nadel führte. Der Großvater, der alte Eberhard, hatte sich zur Ruhe gesetzt, und beschäftigte sich blos mit seinen Feldern, mit dem Dachen seines Hauses (welches alle drei, vier Jahre geschah) u. s. w. Seine Ahnung von einem jähen Tode ging bald in Erfüllung; er entschlummerte sanft, nachdem er durch einen Fall vom Dache herab (wo der Greis noch selbst, ohne daß Jemand ihn davon abhalten konnte, aufsteigen wollte) die innern Theile beschädigt hatte. Nur der himmlische Arzt war zugegen, und dieser nahm ihn bald zu sich. Das herrschsüchtige Wesen des Predigers (Stollwein), das dem Alten, der seinen christlichen und bürgerlichen Adel gleich tief fühlte, noch manche Noth gemacht, verwandelte sich bei dieser Gelegenheit in Behmuth. „Es thut mir leid um dich, mein Bruder Jonathan,“ sagte er, „gebe Gott, ich wäre für dich gestorben.“ Und zum Texte der Leichenpredigt wählte er die Worte des Herrn: „Woblan, du frommer und treuer Knecht; du bist über Wenig treu gewesen; ich will dich über Mehr setzen; gehe ein zu deines Herrn Freude!“

XVII.

Bald begannen nun Heinrichs schwere Prüfungsjahre. Eine Bitterkeit bemächtigte sich seiner Seele, als er die Umwälzungen sah, die nach Eberhards Tode im Hause der Großeltern vorgenommen wurden,

112. Jedenfalls aber muß der heuristische Grundgedanke, der hierin liegt, in Anwendung gebracht werden, wenn man nicht den Sprachunterricht zu einem tödtenden Mechanismus machen will.

113. So wurden die Volksbücher damals genannt, weil sie in der Regel den angeblichen Druckort „Cölln“ an der Stirn trugen.

nachdem der Eidam mit seiner Frau eingezogen war und den Hof in Besitz genommen hatte; der alten Großmutter ward ihr Platz hinter dem Ofen angewiesen, wo sie, selbst als sie staarblind geworden, Flachs spann. Mit Heinrichs Schulgang ging es vorwärts und ebenso mit dem ihm so beschwerlichen Handwerke. Seine Confirmation näherte sich. Nun ward die Frage mit Ernst aufgeworfen, was aus ihm werden sollte. Zur Schneiderprofession hatte er keinen Trieb, obgleich der Großvater ihm oft das alte Wort vorgehalten, daß Handwerk einen goldnen Boden hat. Schulmeister wollte er wohl werden, aber nicht um des Schulhaltens willen, sondern nur um tiefer in die Bücher hineinzublicken, und dann zu sehen, was Gott fügen wolle. Zu seiner frühern Neigung, den gottseligen Schriften und den Ritterbüchern, war eine neue hinzugekommen: die Mathematik und die Uhrmacherkunst (besonders die Gnomonik). Vor sich, vom Winkel des Schneidertisches aus, wo er saß, sah er auf die Fensterscheiben hin, wo er lauter Sonnenzeiger eingerigt; sein Apparat bestand in einem viereckigen, mit Papier überzogenen Kloben; die Zeiger waren abgebrochene Nähnadeln; oben an der Decke war gleichfalls eine Sonnenuhr, welche von einer Scherbe von Spiegelglas im Fenster erleuchtet ward; ein astronomischer Ring von Fischbein hing an einem Zwirnfaden vor dem Fenster und diente ihm zugleich als Taschenuhr, wenn er ausging.

Die erste Bedenklichkeit mit dem bereits Confirmirten räumte indeß der Prediger aus dem Wege, der ihn zum Schulhalter auf einem drei Viertelfstunden entfernten Dorfe (Zellberg) beförderte. Hier hielt er (wie das damals, während des Sommers, auf den Dörfern gewöhnlich war) die zwei ersten Wochentage Schule; die übrigen brachte er zu Hause mit der Nadel zu. Der Weg dahin — eine höchst romantische Berggegend, ein Stück des höchsten Westphälischen Bergrückens — ward ihm, so oft er hinging, eine erweckliche Lehre von Gottes Herrlichkeit; er wünschte Engel zu sehen, wie Jakob in Mahanaim. Am merkwürdigsten aber ward ihm der Aufenthalt in Zellberg durch die Bekanntschaft mit dem Förster, einem der Stillen im Lande, der den Stein der Weisen suchte, in Jakob Böhme las, ohne ihn zu verstehen, den Theophrastus Paracelsus besonders hochhielt und für „das Rad der ewigen Essenzen“ schwärmte. Jung schwärmte mit ihm; die Schule ward ihm ein Paradies durch das, was sie im Hintergrunde hatte; das edelste Stück noch fand er in der Bibliothek des Försters: einen Deutschen Homer. Was konnte seinem Glücke gleichkommen, das doch so bald ein Ende nehmen sollte? Denn der Prediger wollte von nun an Jungs Zukunft lenken; aber Gott wollte es nicht so. Jung hatte angefangen, die Bauernkinder das Rechnen zu lehren; die Schiefertafeln

machten Epoche in der Schule; die Bauern, ohnehin erweckt, sagenreich und gutthätig, begeisterten sich dafür, der Förster nicht minder; dem Prediger aber, als er die Schule zu visitiren kam, war dies ein Todesgeruch; so viel die Bauern auch dagegen stampften und rasten — doch hatte Jung wenige Monate darnach seine Aufkündigung. Von dem verhassten Schneidertische befreite ihn ein Ruf als Hauslehrer bei einem reichen Fabrikherrn in Dorlingen in der Grafschaft Mark; allein bei diesem rohen und groben Menschen (der seine Freude daran hatte, wenn die wilden Bauernjungen, die mit in die Schule gingen, ihm das Leben recht sauer machten) ward das Misvergnügen bald zur Qual; er mußte die Fesseln sprengen. Indeß waren ihm neue geschmiedet. Sein Vater verheirathete sich zum zweiten Male; die Stiefmutter, die nur für irdischen Erwerb Sinn hatte, verlangte, daß der Stiefsohn ins Feld mitgehen und selbst die größte Bauernarbeit verrichten sollte; er bekam die Hände nicht nur voller Blasen, sondern seine Glieder zitterten vor Schmerz und Müdigkeit; wenn er die Sichel oder den Flegel schwang, frachte es in seinen Rippen und Hüften. Man machte es ihm Freude, wenn ein regnichter Tag kam, auf dem Schneidertisch sitzen zu können; das Handwerk war ihm jetzt eine Erquickung. Er kam auch nicht aus demselben heraus, obgleich er kurz darauf zu einem neuen Schulleute in Keinsdorf berufen wurde; denn vor und nach der Schule mußte er schneiden; sein äußerst sparsames Einkommen vom Dienste ging zu Büchern, mathematischen Instrumenten u. dgl. auf; selbst in der Schule konnte er die Beschäftigung damit nicht lassen. Ein Jahr ungefähr darnach ward er durch die Empfehlung eines Verwandten (Pastor Goldmann) nach Preisingen berufen; er arbeitete jetzt mit Fleiß und Emsicht an der Schule, denn zum ersten Mal konnte er seine Muße zu Lieblingsbeschäftigungen verwenden. Die Deutschen Dichter kamen nun an die Reihe; ein Chirurg des Orts war im Besitz der „Asiatischen Bänise,“¹¹⁴ eines Lieblingsbuches im siebzehnten Jahrhundert, das noch im achtzehnten, wie man sieht, seine Liebhaber fand; der moralisch-sentimentale Charakter dieses Romans entsprach ganz der Stimmung Jungs, die aufs neue durch das Ideal eines christlichen Kämpfers erhoben ward, indem wiederum Gottfried Arnolds Schriften (diesmal auch die Kirchen- und Reherhistorie) ihm in die Hände fielen. Die Bekanntschaft in der Familie einer Wittve, die hier mit ihren zwei Töchtern wohnte, wäre ihm leicht eine Schlinge geworden; gefährlicher aber noch wurden ihm die pädagogischen Verbesserungen — Schulkünste in Basedows Geist, ehe noch Basedow aufgestanden — die er hier einführen

114. Der Verfasser, bekanntlich, Heint. Anshelm v. Ziegler. Das Buch ward zum letzten Mal noch aufgelegt 1764.

wollte. Am erspriechlichsten war wohl seine Einführung des vierstimmigen Gesangs. Außerdem aber daß er eine Art Rangordnung zwischen den Bauernkindern (noch überboten von dem spätern Censur-System, das eine reine Karrikatur in derselben Richtung darstellt) aufrichten wollte, erfand er eine Art von Spielen, um das Lesen, Schreiben und Rechnen zu erleichtern, zuletzt aber ein Kartenspiel über den Heidelberger Katechismus, wobei die größere Nummer immer die kleinere abstach, und es also darauf ankam, welche Nummer ein Kind erhielt, um zu entscheiden, ob es Etwas oder Nichts für den folgenden Tag lernen sollte. Das war zu viel; die Bauern wurden rebellisch, sprachen von Fuchsschwänzerei und Prahlucht, und selbst Jungs Vetter, der ihn eben in das Amt gebracht, mußte ihm, damit er sich den Weg zu weiterer Beförderung nicht absperrete, rathen, ehe die Sache vor's Consistorium käme freiwillig seinen Abschied zu nehmen.

Es war zum dritten Male, daß er so den Anker der Hoffnung aufgeben mußte, und zwar in einem Stande, dessen Arbeit er nicht mit Lust trieb. Niemand konnte tiefer als er das Gewicht des trefflichen Kämpeschen Liedes „Mein Leben ist ein Pilgrimsstand“ empfinden, als nun sein Vater ihn mit Schelten und Schmähungen empfing und die Nadel wiederum seine einzige, höchst unzureichende Erwerbsquelle wurde. Oft schien es ihm, als ob die milde Herbstsonne seiner Qualen spottete, und als ob nur scharfe Stürme mit der Trauerfarbe der sterbenden Natur seine Gemüthsstimmung ausdrücken könnten. In einem solchen Zustande fühlt man es recht, was es sagen will, auch einen Freund auf Erden zu haben, in dessen Brust man seinen tiefen Kummer aushauchen kann; und einen solchen hatte Jung eben zur rechten Stunde in dem Eisenschmelzer Caspar, der ihn und die Religion liebte, gefunden. Zwar schien es jetzt, als ob die Wolken bald sich vertheilen würden: die nächste Anerbietung einer Schule (in Kleefeld) war die vortheilhafteste unter allen, die er noch gehabt hatte. Allein nun versprach er auch sich selbst, daß von seiner Seite Nichts an Fleiß, Sorgsamkeit und Vorsicht fehlen sollte. Und er hielt Wort. Dennoch stand er bald wieder am Rande des Abgrunds. Seine große Lust zum Geheimnißvollen, seine Neigung vorzüglich in die verborgnen Kräfte der Natur einzudringen, brachte ihn dahin, einem Mitschullehrer, Grafer, Gehör zu geben, der ihm versicherte, er sey auf dem Wege den Stein der Weisen zu finden, namentlich aber könne er Kupfer in Silber verwandeln. Mit einem Sprunge war Jung wieder in die Schriften eines der famösesten Adepten, des Basiliius Valentinus, hinein. Weiter aber kam er auch nicht; eine jede Theilnahme an den Operationen hatte er abgelehnt — als, in denselben Tagen, Grafer als Falschmünzer ent-

deckt ward, und nur durch eine schnelle Flucht (nach Amerika) sich retten konnte. — Kaum war dieses drohende Gewitter vorüber, so zog ein anderes auf. Der vorige Schulmeister im Orte, der eine Tochter aus demselben zur Frau hatte und nur deßhalb weggezogen war, weil man seinen Lohn nicht erhöhen wollte, hatte immer noch einen großen Anhang. Diesem gelang es, indem man ein Jahr hindurch den geistlichen Inspector Reinhold, obnebin einen Trunkenbold und verworfenen Menschen, mit Gaben bearbeitete, mehrere Leute in der Gemeinde aufzubekommen, die vor dem Consistorio eine Erklärung zu Protokoll gaben, welche Gott weiß was für Anklagen gegen ihren Schulmeister enthielt und auf dessen Absetzung antrug. Vierzehn Tage drauf ward Jung vors Consistorium citirt, wo ihm aber nicht gestattet wurde, selbst nur die Erklärungen verlesen zu hören oder Einsicht vom Protokoll zu nehmen; es sey, sagte man, eine Sache, die vors geistliche Forum gehöre. Eine Gegenerklärung von dem größern Theil der Gemeinde ward, vorzüglich durch die Betribsamkeit eines jungen Menschen, Kehlkopf, der sich über das himmelschreiende Unrecht empörte, leicht zu Stande gebracht. Zwei und zwanzig Bauern gingen, Kehlkopf an der Spitze, zum Inspector, und verkündigten ihm den festen Willen der Gemeinde, ihren Schulmeister zu behalten, indem sie ihm zugleich sein gewissenloses, niedriges Verfahren und sein ganzes gottloses Leben vor Augen stellten. Dennoch fand Jung, nach dem Wink des wohlmeinenden Präsidenten, es am räthlichsten, seinen Abschied zu suchen, welcher ihn dann mit dem ehrenvollsten Zeugnisse zugestanden ward, wobei zugleich vom Präsidenten, der das ganze Complot durchschaute, durchgegeistet ward, daß der frühere Schulmeister nicht unter 100 Gulden Strafe wiedererwählt werden dürfe. Eine Begebenheit im Kleinen, die uns einen klaren Einblick giebt, wie Cabalen im Großen gespielt worden, und vor Allem geeignet, uns den politisch und kirchlich rechtlosen Zustand an manchen Orten Deutschlands in jenen Tagen vor Augen zu stellen. Die Wahrheit triumpbirte, doch nur bei ihren Freunden, während Jung, der sie bezeugt hatte, unterlag.

Jung wollte sehr nicht nach Hause zurückkehren. Er ging zu seinen Vettern und weitläufigeren Verwandten, um zu sehen ob nicht irgend ein Hoffnungsstrahl hervorbrechen würde. Auf dieser Wanderung, zehn Meilen hin und zurück, hörte er was mehr werth war als irgend eine irdische Hoffnung; der Blick ward ihm geöffnet, so daß er seinen innern Menschen genauer kennen lernte, als ihm bisher vergönnt war. Der Sohn seines früheren Predigers, der Richter Goldmann in Rothbagen, konnte als erfahrener Schüler des Herrn ihm recht auslegen, wie wichtig es bei der Gestaltung des geistlichen Lebens sey, erst im Kleinen festen Fuß gewon-

nen zu haben, ehe man nach dem Größeren ausschaut. Es war dieselbe Lection, welche der Herr den Jüngern in den Worten gab: „Freuet euch nicht, daß euch die Geister unterthan sind; freuet euch aber, daß eure Namen im Himmel geschrieben sind“ (Luc. 10, 20), die jetzt aus dem Munde eines einfältigen Christen mit Jung wiederholt ward. Er zeigte diesem, es sei ja gut und löblich, ein großer und rechtschaffener Mann zugleich, ein Licht dem Volke Gottes werden zu wollen; allein wer das werden solle, der müsse auf eine ganz besondere Weise von Gott geführt werden, so daß zuletzt herzliche Demuth, das Grundgepräge des wiedergeborenen Menschen, ihn vor Fall behütete; und wem Gott dieses beschieden habe, der müsse nicht durch eine, sondern durch viele Schulen hindurch. Und als nun der Better Goldmanns, der Hofprediger in Lehnburg, nachdem er Jung über das Schwierige eines jeden Verwaltungsfaches recht scharf examinirt hatte, demselben die Aussicht gab, als Aufseher bei einer Fürstlichen Schmelzhütte mit einer jährlichen Befoldung von 300 Gulden angestellt zu werden — war jener, der erstere Better, so frei ihm zu sagen, es verfange alles solches Moralisieren wenig, wenn nicht das Herz von einer innigen Liebe zu Gott hingezogen sey; daß aber übrigens, mit Hinsicht auf Jungs Talente, es ihm wohl besser seyn möge, vors erste wieder die Nähnadel mit aller Freudigkeit zu ergreifen und inzwischen Gott Zeit zu gönnen. Als Jung hierüber betrübt ward, weil er nicht sah, woher die Kraft dazu herzunehmen, sagte der wackere christliche Goldmann: „Kraft erlangt man nur durch Arbeit. Der Hammerschmied kann einen Centner Eisen unter dem Hammer hin und her wenden wie einen leichten Stab; so kann ein Mensch, der durch Prüfungen geübt ist, mehr überwinden, als ein Mutterföhnchen, das immer an der Brust saugt und Nichts erfahren hat. Getroßt, Better! freuet euch nur, wenn Trübsale kommen, und glaubet alsdann, daß Ihr auf Gottes Universität seyd, der etwas aus Euch machen will.“

Doch als Jung nun wieder nach Hause kam, war die Noth wieder vor der Thür, und zwar in erhöhtem, geschärftem Maasse. Die Stiefmutter war die alte, in Weltlichkeit versunken, der Vater unvernünftiger als je vorher. Jung mußte Arbeit außer dem Hause nehmen; zu Hause bleiben war ihm nicht möglich. Den Gnadenstoß gab ihm ein Auftritt, wo der Vater ohne gegebene Veranlassung ihn schlagen wollte, und wo er alle seine Kräfte zusammennehmen mußte, um sich nicht an dem Vater zu vergreifen. Die alte Hofmutter tröstete den Enkel, den sie nicht sehen konnte, mit dem Segen des Großvaters und seiner Weissagung über ihn. Dennoch ward es Jung immer enger, obgleich er jetzt einen Meister bekommen, in dessen Haus Friede war.

Sein alter Prediger, Stollbein, trat noch einmal auf den Schauplatz, und wollte jetzt gut machen, was er früher mit Jung verdorben hatte; er sollte Rector in der Lateinschule des Orts werden, die mit der Deutschen verbunden war. Allein der ganze Plan scheiterte an der Hartnäckigkeit der Bauern, die durchaus die Lateinschule von der Deutschen getrennt haben wollten, obwohl sie einen Rector für sich nicht anständig lohnen konnten. Stollbein, verdrießlich, daß sein letzter Lieblingsplan zu Wasser geworden, hatte jetzt nichts Angelegentlicheres zu thun, als sich mit allen seinen Kirchkindern auszusöhnen, was er denn auch auf eine sehr rührende und bewegliche Weise allen Rechtschaffenen zur Erbauung that, ehe er das Zeitliche gesegnete. Es fiel dies gerade in den Tagen ein, als Jung, mit Zustimmung seines Vaters, doch nicht ohne tiefe Betrübniß desselben (denn offenbar war es die zweite Frau, welche ihn oft jähzornig und seine Tage schwer machte), den festen Entschluß faßte, von seinem Vaterlande auszuwandern und sein Glück an fremden Orten zu versuchen. Er rechnete ab mit dem Schöffn Keilhof, in dessen Haus er in der letzten Zeit Lateinischen Unterricht gegeben, bekam noch etwas über 4 Thlr. heraus, und mit diesem Geld, mit drei zerlappten Hemden (das vierte hatte er an), einer Schlackappe, der Schere und dem Fingerhut im Reisefackel, und übrigen einer groben Kleidung auf dem Leibe zog er zum westlichen Thore des Städtchens aus. Es war am zweiten Osterfeiertage 1762; er war damals gegen 22 Jahr alt. Den vorhergehenden Osterabend hatte er die Gräber seiner Mutter und seines Großvaters besucht und sich an ihnen satt geweint.

Ausstreitig hatte Jung zu dieser ganzen Reihe von Führungen Nichts gethan. Gott hatte ihn gleichsam von einem Gefaß ins andere umgeschüttet; kaum war er zur Ruhe gekommen, so mußte er wieder von vorn anfangen. Allein dies war eben die Art und Weise, wie das richtig ahnende Wort des alten Gherhards vom Enkel in Erfüllung gehen sollte: „Wenn ich eine Art mache, so will ich damit bauen, und wozu unser Herr Gott einen Menschen schafft, dazu will er ihn auch brauchen.“

XVIII.

Der Weg führte Jung ins Bergische hinein. Bald sollte er augenscheinliche Beweise haben, daß unser Gott denen, die ihm vertrauen, auch im finstern Thale ein trostender Stab und Stecken ist. Zuerst war er willens nach Holland zu gehen und dort bei irgend einem Kaufmann einen Dienst zu suchen. Allein schon in Solingen fand er gleich Arbeit bei einem Meister Nagel, und es schien, als ob sich hier sein Lebenskreis ganz abrunden sollte. Alle Verhältnisse ordneten sich wohl;

der Meister behandelte ihn mehr als Freund, denn als Gesellen, und fühlte sich dazu um so mehr aufgefordert, als Jung durch sein selbstgelerntes, aber wohl gelerntes Orgelspiel alle Sonntage einen Platz in der Kirche ausfüllte, der ihm gern überlassen ward und eine Menge Menschen auf ihn aufmerksam machte. Hier erhielt er manche „fühlbare Eindrücke der Gnade“, ¹¹⁵ die ihn nicht lassen wollte, obwohl diese Regungen noch keineswegs den alten Menschen in ihm zu überwinden vermochten. Das zeigte sich auch bald, da der Schullehrer in Solingen ihm die Aussicht auf eine Stelle als Hausinformator öffnete. Ohne sich nach den Bedingungen und Verhältnissen zu erkundigen, zog er dahin, in eine reiche Kaufmannsfamilie. Sein Principal, Herr Hochberg, war ein sehr vornehmer Mann; das ganze Haus hatte denselben Zuschnitt; und als man erst merkte, daß Jung nur dieselben Kleider hatte, in welchen er ging und stand, verachtete man ihn nicht nur, sondern warf Verdacht auf ihn als einen Landstreicher. Und als nun die Kleider, wie natürlich, immer mehr verfielen (denn er hatte nicht einmal Zeit, sie auszubessern, so sehr plagte man ihn mit Unterrichtsstunden vom frühen Morgen bis zum späten Abend), so empfand er zuletzt eine Höllequal. Die Sonne kam ihm wie das Antlitz des Jornes Gottes vor, denn sie beschien sein Elend; die Nacht war sein einziger Trost. Seine tiefe Melancholie rechtfertigte er durch seinen Jammer; Niemandem wagte er sich zu offenbaren. Eine Samariter=Seele, der Prediger Brück, sah seine Wunden; kühlende Thautropfen fielen auf seine Seele herab, als er vernahm, daß ein Diener des Herrn sich seiner nicht schämte. Plötzlich fühlte er Kraft in sich, die Fesseln zu sprengen, packte seine Lumpen zusammen und lief als ein Verzweifelter vom Hofe weg, ohne seinen Lohn, den er noch gut hatte, erhalten zu haben. Er lief zur nächsten Stadt; allein die Scham preßte ihn; er lief wieder zur Stadt hinaus und schlug einen Waldpfad ein. Müdigkeit und Hunger (er hatte nicht einen Groschen in der Tasche, um sich Speise zu kaufen) brachten ihn erst zum Stillestehen. Da war es ihm, als ob ein Engel des Herrn ihm den Glaubensschluß ins Ohr flüsterte: „Du bist auch einer von denen, deren Augen auf den Herrn warten; Du bist ja nicht

115. Ein Beispiel davon erzählt er selbst. Es war an einem Sonntag Nachmittage; da spazierte er durch eine Straße in Solingen; der Himmel war hin und wieder mit Wolken überzogen. So wie er unwillkürlich in die Höhe schaute, sah er eine Wolke über sein Haupt vorüberziehen; eine unerkannte Kraft durchdrang seine Seele; er fühlte in sich einen unüberwindlichen Trieb ganz der Ehre Gottes und dem Wohl seiner Mitmenschen zu leben; seine Willigkeit war in diesem Augenblicke so groß, daß er gern sein Leben dahingegeben hätte, wenn's hätte seyn sollen (Jungs Leben; Schriften, I, 211). — Man sieht leicht, daß solche mit der Wolke gleichsam dahinziehende Momente nur dann eine Bedeutung für das geistliche Leben haben, wenn sie historisch in die Entwicklung desselben eingehen, zu einem lebendigen Triebe werden und sich um den Kern des Lebens sammeln. Jung sah dieses selbst auch sehr wohl ein.

ausgenommen von denen, welchen das Wort gesagt ist: alle Haare auf eurem Haupte sind gezählt," und ihm Kraft gab in die Stadt zurückzugehen. Es war Rade vorm Wald. Bald sollte er empfinden, wie Gottes Eingeweide, nach dem Wort des Propheten, vor Erbarmen über uns brausen. Der erste, den er fragte, wies ihn zum Schneidermeister Johann Jakob Becker hin, und Becker brauchte eben einen Gesellen. Der Tisch stand gedeckt; er war von Gott für ihn gedeckt, als der Hunger ihn quälte. Becker war nicht bloß ein rechtschaffener Mann, sondern ein wahrer Christ, eine der demüthigen Seelen, zu welchen der Herr an jenem Tage sprechen wird: „Ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich gespeiset; ich bin durstig gewesen, und ihr habt mich geträufet; ich bin ein Gast gewesen, und ihr habt mich beherberget; ich bin nackt gewesen, und ihr habt mich bekleidet.“ Er übte das Amt Christi, des wahren Samariters, gegen Jung. Schon am ersten Tage war dieser heimlich in der Familie; er ward es mit jedem Tage mehr, denn das Band war Christus selbst und der Glaube an Ihn. Alle Freunde Beckers — und er hatte deren viele im Bergischen — wurden Jungs Freunde; diese besuchten sie am Sonntag zusammen, um sich von Gottes Gnade und Herrlichkeit zu unterhalten und sich zur Arbeit der Woche zu stärken. Allein der dringendsten Noth ward zuerst abgeholfen. Kaum vierzehn Tage waren vergangen, so war Jung aufs neue equipirt, von außen und innen, vom Haupt bis zur Sohle — Strümpfe und Schuhe, Hemde und Unterwämser, alle nöthigen Kleidungsstücke von der besten Bonität und nach der Mode, so daß er sich wieder unter Leuten konnte sehen lassen. Niemand wußte, wo Becker das Alles bernahm; die Folge zeigte, daß er es geborgt hatte; er vertraute aber dem, welcher einst sagte: „Pflüge sein, und so du etwas mehr wirst darthun, will ich dirs bezahlen, wenn ich wiederkomme“ (Luc. 10, 35). Hier war nun, so zu sagen, Jungs rechte geistliche Hochschule. In der tiefsten Noth sah er die Hand des Herrn, lernte (wonach er immer sich gestreckt) Ihn recht erfahrungsmäßig kennen, und vergaß ferner nicht mehr, wie Viel ihm vergeben war. Von nun an kam er in ein Gleichgewicht, das er bis dahin nicht gekannt, und wie viele Stürme auch später über sein Haupt hergehen sollten, das fühlte er: von diesem niedrigen Standpunkte, wo die Ehre und die Macht und die Herrlichkeit allein Gottes ist, müsse er ihnen allen trogen können.

Unter Beckers Freunden oder christlichen Bekannten war auch ein reicher Kaufmann, Namens Spanier, eine Meile etwa von Rad vorm Wald. Sie kamen beide zu ihm hin, der Meister mit seinem Gesellen, und arbeiteten einige Tage in seinem Hause (wie das bei der Aus-

übung des Schneiderhandwerks in jenen Gegenden damals nicht ungewöhnlich war). Herr Spanier, dessen Wohlthätigkeit seinem Reichthum die Wage hielt (er hatte sieben Eisenhämmer und außerdem eine Menge Grundstücke), sah gleich, was in Jung wohnte, und redete ihn, da er von seinen Schicksalen gehört hatte, mit dem Worte: „Herr Präceptor“ an. Bald rückte er mit dem Anerbieten heraus, daß Jung als Informator in sein Haus ziehen sollte, und fügte die stärkste Nöthigung hinzu. Jung aber sah dies zuerst als eine neue Versuchung Satans an; er war eben in den Hafen eingelaufen, und wollte sich nicht aufs neue dem wilden Meere anvertrauen. Erst als auch Meister Becker hierin den Weg der Vorsehung erkannte, sah er es für Pflicht an, nicht länger zu widerstreben. Mit tiefem Schmerz schied er von diesem seinem geistlichen Pflegevater — ein Mann, sagt er, der mehr als ein marmornes Monument werth war; denn er ging in Wahrheit unter Gott (1 Mos. 50, 19); sein Tod war, wie sein Leben, stiller Friede und That zugleich; Jung war bei ihm in seinen letzten Stunden. — Herr Spanier bezahlte alle Schulden Jungs und stand ihm auf jede Weise hilfreich bei, so wie dieser hinwiederum Spaniers Hause seine besten Kräfte widmete. Spanier ließ ihn die Französische Sprache lernen (bei welcher Gelegenheit er in seinem Lehrer Heesfeld die Bekanntschaft eines Mannes machte, der nicht nur einen stillen Wandel führte, sondern aus der Verborgenheit ein System machte); ¹¹⁶ selbst lernte er durch einen wunderbaren unwiderstehlichen Trieb das Griechische und einen guten Theil des Hebräischen, so daß er wenigstens einen leichtern Text lesen konnte — Alles nach seiner eignen applanativen Methode, wo das Wort und die Bewegung des Worts neben einander stehen, und aus beiden die Gedankenregel empfangen wird. In Spaniers Hause ward er mit Klopstocks, Youngs und Miltons Gedichten — also mit der Wurzel und den Schößlingen aus derselben — bekannt, und sympathisirte ganz (wie einige seiner eigenen Gedichte aus dieser Periode zeigen) mit dieser bilderreich-sentimentalen Reflexion, die zum Hintergrunde die Ewigkeit, zum Vordergrunde die Poesie hat. Vorzüglich wichtig aber ward dieser Aufenthalt ihm dadurch, daß er hier Gelegenheit hatte, sich mit den Principien der Handels- und Cameralwissenschaft und der Oekonomie (welche er später — so wollte es die Vorsehung — selbst bearbeiten sollte) praktisch bekannt zu machen. Herr Spanier zeigte sich, wie gesagt, bei jeder Gelegenheit als ein edler Mann, am

116. Dieser merkwürdige Mann, der so viele Tugenden in sich verbarg, hatte sich als Französischer Sprachlehrer in Dornfeld niedergelassen, ohne daß seine in der Nähe wohnenden Eltern und Brüder, die ganz weltlich gesinnt gewesen zu seyn scheinen, Etwas davon wußten; bei seinem Tode hinterließ er den letztern, die noch lebten, eine bedeutende Erbschaft.

edelmüthigsten aber ohne Zweifel, als er Jung aus allen Kräften ermunterte, das Studium der Medicin anzufangen, weil dazu, wie er meinte, sowohl seine Talente als Nührungen ihn vorzugsweise bestimmten — obgleich er ja befürchten mußte, eben dadurch auf Jungs Thätigkeit für sein Haus verzichten zu müssen. Dies war dann auch der Fall, obgleich erst nachdem Jung sechs Jahre in diesem Dienst gearbeitet hatte. Denn obwohl Spanier allerdings einen Plan für ihn gemacht hatte, nach welchem er die Arzneifunde als Dilettant ausüben (wozu mehrere Winke vorlagen), übrigens aber eine reiche Kaufmannstochter aus der Stadt heirathen sollte, sah Jung doch leicht ein, daß dieses nur eine halbe Arbeit, deren Frucht sehr zweifelhaft seyn würde, und ward um so mehr veranlaßt einen andern Weg einzuschlagen, als er noch immer darnach durstete, in die tiefsten Geheimnisse der Natur einzudringen. Höchst merkwürdig war es, daß er, während er selbst ernst und gründlich mit den medicinischen Disciplinen sich beschäftigte, auf einer Handlungsreise für seinen Principal (wobei er seine heimatlichen Gegenden wieder sah), durch die Vermittelung seines Oheims, des Commerzien-Präsidenten Johann Jung, mit einem katholischen Geistlichen, Molitor, in Bekanntschaft kam, der lange mit großem Glück Augencuren verrichtet, und jetzt, am Abend seines Lebens, die verschiedenen Regeln, die er in dieser Beziehung gesammelt, einem jungen christlichen Manne zu übergeben wünschte, der die Medicin zu seinem Hauptstudium machen wollte. Jung erhielt von Molitor das hierauf bezügliche Manuscript, das er als ein Geheimniß bewahrt wünschte, zur Abschrift; als er vierzehn Tage drauf in die Gegend zurückkehrte, war Molitor todt. Allein dieses alles konnte Jung von seinem Vorhaben, die Wissenschaft sich selbstständig anzueignen, ebenso wenig abhalten, als eine Bekanntschaft, die er 1769 im Hause des Kaufmanns Peter Heyder zu Ronsdorf machte, und die Verlobung mit der ältesten Tochter aus diesem Hause (übrigens einer schwachen und hysterischen Person). Mit der Hülfe guter Freunde in Elberfeld und anderswo, so wie dem Beistande seines künftigen Schwiegervaters nach Vermögen (denn dieser war keineswegs reich und hatte viele Kinder) zog er 1769 nach Straßburg, um an der berühmten medicinischen Facultät dort seine Studien zu vollenden. Ihn begleitete ein Chirurg aus Elberfeld, Troost, ein überaus tüchtiger Mann, der in seinem vierzigsten Lebensjahre kein Bedenken trug, noch einen Universitäts-Cursus zu machen, um sich in den Besitz der anatomischen und anderer Kenntnisse zu setzen, die ihm noch abgingen.

Der Aufenthalt in Straßburg war für Jung höchst erwecklich und fruchtbar; er ward so in den Besitz eines Lebenscapitals gesetzt, wovon

er nachher die Zinsen zog. Auf der einen Seite schloß Alles sich an seine früheren Lebensführungen an. Er wollte, wie er sich ausdrückt, „ein Kind der Vorsehung“ seyn und bleiben, und begehrte nichts Besseres. Alle seine Erfahrungen, sowohl auf der Reise dahin, als in Straßburg selbst (wo die Noth ihm oft gleichsam ein unauflösbarer Knäuel ward), waren ihm überzeugende Beweise davon, so daß er wenigstens für sich den sichern Schluß ziehen konnte: „Derjenige, der augenscheinlich das Gebet der Menschen erhört und ihre Schicksale wunderbarer Weise und sichtbarlich lenkt, muß unstreitig wahrer Gott, und seine Lehre Gottes Wort seyn. Nun habe ich aber von jeher Jesum Christum als meinen Gott und Heiland verehrt und ihn angebetet. Folglich ist Jesus Christus unstreitig wahrer Gott, seine Lehre ist Gottes Wort, und seine Religion, so wie er sie gestiftet hat, ist die wahre.“¹¹⁷ — So in Frankfurt, wo sein kleines Capital (indem die Reisenden sich dort 11 Tage aufhalten mußten, um auf eine Retourkutsche zu warten) auf 1 Rthlr. zusammengeschmolzen war, fand ein Elberfelder Kaufmann, der ihn eingeladen hatte, sich veranlaßt ihn zu fragen, wofür er denn eigentlich studiren wolle; und als Jung nun, seine augenblickliche Lage nicht verhehlend, hinzufügte: „Ich habe einen reichen Vater im Himmel, der wird für mich sorgen,“ bemerkte der Kaufmann: „Ja, ich bin einer der Bankiers Ihres Vaters,“ und zählte ihm Geld auf, so viel er nur entbehren konnte. Dieser Mann schien Jung besonders in sein Herz gefaßt zu haben, denn später schlug er seinem Freunde, Peter Heyder, vor, daß sie zusammen einen kleinen erkledlichen Wechsel für Jung ausstellen möchten; jeder der Biedermänner trug 150 Rthlr. dazu bei. So irgend eine dringende Noth in Straßburg sich herausstellte, war auch die Hülfe alsbald da; ehe er noch an die Thüre klopfte, war sie aufgethan; bald war es der Studiengenosse Troost, bald ihr gemeinschaftlicher braver Wirth, bald Andere, die ihm wenigstens augenblicklich aus der Verlegenheit halfen. Zwar scheint es eine eigne Sache um diese Erfahrungen von der Macht des Gebets zu seyn; nur wie durch einen Strohhalme scheint der Glaube von der vermessenen Einbildung geschieden zu seyn. Allein in diesem Strohhalme liegt die Ewigkeit, und sie täuscht diejenigen nicht, „die nicht sehen auf das Sichtbare, das zeitlich ist, sondern auf das Unsichtbare, das ewig ist“ (2 Cor. 4, 18). Ueberhaupt ist das ja die Kunst, daß man Gott aufs Wort nehmen kann, und daß man aus demjenigen eine Wahrheit macht, was für die Meisten nur ein Mundeshauch ist: daß der Mensch im eigentlichen Sinne von Gottes Gnade lebt, von einem jeglichen Worte, das durch den Mund Gottes gegangen ist.

117. Jungs Leben; Schriften, I, 274 f.

Auf der andern Seite aber war es ein neuer Lebensabschnitt, der hier in Straßburg ihm sich aufthat. Das Geringste war vielleicht noch das, daß er wirklich in die Wissenschaft eindrang und sie unter geschickten Lehrern, unter welchen der Anatom Lobstein als ein Stern erster Größe leuchtete, mit allem Fleiß sich zueignete. Bedeutsamer jedenfalls für seine Lebensentwicklung im Ganzen war die frische wissenschaftlich-künstlerische Strömung, welche damals in Straßburg ihren Gang hatte, und in welche auch Jung hineingezogen wurde. Kurz vor ihm war Göthe hingekommen, noch voller feurig brausender Jugendkraft und von der weltlichen Bornehmheit unbefleckt, die später sein Lebens-element ward (obgleich wohl einzelne Spuren auch jetzt schon sich zeigen mochten), offen für Alles, was mit einer selbstständigen oder, wie er es deutete, poetischen Kraft auftrat. Bald kam auch Herder hin, dessen Ueberlegenheit damals selbst Göthe, obgleich mit Widerwillen, empfinden mußte, während der sanftere Jung sich willig unter ihn beugte; denn er hatte ihm Viel zu verdanken; er erhielt von ihm, wie er sich ausdrückt, „einen Stoß zu ewiger Bewegung.“¹¹⁸ Nicht von demselben Gehalt, obgleich auch lehrreich und fördernd, selbst wo der Stahl des Gegensatzes sich schärfte, war der Umgang mit den übrigen ältern und jüngern Freunden (unter welchen Lenz, Verse u. a. theils aus Goethes Leben, theils durch ihren Platz in der Literatur bekannt geworden), die an einem Mittagstisch, unter dem Präsidium eines gewissen Salzmann, der durch Goethes Meisterzeichnung zu einer historischen Figur geworden, zusammen aßen.¹¹⁹ Der Ton in diesem Kreise, so viel Jung betrifft, hatte sich nun so gemacht, daß, wo die Andern, welches oft geschah, Jung necken wollten (denn, wie Göthe recht bezeichnend sagt, „sein Glaube duldet keinen Zweifel, und seine Ueberzeugung keinen Spott“¹²⁰), da nahm Göthe ihn unter seine Flügel, und setzte sich — mit einem großartig liberalen Zuge, der ihn bis zu seinen letzten Tagen charakterisirt — auf Jungs Standpunkt hinüber, dessen Erzählung seiner Lebensumstände, durch die poetische Färbung und tiefe Wahrheit, Göthe entzückt hatte. Uebrigens hatten beide ja auch viele andere Berührungspunkte, namentlich die gemeinsame Liebe zu den Naturwissenschaften. Seinerseits aber gewann Jung, vorzüglich auch durch diesen Umgang, eine große Unparteilichkeit, wodurch sein Blick geleitet ward, die anfängenden Gnadenwirkungen bei übrigens noch weltlich-gesümmten Menschen zu entdecken. Es war ja dies, wie wir wissen, nie der Fall mit

118. Jungs Leben; Schriften, I, 275.

119. Göthe Aus meinem Leben; Werke (Ausgabe letzter Hand), Bd. XXV, S. 231 — 253.

120. Göthe Aus meinem Leben, I. c., S. 250.

Göthe; ¹²¹ aber dennoch bewahrte Jung eine wahre Freundschaft gegen ihn, welche durch die schöne, humane Weise, wie Göthe in sein Schicksal einzugreifen versuchte, noch gestärkt wurde. Göthe machte Jung mit den poetischen Gestalten bekannt, welche wegen ihrer frischen Unmittelbarkeit damals an der Tagesordnung waren: mit Ossian, Shakspeare, Sterne, Fielding, die ja unleugbar bei der Wiedergeburt der Deutschen Literatur in jenen Tagen Pathenstelle vertreten haben. Das Merkwürdigste bei dieser ganzen Begegnung liegt übrigens darin, daß selbst aus Göthes reger Theilnahme für den seine vorsehungsvollen Schicksale erzählenden Jung die große Bedeutung der Kräfte hervorleuchtet, welche in den einfältigsten und tiefsten Glaubenswahrheiten niedergelegt sind. So wie die alten Heiden ahnend sagten, daß die Wahrheit ein hinreißend schönes Antlitz habe, so ist es in der That mit dem Glauben, der alle göttliche Wahrheit zusammenfügt und verklärt. — So vollendete sich Jungs bedeutendste Bildungsperiode; er gab und empfing in gleichem Maasse, und behielt unter allen Wechselwirkungen der Art den Blick unverwandt auf Ihn gerichtet, der denen, die da haben, giebt, daß sie die Fülle haben. Zuletzt promovirte Jung noch vor seinem Abgange (1772) in der medicinischen Facultät.

XIX.

Der Abschnitt von Jungs Leben, den wir jetzt erzählt haben, glich einer Reihe von heitern Frühlingstagen, auf welche ein brennend heißer gewitterschwüler Sommer folgte. Nachdem er promovirt und seine Sachen geordnet, so gut es denn gehen wollte, begab er sich mit seiner ihm bereits angetrauten Frau nach Elberfeld, wo seine Freunde, Dinkler und Troost, so weit sie es vermochten, ihm den Weg gebahnt, und ließ sich hier als practicirender Arzt nieder. Es sind vor Allem zwei Gegenstände, auf welche wir, bei seinem fast siebenjährigen Aufenthalt in Elberfeld, unsere Aufmerksamkeit richten müssen: seine Augencuren und sein Verhältniß zu den Elberfelder Pietisten. Wir fangen mit dem Letztern an, weil es einen entscheidenden Einfluß auf seine ganze Lage dort hatte. So wie der Charakter der Reformirten Handelsstädte im westlichen Deutschland ein ganz eigenthümlicher ist (auf vielen Punkten treten das industrielle und das religiöse Leben in eine bestimmte Wechselwirkung, und nicht blos im achtzehnten, sondern weit hinein im neunzehnten Jahrhundert war die Aufnahme des Erstern von der Blüthe des Letztern bedingt), ¹²² so ist der Pietismus in

121. Seine „Bekenntnisse einer schönen Seele“ sind ein poetischer, möglichst objectiver Reflex desjenigen, was er im Umgange mit dem Fräulein Klettenberg und den Kreisen der Brüdergemeinde, welcher sie angehörte, beobachtet hatte — vielleicht auch ein Widerschein seines früheren Umganges mit Jung.

122. Die Physiognomie der Städte dort ist ächt Niederländisch, und zum Nie-

der Reformirten Kirche ganz anders entwickelt, als in der Lutherischen. Hier nahm derselbe, nach der Richtung des Lutherthums, eine poetische, gemüthliche Färbung an (man erinnere sich der weitläufigen Streitigkeiten in den Jahren 1730 bis 1740 über das Tondern'sche, das Nordhausen'sche u. a. Gesangbücher, deren Grundlage überall eine pietistische war)¹²³ dort, in den Reformirten Landen, die mit dem ganzen Reformirten Charakter stimmende sociale Tendenz. Die Auswüchse waren zwar überall dieselben; aber sie traten ganz anders in den Reformirten, als in den Lutherischen Gebieten hervor. Hier fand der Pietismus, eben in den von ihm bewahrten volksmäßig-poetischen Zügen, einen Weg zur vollkommenen Ausöhnung mit der Kirche (was zugleich der geheime Schlüssel sein möchte zu dem sonst scheinbar räthselhaften vollkommen friedlichen Bestehen der Secten neben der Kirche in Württemberg), dort nahm derselbe mit Nothwendigkeit eine durchaus compacte Form an, ward in seinem innersten Wesen praktisch. Die Uebungen der Gottseligkeit wurden dort nicht bloß ein Abzeichen, sondern ein weithin flatterndes Panier; wer an demselben nicht Theil nahm, wer nicht ging, nicht sich kleidete, so wie es dadurch gefordert schien, der war damit nicht bloß ausgeschlossen, sondern ein Kind des Verderbens. Nicht bloß ein Zaun, sondern eine unübersteigliche Mauer erhob sich zwischen Geistlichem und Weltlichem; es war durchaus kein Verkehr mehr, wodurch das Unkraut veredelt und so auf den Weizenacker übergepflanzt werden konnte. Zwei Punkte vornehmlich trugen noch mehr dazu bei, allen pietistischen Richtungen in den Reformirten Landen eine solche Consistenz zu geben. Der eine lag in den weit vollendeteren Kirchenverfassungs-Formen, welche jenem ausschließlichen Charakter, wo er sich erst festgesetzt hatte, Nahrung und Wachsthum gab; der andere in den prädestinarianischen Theorien, deren Einfluß aufs Leben, selbst wo man sie nicht recht kannte, selbst wo man ihnen grundsätzlich entgegenarbeitete, unberechenbar groß war.¹²⁴ Selbst das Hören des Worts wurde dadurch ganz anders bestimmt. Eine einseitige Schriftdeutelei, wodurch man auf irgend ein, auch bloß problematisches, Stück der Schrifterklärung (wie z. B. auf die typische Anwendung) un-

verständlichen Gepräge gehört grade auch jene Verbindung zwischen Industrie und Handel auf der einen, Kirche und Religion auf der andern Seite.

123. Wegen des Nordhaus'schen Gesangbuchs vergleiche man die interessante Schrift: Gütige historischer Bericht von dem neuen Nordhaus'schen Gesangbuche. Wittenberg, 1737. 4.

124. Es verhält sich in der Wirklichkeit gar nicht so, wie man jetzt oft behaupten hört, als ob die Deutsch-Reformirte Kirche, weil in der Confessio Sigismundi die Lehre von der absoluten Prädestination keinen Raum gefunden, ganz von den Einwirkungen derselben frei geblieben wäre — am allerwenigsten in den westlichen Gegenden Deutschlands. Daber auch Jung's Verhütung vom Determinismus, wovon später ein Mehreres.

gebührlisches Gewicht legte, konnte nie außer in den Reformirten Gemeinden Wurzel fassen.¹²⁵

Man muß dies nothwendig vor Augen haben, um Jungs ganze Stellung und sein Verhältniß in Elberfeld recht aufzufassen — obgleich er möglicherweise es nicht grade so sich selbst auseinandergelegt hatte. Er war von der Wiege aus Reformirter; sein ganzes Geschlecht hatte eine Ehre drein gesetzt, es zu heißen und zu seyn; er selbst aber ward zufolge seiner ganzen Führung ein scharfer Bestreiter des Reformirten Pietismus. Schon sein Eingang gleich war den Elberfeld'schen Pietisten ein Dorn im Auge; der freiere Blick, der Weliton, den er sich angeeignet, ward von ihnen als ein Linsengericht angesehen, um welches er sein Erstgeburtsrecht verkauft hatte; seine Billigkeit gegen die, so draußen waren, welche er als solche nicht richten wollte, brachte sie auf; in ihren Augen war es ein Verbrechen, daß er sich nach der Mode kleidete, daß er Puder in den Haaren, Manschetten, Halskrause n. dgl. trug.¹²⁶ Für ihn selbst ward natürlich diese Stellung bald eine Qual; denn ob er's auch übersehen konnte, daß diejenigen, welche geistlicher Natur nach seine Freunde hätten seyn sollen, seine bittern Widersacher wurden — verschmerzen konnte er doch nicht so leicht den dadurch für seine äußern Verhältnisse erwachsenden Verlust. Seine häusliche Einrichtung war mehr als beschränkt, seine Frau hausälterisch und still; und doch wollte es auf keiner Seite zureichen. Wenn die Aufrechnung aus den Büchern kam (wie die Elberfelder Kaufleute es gewohnt waren, wenn das Jahr um war), wollte die Einnahme, die einmal weder fest bestimmt noch eingetrieben werden konnte, weder hier noch dort verschlagen; die Furie,

125. Doch darf (um keinem ungerechten, abschneidenden Urtheil Platz zu geben) auch nicht übersehen werden, daß grade diese vorherrschende Typik und die damit verbundene Coccejanische föderale Methode (auch z. B. bei dem großen Theologen Hr. Adolph Lampe) in den sinkenden Tagen ein Stützpunkt für das Christenthum in der Reformirten Kirche ward. So in Berlin unter Friedrich II. Vgl. über diesen interessanten Punkt: (Ulrich) Religionsverfassung in den Preussischen Staaten I, S. 169 ff.

126. Seine Grundsätze hinsichtlich des Pietismus, welche es ihm unmöglich machten, sich ganz in jene Stellung hineinzuleben, spricht er unter Anderm in folgenden Worten aus: „Ich habe es hundertmal gesagt und geschrieben, und kann's nicht müde werden zu wiederholen: Wer ein wahrer Knecht Gottes seyn will, der sondre sich nicht von den Menschen ab, sondern von der Sünde; er schließe sich nicht an eine besondere Gesellschaft an, die sich's zum Zweck gemacht hat, Gott besser zu dienen als Andere; denn im Bewußtseyn des Besserdienens wird sie allmählig stolz, bekommt einen gemeinen Geist, der sich auszeichnet, Heuchler zu seyn scheint, und auch manchmal Heuchler, und also dem einen und heiligen Gott ein Greuel, ist. Ich habe viele solcher Gesellschaften gekannt, und noch immer zertrümmerten sie mit Spott und der Religion zur Schmach. Jüngling, willst du den wahren Weg gehen, so zeichne dich durch Nichts aus, als durch ein reines Leben und edle Handlungen; bekenne Jesum Christum durch eine treue Nachfolge seiner Lehre und seines Lebens, und sprich nur von ihm, wo es Noth thut und frommt; dann aber schäme dich auch seiner nicht. Traue ihm in jeder Lage deiner Schicksale, und bete zu ihm mit Zuversicht; er wird dich gewiß zum erhabenen Ziele führen.“ Jungs Leben; Schriften, I, 346 f.

welche so vielen Männern seiner Stellung das Leben sauer macht — die Schulden — fanden sich auch hier ein. Zwar zog er häufig auf die große Bank dort oben, und sein Vertrauen ward nie zu Schanden. Doch waren dies nur wie Augenblicke des Aufathmens, wo die drückende, bittere Noth entwaффnet wurde. Was die Sache noch verschlimmerte, war seine eigenthümliche Stellung als christlicher Arzt und seine wirkliche Menschenliebe. Ward er zu Armen berufen (und diese machten seine größte Praxis aus), so hatte er Freimüthigkeit und Glück; hingegen kam er zu den Reichen, so war er nicht selten beengt; er konnte sich gar nicht auf einen Fuß mit solchen setzen, die zuerst und zuletzt schöne Worte verlangten, um die Tugend eines Arztes zu preisen. Die Arzneikunst stand vor ihm in ihrem ganzen rettenden Glanze, aber auch in ihrer ungeheuern Verantwortlichkeit. Er war ein ausgezeichneter, höchst geschickter Augen-Operateur, und doch, selbst in seinen letzten Jahren, nachdem er durch Gottes Gnade über 1500 Staarblinden das Gesicht wiedergegeben, ging er nie anders als zitternd zu irgend einer Operation. Zu der ersten mußte er förmlich gezwungen werden. Es war die Frau eines armen Tagelöhners, durch den Verlust des Gesichts ihres einzigen Erwerbs, den sie durch Spinnen gewann, beraubt; Jung setzte ihren höchst beweglichen Bitten nur das entgegen, daß er nimmer noch die Operationen an lebendigen Personen versucht. Allein die Frau ließ sich (ähnlich der Cananäerin im Evangelio) nicht abweisen; „Sie müssen mir helfen,“ sagte sie; „Gott hat Sie ja berufen, Armen und Nothleidenden beizustehen, wo Sie irgend können; und wenn ich es wagen will, die Gräße zu seyn, welche Sie operiren, so können Sie ja alles Uebrige getrost in Gottes Hand legen.“ Doch konnte Jung seine Blödigkeit nicht überwinden, bis der Pfarrer der Frau, Theodor Müller in Wichlinghausen, ein wahrer Diener des Granaethums und Jungs aufrichtiger Freund, stärkere Saiten aufzog, und ihm in des Herrn Namen den Beruf anferlegte, dessen er sich weigerte. Und siehe, der Herr lenkte und segnete seine Hand. Dies war seine erste Augenkur, welcher mehrere hundert glückliche in Gberfeld und der ganzen Umgegend folgten.

Doch konnte es ja nicht ausbleiben, daß einzelne Kuren in seiner ausgebreiteten Praxis ihm mislangen. Man ließ dann von mehreren Seiten keine wohlwollende Entschuldigung, geschweige Rechtfertigung ihm zu Gute kommen. Seine Collegen (mit Ausnahme von Dinkler und Troost), die nun einmal das freie Studium haßten, welches sein Trost und sein Stolz war, sahen ihn für nichts mehr und nichts weniger als einen Charlatan an, und brachten es, unglaublicher Weise, so weit, daß er sich beim Medicinal-Collegium in Düsseldorf wiederum examiniren lassen mußte, und daß dasselbe Collegium ihm durch

Decret auferlegte: er dürfe als Accoucheur nur im höchsten Nothfalls bedienen. Zwar ward er durch die medicinische Facultät zu Duisburg restituirt; allein doch hatte seine Wirksamkeit dadurch einen empfindlichen Stoß gelitten. Größer ward der Schade, als eine Staar-Operation, auf welche Vieler Augen gerichtet waren, die an dem Oberhofmeister v. Leesner in Frankfurt am Main, ohne Jungs Schuld (wie auch der Herr v. Leesner selbst einsah und ihm deshalb bereitwillig die bedungenen 1000 fl. auszahlte) gänzlich mißlang.¹²⁷ Es war ein neues Beispiel, daß er bei den Reichen kein Glück hatte; denn zu derselben Zeit heilte er glücklich mehrere unbemittelte Christen und Juden in Frankfurt. Nun glaubte sich (was nicht zu umgehen war) der vornehme wie der geringe Pöbel in Elberfeld berechtigt, überall anzurufen: Ja, das wußten wir schon, daß er ein Windbeutel war, der nichts Gründliches gelernt hat; er will immer obendrauf seyn; deshalb ist es gut, daß er einen Fall gethan hat.

Und wirklich wäre er bald vor Mißgunst und Noth gefallen, wenn nicht Gott ihn immer aufgerichtet, und ihm auch namentlich in Elberfeld manche Erquickungsstunde im Umgang mit christlichen Personen und andern ausgezeichneten Männern geschenkt. Er lernte hier Lavater — einen Erfahrungs-Mann, wie er selbst, mit manchen Zügen sonderbarer Schwäche, aber auch mit einem großen, freien Blick für das Christenthum — kennen und lieben; er ward mit Hasenkamp und mit Cöllenbusch, der wahrscheinlich schon damals seine religiöse Thätigkeit angefangen, und nachher das Haupt einer großen Schule ward, genauer bekannt. Göthe vergaß ihrer Jugendfreundschaft nicht; er überraschte Jung durch einen Besuch,¹²⁸ und nahm bei dieser Gelegenheit das Manuscript zu „Heinrich Stillings Jugend“ mit, das er ohne Jungs Wissen drucken ließ. Dieses legte den ersten Grund zu Jungs späterer ausgebreiteter christlicher Thätigkeit; denn seine wohlgemeinte Theilnahme am Streite wider den samösen, viel unfkirchliches und un-

127. Jung schreibt nach seinem religiösen Blicke das Mißlingen seiner Voreiligkeit, nicht in der Kur, sondern im Gange überhaupt nach Frankfurt zu. Schon träumte er von einer glücklicheren Lage, einem ausgebreiteteren Wirkungskreise und freieren Händen, wenn er erst jene Kur vollbracht hätte. Und so war der tiefere Grund zum mißlungenen Versuche nach seiner Ueberzeugung darin zu suchen, daß „er der Vorsehung aus der Schule laufen wollte“ (Jungs Leben; Schriften, I, 328.). Solche Selbstanklagen, ein solches „Suchen seines eignen Wesens“, wie die Schrift es nennt, kennen ja die sichern Menschen nicht; doch ist das eben ein Zeichen, daß ein Mensch Gottes Züchtigung nicht gering achtet, und so die große Zuversicht hat, daß der Herr diejenigen liebt, welche er also züchtigt (Hebr. 12, 6—8).

128. Die Beschreibung dieser Zusammenkunft in Elberfeld — wo Göthe, Lavater, Cöllenbusch, Hasenkamp, Jung, Ciner, den dieser mit dem Namen Juvenal bezeichnet, und noch Andere im Hause eines reichen Elberfelder Kaufmanns zusammenkamen — gehört zu den lebendigsten und am meisten plastischen Parthien in Jungs Lebensbeschreibung. S. dessen Schriften, I, 321—326.

christliches Gift enthaltenden Roman Fr. Nicolais, „Sebaldu Roth-
anker“¹²⁹ konnte um so weniger die Aufmerksamkeit auf ihn hinlen-
ken, als sein Kampf doch eigentlich schlaffer war, als viele ernste Chri-
sten es gewünscht hatten. Allein nachdem er durch den Anfang seiner
Lebensbeschreibung (die zwei ersten Fortsetzungen schrieb er noch während
seiner Prüfungstage zu Elberfeld) die Bahn gebrochen hatte, ward eben
diese ein Hamen zur Bestimmung seiner Zukunft und vermittelte ihm
ein besseres Glück, als die Ausübung der Medicin ihm gewährt hatte.

Sollte man es aber wohl glauben — grade dieses Buch, das
durch seine Geistesfrische Deutschland entzückte, mußte seinen Widersach-
ern in Elberfeld Stoff zur Anklage gegen ihn darbieten. Sie schrieben
ihn für einen Freidenker und zuletzt (um dem Werke die Krone aufzu-
setzen) für wahnsinnig aus. Es ging im letztern Falle wie stets mit
der Fackel des Gerüchts: selbst das ungereimteste und thörichtste, erst
in Bewegung gesetzt, hinterläßt immer einen Rauch. Allein dies Alles
zusammengenommen, dazu sein tiefes Gefühl von dem verantwortungs-
vollen Berufe eines Arztes und endlich die angewachsenen Schulden
mußten es ihm fast zur Pflicht machen, einen andern Wirkungskreis
zu suchen. Deshalb mußte er es wieder für einen Wink der Vorseh-
ung achten, als ihm ein solcher, als Professor der Cameralwissenschaft
an der neuerrichteten Ritter-Akademie zu Kaiserslautern in der
Pfalz, 1778 sich öffnete. Nun erst zeigte es sich, was er, trotz aller
Verkennung und Misgerüchte, Elberfelds Bewohnern gewesen war. Selbst
unter denen, die ihm feindselig gegenüber gestanden, öffneten Manche
bei den Abschiedsbesuchen, die er machen mußte, ihm ihre Herzen,
baten ihn um Verzeihung für das ihm zugesügte Unrecht, und boten
ihm Reisegeschenke an, die ihn in den Stand setzten, wenigstens einen
Theil seiner Schulden abzutragen. Diese Erfahrung, wie rein noch zum
Theil selbst der entartete Pietismus in seiner Wurzel (und bei solchen
Umpflanzungen ist es die Herzenswurzel, die gleichsam genöthigt heraus-
tritt) ist eben so wohlthuend für den Menschenfreund, den Freund Jesu
Christi und der Kirche, wie sie es damals Jung persönlich war, so
daß er, indem er wiederum sein Lebens-Facit bis dahin aufsummirte,
mit Dank gegen Gott selbst auf dasjenige zurückblicken konnte, was
ihm anfangs nur eine mindernde Größe schien.

XX.

In Kaiserslautern schienen anfangs alle Verhältnisse sich gün-
stig für Jung zu gestalten, ungeachtet eine praktisch-ökonomische Probe,

¹²⁹ Er schrieb in dieser Sache: „Schlander eines Hirtenknaben gegen den
hohnsprechenden Philister“; „Große Panacee gegen die Krankheit des Unglaubens“;
„Theorie des Hirtenknaben zur Verichtigung und Vertheidigung der Schlander dessel-
ben“ (1773).

die er mit der Bewirthschaftung eines Mustergutes übernahm, besonders wegen seiner großen Gutmüthigkeit, keinen glücklichen Ausgang hatte. Doch blieben auch hier die Anfechtungen nicht aus, aber sie wurden leichter ertragen; der Weg war schon gebahnter. Ein Complot, das von katholischer Seite wider ihn geschmiedet ward (denn es verdroß die Angehörigen dieser Confession, daß die Professoren an der Ritterakademie mit Theil an der Jurisdiction erhalten hatten), und wozu man einen Menschen von niedriger Denkungsart brauchte, der sich von Jung persönlich beleidigt glaubte, hätte doch diesem gefährlich genug werden können, wenn er nicht in der Person eines katholischen Geistlichen, der zu des Churfürsten Person Zutritt hatte, ohne sein Wissen einen Fürsprecher gefunden hätte. — Ehe man sichs versah, ward indeß wieder in Kaiserslautern Lärm geschlagen; schon sprach man von Privatgefängniß und Cassation; das große Verbrechen bestand darin, daß Jungs Frau sich mit einigen christlichen Frauenzimmern aus ihrer Bekanntschaft über religiöse Gegenstände unterhalten hatte; ihre Zusammenkunft im Garten und ihre Unterredung mit einander ward nach München rapportirt; die katholische Religion, hieß es, werde durch solche Conventikel gefährdet. Jung kannte die drohende Gefahr gar nicht, bis das Gewitter schon über sein Haupt hingegangen war; allein einer der trefflichen evangelischen Geistlichen in Kaiserslautern wagte es, die Sache der gekränkten Confession öffentlich zu vertheidigen, und dem unglimplich Beurtheilten von der Kanzel zuzurufen: der Herr werde wohl seine Sache ausführen, selbst wenn er durch brennende Sandwüsten wandern müßte und seine Seele vor Durst verschmachtete. — Die tiefste Wunde ward ihm durch den Tod seiner rechtschaffnen christlichen Ehefrau (1781) geschlagen. Uebrigens war sein geistlicher Bildungsgang hier ein stiller; auch in seinen äußern Verhältnissen änderte sich Nichts, als 1781 die Cameralschule nach Heidelberg verlegt und unter die Universität eingezogen wurde. In Heidelberg genoß er mit seiner zweiten Gattin, einer erfahrenen christlichen Person, welche ihm die bekannte Sophie la Roche zugeführt hatte, große Liebe von Hohen und Niedrigen, so daß ohne Zweifel nur Berücksichtigung seiner noch immer gedrückten Vermögensumstände (obgleich die zweite Gattin, durch die Aufrichtung einer Art von sinkendem Fond, ihm die Last bedeutend erleichtert hatte) ihn bewog, 1787 seine bisherige Stellung mit einer Professur in Marburg umzutauschen, wo man eben jetzt mit der Organisation der Hochschule umging.

So wie aber grade von diesem Zeitpunkte an die Begebenheiten in Europa einen stärkern Umschwung zu nehmen anfangen, so daß man wenige Jahre darauf bald nichts Festes mehr kannte, so schien auch

Jungs Leben in diesen Strom hineingezogen zu werden. Der feste Punkt, um welchen vor seinen Blicken Alles im Himmel und auf Erden kreiste, war die Vorsehung; unter allen Umwechslungen des Lebens hatte er dafür ein offnes Auge bewahrt; auch das Kreuz und die Nüchternmaale standen ihm, wie wir hörten, auf diesem Grunde; und dies war es auch eben, was ihn jetzt bewahrte. Die Erzählung seines Lebens scheint nun, ähnlich den Weltbegebenheiten jener Tage unmittelbar vor dem Ausbruche der französischen Revolution, fortzuströmen — nur der Druck ward stark empfunden — plötzlich aber sah er sich mit der Zeit gleichsam in einen Strudel dabingerafft. Es ist billig, daß wir hier einen Augenblick stille stehen; denn wir stehen vor der wunderbar tiefen und schmerzlichen Erfahrung, daß in solchen Umwälzungszeiten auch diejenigen, welche sonst am geistlichen und ewigen Leben Geschmack gewonnen haben, nicht selten in ihrer Betrachtung und Beurtheilung der Zeit, wenigstens auf diesem oder jenem Punkte sich verwirren.¹³⁰ Auch Jung war nicht ganz davon ausgenommen. Seine Streifzüge in den philosophischen Systemen bereits von seinem Aufenthalte in Strassburg her hatten keinen heilbringenden Einfluß auf die Entwicklung seines innern Lebens gehabt. Damals führte die Wolfische Philosophie das große Wort; sie verstrickte ihn in den Determinismus; er fühlte sich unglücklich, daß er diesen Knoten nicht lösen konnte; der Gedanke an eine unvermeidliche Bestimmung störte ihn selbst mitten in seinem Gebete. Er bezeichnet seine schweren Tage in Elberfeld als bestimmt, ihn auch in dieser Beziehung „zu poliren;“¹³¹ und gewiß hatte er hierin Recht. Nachher lernte er Kant kennen, und beurtheilte seine skeptische Vernunft-Prüfung — wie viele christlich-gesinnte Männer damals — als einen Triumph der Offenbarung, indem dieser Philosoph ja erwies, daß die Vernunft gar Nichts mit den über sinnlichen Dingen zu thun habe.¹³² Allein der ärgste Feind stand ihm noch zurück zu bekämpfen; und wirklich hat er in dieser Beziehung selbst in seinen spätem Jahren einen Kampf gehabt; zum Beweis, wie wahr das alte Wort ist, daß ein Kampf und ein Sieg es noch nicht macht.

130. Man erinnert sich, wie selbst der Sänger der „Messiade“, der christliche Dichter Klopstock, sich einen Augenblick von den nichtigen Verheißungen der französischen Revolution blenden ließ, als ob sie eine goldene Ära heraufzuführen bestimmt sei, statt daß sie offenbar die Strafgerichte Gottes über die Völker herbeiführte.

131. Jungs Leben; Schriften, I, 597.

132. Interessant ist es gewiß im höchsten Grade, was Jung aus einem Briefe Kants an ihn mittheilt. Kant äußert hier: „Auch darin thun Sie wohl, daß Sie Ihre einzige Vernünftigkeit im Evangelio suchen; denn es ist die unversiegbare Quelle aller Wahrheiten, die dann, wenn die Vernunft ihr ganzes Feld ausgemessen hat, nirgends anders zu finden sind“. — Daß Jung später, als Kants „Religion innerhalb der Grenzen der Vernunft“ (1794) erschienen war, einsah, in welchem Selbstbetrug dieser schwelte, versteht sich von selbst. (Jungs Leben, Schriften, I, 445 f.)

Der Feind, den wir meinen, war der Unglaube selbst im Gewande des achtzehnten Jahrhunderts (der Rationalismus), das er noch im neunzehnten trug, bis es gänzlich abgetragen war. Es lag in Jungs Wesen, auf die Vermittelung der Gegensätze hinarbeiten; dazu kam nun in Marburg der Ausgang mit einem Candidaten Raschmann, der sich dort als der Hofmeister zweier jungen Grafen aufhielt, und ganz dasjenige gewesen zu seyn scheint, was die Franzosen „un esprit pétillant“ nennen, während er doch immer mit großer Wärme und Ehrerbietung vom Erlöser sprach. Es gab Augenblicke, wo es Jung dünkte, es könne wohl Etwas für sich haben, wenn man den Versöhnungstod Jesu als eine orientalische Ausschmückung seines moralischen Verdienstes um die Menschheit auffaßte. Doch erkannte er dies bald als eine Satanische Verführung, die sich ihm im Lichtgewande genah; Abfall kam, wie er selbst sagt, nicht einmal zu einem Anfange bei ihm; der gute Hirte holte ihn schnell zurück und leitete ihn wieder auf den rechten Weg.¹³³ Der alte Prediger Sartorius, noch einer aus der Hallischen (A. S. Franke's) Schule, war derjenige, dessen die Vorsehung sich bediente, um Jung die Lehre von „der zugerechneten Gerechtigkeit“ in ihrem ganzen, den Himmel und die Erde überstrahlenden Glanze zu zeigen; denn sie ist dasjenige „Herz Gottes“ selbst, welches der Prophet uns in den Worten darlegt: „Ist nicht Ephraim mein theurer Sohn und mein trautes Kind? Denn ich gedenke noch wohl daran, was ich ihm geredet habe; darum bricht mir mein Herz gegen ihn, daß ich mich seiner erbarmen muß“ (Jerem. 31, 20). So ward der Pietismus, den Jung nicht immer ganz gerecht gewürdigt hatte, das Mittel zu seiner Bewahrung in einer schweren, verführerischen Zeit.

Gewiß war es ja auch, in der Zeit, die jetzt sich nahte, vor Allem nothwendig, einen festen Grund zu haben. Jung hatte als aufmerksamer Beobachter die Zeichen der Zeit gesammelt; der obgenannte Candidat Raschmann, der persönlich darein verwickelt war, hatte ihm zugleich von den geheimen Verbindungen und Orden eine Kunde gegeben, die mächtig dazu beitrugen, den Gährungsstoff in der Zeit schneller hervorzutreiben — von ihren Verzweigungen von Deutschland ab bis nach Frankreich und jenseits des Atlantischen Meeres.¹³⁴ Er konnte nicht verkennen (denn gerade in dieser Zeit, oder vielleicht etwas früher, war er mit Bengels System bekannt geworden), daß hier, in der

133. Jungs Leben; Schriften, I, 447.

134. In dieser Hinsicht war Jung mit den von Barruel, in seiner „Histoire du Jacobinisme“ (5 Bde., Hamb. 1800), gegebenen Aufschlüssen, die gewiß auch im Wesentlichen Wahrheit enthalten, einverstanden. Obgleich die Ordensverbindungen natürlich nicht die einzig wirksame Ursache abgaben, waren sie doch gewiß und sind noch eine der markirtesten Formen im Reiche des Antichrist.

französischen Revolution, ein Glied von dem großen Abfall der letzten Zeit gegeben sey; wie fast alle gediegnen Christen zu jener Zeit hörte er die Mitternachtsstunde einklingen, und mußte es folglich für eine große Thorheit und eine rechte Schwärmerei halten, jetzt nicht wachen und nüchtern seyn zu wollen. Allein er fragte zugleich sich selbst, was in dieser wichtigsten Periode seines Lebens (so nannte er selbst die Zeit von 1792 an) ¹³⁵ zu thun seyn möchte für das Reich Gottes, damit doch Etwas mit Gottes Hülfe vom großen Schiffbruch gerettet würde. Seine Antwort hierauf bestimmte sich aber theils durch seinen ganzen frühern Bildungsgang, theils durch dasjenige, wovon er mehr als einen Schimmer sah: daß nämlich, so wie die Auflösung näher kam, ohne daß Tausende Etwas davon vernahmen, auf der andern Seite auch neue christliche Kräfte voll frischer Lebensenergie sich zu regen begannen, und große Unternehmungen zur Erweiterung und Befestigung des Reichs Gottes entstanden.

Auch in seinen äußern Lebensverhältnissen schien sich Alles je mehr und mehr so zu fügen, daß er sich ausschließlich der Wirksamkeit für das Reich Gottes hingeben konnte. Er konnte es sich selbst nicht verbergen, daß seine akademische Thätigkeit vorüber sey: der revolutionäre Geist unter den Studenten in Marburg raubte ihm Zuhörer, deren Zahl überhaupt immer geringer ward; der feinfühlende Mann fing an es als eine Last zu empfinden, unter solchen Verhältnissen noch die Einkünfte des Amts zu beziehen; und nur das tröstete ihn, daß er gleichwohl einen Wirkungsfreis hatte, worin er dem Herrn dienen konnte, indem er theils mit großem Glück seine Staatsoperationen fortsetzte, theils durch eine ausgebreitete Correspondenz mit Freunden des Reichs Gottes durch ganz Deutschland und in fremden Ländern für ihn zu gewinnen suchte, der da kommen wird herrlich mit seinen Heiligen und wunderbar mit allen Gläubigen. Was seine heilfunde Wirksamkeit betrifft, so brachte auch diese ihn in Verbindung mit vielen Menschen; nicht selten mußte ihm die leibliche Blindheit einen Hebel abgeben, um auf die geistliche Blindheit Vieler zu wirken. Er unternahm in den letzten zwanzig Jahren seines Lebens immer hin und wieder Reisen — zwei Mal nach der Schweiz, nach Bremen, nach Braunschweig, nach Herrnhut und Berthelsdorf u. s. w. — und hatte fast immer die Freude, den innigen Dank der Geheilten als seine Siegeszeichen zurückbringen zu können. In Allem hatte er, ehe der Herr ihn von der Tagesarbeit abrief, weit über 2000 Staarblinde meist glücklich operirt und geheilt.

Seine größte Errungenschaft aber auf dem Gebiete des Christen-

thums, wodurch er in der That vieles Sterbende stärkte und belebte, waren seine Schriften zur Vertheidigung des christlichen Glaubens, deren Nothwendigkeit ihm die Zeichen der Zeit immer näher legten. Wir müssen diese jetzt näher ins Auge fassen, theils weil sie zu der Bestimmung seiner letzten Lebensjahre in einer unverkennbaren Beziehung stehen, theils weil ihre Bedeutung überhaupt noch nicht genug gewürdigt ist; denn es ging mit diesen Schriften, wie es dem christlichen Zeugniß im Ganzen immer mehr ergehen wird, daß sie durch den Alles dahinaireißenden Wirbel des Unglaubens Vielen unkenntlich geworden und bei weitem nicht die Beachtung gefunden, die sie in so hohem Grad verdienen.

XXI.

Diese Schriften, welche wir jetzt (mit Vorbeigehen einiger weniger erheblichen) charakterisiren wollen, weil sie das Resultat des Glaubenskampfes Jungs mittheilen, sind folgende: „das Heimweh“ nebst den „Scenen aus dem Geisterreiche“, „die Theorie der Geisterkunde“, „die christliche Siegesgeschichte“ und „der graue Mann.“

Zum „Heimweh“ (einem christlichen Roman, wenn man will, obgleich mit einer solchen Classification im Grunde Nichts gesagt ist) hatte Jung, wie bei dem Meisten, was er schrieb, eine ungesuchte Veranlassung und ebenso eine ungesuchte Vorbereitung. Der Buchhändler Krieger in Marburg ersuchte ihn (1792), er möchte doch etwas Aesthetisches für seinen Verlag schreiben; denn die dürrn Compendien hätten keinen Abgang mehr. Vor Jungs Augen standen „Bunyans Pilgerfahrt“¹³⁶ und sein eignes Leben zugleich; die Zeit, deren Aufgabe es vor Allem war, das rechte Heimweh — das Heimweh nach der Stadt Gottes mit der Menge vieler tausend Engel, der Gemeine der Erstgeborenen, deren Namen im Himmel angeschrieben sind (Hebr. 12, 22 f.) — in Einigen zu erwecken, vollendete die Idee des Ganzen. Allein die Farbengebung, die kräftigen, lebendigen Pinselstriche, das schwellende Grün neben dem wunderbaren Hinsterben alles Irdischen, waren nicht ohne sichtbaren Einfluß zwei nahe verwandter Geister, Hippels und Sternes¹³⁷ — wobei man natürlich nur die Grundverwandtschaft im Auge hat; denn es ist (wie der Augenschein lehrt) nichts äußerlich Entlehntes. Die Tendenz des Buchs ist durchaus klar. Es ist durchweg eine Apologie des

136. „The pilgrims progress from this world to the next“ (in vielen deutschen Bearbeitungen; die letzte von R. S. Ranke mit Schuberts Vorrede). Nach unserm Dafürhalten ist dieses, übrigens ausgezeichnete, Buch von Jungs Heimweh noch übertrossen. Ein drittes Buch, das ebenfalls zur Vergleichung herbeigezogen werden kann, ist des trefflichen Joh. Amos Comenius „Labyrinth swuta a rag srdce“ (Labyrinth der Welt und Paradies des Herzens).

137. Von jenem die „Lebensläufe nach aufsteigender Linie“ (ein Buch, das jetzt, trotz seiner meisterhaften Darstellung und des Hervorziehens der tiefsten Momente des Menschenherzens, halb vergessen ist), von diesem die weltbekannte „Sentimental journey“.

Christenthums gegen „die falschberühmte Philosophie“ (oder, wie er sie irgendwo nennt: „Die Kakosophie“), was auch der „Schlüssel zum Heimweh“ (der 5te Theil des Buchs) klarer ausführt. Nichts war Jung mehr verhaßt, als diese schändliche Spielerei und Buhlerei mit dem Namen des Christenthums, während man im Namen der Philosophie und Speculation seine Fundamente untergräbt (doch immer mit dem Scheine, als ob man jetzt erst eben sie aufzeigen könne und wolle); er jauchzte, daß sein Fuß der Schlinge entronnen sey, und betrübtte sich als ein Christ darüber, daß er je seinen Fuß auf dieses Gebiet hatte setzen können: der Jubel und die Reue sind im „Heimweh“ gleich lebendig ausgedrückt. Der Laodicäische Charakter der Zeit ist meisterhaft gezeichnet; die Aufforderung, mit Nüchternheit und Kraft den vollen Harnisch anzuziehen, schallt gleich den Tönen einer Kriegs-Posaune; eine christliche Stärke geht durch das „Heimweh“ und die zunächst vorangehenden und darauf folgenden Schriften — eine Stärke, die unter andern einen trefflichen Ausdruck in den Worten gefunden hat, womit er einen jeden falschen Vergleich abweist: „Unsere Väter scharten sich tapfer wider das Interim; also müssen wir's auch thun.“ Denn die Mitternachtsstunde ist, nach seiner Ueberzeugung, im Anbruch; das Regiment der Schatten muß durch die Gewalt des Worts niedergeschmettert werden; „es ist eine Ahabs- und Jezabels-, oder vielmehr eine Herodes- und Pilatus-Zeit, in welche wir gekommen, obgleich es doch, Gott Lob, noch mehr wie sieben Tausend giebt, die ihre Kniee vor der neuen Gottheit, der Babylonischen Hure, und dem Thiere, auf dem sie reitet, nicht gebeugt haben.“¹³⁸ Deshalb kann die Aufgabe jetzt nur die seyn, „dem Geheimniß der Babylonischen Hure entgegenzuwirken, und die vollkommne Pflicht nur die, das Geheimniß des Reichs Gottes aus allen Kräften zu fördern; denn jetzt ist's gerechte und vollkommne Zeit; jetzt ist's Mitternacht; nur den Lämpchenmännern nicht getraut!“¹³⁹ Allein das „Heimweh“ enthält zugleich die Grundzüge einer prophetischen Theologie; „ich habe“, sagt der Verfasser, „die Winke des Geistes der Weissagung aus den Werken der heiligen Seher ausgehoben, und sie in die vorliegende Reisegeschichte eingekleidet.“¹⁴⁰ Kurz, es ist ein Zeit-Buch, dergleichen wir kein weiteres in der deutschen Literatur haben, Altfränkisch im Zuschnitte, etwa wie Jungs Großmutter, aber voll Lebens und Geistes; es ist zugleich ein Methoden-Buch für den christlichen Kampf, und hat in dieser Beziehung ein großes Verdienst; denn es zeigt, wie das Volk sich rüsten soll, und es gilt ja das Volk,

138. Jungs Heimweh; Schriften, V, 439.

139. Jungs Heimweh; Schriften, V, 270.

140. Jungs Heimweh; Schriften, V, 12.

wenn wir in den Krieg ziehen. So ist dies Buch, nach unserer Ansicht, die Krone der Schriftstellerwirksamkeit Jungs, während seine Lebensbeschreibung, sonderlich in den ersten Abschnitten, mehr einem geöffneten Blumenfelde gleicht. Auch das ist ein in die Augen springender Vortheil jener Schrift, daß die Zeit immer klarer und klarer, und zwar in einer Bedeutung, die Jung noch nicht ahnte, „den Schlüssel“ dazu reicht.

Als eine Vorbereitung zum „Heimweh“ sind die „Scenen aus dem Geisterreiche“ anzusehen, die so wie die „Theorie der Geisterkunde,“ vorzüglich es sich angelegen seyn lassen, dem Begriffe des „Geistigen“ eine Realität auch außer dem Gegensatz zum bloß „Leiblichen“ zu vindiciren, und auf der andern Seite das „Leibliche“ in der ursprünglichen Bedeutung des Worts als Vehikel der Offenbarung Gottes in der gefallenen Welt bis zum Endgerichte hinzustellen. Es wird ferner darin der höchst wichtige Punkt vom Zustande der Seelen nach dem Tode, der biblische Begriff des Scheol, Hades (der Unterwelt) als eines Reichs der Hoffnung und eines Sehnsuchtszustandes für die Frommen, nachdem das vorläufige Gericht unmittelbar nach dem Tode eingetreten, erörtert. Die Bescheidenheit, womit Jung diese dunkeln Punkte beleuchtet, verdient ebenso sehr Anerkennung, als das scharfe Salz, womit er gelegentlich die geistlosen Theorien des Rationalismus einreibt.

Der eigentliche Kampf auf Leben und Tod wider diese Form des Antichristenthums wird jedoch offenbar im „grauen Mann“ eröffnet, eine Schrift in Heften, die von 1795 an herausgegeben, bis zum Tode des Verfassers fortgesetzt ward, und in der lebendigsten Form von Correspondenzen, Dialogen und vertrauten Mittheilungen eine fortgehende Apologie für das Christenthum auf allen Punkten liefert, wohin die unweise Weisheit ihre Angriffe richtete, und zugleich eine Aussicht über die Zustände des Reichs Christi in jenen denkwürdigen Tagen darbietet, wo auf einmal die Welt gleichsam aus ihren Angeln gehoben, die alten Formen zerbrochen, die Völker als Zornesgefäße des Herrn umgeschüttet, und ein neuer Lebensgeist über die erlöste Schöpfung ausgesendet ward. In diesem mächtigen Umschwunge, den man jetzt über das Vorherrschen der materiellen Interessen und sinnlichen Genüsse fast ganz vergessen hat und nahe dran ist, als einen Mythos, oder, auf gut Muhamedanisch, als ein Werk des Fatums anzusehen, zeigt „der graue Mann, Ernst Uriel von Ostenheim“, (die typische Figur, welche das ganze Gemälde bewegt und alle Fäden leitet) unverrückt von der Unruhe des Westens, nach dem Osten, als der Heimath des ewigen, unwandelbaren Lichts, hin. Wir finden es nicht unwahrscheinlich, daß dem Verfasser dabei die „geistliche Fama“ von den lichten Tagen seiner frü-

hen Jugend vor Augen geschwebt; in der That ist es eine solche geistliche Jama, die er seinen Lesern bietet, eine christliche Volks-Politik und Volks-Polemik zugleich, mit einer höchst anerkennenswerthen Gabe, den Kleinen das Brod klein zu brechen, wenn auch nicht grade mit dem Geiste des Wandsbecker Botens (Matthias Claudius), so doch mit einem solchen Geiste der Botschaft, daß man wohl erkennen kann, wer das Zeugniß gesendet hat. So wie in seinen frühern Schriften, so betont er auch hier und bezeichnet aufs schärfste den Charakter der Zeit. Wo er bildlich spricht, da drückt er sich etwa so aus: „Mir kommt unsere gegenwärtige Zeit vor wie ein schwüler Abend in den Hundstagen: der ganze westliche Himmel ist eine einzige nachtschwarze Gewitterwolke. In der ganzen Natur ist Alles still; kein erquickendes Lüften weht; die Fische schnappen nach Luft und das Vieh nach Kühlung. Die Menschen blicken immer schwächtern nach den Gewitterwolken hin und schauern, wenn sie sehen, wie sich die röthlichen Blitze bald da bald dorthin schlängelnd hinschlendern, und dann ihr Ohr den furchtbaren Donner von fern grollen hört.“¹⁴¹ Unverblümt aber drückt er diese Todeshangigkeit und den Siegesjubel der Erlösten so aus: „Von dieser Epoche an (dem Chronus unter Friedrich dem Großen und was damit in Verbindung steht) bis daher schreiten diese drei großen Geschäfte: Wachstum des Reichs Gottes, dessen Verbreitung in alle Welttheile und auch innere Vermehrung an wahren Verehrern Jesu Christi; dann gegenüber der große Abfall nebst der überhandnehmenden Sittenlosigkeit und dem grenzenlosesten Luxus; und endlich die Schwächung der Römischen Hierarchie in beschränkter Bewegung vorwärts.“¹⁴² Diese Stellung kann unmöglich lange dauern; denn die Kräfte sind sich geradezu entgegen, stärken sich gegen einander und wirken so lange gegen einander, bis endlich eine Explosion entsteht, die dem Jammer ein Ende macht.“¹⁴³

Allein je mehr die Zeit, nach Jungs Ueberzeugung, der Vollenendung zueilte, desto mehr hielt er es für nothig, in allen Stücken die Rechnung aufzumachen. Namentlich strebte er, schärfere Grenzlinien zu

141. Jung der graue Mann; Schriften, VIII, 272.

142. Die Frage, inwiefern das umgekehrte Tabulum, die dem weltliche Staatskirchen-Herrschaft - wie sie schon von Joh. Val. Andrea mit den ungewandten Buchstaben „Urap“ bezeichnet, von Joh. Albr. Bengel aber am klarsten als die unmittelbare Vorbereitung des Thiers aus dem Aegrotide gewandelt war - auch nothwendig reifen und vielleicht dem Erstern die Hand reichen mußte, ehe noch das Letzte kommen konnte - diese Frage ging noch nicht in Jungs Betrachtung ein, obgleich eine aufmerksame Erwägung der ganzen Geschichte des Reichs Jesu Christi ihn darauf hätte führen müssen. Er hatte sich in die staatskirchlichen Formen eingelassen und meinte, daß diese bis auf einen gewissen Grad (doch nur bis der entscheidende Punkt kommt) in zusammenhaltendes Element für die Kirche, ein *narizor*, wie der Apostel sich ausdrückt (2 Thess. 2, 6), enthalten.

143. Jung der graue Mann; Schriften, VIII, 90.

ziehen zwischen dem, was in der Welt unter dem Namen des Pietismus geht, was aber im Grunde nur das wahre Christenthum selbst ist, und demjenigen, was als besondere Richtung diesen Namen verdient. „Ich weiß gar wohl“, sagte er in einer der merkwürdigsten Erklärungen über diesen Punkt, „daß die Pietisten das Volk des Herrn, das Salz der Erden und das geistliche Israel sind; ich bin ja im Pietismus erzogen und gehöre zu euch bis auf den heutigen Tag; aber hört mich eben deswegen, damit Gott euch höre! Ihr wißt, daß ihr befehrt, erweckt, der geistliche Same Abrahams, das Salz der Erden seyd; macht's doch nun auch nicht, wie ehemals das fleischliche Israel, das die Heiden von aller Gemeinschaft Gottes ausschloß, sich wenigstens höher hielt als alle, auch die tugendhaftesten Heiden! Glaubt mir gewiß, es giebt vortreffliche und Gott theure und werthe Seelen unter denen, die ihr zur Welt rechnet, für Weltmenschen haltet; diese Seelen wissen selbst nicht, daß sie den wahren Buß-, Glaubens- und Verleugnungsweg gehen und gegangen sind, weil es ihnen Niemand sagte, grade so, wie ein vernünftiger aber unangelehrter Mann herrlich urtheilt, ob er gleich die logischen Regeln, nach denen er urtheilt, nicht benennen kann. Solche Seelen bilden ihr Gewissen nicht nach Büchern, nach Erbauungsstunden oder nach gottseligen Seelenführern, sondern nach dem lautern Worte Gottes, das der heilige Geist in ihnen zur lebendigen Quelle gemacht hat.“¹⁴⁴

Zu diesem Tone, mit diesem von der Wahrheit überwundenen

144. Jung der graue Mann; Schriften, VII, 111. Ganz trefflich sind in dieser Beziehung die Regeln und Winke, die er denen giebt, welche in christlichen Erbauungs-Versammlungen reden wollen (Schriften, VII, 281 ff.). Er weist sie auf Moses und Jeremias hin, die beide dem Rufe des Herrn sich entziehen wollten, und fährt nun fort: „Diese Gesinnungen sind's eben, die den Mann, in welchem Drang, Kraft und Ruf gleichsam mit dem Gefühl des Unvermögens kämpfen, zum außerordentlichen Lehrer und Zeugen der Wahrheit von Jesu Christo geschickt machen. Dagegen stehen alle diejenigen auf einer sehr gefährlichen Stufe, denen es so recht vom Munde weggeht, wenn sie in den Versammlungen erweckter Seelen sprechen, die sich selbst zu Rednern oder Schreibern des Herrn herandrängen, und die dann so ein heimliches, ihnen selbst kaum merkbares Wohlbehagen in ihrem Innersten empfinden, wenn man sie für etwas Rechts hält. O, Ihr Männer unter den Erweckten, die Ihr euch als Lehrer und Führer eurer Brüder an die Spitze stellt, prüft euch, ob ihr gleichgültig dabei seyd, wenn Andere mehr Einfluß bekommen, als Ihr habt — wenn man Euch zu beweisen sucht, daß unter andern Religionsgesellschaften mehrere wahre Christen seyen, oder daß der Sinn der christlichen Wahrheit genauer befolgt werde — wenn Euch andere Führer an eurer Lehrart zeigen, daß Ihr noch nicht so weit gekommen seyd, als Ihr scheint gekommen zu sein — und wenn ordentliche, durch die Obrigkeit und Landesverfassung garantierte, und zugleich fromme und erweckte Prediger Euch erinnern, nebst euren Erbauungen auch zugleich der öffentlichen in der Kirche beizuwohnen — ich sage, prüft Euch genau und unparteiisch, ob sich da nicht ein geheimer Unwille in euch regt, der sich aber sofort in den heiligen Schleier einhüllt und sich daselbst weiß machen will, er eifere für die Wahrheit! Glaubt diesem Satan nicht, der sich in Licht-Engelsgestalt verhüllt; denn er ist nichts Andres als der geistliche Stolz, der den Luzifer und hernach auch unsern Stammvater Adam stürzte“. — Vgl. auch sein Bekenntniß von dem Schaden, den der häufige Gebrauch des Wortes „Pietismus“ ohne genaue Unterscheidung bei ihm gebracht. (Schriften, VII, 106.)

Herzen sprach Jung mit seinen Lesern im „grauen Mann“, und der Herr segnete diese anscheinend geringe Schrift so überschwenklich, daß sie sowohl in Deutschland, als auch in England und Amerika mit großem Verlangen gelesen wurde, und wirklich einen Theil des Salzes vor der drohenden Verwässerung bewahrte. Von größter Bedeutung muß es uns doch nothwendig vorkommen, daß er in zwei Hauptpunkten, in dem entscheidenden von der Prädestination¹⁴⁵ und in dem damit genau verbundenen von dem Verhältniß des christlichen Lebens und der Lehre die Einseitigkeit und Härte der Reformirten Kirche überwunden hat. Wir können uns, mit Beziehung auf das Letztere, hier, wo es gilt, Jungs Zeugniß überhaupt zu würdigen, das Vergnügen nicht versagen, folgende treffende und wahre Worte abzuschreiben. „Wenn einer immer vom inneren Leben und vom Wandel in der Gegenwart Gottes spricht, und hat sein eigenes unaussprechlich großes sittliches Verderben noch nicht erkannt, und behält es auch nicht unaufhörlich im Auge, der ist und bleibt ein stolzer Pharisäer, ein Herr-Heirsäger und Pflastertreter in der Stadt Gottes, den der Herr nicht zu seinem Abendmahl zuläßt, weil es da Blinde und Lahme giebt, mit denen sich ein solcher Heiliger nicht vertragen kann. Wer aber tief empfindet, wie unbeschreiblich groß seine Sündhaftigkeit ist, und dann nur allein in Christo für uns — in seinem vollgültigen Versöhnungstode — Seelenruhe und Seligkeit sucht und findet, und immer als ein armer Sünder vor dem Herrn in seiner Gegenwart wandelt; als ein Wesen, das von Natur nur sich selbst will, nur mit unüberwindlichem Vorsatz durchaus beharrlich und ewig Nichts will, als was Gott will, und so im Blick auf die eigene unaussprechliche Nichtswürdigkeit sich in tiefster Vernichtung seiner selbst dazu brauchen läßt, daß Christus für uns Alles in Allem werden möge, und dann in dieser ganzen Seelengestalt beharrlich bis zum Tode, innig, eingekehrt, wachend und betend, in der Gegenwart des gekreuzigten Erlösers wandelt, das ist: Gott in Christo allezeit im Versöhnungs-Charakter anschaut — ich sage, wer durchaus und in seinem ganzen Wesen so gesinnt ist, der ist und trinkt mit den heilsbegierigen Zöllnern und Sündern; der nimmt auch eine Maria Magdalena in Liebe auf; der verurtheilt sogar eine Ehebrecherin nicht, sondern er schreibt mit dem Finger ihr Urtheil in den Sand, wo es leicht wieder verwischt werden kann (Joh. 8).“¹⁴⁶

In jener, mit der unsrigen verglichen, literarisch-genügsamen Zeit war selbst der Bücherbericht, den Jung seinem „grauen Mann“ später

145. Siehe den trefflichen Dialog zwischen Heilmann und dem grauen Manne; *Schriften*, VII, 558 ff.

146. Jung der graue Mann; *Schriften*, VII, 284.

auf den Weg mitgab, Vielen willkommen, obgleich er nur Bücher von gewissen christlichen Verlegern, namentlich von der Ram'schen Buchhandlung in Nürnberg und von Schneider in Basel, anzeigte.¹⁴⁷ Das Ganze war auf's Bedürfniß des Volks berechnet und eignete sich durch den volkmäßigen Ton ganz dazu.

Die „Siegesgeschichte der christlichen Religion“, eine Erklärung der Offenbarung Johannis, hat zwar keinen neuen Standpunkt für die Auslegung der Apokalypse aufgestellt,¹⁴⁸ noch die Bengels, welchem Jung im Ganzen folgt, besser begründet;¹⁴⁹ sie schließt aber doch im Ganzen die Betrachtung Jungs ab, indem er namentlich durch dieses unvergleichliche Buch Veranlassung fand zu erkennen, daß, weil der Herr in jedem Bruchstück der Geschichte der Kirche ganz mit seiner Herrlichkeit und Macht gegenwärtig ist, deshalb diese ganze Geschichte eine Geschichte seiner zweiten Zukunft ist, nach dem prophetischen Grundsatz, daß vor Gott tausend Jahre wie ein Tag sind. Die leitenden Grundgedanken haben in Jungs Erklärung nicht selten einen Ausdruck gefunden, der selbst aus dem ewigen Strom der Prophetie geschöpft ist, namentlich aber in folgender Stelle: „Diese ganze Offenbarung ist ein Zeugniß der Zukunft Jesu Christi zu seinem herrlichen Reich; Alles sehnt sich nach diesem frommen Ziel der schweren und vielen Kämpfe. Der Geist des Herrn, der in allen seinen Gemeinden waltet, der allgemeine Geist des Christenthums, sehnte sich von jeher nach dieser Zukunft; das einmüthige Flehen aller Christen war immer: Komm, komm, du Längsterwarteter, komm und erlöse uns! Auch der, welcher nach Labung, nach Gewißheit lechzt; wem's um Christum wahrhaft zu thun ist, aber durch den Geist unserer Zeit beständig irre gemacht und mit Zweifeln bestürmt wird, der komme zu diesem Zeugniß! Hier kann er ohne Mühe, umsonst, seinen Durst nach Kenntniß von Jesu Christo stillen; die Lehre von der Versöhnung und Gottheit Christi werden in dieser Summe der ganzen Bibel außer allen Zweifel gesetzt. Hier wird das Alte Testament wichtig, weil man sieht, wie das Neue darauf gebaut wird. Wen also dürstet, der komme an die Quelle!“¹⁵⁰

147. So hatte er unter andern Gelegenheit, Grundtrug mit seiner Dimiſſipredigt (1811) in's deutsche Publicum einzuführen und verlor nachher den ausgezeichneten jungen Candidaten nicht aus den Augen. (Der grane Mann; Schriften VIII, 358 f., 497 f.)

148. Dies ist ohne Zweifel zuerst mit großer Evidenz von dem ehrwürdigen Joh. Jak. Hess geschehen, dessen „Briefe über die Offenbarung Johannis“, erst nach seinem Tode (Jür. 1843) erschienen, nach unsrer Ueberzeugung den wahren Schlüssel zum Verständniß der großen Johanneischen Prophetie darbieten.

149. Im Gegentheile ist Jungs Tadel gegen Bengel, daß dieser auch den dürrn Buchstaben für göttlich angesehen, sehr ungegründet, und seine eigne Erklärung des mit der Sonne bekleideten Weibes (Offenb. 12), worunter er die Brüdergemeinde versteht, höchst ungereimt.

150. Jung Siegesgeschichte der christlichen Religion; Schriften III, 409.

XXII.

Mit solchen Beschäftigungen, mit darauf gerichtetem Briefwechsel und dadurch geöffneten Aussichten auf die Morgenröthe der Ewigkeit, mit Werken der Liebe, welche das Leben aus Gott stärken und bezeugen, gingen Jungs spätere Tage und sein höheres Alter hin. Ruhiger ward sein äußeres Leben, aber es verlor sich nicht im Sande. Nachdem die Stürme um das Kreuz herum sich gelegt hatten, stand das Kreuz noch da, die lebendige Prüfungsschule für alle Christen. Ja, es mußte stehen bleiben, weil ein anderer Feind im Hinterhalte lauerte: eine gewisse, scheinbar unschuldige, christlich verschönerte Eitelkeit, ein gewisses überschwengliches Wohlgefallen an dem goldnen Saume, womit die warme Theilnahme christlicher Fürsten und Standespersonen an Jungs Wirksamkeit seinen Himmel eingefärbt hatte.¹⁵¹ Allein Gott ist ein starker Gott, der auch die letzten Bande zerreißt und alle Fesseln bricht.

Nicht viel änderte sich in Jungs äußerer Lage, außer daß er durch die Gnade des Churfürsten Karl Friedrich von Baden 1803 von Marburg weggerufen ward, um in Baden eine durchaus freie Stellung einzunehmen, ohne andere Verpflichtungen als die, ferner zur Ausübung des Reichs Christi und zum Nutzen der leidenden Menschheit zu wirken. Diesmal ward die Wahl Jung um so weniger schwer, als er hierin auf vielfache Weise Gottes Finger erkennen mußte. Seine akademische Thätigkeit in Marburg war, wie wir schon bemerkt haben, gelähmt, zuletzt so gut wie gar keine; auf der andern Seite konnte er nicht verkennen, daß der, jetzt durch so manche Führungen und Prüfungen geläuterte, Trieb in ihm, Allen, nach Maßgabe des Empfangenen, Alles zu werden, am besten durch einen Beruf befriedigt werden konnte, der seine religiöse Wirksamkeit so viel wie möglich concentrirte. Deshalb sah er das Anerbieten des christlichen Churfürsten (in vieler Hinsicht ein tröstliches Zeichen unter den großen Nöthen und Gebrechen der Zeit) als einen höheren Wink an, und schlug in Gottes Namen seine Wohnung in Heidelberg auf,¹⁵² während ein verheiratheter Sohn von ihm in dem nabeliegenden Mannheim angestellt war.

Die innern Väterungen, wodurch Gott dieses Werkzeug je mehr und mehr vollendete, verbunden mit mehreren Heimsuchungen, die ihn an den tiefen Abend erinnerten,¹⁵³ können wir im Einzelnen nicht be-

151. Beispiele genug finden sich in der Lebensgeschichte für den, der zwischen den Zeilen zu lesen versteht.

152. Er tauschte diesen Aufenthalt 1806 mit Carlruhe um.

153. Eine der stärksten Erinnerungen in dieser Beziehung war ja gewiß auch der Tod des edlen Churfürsten. Jung hat ihm in einfachen Worten ein schönes Denkmal gesetzt, indem er ihn schildert als einen aufrichtigen Christen ohne alles Gepränge, der,

schreiben, sondern müssen uns begnügen zu bemerken, daß er eben dadurch in den Stand gesetzt wurde, zum letzten Mal das Facit seines Lebens in diesen Worten anzumachen: „Jetzt werden nun wohl alle meine Leser überzeugt seyn, daß ich kein großer Mann, großer Geist oder großes Genie bin; denn ich habe zu meiner ganzen Führung im geringsten Nichts beigetragen; auch meine natürlichen Anlagen mußten durch viele Mühe und auf langwierigen Leidenswegen erst mühsam vor- und zubereitet werden; ich war blos Thon in der Hand des Töpfers. Wer mich also für einen Mann von großen Talenten und großen Tugenden ansieht, oder mich gar als einen großen Heiligen tagirt, der thut mir sehr Unrecht; er verfährt gerade so unschicklich, als wenn einer eine alte eichene, grob und häurisch gearbeitete Kiste für ein großes Meisterstück nehmen und preisen wollte, weil ein großer Herr kostbare Schätze zum täglichen Gebrauch darin aufhebt. Wer sich über mich wundern und freuen will, der bewundere meine Führung, bete den Vater der Menschen an, und danke ihm, daß er sich noch immer nicht unbezeugt läßt, und auch auf seinen heiligen Wegen Zeugen ausrüstet, und um die eilfte Stunde noch Arbeiter in seinen Weinberg sendet.“¹⁵⁴

Einige Monate vor Jungs eigenem Heimgang rief Gott seine treue dritte Lebensgefährtin von seiner Seite. Das war der erste Schritt zum Uebergange, dem bald der zweite folgte. Die Zeit ward ihm von nun an lang; nur die eine, stets, selbst auf dem langen Krankenlager, tiefer begründete Ueberzeugung, daß der erste Ring an seiner Lebenskette so wie alle die folgenden in der Hand des gnädigen Gottes lagen, der ihn des Dienstes eines Knechtes gewürdigt hatte — nur diese Ueberzeugung und das stets tiefere Hineinleben in die unerforschliche Herrlichkeit, während der morsche Thon Tag für Tag mehr zerbrochen wurde, stärkte ihn zu dem letzten Kampfe. Dieser war nicht schwer. Gott rief ihn zur Ruhe der Frommen am 2. April 1817.

Auf Jungs Grab (man findet es in Carlsruhe) sollten nur die Worte stehen: „Er war ein Kind der Vorsehung.“ Hat man erkannt, wie eine große Grundwahrheit, wenn sie, gleich dem Samen in die Erde niedergeworfen, allmählig sich zur Lebensgestalt entfaltet und alle ewige, lebendige Wahrheiten an sich zieht, so daß das Ganze eine Gottes=Offenbarung für uns und in uns wird — wie eine solche Wahrheit mächtig ist, im Leben und im Tode zu bewahren — dann

in Gesellschaft, seine Andacht still verrichtete, um nicht Heuchler hervorzurufen; bei dessen Hofe vollkommene Denkfreiheit herrschte; der eine solche Aufmerksamkeit auf sich selbst wandte, daß Jung versichert, in den fünf Jahren, wo er näher um ihn war, kein unnützes Wort aus seinem Munde gehört zu haben. (Der graue Mann; Schriften, VIII, 341.)

154. Jungs Leben; Schriften, I, 599.

ist Jungs Leben nicht vergeblich aufs neue beschrieben. Und hat man daneben erkannt, daß diese Grundlehre von der ewigen Vorsehung Gottes (deren tiefstes Geheimniß in Christi Menschwerdung, Tod, Auferstehung und zweiter Zukunft entfaltet ist) vielen mühseligen und beschwerten Seelen in jener Zeit ein Stecken und Stab ward, daß sie eben da, unter der beginnenden letzten großen Versuchung, dem Christenthume ein Verjüngungsweig ward, eine flammende Morgenröthe am Himmel, die die Schatten zerstreute, ein Licht im Aufgange, das, recht angesehen, dem Paradiese entströmt, und nicht erlischt, selbst wenn das himmlische Jerusalem herabschwebt (Offenb. 21, 2), sondern eben dann sich zur Sonne der Ewigkeit entfaltet — dann hat man einen Schlüssel gefunden zur Kirchengeschichte der letzten Tage, der gewiß seine Probe bestehen wird.

Folgende bemerkte Druckfehler wolle der geneigte Leser verbessern:

S. 269, Z. 14 v. u. Gulst; lies: Gult.

S. 337, Z. 9 v. u. Fabrsen; lies: Pehrsen.

S. 377, Z. 3 v. u. von 1025; lies: vor 1025.

Namen- und Sachregister.

- Aholius, Bischof von Thessalonich, 168.
 Adalbert, Erzbischof von Hamburg, dessen Missionsbemühungen, 377.
 Aegidius de Columna, Vertheidiger der Kirchenfreiheit, 194.
 Agave, Stamm der Priscillianisten, 135.
 Agende, die neue Preussische (1822) und die Provinzial-Agenden (1829), 440.
 Agnes, Königin von Ungarn, 206.
 Agobard, Bischof von Lyon, 190.
 Albert, Grönlands erster Bischof, 377. Seine Nachfolger, 378.
 Alexander, Hieron., Erzbischof von Brindisi, Erasmus' Freund, 251, 257.
 Allut, Inspizirter, 459.
 Alwynus, Julians Vertrauter, 90.
 Ambrosius, Bischof von Mailand; seine Geburt, Familie u. Erziehung, 111—118. Ansicht vom Klosterleben, 113 ff. Wahl zum Bischof und Laufe, 119—121. Seine christliche und kirchliche Thätigkeit überhaupt, 122 ff. Ramentlich mit Rücksicht auf Arme und Gefangene, 124 ff. Verhältniß zum Kaiser Gratian, 130 ff. Kampf wider den Arianismus, 142 ff. Erste Gesandtschaft zum Kaiser Maximus, 143. Erste Verfolgung gegen ihn, 144 ff. Zweite Verfolgung, 152 ff. Einführung des rhythmischen Kirchengesangs, 156. Kampf mit dem Heidenthume, 158 ff. Zweite Gesandtschaft an Maximus, 167. Bann gegen den Kaiser Theodosius, 174 ff. Sein Verhältniß zu den in Castrum Gallinicum vorgefallenen Unordnungen, 176 ff. Verhältniß zum Kaiser Valentinian II., 179 ff.; zum Kaiser Eugenius, 181 f. Seine letzten Tage und sein Tod, 183 ff.
 Ammianus Marcellinus, als Geschichtschreiber gewürdigt, 107.
 Amphiloichius, Bischof v. Iconium, 169.
 Andrea, Joh. Valentin, sein „Leben eines rechtschaffenen Dieners Gottes“, 446.
 Angekuten, grönländ. Zauberer, 395.
 Antwerpen, Erweckung im Augustinerkloster dort (1520), 252 ff. Die Zerstörung des Klosters, 264 f. Die Antwerpener evangelische Gemeinde und ihre Confession, 289 ff. Schwärmerische Erschlüsterungen in derselben Gemeinde, 290.
 Apokatastasis, die Lehre von der, 457.
 Apologeten, die ältesten christlichen, 9 ff.
 Apulejus, über die wissenschaftliche Bildung in Carthago im 3. Jahrhundert, 28.
 Arbogast, ein Franke, Theodosius' General, 180 ff. Sein Tod, 183.
 Argens, Marquis d', 469.
 Arianismus, der, unter Constantin und Constantius, 86, 99.
 Arndt, Joh., 448. Seine Grundsätze über Religionsstreitigkeiten, 324.
 Arnold, Bischof von Grönland, 378.
 Arnold, Gottfr., als Liederdichter, 437. f. Sein Verhältniß zum Pietismus, 454, 480.
 Asseburg, Fränlein von, 458.
 Athanasius, Vertheidiger der Religionsfreiheit, 87. Sein Kampf wider den Arianismus; Beschreibung des Zustandes der Kirche unter Constantius, 100 f.
 Augustin, sein Verhältniß zu Ambrosius, 123 f., 156.
 Ausonius von Bordeaux, Römischer Dichter, 130.
 Augustinus, Arian. Bisch. in Mailand, 119.
 Baardsen, Jvar, Chorograph, 379.
 Babylon, Bischof von Antiochien, 54.
 Barruels Geschichte d. Jacobinismus, 503.
 Bebel, Balthasar, Kirchengeschichtschreiber, 323.
 Becker, Joh. Jak., Schneidermeister in Nade vorm Wald, 490.
 Begarden, Brüder und Schwestern des freien Geistes; ihr System und ihre Geschichte, 208, 226.
 Behm, Sara, Swedbergs erste Gattin; ihr Charakter, 321, 346 f.
 Bellarmin, Robert, Cardinal, 294 ff.
 Benedict XII., Papst (1334—1342), 213.
 Benévolsus, Kanzler in Mailand, 152.
 Bengel, Joh. Albr., seine Bedeutung als Theolog, 418, 442.
 Benzelius, Erik, Bisch. v. Strengnäs, 338.
 Berleburg, Mittelpunkt der separatistischen Erweckung (1720 ff.), 464. Das Berleburgsche Bibelwerk, 465 f.
 Bernhard von Clairvaux, 191.
 Bibelübersetzung, die Schwedische; Geschichte derselben, 337 ff.
 Björk, Erik, Schwedischer Propst in Nordamerika, 355, 357.
 Bisthum, das Anglo-Preussische in Jerusalem (1839), 439.
 Bluhme, Dänischer Hofprediger unter Christian VI., 413.
 Boetius, Jak., eifriger Schwedischer Prediger; Verfolgungen gegen ihn, 339.
 Bogasky, Chr. Heinrich, geistlicher Liederdichter und ascetischer Schriftsteller, 438, 441.
 Böhme, Jak., Teutonicus Philosophus, 463, 470.
 Boie, Nic., Prediger in Melsdorp, 278 ff. Sein Gratius, 292.

- Boie, Nic., Senior in Wesslingburen, der Dithmarsische Dryheus, 285, 291.
- Bonagratia, Franciscaner, großer Jurist, 211.
- Bonaventura, der große Franciscaner-General, 196.
- Bonifacius VIII., Papst (1294—1303), 192 f., 198.
- Brandenburg, das Haus; religiöse Politik desselben, 438.
- Brück, Prediger in Solingen, 489.
- Brunner, Lehrer an der Universität in Upsala, 318 f.
- Büdingen, Pfenberg, der Hof dort, 168.
- Bunyan, John, berühmter ascetischer Schriftsteller, 505.
- Burckhardt, deutscher Buchdrucker in Stockholm, 338.
- Cäcilius, Presbyter, 30 f.
- Calvin, Joh., seine Theorie des Kirchenamts, 301 f.
- Camisarden, 458.
- Canirmius, Jr., in Delft (1523), 287 ff.
- Carl, Dr. med. in Verleburg, A. S. Franzes's Freund, 466.
- Carl IV., Kaiser (1347—1358), 235 f.
- Carl IX., Versuche die Reformirte Kirchenlehre in Schweden einzuführen, 341.
- Carl XI., Bemühungen zur Bekehrung der Lappen, 373. Sein Verhältniß zur Kirche, 327 ff., 333 ff. Die Revision der Bibelübersetzung und des Gesangbuchs unter ihm, 338 ff. Sein Tod, 350.
- Carl XII., sein Charakter und sein Verhältniß zur Kirche, 350 ff., 359 ff.
- Carlyle, Thomas, Haupt der Irvingianer, 457.
- Carondilet, Joh., Kanzler von Brabant, 263.
- Carthago, Christenthum und Literatur daselbst im dritten Jahrhundert, 28.
- Casimir, Gr. v. Wittenstein-Verleb., 464.
- Cavallier, Anführer der Camisarden, Inspirirter, 459.
- Champ, Joh. du, als Keger verbrannt, 289.
- Chemnitz, Martin, 451.
- Christenthum, Anknüpfungspunkte desselben aus Juden- und aus Heidenthum, 3 ff. Gegensatz zum Heidenthum, auf drei Punkte zurückgeführt, 13 f. Verhältniß zur Nationalität, 18 ff. Sieg über das Heidenthum, 24 ff.
- Christian IV., König von Dänemark, Entdeckungsfreisen nach Grönland unter ihm, 384.
- Clarenbach, Adolph, Märtyrer, 284.
- Claudius, Matth. (Wandsbeker Note), 508.
- Clemens VI., Papst (1342—1352), 213.
- Clinges Bericht vom Nordhaufischen Gesangbuche, 496.
- Collecte, für gefangene Christen (im 3. Jahrhundert), 62.
- Collegia pietatis, 452.
- Collenbusch, S., Arzt in Elberf., 473, 499.
- Columbus, Samuel, Schwedischer geistlicher Liederdichter, 342.
- Comenius, Joh. Amos, 505.
- Confession, die Augsburgerische, ihre Darstellung der Kennzeichen der Kirche, 293 ff.
- Confessoren, 53 f.
- Constantin der Große, die Motive zu seinem Uebertritt zum Christenthume, 76 ff. Seine staatskirchlichen Grundsätze; Kritik über dieselben, 77 ff., 85 ff., 91 ff. Sein Verhältniß zur Religionsfreiheit, 79 ff. Grenelthaten, von ihm verübt, 84 f.
- Constantius Chlorus, der Vater Constantins, 76.
- Constantinus, der Sohn Constantins, 86.
- Crang, Dav., f. Geish. v. Grönland, 420 f.
- Cyprianus, Thascius Cäcilius, Bischof zu Carthago; sein früheres Leben, 27 f. Seine Bekehrung zum Christenthume, Selbstbekenntnisse in dieser Beziehung, 28 ff. Seine Taufe, 32. Wahl zum Bischofe, 33. Commentar über die Verpflichtung im Taufbunde, 35 ff. Sein Charakter, 37 f. Begriff des Glaubens, 38. Christliche Gemeinschaft, 40. Moral, 41. Erwartung der zweiten Zukunft des Herrn, 41 f. Praktisches Schriftstudium, Charakter als Bischof, 42 f. Betrachtung der Einheit der Kirche, 43 ff. Verhältniß zum Römischen Bischof Stephanus; grund- evangelischer Standpunkt, 47 f. Verhalten unter der Decischen Verfolgung und Zustand der Kirche in jener Zeit, 48 ff., 54 ff. Verhalten während der Pest unter Kaiser Gallus, 58 ff. Seine Bücher ad Demetrianum und de mortalitate, 60 f. Deportation nach Curubis, 64 f. Verhör vor Galerius, 67 f. Märtyrertum, 68 ff.
- Dalmatica, ein Stück der geistlichen Kleidung, 69.
- Damasus, Römischer Bischof; schändliche Antritte bei seiner Wahl, 105 f. Sein Charakter und sein Verfahren überhaupt, 106 ff.
- Dante, dessen Antipapismus, 194 f.
- David, Christ, Bernh. Missionar, 418 ff.
- Decius, Kaiser; dessen Verfolgung gegen die Christen, 48 ff. Sein Tod, 57.
- Decretale, die Pseudisidorischen, 191.
- Delft, Fortschr. des Evangel. dort, 287.
- Delphidius, Redner, Priscillianist, 139.
- Demetrian, Proconsul in Carthago, 50 f.
- Dehler, Wolsq., geistl. Liederdichter, 438.
- Dionysius von Alexandrien in der Decischen Verfolgung, 52, 55. Sein Bericht über die Verfolgung unter Valerian, 63. Seine letzten Schicksale, 64.
- Diotrephes, (3 Joh. 9), 6.
- Dyppel, Joh. Gouw., seine Schicksale und sein schwärm. naturalist. System, 465.

- Dithmarschen, Pflanzung des Evangeliums dort, 277 ff., 283 ff.
- Dominicanerorden, Zeugniß des Mathäus Parisiensis von demselben, 196.
- Drachardt, Ehr. Laur., Herrnhutisch gesinnter Missionar, 430 f.
- Ebel, Prediger in Königsberg, Haupt der Schönherrischen Secte, 470.
- Ebnertin, Christina u. Margaretha, Nonnen im Kloster Maria Medingen, 206, 209, 216 f.
- Eckart, Meister, dessen Lehre, 203, 209.
- Edgardi, der ältere, in Hamburg, 323.
- Egede, Hans, Missionar. Seine früheren Lebensverhältnisse, 383 f. Beruf zum Missionar Grönlands, äußere und innere Anfechtungen dabei, 384 ff. Alchymistische Studien, 389. Reise nach Grönland, 391 f. Versuche, die Sprache dort zu erlernen, 393 f. Erstlinge von Bekehrungen, 397 ff. Missionsarbeiten, 399 ff., 410. Gedanken von Grönländischen Rationalkatecheten, 403. Sein staatskirchliches Ideal und Votum für Religionsfreiheit, 404. Christliche Geduld und Muth, 405. Entscheidung der Tauf-Frage, 407 ff. Wirksamkeit unter der Pocken-Epidemie, 414 ff., 421. Segen der Missionsarbeit, 415 f. Verhältniß zur Brüdergemeinde und ihren Missionaren, 416 ff. Verläßt Grönland, 422 ff. Abschiedspredigt, 425. Grönlands Superintendent, 426 f. Instruction für die Missionare, 427 ff. Aufenthalt in Stubbetjöbbing und Tod, 432 f. Charakter, 433 f.
- Egede, Niels, Gehülfe Hans Egede's, 407, 410, 425, 429.
- Egede, Paul, Gehülfe Hans Egede's, Missionar, 396, 402; seine Verdienste um die Grönländische Sprache, 432.
- Egenolf zu Strassburg, 203.
- Eisler, Tob., Anhänger Lemnhardts, 462.
- Elberfeld, die Ref. Pietisten dort, 495 f.
- Eller, Bandfabrikant, Haupt der Ronsdorfschen Secte, 470 f.
- Erasmus von Rotterdam, Verhältniß zur Reformation überhaupt und namentlich zu der in den Niederlanden, 249 ff. Weltliche Friedensliebe und Schwärze, 288.
- Erk der Nothe, Irland. Freibenter, 375.
- Ernst August, Herzog von Sachsen-Gotha, Missionspläne, 373.
- Erziehung nach pietist. Grundsätzen, 480 f.
- Esche, Johann, Niederländischer Märtyrer, 264, 268.
- Euchrocia, Priscillianistin, 139.
- Eugenius, Kaiser, 181 f. Sein Tod, 183.
- Eugenius IV., Papst, Jüngling von Bernhard, 191.
- Eusebius von Cäsarea, dessen Vita Constantini, 78, 84. Sein Urtheil über die Zeitbegebenheiten, 91 ff., 98.
- Ewald, Enevold, Prediger am Waisen-
hause in Kopenhagen, 418.
- Fabian, Römischer Bischof, Märtyrer, 54.
- Fama, die Europäische, 507.
- Firmitian, Bischof zu Cäsarea in Cappadocien, 48.
- Flagellanten, die, und ihre Beisfahrt 1348, 232 f.
- Florentius Radevin (von den Fratres vitae communis), 243.
- Franciscaner-Orden, der, in seiner letzten Entwicklung, 197.
- Frank, August Hermann, 441, 466.
- Franciscus von Assisi, Stifter des Franciscanerordens, 197.
- Fratres vitae communis, letzte Schicksale dieses Ordens, 244.
- Federiks, Willems, Prediger in Grönningen, 287.
- Freylingshausen, Anastasius, geistlicher Liederdichter, 438.
- Friedrich II. und III., Könige von Dänemark; Entdeckungsreisen unter ihnen nach Grönland, 382 f.
- Friedrich Christian, Grönländischer Katechet, 402. Sein Tod, 414.
- Fritigil, Königin der Marcomannen, ihre Gesandtschaft an Ambrosius, 184.
- Galerius Maximus, Proconsul Africa's, verhört Cyprian, 68 f.
- Gallienus, Mitkaiser Valerians, 63.
- Garde, Bischofsitz auf Grönland, 379.
- Gerhard, Joh., sein Standpunkt als Theolog überhaupt, 448.
- Gerhard Groot, Stifter des Ordens: Fratres vitae communis, 243.
- Gerhohus von Reichenberg, Propst, 191.
- Gervasius und Protasius, Märtyrer; Auffindung ihrer Gebeine, 157.
- Glabu, Anmerkungen zu Dav. Erang Historie von Grönland, 420.
- Gnaphens, Wihl., Rector im Haag, dessen Trostbücher, 290.
- Goch, Joh. (Pupper), Vorläufer der Reformation in den Niederlanden; Grundsätze seiner Lehre, 244 ff., 261.
- Göthe, Joh. Wolfg., Freundschaft mit Jung, 478, 494, 499.
- Görz, Baron, Karls XII. Minister, 359.
- Goldmacherei, 485.
- Gottesfreunde, Mystiker in Deutschland, Frankreich, Oberitalien, 203 ff.
- Grayhen, Cornelius, Stadtschreiber in Antwerpen; Charakter, Schicksale und Schriften, 261 ff.
- Gratian, Kaiser; dessen Verhältniß zu Ambrosius, 129 ff. Sein Tod, 131. Sein Hof, 136.
- Gregorius Nazianzenus, seine Darstellung des Lebens der Heiligen, 27. Bericht von der Decischen Verfolgung, 50. Schilderung des Zustandes der Kirche im

- vierten Jahrhundert, 94 ff., namentlich der Weisthümlichkeit, 101 f. Schicksale in Constantinopel, 109 f.
- Gregorius Rysenus, über die Decische Verfolgung, 48.
- Gregorius Thaumaturgus, über die Flucht unter der Verfolgung, 55.
- Gregor VII., Papst (1073—1085), 191.
- Gripenbjelm, Gernannus, Schwedischer Liederdichter, 342.
- Groeningen, erste Verkündigung des Evangeliums dort, 287.
- Grönlands Entdeckung und Christianisierung, 375 f. Die ersten Bischöfe dort, 377 f. Die Zerstörung der Kirche da, 380 f. Entdeckungszüge, um die Ostküste Grönlands wiederzufinden, seit 1520, 381 ff. Ruinen christl. Kirchen dort, 398.
- Grönländer, ihr Charakter, ihr Aberglaube, ihre Bekehrung, 397.
- Großgebaur, Th., ascet. Schriftst. 320.
- Grundtvig, N. F. S., seine Dimissipredigt, 511.
- Gustav Bafa und Gustav Adolph II., Bemühungen zur Bekehr. d. Lappen, 373.
- Gades (Scheel), d. bibl. Begriff davon, 507.
- Hakon Hakonsen, König in Norwegen, 379.
- Hammond, Hans, dessen Nordische Missionsgeschichte, 386 f.
- Hafenkamp, Rector in Duisburg, 473.
- Hang, Joh. Heinr., Arbeit am Verleburgschen Bibelwerke, 465.
- Hang, Joh. Jak., Buchdrucker, 465.
- Heidenthum, dessen Kampf mit dem Christenthume, 1 ff. Verhältniß zur Rationalität, 16 ff. Religiöser und sittlicher Charakter, 21 ff. Zustand unter Constantin dem Großen, 84; unter Constantinus, 86. Kampf für sein Dasein unter Valentinian II., Gratian, Maximus, Eugenius, 158 ff., 165 f., 182.
- Heinesen, Mogens, Färder, 383.
- Heinrich von Nördlingen, 202, 206.
- Heinrich Suso (der Sesus), von Costniz, 202.
- Heinrich von Bütsen (Möller), Niederländischer Märtyrer; sein Aufenthalt in Wittenberg und Theses dort, 272 f. Prior in Antwerpen; Flucht; Prediger in Bremen, 275 ff. Verfolgung des Domcapitels dort gegen ihn, 276. Berufung nach Dithmarschen, 278. Verfolgung dort gegen ihn, von den Dominicanern erhoben, 279 f. Märtyrertum in Hemmingstedt (1524), 280 ff.
- Helldius, Urheber d. Priscillianisten, 135.
- Herder, Joh. Gottfr. v., 494.
- Herrnhut, Stammsitz der Brüdergemeinde, 468.
- Herzogenbusch, reformatorische Regungen dort, 288.
- Hesbustius, Tilemann, 451.
- Hjerne, Urban, Schwedischer Poet, 339.
- Hieronymus, über Emilian, 27, 31. Ueber die Decische Verfolgung, 51. Schilderung des Zustandes der Weisthümlichkeit im 4. Jahrhundert, 109.
- Hippel, Ch. W. von, 505.
- Hochmann, Ernst Emmerich, seine Wanderungen, Bekehrungspredigten, Aufenthalt in Mühlheim an der Ruhr, Tod, 462.
- Hönigern, die Dragonnade dort (1834), 439.
- Hofmann, Joh. Wilh., Cand. theol.; seine Pilgerhütte, 464.
- Holstein, Joh. Georg v., Präsident des Missionscollegiums in Kopenhagen, 386.
- Hooßstraten, Jac., Dominicaner-Inquisitor, 265.
- Höttinger, Joh. Joachim, Reformirter Theolog, 456.
- Hulst, Franz van, Inquisitor, 260 f., 269, 288.
- Huginus, Bischof von Corduba, 135.
- Jacoponus, Dominicanermönch, Verfasser der Hymne Stabat mater, 198.
- Jahrhundert, das achtzehnte und das neunzehnte, historische Parallele zwischen beiden, 435 ff.
- Idarius, Spanischer Presbyter, 135.
- Jersfeld, Gräfin. Prof. in Dorpat, 341.
- Ignatius, s. Petrus d. Episkopat, 6 f.
- Innocenz III., Papst (1198—1217), 191.
- Inspirirten, die, im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, 455. Ihr Zug durch Europa, 459. Einwirkung auf die deutsche Kirche, 460 ff. Die Inspirirten in Wüdingen, 466.
- Instantius, Priscillianist, 135.
- Interdict, das, in Straßburg (1323 ff.), 214 f.
- Johann XXII., Papst; sein Verhältniß zu Ludwig dem Baver, 210 f., 212 f.
- Johann v. Dambach, Freund Lanfers, 199.
- Johann von Zandun, Verteidiger der Kirchenfreiheit, 211.
- Johannes de Parrhisiis, Verteidiger der Kirchenfreiheit, 194.
- Johannes de Rupefissa, Dominicanermönch; sein „Vademecum in tribulatione“, 198.
- Jovian, Kaiser, Beschützer der Religionsfreiheit, 91. Themistius' Zeugniß von seiner Regierung, 103 f.
- Jrving, the Caledonian preacher, 457.
- Jthacius, Bischof von Tossuba, 135 ff., 139 ff.
- Jubelfest in Mysala (1693), 344.
- Julianus Apostata, 2 f. Seine Erziehung, 88. Verfolgungen gegen die Christen, 89. Verhältniß zur Religionsfreiheit, 89 f. Sein Tod, 3, 91. Wirkungen seiner Verfolgungen auf die Christen, 95 ff.

- Jung, Joh. Heinrich; seine Charakteristik des 18. Jahrhunderts, 436 f. Sein Verhältniß zur Brüdergemeinde, 474. Seine Schriften, besonders „Theobald“, 475. Seine Geburt, Kindheits- und Jugendgeschichte, 477. Schulmeister, 483. Schneidergeselle, 490. In Spaniers Haus, 491. Bekanntschaft mit Mositor, 492. Verlobung im Heyderischen Hause, 493. Aufenthalt in Strassburg und Bekanntschaften dort, 494 f. Promotion, 495. Practiciren der Arzt in Elberfeld, 495. Grundsätze über den Pietismus, 497. Glückliche und unglückliche Augenuren, 498 f. Professor der Kameralwissenschaft, 500. Professor in Marburg, 501. Kampf mit dem Deismus u. Rationalismus, 502 f. Beurtheilung der französischen Revolution, 504. Wirksamkeit für das Reich Gottes, 505. Charakteristik seiner spätern Hauptschriften, 505 ff. Einzelne prophetische Blicke, 508. Meinung von der Prädestination, 510. Aufenthalt in Heidelberg, 512. Tod (1817), 513.
- Junge, Wibeke, christliche Frau, 278, 282.
- Justina, Kaiserin; ihre Vormundschafterregierung, 129. Ihr Kampf für den Arianismus, 142 ff.
- Justinus Martyr, sein Brief an Diognet, 19.
- Kakortok (auf Grönland), Ruinen daselbst, 398.
- Karl Friedrich, Churfürst v. Baden, 512.
- Kirche, evangelisch-lutherische; ihre Gebrechen, Leiden und Strafgerichte über sie, 445 ff. Ihre Theorie des Kirchenamts, 303 ff.
- Kirche, römisch-katholische; ihre Macht und Entartung, 189 ff. Ihre Theorie der *notae ecclesiae*; Kritik darüber, 294 ff.
- Kirchen=Physiognomik, 299.
- Klopstock, Friedr. Gottlieb, 491.
- Klosterleben, Bedeutung desselben, 113 ff.
- Knevels, Candidat, Angeber der Ronsdorfschen Secte, 472.
- Kolmodin, Israel, Bischof auf Gothland, 338, 340.
- Kortholt, Christ., Kirchenhistoriker, 325.
- Kosmopolitismus, der christliche, 18 ff.
- Lactantius, seine Betrachtung der Philosophie und der Sibyllen, 8 f.
- Lagerlöf, Peter, Schwedischer Poet, 340.
- Lamoignon de Baviile, Intendant in Languedoc, 458.
- Lampe, Friedr. Adolph, großer Reformirter Theolog, 497.
- Lampert Thörn, Märtyrer, 265, 269.
- Lange, Joach., Prof. d. Theol. in Halle, 456.
- Lange, Joh. Michael, Professor der Theologie in Altorf, 462.
- Lange, D., schriftgelehrter Grönländischer Missionar, 408 f.
- Patronianus, Spanischer Dichter, Priscillianist, 139.
- Peade, Jane, Schwärmerin, 470.
- Peif Erikson, Grönlandsfahrer, 375.
- Penz, Joh. Mich., und Perse, aus Göthes Umgarkekreis, 494.
- Pebanius, der Ketor, Julian's Freund, 88.
- Libellatici, 53.
- Lindschöld, Graf, Schwedischer geistlicher Liederdichter, 342.
- Liturgie der Englischen Kirche, Versuche zu ihrer Einführung in Preußen, 439 f.
- Lodberg, Joh., Professor der Theologie in Kopenhagen, 386.
- Löfcher, Valentin, 436.
- Löwen, reformator. Bewegung, auf d. Universität dort, 250 ff. Doct. in Löwen, 267.
- Ludolph von Sachsen, Dominicaner, Prediger, 233.
- Ludwig von Bayern, Kaiser, 210 ff. Sein Tod, 214.
- Lütke mann, Joach., 320, 451.
- Luther, Martin, seine Bedeutung als Werkzeug Gottes, 241 f. Sendbrief an die Brüder in Holland, Brabant und Flandern, 270 f. Lied von den Niederländischen Märtyrern, 271 f. Bericht und Brief über Heinrich von Zutphens Märtyrertod, 283, 286. Betrachtung der Reformation im Anfange, 444. Seine Theorie des Kirchenamts und Entwicklung derselben seit 1520, 304 ff.
- Macrianus, Protomagus, 63.
- Märtyrer, überhaupt, 71 ff. Unter Kaiser Decius, 50 ff. In Antwerpen, 289.
- Magnus Smet, König von Norwegen, veranstaltet eine Expedition nach Grönland, 380.
- Majuma, Hafen bei Gaza, 93.
- Marcellina, Schwester des Ambrosius, 111 ff. Ihr Klosterleben, 115. Geschwisterliebe, 128.
- Marcus, Bischof von Arethusa, Standhaftigkeit unter der Verfolgung, 96.
- Margaretha von Parma, Carls V. Tante, 255.
- Marion, Inspirirter, 459.
- Marsay, du, Schüler d. Mad. Guion, 468 f.
- Marsilius von Padua, Vertheidiger der Religionsfreiheit, 211.
- Martin von Tours, seine Bekanntschaft mit dem Kaiser Maximus, 137. Uner-schrockener Anwalt der Religionsfreiheit, 137 ff. Zusammenkunft mit dem Kaiser Maximus in Trier, 140 f.
- Maximus, Kaiser, 133 f. Sulpicius Severus' Urtheil über ihn, 137. Verfahren in der Sache der Priscillianisten, 138 ff. Gesandtschaften des Ambrosius an ihn, 143, 166. Letzte Schicksale, 167 f.
- Mercurinus, Argentius, Arianischgesinnter Bischof, 144, 153.

- Merlan, Johanne Eleonore von, J. B. Petersens Gattin, 458.
- Mettrie, de la, Atheist, 469.
- Meyfart, 447.
- Michael Casenas, Franciscaner-Generäl, 211.
- Mittelalter, prophetischer Charakter derselben, 187 f.
- Minnicius Felig, christlicher Apologet, 10 ff., 31.
- Mission, hohe Bedeutung derselben und Verhältniß zur Kirche, 371 ff. Von der ältesten christlichen Kirche als Colonisations-system betrieben, 373 f.
- Mission, die Grönländische, der Anfang derselben, 392 ff. Fortgang und Gefahren, 396 ff. Haupthindernisse derselben, 401, 412 ff., 426, 429 f.
- Missionscollegium in Köpenhagen, 387 f., 401, 431.
- Missionsversuche, frühere in der evangelischen Kirche, 373.
- Mönchsorden, ihr Verhältniß zur Reformation, 496 f., 116 f.
- Molitor, katholischer Prediger, Augenarzt, 492.
- Mühlheim an der Ruhr, Mittelpunkt der separatistischen Erweckung, 463.
- Müller, Heinr., großer evangelischer Theolog, 448, 451.
- Müller, Theodor, Prediger in Wichlinghausen, Jungs Freund, 498.
- Münter, Fr., seine Untersuchungen über die Geschichte der Afrikanischen Kirche, 28.
- Mysterien, die, des Heidenthums, 16.
- Nagel, Schneidermeister in Solingen, 488.
- Rationalität, Verhältniß derselben zum Heidenthum und zum Christenthum, 17 ff.
- Neu-Schweden, christliche Gemeinden in Nordamerika; ihre Geschichte, 354 ff.
- Nicäa, die Synode zu (325), 77.
- Nicolaus von Basel, Laie, 217 ff., 237.
- Nicolaus von Strassburg, sein Buch vom Antichrist, 202.
- Nicolaus V., Papst (1447—1455), Bulle an die Bischöfe in Skotholm u. Solum, 381.
- Novatian u. Novatus, ihr Schema, 57.
- Oecam, Wilh., Vertheidiger der Religionsfreiheit, 211.
- Odde Runk, Annalist, 376.
- Osuf der Heilige, Einführung des Christenthums in Norwegen, Island und Grönländ durch ihn, 376.
- Osuf Trygvesson, Versuche zur Einführung des Christenthums, 375.
- Orthodoxie, Kampf derselben wider den Pietismus, 441 ff. Ihr Recht und ihr Unrecht, 450. Gegen. zu Luthers Mystik, 451. Anlehnung an weltliche Mittel, 451.
- Ostendorp, Johann, Domherr in Deventer, 248.
- Päpste in Avignon, 193.
- Paracelsus, Theophrastus (von Hohenheim), 483.
- Paternus, Aspasius, Proconsul in Carthago, sein Verhöhr mit Cyprian, 64 ff., 67.
- Paulinus, der Biograph des Ambrosius, 112.
- Pest, die, 1348 (der schwarze Tod), 231.
- Im Norden, 379 f.
- Petersen, Joh. Wilh., seine Schriften u. sein Leben, 457.
- Petri und Pauli Märtyrertod in Rom, 2.
- Piaff, Christoph Matth., seine Abhandlung von der Consecration, 300.
- Philippus Arabs, inwiefern der erste christliche Kaiser, 24.
- Philipp von Burgund, Bischof, Reformator in Graßmischem Geiste, 255, 262.
- Pietismus, der; Grundcharakter desselben, 437. Verhältniß zur Reformation und zur Orthodoxie, 441. Vorgänger derselben in der Lutherischen Kirche, 443 ff. Seine wirkliche Mission an die Kirche, 449 f. Sein Unrecht gegen die Orthodoxie, 452 f. Verhältniß zu den Symbolen, 453. Grundfehler in der Betrachtung derselben, 454. Der Pietismus in der Lutherischen u. in der Reformirten Kirche, 456.
- Pingel, Chr., über die Reisen nach Grönländ, 375 u. öfter.
- Plank, G. J., seine Geschichte der Entwicklung des protestant. Lehrbegriffs, 445.
- Plütschau, Missionar, 374.
- Pontius, Cyprians Biograph, 28 u. ö.
- Pordage, Joh., Schwärmer, 470.
- Prätextatus, Petrus, Praefect in Rom, 107.
- Priscillian und die Priscillianisten, 134 ff. Gnostischer Charakter dieser Secte, 134. Versuch den Kaiser Gratian für sich zu gewinnen, 136. Behandlung von Maximus, 136 ff. Todesurtheil gegen Pr. und Mehrere der Secte, 139.
- Proäresius, Atheniensischer Rhetor, seine Bekehrung, 96.
- Probus, Uincius Petronius, Praefectus praetorio, 118.
- Pufendorf, Samuel, Geschichtschreiber und berühmter Jurist, Vertheidiger der Religionsfreiheit, 316.
- Quadratus, Apologet, Missionar, 373 f.
- Rabe, Joh. Adam, Rector in Erlangen, 461.
- Rambach, Joh. Jakob, geistlicher Liederdichter, 448.
- Raschmann, Candidat (in Marburg), 503.
- Rast, Gertrude, Hans Egeds Gattin, 384, 386, 395. Ihr selbster Tod, 423, 426.
- Ravenstein, v., Urtheil über Luther, 255.
- Reformation, die; Märtyrer derselben, 239. Unmittelbare Vorgänger derselben in Deutschland, 242. Vorbereitung und Ausbreitung derselben in den Niederlanden, 242 ff.

- Reformirte Kirche, die, 496. Reform.
 Flüchtlinge in Preußen aufgenom., 439.
 Reiz, Joh. Heinr., seine Historie der Wie-
 dergeborenen, 480.
 Richter, Chr. Friedr., geistlicher Lieder-
 dichter, 466.
 Rock, Joh. Friedr., Sattler in Marienborn,
 Inspirirter, 467. Verhältniß zum Gra-
 fen Zinzendorf, 468. Demaskirung durch
 du Marjay, 469. Seine letzten Tage, 469.
 Rönnov, Marcus, Orientalist, 338.
 Ronsdorfer Secte; ihre Greuel und
 ihr Ausgang, 470.
 Rosenbach, Joh. Georg, Sporergeressele;
 seine Wanderungen, 461.
 Rothe, Mich.; seine Schrift „Anfänge der
 christlichen Kirche“, 7.
 Rufinus, Minister des Kaisers Theodo-
 sius, 173, 175.
 Ruybroek, Joh., Dominicaner, Mysti-
 ker, 202. Grundzüge seiner Lehre, 242 f.
 Sacrificati, 53.
 Salvianus, Priscillianist, 135.
 Salzburgerische Auswanderer aus dem
 Zillertale in Preußen aufgenommen, 439.
 Sanden, Bernh. v., Preuß. Bischof, 439.
 San Romano, Spanier; verbrannt als
 Keger, 289.
 Sarcerius, Erasmus, 451.
 Sartorius, Prediger, von der Hallischen
 Schule, 503.
 Satyrus, der ältere Bruder des Ambro-
 sius, 111, 118, 124, 128. Sein Tod, 132.
 Saubert, Joh., sein „Zuchtbüchlein“, 446.
 Savonarola, Hieron., seine reformato-
 rische Prophetie, 198, 241.
 Schleiermacher, Reformirter Prediger
 in Ronsdorf, 471.
 Schmid, Joh., Zeugniß vom Zustande der
 Lutherischen Kirche, 446.
 Schmidt, Sebastian, großer Lutherischer
 Greget, 323.
 Schönherr, Joh. Heinr., Nachrichten von
 ihm und seiner Secte, 470.
 Schriftprincip, das, bei den ältesten
 Zeugen der Kirche, 297.
 Schröder, Joh. Heinr., geistlicher Lieder-
 dichter, 466.
 Schüp (Vicentiat), Speners Freund, geist-
 licher Liederdichter, 458.
 Scriver, Christ., 448. Sein Seelen-
 schatz, 320.
 Separatisten im Bergischen, 464.
 Separatistische Bewegungen im An-
 fange des 18. Jahrhunderts, 455.
 Sévigné, Mad. de, 458.
 Sibyllinische Bücher, 9.
 Sigurd Forsalasar, sein Interesse fürs
 Christenthum, 378.
 Simplicianus, Römischer Presbyter,
 Ambrosius' Vater in Christo, 121, und
 Nachfolger, 185.
 Strällinger, die ursprünglichen Grön-
 länder, 376.
 Smets, Christoph, Prediger in Antwer-
 pen, 288.
 Solenthal, Baron, 413.
 Spanier, Kaufmann bei Rad vorm
 Wald, 490.
 Specklin, Chronist, 233.
 Spiegel, Håkon, Schwedischer geistlicher
 Liederdichter, 340.
 Spenner, Philipp Jakob, 441, 443, 453.
 Spreng, Jak., Prior im Augustinerkloster
 zu Antwerpen; seine Schicksale, 253 ff., 263.
 Stach, Matthäus u. Christian, Herrnhu-
 tische Missionare, 417.
 Steenbuch, Joh., Professor d. Theologie
 in Kopenhagen, 386.
 Stephan, Martin, Auswanderung nach
 Amerika, 470.
 Stephanus, Römischer Bischof, 47 f.
 Sterne, Laur., 505.
 Stillcho, Vormund des Kaisers Hono-
 rius, 185.
 Stricker, Herm., aus Zwoll, Prediger in
 Antwerpen, 289.
 Sulpicius Severus als Geschichtschrei-
 ber und christlicher Zeuge, 134, 137 ff.
 Swobilus, Dlof, Erzbischof, 338, 341.
 Swedberg, Jesper; seine Geburt, Eltern
 und Erziehung, 313 ff. Aufenthalt auf der
 Hochschule zu Lund, 316 ff. Erste Predigt,
 317. Informator in Brunnens Haus in
 Uppsala, 318 f. Theologische Schule, 320.
 Regimentsprediger, 321. Heirathet Sara
 Behm, 321. Reise ins Ausland, 322 ff.
 Verhältniß zum Pietismus, 320, 323 f.,
 362 f. Katechetischer Unterricht, 327. Wir-
 ksamkeit zur Besserung der Schulen, 328.
 Hosprediger, 329. Eifer gegen die Re-
 duction, 330. Proceß mit Graf Gylden-
 stjerne, 331 ff. Eifer um das Halten des
 Kirchengesetzes, 333. Verhältniß zu Carl
 XI., 334. Antheil an der Revision der
 Bibelübersetzung, 335, 337 ff. Pastor in
 Winkåter, 335. Professor in Uppsala, 336.
 Geschichte seines Gesangbuchs, 339 ff.
 Lehre von der Gemeinschaft der Heiligen,
 347 f. Bischof in Skara, 349. Verhältniß
 zu Carl XII., 350 ff., 359 f. Arbeit für die
 Schwedischen Christen in Nordamerika,
 354 ff. Verhältniß zur Königin Ulrika
 Eleonora, 360. Einmischung in weltliche
 Gängel, 360 f. Amtstätigkeit, 364 ff.
 Oekonomie mit der Zeit, Vergnügungen,
 367. Charakter, 368. Spätere Lebens-
 jahre und Tod, 369 f.
 Swedenborg, Eman., Swedbergs Sohn
 aus erster Ehe, 347, 369.
 Symmachus, D. Aurel., Anwalt des Hei-
 denthums; Verhältniß zu Ambrosius, 118.
 Praefectus urbis. Relation an den Kai-
 ser (384), 161 ff.

- Tauler, Johannes, Dominicanermönch, prophetische Stimme im Mittelalter, 189. Früheres Leben und Studien, 199 ff. Bekehrungsgeschichte, 217 ff. Bild von ihm als Prediger, 224 ff. Leiden und Verfolgungen, 229 ff. Wirksamkeit unter dem Interdict in Strassburg; Vertheidiger der Religionsfreiheit, 231 ff. Vor Carl IV., 235 f. Aufenthalt in Köln; Tod (1361), 237 f. Verhältniß zur Reformation, 234 f.
- Tennhardt, Joh., „Kanzellist der himmlischen Majestät“, 462.
- Tersteegen, Gerh., Bandfabrikant in Mülheim an der Ruhr; seine religiöse Thätigkeit; seine Schriften überhaupt, namentlich seine geistlichen Lieder, 472, 473.
- Tertullianus, Q. Sept. Florens; seine Betrachtung des unmittelbaren Zeugnisses der Seele und der Philosophie, 7 f. Kosmopolitischer Standpunkt, 19 ff. Ethische Grundzüge, 21. Cyprians Meister, 28.
- Themiſtius, Sophist, 103 f.
- Theodosius der Große, führt Gregor von Nazianz als Bischof in Constantinopel ein, 110. Von Gratian als Mitregent angenommen, 133. Krieg mit Maximus, 167 f. Staatskirchliche Grundzüge, 168 ff. Getauft von Atholus, 168. Sein Charakter überhaupt, 171 f. Tyrannisches Verfahren beim Aufstande in Ihesalonich (390), 172 ff. Verhältniß zu Ambrosius, 173 ff. Verhalten bei den Unordnungen in Castrum Gallinicum, 176 ff. Krieg mit Arbogast und Eugenius, 180 ff. Tod, 183.
- Tholuck, A. F. G., seine Abhandlung vom Seidenthum, 21.
- Thomas von Strassburg, Augustinermönch, Taulers Genosse, 233.
- Top, Albert, Hans Egede's College, 398.
- Torneborch, Augustin, Dominicanerprior in Dithmarschen, 279 f.
- Tradition, die Apostolische; Begriff derselben bei den ältesten Zeugen, 297.
- Trajan, seine Verfolgung gegen die Christen, 2.
- Troost, Chirurg in Eisfeld, 498.
- Typik in der Reformirten Kirche, 497.
- Tyrus, Synode dort, 99.
- Ubertini de Casulis, Franciscaner, 197, 199.
- Unionversuche im Anfange des 18. u. des 19. Jahrhunderts, 438 f.
- Ursinus, gewählt zum Bischof in Rom, 105. Seine und seiner Parthei Schicksale, 108.
- Ursinus, Preussischer Bischof, 439.
- Valens, Kaiser im Orient, Beschüßer des Arianismus, 109. Fällt in der Schlacht bei Adrianopel (378), 131.
- Valentinian I., Kaiser, Anwalt der Religionsfreiheit, 91. Charakteristik seiner Regierung, 103 f. Sein berühmtes Rescript von 370, 108. Verhalten bei der Wahl des Ambrosius zum Bischof, 121 f. Sein Tod, 129.
- Valentinian II., Kaiser, 129. Veränderung in seinem Wesen, 179 f. Unterdrückt von Arbogast, zuletzt ermordet durch dessen Trabanten, 180 f.
- Valentinus, Basilus, Adept, 485.
- Valerian, Kaiser; sein früheres Verhalten gegen die Christen, 62 f. Verfolgung gegen dieselben, 63 ff. Sein Rescript vom Jahre 258, 66.
- Valleudorf, Erit, Kanzler Christians II., 382.
- Vansleb, Joh. Mich., dessen Aufenthalt unter den Abyssinern, 373.
- Venturini v. Bergamo, Dominicaner, 203.
- Victoria, ihr Altar in Rom, 159. Wiederaufrichtung desselben, 182.
- Victorinus, Fabius Marinus, Rhetor in Rom, dessen Bekehrung, 95 f.
- Vinland, Entdeckung desselben, 376.
- Viscamp, Gerhard, in Herxvoerden, 244.
- Viventinus, Präfect in Rom, 105.
- Voës, Heinrich, Niederländischer Märtyrer, 264. Verhör mit ihm, 265 f. Märtyrertod, 267 f.
- Volksbücher, deutsche (Erläusche Schriften), 480, 482.
- Voltaire, Franc. Marie Aronnet, 469.
- Waldenser, ihr früherer und späterer Charakter, 206 f.
- Welmer, Verfasser des „Arcanum regium“, 439.
- Wessel, Johann (Gansfoet), aus Gröningen, Vorläufer der Reformation in den Niederlanden; Grundzüge seiner Lehre, 247 f. Seine Prophecie von der Reformation, 248.
- Westen, Thomas v., Bekehrer der Norwegischen Finnen und Lappen, 385, 387.
- Worms, der Reichstag dort 1521; das Wormser Edict und die Publication desselben in den Niederlanden, 255 ff.
- Wülſing, Dan., Reformirter Prediger in Ronsdorf, 471.
- Ziegenbalg, Missionar, 374.
- Ziegler, Hans Anselm v., Verfasser der „Atlantischen Vanise“, 484.
- Zinzendorf, Nicol. Ludw. Graf v.; sein Verhalten zu den Inſpirirten und Briefwechsel mit denselben, 468. Aufenthalt in Dänemark, Interesse für die Grönländische Mission, 417 f. Verhältniß zu der Lutherischen Kirche, 417.
- Zwingli, Huldr., 301.

Prospect.

Bei Dörffling und Franke in Leipzig erscheint in Kurzem der erste Band von:

Natur und Geist

von

Johannes Michers.

Pränumerationspreis für den ersten Band: 2 Thaler.

Der Mensch steht zwischen zweien durchaus entgegengesetzten Welten, der der Natur einerseits und der des Geistes andererseits. Er ist weder nur Natur (Materie), noch reiner substantieller Geist, vielmehr die Einheit beider. Diese wunderbare Eigenthümlichkeit, in welcher des Menschen Glück und Unglück einem großen Theile nach mit begründet liegt, hat zu allen Zeiten tiefere Gemüther wie erleuchtete Denker nicht wenig bewegt und oft in tiefes Sinnen, wie ernstes Forschen vergraben. Schon manchem hohen Geiste schien diese Doppelnatur des Menschen das Räthsel aller Räthsel, das Mysterium aller Mysterien zu sein. In der That ist auch nach des Verfassers Ansicht keine Frage so wichtig, als die, woher, weshalb und wozu ein Dasein, das zwei so große Gegensätze, als Materie und Geist darstellen, in sich birgt? Diese Frage bildet daher den eigentlichen Kern- und Lebenspunkt, oder die alles beseelende Idee des vorliegenden Werks; es sind darin, nach des Verfassers Ueberzeugung, zugleich alle andern wissenschaftlichen Fragen mit enthalten. Wiederum kann jene Cardinalfrage alles menschlichen Erkennens, die, wenn sie recht beant-

wortet ist, zeigen muß, ob der Mensch das, was er ist, oder als was er erscheint, bleiben soll und darf, oder — wenn nicht — ob er sodann zur Natur zurückkehren darf, oder aber ein ganz anderes Reich des Daseins, und wo und wie, oder durch wen, zu erstreben hat: jene Frage, sagen wir, kann hinwieder nur durch ein gründliches Umkreisen der ganzen Natur, d. h. aller bisherigen Naturwissenschaften einerseits, und des Geistes und seiner Doctrinen, namentlich der Theologie, andererseits, beantwortet werden, womit sich denn das vorliegende Werk als ein System der Naturwissenschaft (Naturphilosophie) und der des Geistes darstellt.

In einer allgemeinen Einleitung zum ersten Bande wird denn zunächst in gedrängter Kürze die Frage behandelt, in wie weit die Menschheit überhaupt seit dem grauen Alterthume bis auf unsere Tage sich jenes Gegenstandes ihrer Natur bewußt geworden und die Frage nach dem Wesen desselben beantwortet hat, worauf dann die Aufgabe selbst näher erfaßt und ihre Lösung unternommen wird.

Die nächste und erste Frage ist nun jene andere uralte, die sich bis auf den heutigen Tag von Geschlecht zu Geschlecht wiederholt: was ist das Wesen der Materie, der *hulä*? Den Schleier dieser Frage zu lüften ist das eigentliche Thema des **ersten Bandes**. Aber nicht durch Metaphysik oder logisch-metaphysische Speculation wird sie beantwortet, sondern rein und lediglich durch die Ergebnisse der bisherigen Naturforschung, indem einerseits nach des Verfassers Ueberzeugung keine philosophische Speculation a priori das Räthsel jemals zu lösen vermag, während andererseits auf dem besagten Gebiete in den letzten 50 bis 60 Jahren so große Entdeckungen gemacht sind, daß sich hiedurch die obwaltende Frage mit der größten Leichtigkeit beantworten läßt. Die Frage wird aber besonders durch die Erscheinungen des Magnetismus, Galvanismus und der Electricität gelöst, weshalb denn der erste Band das so eben erwähnte Gebiet der Physik umfaßt und während er einerseits zeigt, daß alle bisherigen Hypothesen über den Magnetismus, Galvanismus und die Electricität irrig sind, andererseits das wahre und einfache Wesen der fraglichen Phänomene selbst darthut. Namentlich wird, um aus dem ersten Bande nur noch einen Punkt anzuführen, das Wesen des tellurischen Magnetismus, des großen Spinnräthsels der Naturwissenschaften unserer Tage, in seinem eigentlichen Princip in demselben dargethan; es wird nachgewiesen, welches das Gesetz oder die Seele der s. g. Isogonen, Isoklinen und Isodynamen sei, so daß nach den Ergebnissen der bisherigen Natur-

forschung durchaus kein Geheimniß mehr zurückbleibt in jenem scheinbar so räthselhaft verlaufenden terrestrischen Magnetismus.

Der **zweite Band** enthält sodann die Chemie. Es wird nachgewiesen, daß diese Wissenschaft bei all ihren großartigen Entdeckungen, wie ihren enormen Kenntnissen, doch ohne alle Erkenntniß einherwandert. Sie, die Chemie, enthält nichts als unhaltbare und nichtige Hypothesen, ohne alles Fundament und ohne alle Wahrheit. Ja es ist der Chemie sogar ganz unmöglich, die in ihren Thatfachen und Erscheinungen herrschenden Principe aus sich selbst oder auf ihrem eigenen Boden zu finden. Sie muß sich diese vielmehr von der Physik geben lassen, so daß nur jene kleine Schaar von Chemikern, die, wie Schönbein u., dieser so eben ausgesprochenen Ansicht huldigen, auf dem Wege zur wahren Chemie ist.

Der **dritte Band** enthält die Lehre von der Wärme und dem Lichte und die Farbentheorie. Auch aus diesem Theile heben wir nur Einzelnes hervor. In dem optischen Abschnitte zeigt der Verfasser zunächst das Irrige der s. g. Emanations- und Vibrationshypothese, und legt darauf dar, daß überall gar kein Himmelskörper sein Licht von einem andern Sterne erhält, auch die Erde nicht von der Sonne, obwohl jene, wie überhaupt die Planeten, nicht ohne die Sonne licht sind. Es hat vielmehr jeder Körper sein eigenes Licht, wobei die Sonne in Bezug auf die Planeten eine doppelte Aufgabe hat: a) sie vertreibt die Finsterniß, die etwas Reales und keine bloße Abwesenheit des Lichts ist, und b) bringt das eigene Licht der Planeten zur Entwicklung. — Den Haupt- und wichtigsten Theil des dritten Bandes bildet die Farbenlehre. Hier sieht sich nun aber der Verfasser, wie in allen vorherbehandelten Zweigen der Naturwissenschaft, ebenfalls wieder genöthigt, die herrschende Theorie der Farben, die Newton'sche in ihrem ganzen Umfange, für einen großartigen wie eben so merkwürdigen Irrthum zu erklären und dieselbe ganz und gar zu verwerfen. Nur in Goethe ist das erste Licht über den fraglichen Gegenstand erschienen, wennschon die Goethe'sche Farbentheorie noch an ganz wesentlichen Mängeln leidet (unter andern an dem, daß der eine Factor der Farbe die Finsterniß bilden soll.)

Diesen drei Bänden wird als **vierter** die Mineralogie und Geologie folgen. In der Geologie verwirft der Verfasser allen Vulkanismus und jegliche Erhebungstheorie der Gebirge, hält sich vielmehr nach dem Vorgange Werner's zunächst an jene kleinere

Schaar von Geologen, die, wie Nep. Fuchs, And. Wagner u. A. den Neptunismus vertreten, wiewohl auch in dieser Theorie noch große Irrthümer im Schwange sind, die aber aus dem Mangel der Einsicht in das Wesen der Materie und der wahren Chemie entspringen.

Da uns ein Eingehen in die folgenden Bände an gegenwärtiger Stätte nicht erlaubt ist, so bemerken wir nur noch, daß das ganze Werk auf 10 bis 12 Bände berechnet ist. Dabei sind die letzten Theile des Gesamtwerks wesentlich theologischer Art, d. h. Untersuchungen über die heil. Schrift. Der Verfasser bekennt es offen und frei, daß die volle Wahrheit aller Dinge allein im Worte Gottes zu finden ist. Weil nun aber die Schrift die absolute Wahrheit enthält, sämtliche Naturwissenschaften aber bisher auf Irrwegen wandeln, so ist die nothwendige Folge, daß beide, Schrift und Naturkunde, mit einander in Widerspruch gerathen sind. In des Verfassers System der Naturwissenschaften stellt sich aber eine völlige Harmonie zwischen Schrift und Naturkunde heraus. Damit dürfte denn auch das vorliegende Werk vor allen Dingen den Christen, besonders aber den Theologen empfohlen sein.

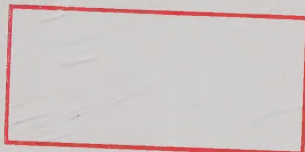
Zum Schlusse sei noch bemerkt, daß jeder einzelne Band des Gesamtwerks ein für sich bestehendes Ganze bildet, so daß der Käufer eines Bandes nicht auch die übrigen zu erwerben braucht; daß ferner nur auf den ersten Band subscribirt wird, und nicht auch auf die folgenden; wie endlich, daß jeder gebildete Leser die ersten Bände verstehen kann und dabei keine Vorkenntnisse der Physik zc. vorausgesetzt werden.

Alle Buchhandlungen nehmen Bestellung auf den ersten Band dieses Werkes an. Mit dem Erscheinen dieses Bandes tritt ein bedeutend höherer Ladenpreis ein.

Benutzt!

3-

DATE DUE



BR 1700 .R83 1850

,229

Rudelbach, Andreas Gottlob,
1792-1862.

Christliche Biographie

United Theological Seminary Library
MAIN
Ruthebach, An
BR1700.R83 1850
Christliche Biographie :



3 0645 0007 2885 3